

**„[...] damit sich der Leser, gleich wie ich itzt thue,
entferne der Thorheit und lebe in Rhue.“**

Festschrift für Peter Heßelmann

Eric Achermann,
Klaus Haberkamm,
Hans-Joachim Jakob,
Daniel Langner und
Torsten Menkhaus (Hrsg.)



**Eric Achermann, Klaus Haberkamm, Hans-Joachim Jakob, Daniel Langner und
Torsten Menkhaus (Hrsg.)**

***„[...] damit sich der Leser, gleich wie ich itzt thue, entferne der
Thorheit und lebe in Rhue.“***



Wissenschaftliche Schriften der WWU Münster

Reihe XII

Band 25

***„[...] damit sich der Leser, gleich wie ich itzt
thue, entferne der Thorheit und lebe in
Rhue.“***

Festschrift für Peter Heßelmann

Im Auftrag der Grimmelshausen-Gesellschaft Münster herausgegeben von
Eric Achermann, Klaus Haberkamm, Hans-Joachim Jakob, Daniel Langner
und Torsten Menkhaus

Wissenschaftliche Schriften der WWU Münster

herausgegeben von der Universitäts- und Landesbibliothek Münster

<http://www.ulb.uni-muenster.de>



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://www.dnb.de> abrufbar.

Dieses Buch steht gleichzeitig in einer elektronischen Version über den Publikations- und Archivierungsserver der WWU Münster zur Verfügung.

<https://www.ulb.uni-muenster.de/wissenschaftliche-schriften>

„[...] damit sich der Leser, gleich wie ich itzt thue, entferne der Thorheit und lebe in Rhue.“. Festschrift für Peter Heßelmann

Im Auftrag der Grimmelshausen-Gesellschaft Münster herausgegeben von Eric Achermann,

Klaus Haberkamm, Hans-Joachim Jakob, Daniel Langner und Torsten Menkhaus

Wissenschaftliche Schriften der WWU Münster, Reihe XII, Band 25

Verlag readbox unipress in der readbox publishing GmbH, Dortmund

www.readbox.net/unipress

Dieses Werk ist unter der Creative-Commons-Lizenz vom Typ 'CC BY 4.0 International'

lizenziert: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Von dieser Lizenz ausgenommen sind Abbildungen, welche sich nicht im Besitz der Autoren oder der ULB Münster befinden.



ISBN 978-3-8405-0224-8 (Druckausgabe)

URN urn:nbn:de:hbz:6-91169580979 (elektronische Version)

direkt zur Online-Version:

© 2020 Eric Achermann, Klaus Haberkamm, Hans-Joachim Jakob, Daniel Langner und Torsten Menkhaus (Hrsg.)

Satz: Eric Achermann, Klaus Haberkamm, Hans-Joachim Jakob, Daniel Langner und Torsten Menkhaus (Hrsg.)

Titelbild: Titelkupfer H. J. C. von Grimmelshausen: *Der Abentheurliche Simplicissimus Teutsch* (1668), Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel: M: Lo 2309

Portrait: Zeichnung von Bernhard Scholz, Aulendorf bei Billerbeck, Februar 2020

Umschlag: ULB Münster





Inhaltsverzeichnis

Vorwort	5
Dieter Breuer (Aachen) Essen und Trinken bei Grimmelshausen	11
Peter Klingel (Münster) Metaphysisches Wissen und Erzählperspektive bei Grimmelshausen	25
Ruprecht Wimmer (Eichstätt) Der Krieg bei Grimmelshausen – eine Summe von Verkehrtheiten	47
Martin Ruch (Willstätt) Grimmelshausen und die Antoniusverehrung: Drei Spuren	65
Friedrich Gaede (†) Aus einer Feder: „Schwarz und Weiß“ als „Wald und Höhle“	83
Christian Loos (Münster) Leiblichkeit und Formen ihrer Devianz in Grimmelshausens <i>Simplicissimus Teutsch</i>	91
Timothy Sodmann (Südlohn-Oeding) <i>Des Abenteurlichen Simplicissimi Ewig-währender Calender.</i> Eine kleine Reise in das Herz eines dunklen Kontinents	119
Ortwin Lämke (Münster) Das Unsichtbarkeitsmotiv im <i>Wunderbarlichen Vogel-Nest</i> Grimmelshausens mit Blick auf den simplicianischen Zyklus	141
Daniel Langner (Münster) Grimmelshausen-Einflüsse bei Joachim Ringelnatz	167

Gábor Tüskés (Budapest) Grimmelshausen-Reminiszenzen im Werk des Musikhistorikers Bence Szabolcsi	199
Torsten Menkhaus (Hamm) <i>Bewegte Helden</i> – Aufbrüche zur Selbstfindung und Menschwerdung bei Grimmelshausen und Kehlmann	219
Hans-Joachim Jakob (Siegen) Die Exempelfunktion der <i>historia</i> in den Paratexten von Johann Ludwig Gottfrieds <i>Historischer Chronik</i> (ab 1629)	237
Klaus Haberkamm (Münster) „[...] massen deß Menschen freyer Will/ der Sterne Zwang nicht unterworffen/ Jerem. 10.“ Zum Astrologie-Begriff in Schwenters und Harsdörffers <i>Erquickstunden</i>	259
Dieter Martin (Freiburg) <i>Schertz- vnd Anbindungs-Brieffe</i> . Ernst Christoph Homburgs Namenstagsgedichte im Gattungskontext	281
Nicola Kaminski (Bochum) „Der Kriegsmann wil ein Schäfer werden“, der Poet auch: „Nochschwebende“ Friedensdichtung barocker Kriegsflüchtlinge	303
Rosmarie Zeller (Basel) Gassers <i>Vernunft-Trutz</i> , ein höfisch-heroischer Roman aus katholischer Perspektive	333
Maximilian Bergengruen (Karlsruhe) Der ‚Herr der Finsternis‘ und der Geist des Lichts. Christian Thomasius’ <i>Kurtze Lehr-Sätze</i> gegen die Hexenverfolgung als Bausteine einer spiritualistischen Hermeneutik	359

Eric Achermann (Münster) Theater-Gesinde. Zur Inversion von Herrschaftsverhältnissen in der europäischen Komödie des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts	379
Matthew Feminella (Tuscaloosa, Alabama) „[M]an muß auf die Gesetze der Alten nicht so schwören“. Franciscus Langs Bühnenpraxis	409
Wilhelm Kühlmann (Heidelberg) „Wird eine Frau ihn drum verdammen?“ Zum ersten Gesang von A. von Droste-Hülshoffs Versepos <i>Die Schlacht im Loener Bruch</i> (Münster 1838)	423
Schriftenverzeichnis Peter Heßelmann	447

Vorwort

Jch würde dūrchs Feuer wie Phœnix geboren
Jch flog dūrchs Lüffte! wūrd doch nit verlorn.
Jch wandert dūrchs Wasser, Jch raißt über Landt,
in solchem Umbeschwermen macht ich mir bekandt
was mich oft betrüebet ũnd selten ergetzt,
was war das? Jch hab's in diß Būche gesetzt,
damit sich der Leser gleich, wie ich itzt thūe,
entferne der Thorheit und lebe in Rhūe.

So lautet die *subscriptio* des Titelkupfers von Johann Jacob Christoffel von Grimmelshausens zur Weltliteratur zählendem Roman *Simplicissimus Teutsch* (1668). Die beiden letzten der acht Verszeilen bilden den Titel der vorliegenden Festschrift, die die Herausgeber Prof. Dr. Peter Heßelmann aus Anlass seines 65. Geburtstages im Juni 2020 widmen. Sie sehen, inspiriert von der emblemartig-allegorischen Struktur der graphisch-verbale Gesamtkomposition, in dem fiktiven Ich der ‚Unterschrift‘ spielerisch eine Metapher des Jubilars, in der Skizze des Lebenslaufs der Buch-Figur das Sinnbild seiner Existenz. Die Vorstellung des Ganges des barocken Ich durch die vier Elemente der vorwissenschaftlichen Epoche kann in seiner Vielschichtigkeit für den komplexen Werdegang Heßelmanns in und außerhalb der Universität stehen. Passend dazu schlüpft er im letzten Verspaar gleichsam in die Rolle des sprechenden Ich – so soll der Titel der Festschrift verstanden werden – und wendet sich vor dem Schritt in den Ruhestand an die Leser sowohl der Festschrift, nunmehr seines ‚Buches‘, als auch seines gesamten wissenschaftlichen Schaffens. Wie der Autor des 17. Jahrhunderts, der sich hinter dem Ich der *subscriptio* verbirgt, bezweckt der Autor des 20. und 21. Jahrhunderts die Entfernung der Leserschaft von der Torheit, diesmal freilich nicht so sehr der moralischen Fehlbarkeit wie der Ignoranz. Wie Grimmelshausen geht es ihm im Sinne der Poetik des Horaz um *delectare et prodesse*. ‚Rhūe‘ als betont letztes Wort des Achtzeilers bzw. des Titels der Festschrift meint dann nicht mehr nur den Status des Ruheständlers, sondern die Gelassenheit des Alters, den ‚Seelenfrieden‘.

Nicht von ungefähr bietet sich Grimmelshausens Werk für den Titel der Festschrift an. Schon frühzeitig galt Peter Heßelmanns wissenschaftliches Interesse dem barocken Autor und dessen simplicianischen und nicht-simplicianischen

Büchern. Der Blick auf das ungewöhnlich reichhaltige Verzeichnis der Schriften des Jubilars zeigt, dass seine Forschungen zu Grimmelshausen einen Schwerpunkt bilden. Schon seine Dissertation mit dem Titel *Gaukelpredigt* aus dem Jahr 1988, die sich mit den allegorisch-emblematischen Strukturen in dem sogenannten Zehn-Bücher-Zyklus des Autors der Frühen Neuzeit befasst, belegt eindrucksvoll Heßelmanns Affinität zu diesem. Schon wenige Jahre später, 1992, folgte eine weitere einschlägige Monographie: *Simplicissimus Redivivus. Eine kommentierte Dokumentation der Rezeptionsgeschichte Grimmelshausens im 17. und 18. Jahrhundert (1667–1800)*, ein wertvoller Beitrag zum Fortleben der Literatur des Barock bis in die Zeit der deutschen Klassik. Ein erster Aufsatz, den Heßelmann noch vor seiner Doktorarbeit publizierte, arbeitete dieser umfangreichen Studie gewissermaßen vor: „Zum Grimmelshausen-Bild bei Schriftstellern des 20. Jahrhunderts“ (1983). Er bildete den Auftakt zu einer Fülle von Veröffentlichungen in Aufsatz-Form, die unter verschiedenen Aspekten Grimmelshausen behandelten. Quellenkundliche, einflussgeschichtliche, rhetorische, poetologisch-hermeneutische, wissensdiskursive und schuldidaktische Studien wechselten sich dabei in dichter zeitlicher Folge ab, gelegentlich flankiert von Ausblicken auf andere Schriftsteller des 17. Jahrhunderts. Viele Miscellen, Lexikon-Artikel und Rezensionen zu diesem Thema runden das Bild des Experten ab. Mit großem Engagement und didaktischer Kompetenz vermittelte Heßelmann als Hochschullehrer am Germanistischen Institut der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster in seinen Lehrveranstaltungen, die immense Prüfungsaufgaben mit sich brachten, den Studierenden seine Forschungen über den bedeutendsten Dichter des 17. Jahrhunderts und konnte mehrere Doktoranden für Grimmelshausen interessieren. Das gelang nicht zuletzt mittels seiner von den Studierenden geschätzten menschlichen Art. Im Gedenkjahr 2018 organisierte er in seinem Institut aus Anlass der 300. Wiederkehr des Ausbruchs des Dreißigjährigen Krieges eine viel beachtete Vortragsreihe, für die er namhafte Gelehrte gewinnen konnte. Dieser Veranstaltung war eine erfolgreiche Vortragsreihe in Münster und den umliegenden Städten zu Grimmelshausen und der Epoche des Barock vorausgegangen.

So war es nur folgerichtig, dass Peter Heßelmann 2007 als Nachfolger von Prof. Dr. Dieter Breuer (Aachen) von den Mitgliedern der wissenschaftlichen Grimmelshausen-Gesellschaft zu ihrem Präsidenten gewählt und auf Grund seiner großen Verdienste mehrfach in diesem Amt einstimmig bestätigt wurde.

Gegenwärtig bekleidet er – übrigens als bisher einziger – diesen ehrenvollen Posten zum fünften Mal, jeweils für eine Periode von drei Jahren, was für das große Vertrauen von Vorstand und Mitgliedern in ihren Präsidenten und seine hervorragende Führung spricht. Die Herausgeber hoffen, dass er möglichst lange zur Übernahme des Vorsitzes auch und gerade nach dem Ausscheiden aus dem aktiven Universitätsdienst bereit ist. In der Funktion als Präsident hat Heßelmann regelmäßig in Verbindung mit dem Vorstand das Jahrbuch der Grimmelshausen-Gesellschaft, *Simpliciana. Schriften der Grimmelshausen-Gesellschaft*, herausgegeben, die sich nicht zuletzt unter seiner Ägide zu einer führenden Fachzeitschrift für die Literatur und Kultur der Frühen Neuzeit entwickelt haben. Dass die bislang einundvierzig Jahrgänge – von denen die Bände XXX (2008) bis XLI (2019), also fast ein Drittel, auf Heßelmanns Präsidenschaft entfallen – inzwischen einen Umfang von jeweils ca. 500 Seiten erreicht haben, zeigt das starke Interesse der Forschung und des Publikums an diesem Organ. Ergänzt werden die *Simpliciana* durch die Reihe „Beihefte zu *Simpliciana*“ in Buchform. Die Monographien oder Aufsatzsammlungen greifen umfassendere Fragen und Probleme der Grimmelshausen- und Barockforschung jenseits der Themen der Jahrestagungen auf. Bei den publizierten acht Bänden, weitere sind in der Vorbereitung, fungierte der Präsident bei fünf als Herausgeber der Reihe (Bd. 4, 5, 6, 7 und 8), darüber hinaus bei den Bänden 2 und 5 als Spezialherausgeber. Zusätzlich war Heßelmann bemüht, die Reihe „Sondergaben der Grimmelshausen-Gesellschaft“ fortzusetzen: nach Angabe der Gesellschaft „kommentierte Reproduktionen schwerzugänglicher Dokumente und Texte aus dem Umkreis Grimmelshausens oder der Forschungsgeschichte“. Als exemplarischer Beleg sei hier die detailliert erläuterte Wiedergabe des Porträts Wolfgang Eberhard Felbeckers, des bedeutendsten Verlegers des simplicianischen Autors, genannt (Sondergabe VI, 2014). Zuletzt ist Heßelmann als Mitherausgeber des von Grimmelshausen redigierten und nun kommentiert vorliegenden *Teutschen Friedens-Rahts* (1670) Claus von und zu Schauenburgs, eines Mitglieds der Familie der ehemaligen Dienstherrn des vielseitigen Dichters, hervorgetreten. Große Verdienste hat sich der amtierende Präsident der Grimmelshausen-Gesellschaft auch als Vorbereiter und Leiter der Jahrestagungen erworben, die wie vor seiner Zeit an wechselnden Orten vor allem Deutschlands stattfinden. In Auswahl seien außer den mit Grimmelshausens Biographie gesichert verbundenen Städten Gelnhausen, Oberkirch und Renchen sowie Offenburg Wittstock und Basel

genannt. Die Tagungen verbinden jeweils ein beachtliches Vortrags-Programm, zu dem Heßelmann führende Wissenschaftler einlädt, mit einer Versammlung der Mitglieder, die einer der größten literarischen Gesellschaften im deutschsprachigen Raum angehören. Die oft schwierige Finanzierung dieser Tagungen ist Heßelmann, teils mit Unterstützung anderer, immer mit Findigkeit, einigem Aufwand und erstaunlichem Erfolg gelungen.

Es ist nicht möglich, alle Forschungsgebiete des Jubilars, wie sie sich in seinem Schriftenverzeichnis im Anhang manifestieren, hier angemessen zu würdigen. Erwähnt sei nur noch ein anderer Schwerpunkt, den er schon mit seiner Habilitationsschrift von 2002 markierte: *Gereinigtes Theater? Dramaturgie und Schaubühne im Spiegel deutschsprachiger Theaterperiodika des 18. Jahrhunderts (1750–1800)*. Nach dieser erschienen gewichtige Aufsätze zu Theorie und Praxis des Theaterwesens und seines Umfelds, die gelegentlich die westfälische Kulturlandschaft, der ebenfalls Heßelmanns verstärkte Aufmerksamkeit gegolten hat, tangieren. Als Beispiele seien die Studie zu dem Juristen und Schriftsteller Anton Matthias Sprickmann angeführt, die Heßelmann für die Ausstellung der Universitäts- und Landesbibliothek Münster aus Anlass des 250. Geburtstages des Lehrers und Förderers der Droste beisteuerte, sowie ein Beitrag über das „Wandertheater an westfälischen Adelshöfen“. Außerdem zeugen zahlreiche Lexikonartikel und Miszellen von Heßelmanns ausgeprägtem Interesse für historische Persönlichkeiten des Theaters, vereinzelt auch der Oper.

Die vorliegende Festschrift zu Ehren von Prof. Dr. Peter Heßelmann trägt bewusst seinem vorherrschenden Forschungsinteresse Rechnung, also Grimmelshausen in seinem kultur- und sozialgeschichtlichem Kontext sowie seiner literarischen Rezeption, dazu Einzelaspekten und weiteren Autoren der Barockepoche. Einzelne Untersuchungen behandeln das Theater und die Nachwirkung der Werke des 17. Jahrhunderts in der Literatur des 19. Jahrhunderts. Daraus ergibt sich die Gliederung des vorliegenden Bandes (vgl. das Inhaltsverzeichnis). Zum ersten Abschnitt, in dem Grimmelshausens Werk im Überblick behandelt wird, zählen die Beiträge von Dieter Breuer, Peter Klingel, Ruprecht Wimmer und Martin Ruch; im zweiten, der sich einzelnen Schriften widmet, finden sich die Aufsätze von Friedrich Gaede (†), Christian Loos, Timothy Sodmann und Ortwin Lämke. Der dritte Abschnitt nimmt sich der Rezeption des Autors an und enthält die Studien von Daniel Langner, Gábor Tüskés und Torsten Menkhaus. Den Schlussteil bilden Untersuchungen zur

Literatur des 17. Jahrhunderts generell und seiner Geschichte sowie deren Rezeption. Er umfasst die Beiträge von Hans-Joachim Jakob, Klaus Haberkamm, Dieter Martin, Nicola Kaminski, Rosmarie Zeller, Maximilian Bergengruen, Eric Achermann, Matthew Feminella und Wilhelm Kühlmann. Insgesamt konstituieren also – ein nachhaltiges Zeichen der Wertschätzung des Jubilars – nicht weniger als zwanzig Beiträge diese Festschrift; und es ist den Herausgebern daran gelegen, allen Beteiligten aus dem In- und Ausland für ihre kooperative und konstruktive Mitarbeit zu danken.

Die unterzeichneten Herausgeber des Bandes erhoffen sich eine günstige Aufnahme der dargebotenen neuen Erkenntnisse durch den Jubilar und wünschen Prof. Dr. Peter Heßelmann, auch im Namen seiner Kollegen, Schüler und Student(inn)en, für seinen neuen Lebensabschnitt alles Gute in persönlicher und wissenschaftlicher Hinsicht. Möge er bei gewohnter Produktivität alle die Projekte aufgreifen und verwirklichen können, für die es während seiner aktiven Tätigkeit an der Universität weder Zeit noch Muße gab. Sie bedanken sich bei ihm herzlich für die vorzügliche und freundschaftliche Zusammenarbeit über viele Jahre in simplicianischem Geiste.

Die Herausgeber überreichen die Festschrift auch im Gedenken an Prof. Dr. Friedrich Gaede, der – profunder Gelehrter und Mitbegründer der Grimmelshausen-Gesellschaft – zu ihrer tiefen Betroffenheit kurz nach Einreichen seines Manuskripts verstarb.

E. Achermann, K. Haberkamm, H.-J. Jakob, D. Langner, T. Menkhaus

DIETER BREUER (Aachen)

Essen und Trinken bei Grimmelshausen

Essen und Trinken zählen zu den sechs „res non naturales“ der antiken Medizin. Sie sind im Unterschied zu den unwillkürlichen „res naturales“ die vom Menschen beeinflussbaren Bedingungen für ein Leben in Gesundheit und „Schöne des Leibs“ (Guarinonius): Essen und Trinken, Ausscheidungen, Schlafen und Wachen, Bewegung und Ruhe, Licht und Luft, Gemütsbewegungen.¹

Es gehört zu Grimmelshausens realistischem Erzählstil, dass er alle diese „res non naturales“ zum Thema macht, auch Essen und Trinken. Indem er seine Figuren, insbesondere den Simplicissimus, durch die ständisch gegliederte Gesellschaft und deren Außenbereiche schickt, erfährt der Leser auch deren Gewohnheiten im Essen und Trinken, die meist nicht gerade gesundheitsfördernd sind und Anlass zu Satire geben. Mahlzeiten, „Gastereyen“, gibt es in seinen Schriften in großer Zahl, aber nicht immer erfährt der Leser auch, was auf den Teller kommt und welche Getränke dazu gereicht werden. Doch gibt es genügend Anlässe, auch konkreter zu werden, und um diese Speisen und Getränke soll es im Folgenden gehen.²

1 Vgl. Hippolytus Guarinonius: *Die Grewel der Verwüstung Menschlichen Geschlechts*. Ingolstadt 1610. – Dieter Breuer: „Schöne des Leibs“. Gesichtspunkte zum Auffinden ‚vergessener Kulturleistungen‘ der frühen Neuzeit am Beispiel der „Grewel der Verwüstung Menschlichen Geschlechts“ des Hippolytus Guarinonius. In: *Gegenwart als kulturelles Erbe. Ein Beitrag der Germanistik zur Kulturwissenschaft deutschsprachiger Länder*. Hrsg. von Bernd Thum. München 1985 (Publikationen der Gesellschaft für Interkulturelle Germanistik 2), S. 123–130; Dieter Breuer: Hippolytus Guarinonius als Erzähler. In: *Die österreichische Literatur. Ihr Profil von den Anfängen im Mittelalter bis ins 18. Jahrhundert (1050–1750)*. Tl. 2. Hrsg. von Herbert Zeman. Graz 1986, S. 1117–1133. – Zu den „sex res non naturales“ in Bezug auf Grimmelshausen siehe Misia Sophia Doms: „Alkühmisten“ und „Decoctores“. *Grimmelshausen und die Medizin seiner Zeit*. Bern [u. a.] 2006 (Beihefte zu *Simpliciana* 1), S. 40–67. – Zur Esskultur der Frühen Neuzeit vgl. auch Paul Münch: *Lebensformen in der frühen Neuzeit*. Frankfurt a. M., Berlin 1992, S. 314–335.

2 Die Texte werden im Folgenden nach der Ausgabe Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Werke*. I. 1, I. 2, und II. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 1989–1997 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 4. 1, 4. 2 und 5), mit Siglen *ST* für *Simplicissimus Teutsch*, *Co* für *Continuatio*, *C* für *Courasche*, *Spr* für

I. Ernährung aus der Natur

Am Anfang steht die Erfahrung des den Soldaten entkommenen, verängstigten und noch namenlosen Kindes von Hunger und Durst, das der Einsiedel zunächst „mit einem Gemüß und Trunck Wassers“ füttert und zugleich das „Gemüt“ des Kleinen, das „so ganz verwirret war“, durch „tröstliche Freundlichkeit“ wieder zurecht bringt (ST 34). In der Folge erfahren wir den Speiseplan, den die Natur dem Einsiedel und seinem Schützling Simplicius im Spessart bereithält:

Unser Speiß war allerhand Gartengewächs/ Rüben/ Kraut/ Bonen/ Erbsen und dergleichen/ wir verschmäheten auch keine Buchen/ wilde Aepffel/ Pirn/ Kirschen/ ja die Eicheln machte uns der Hunger oft angenehm; das Brot/ oder besser zu sagen/ unsere Kuchen backten wir in heisser Aschen/ auß zerstoßenem Welschen Korn/ im Winter fiengen wir Vögel mit Sprincken und Stricken/ im Frühling und Sommer aber beschehrte uns GOTT Junge auß den Nestern/ wir behalffen uns oft mit Schnecken und Fröschen/ so war uns auch mit Reussen und Anglen das fischen nicht zu wider/ in dem ohnweit von unserer Wohnung ein Fisch- und Krebsreicher Bach hin floß/ welches alles unser grob Gemüß hinunder convoyren muste [...]. (ST 45)

Die „Notdurfft an Saltz“ (ST 45) und eine große Pfanne steuert der Pfarrer des nahegelegenen Dorfes bei. Ein kleines Wildschwein, das die beiden einfangen und in einem Pferch mit Eicheln und Bucheckern mästen, schlachten und verzehren, bereichert den kargen Speiseplan in den zwei Jahren bis zum Tod des Einsiedels bloß ein einziges Mal. Gleichwohl übersteht Simplicius gesund das harte eremitische Leben aus „Hunger/ Durst/ Hitz/ Kälte/ und grosse[r] Arbeit“ (ST 47), unter der sorgsamem Anleitung zu frommer Lebensführung durch den alten Einsiedel, seinen Vater, bis der Krieg dem ein Ende macht.

Die zweite Eremitage im Leben des Simplicius nach dem Vorbild seines Vaters entwickelt sich auch hinsichtlich Essen und Trinken zur Farce. Der weltmüde Simplicius in seiner Hütte auf der Moos ergötzt sich mit Fernrohr und Hörrohr an schöner Aussicht und Geräuschen der Umgebung, liest geistliche Bücher und sammelt in den umliegenden Dörfern Almosen zum Lebenserhalt, nimmt allerdings kein Geld an, was Verwunderung erregt und für eine

Springinsfeld, VN I/III für Wunderbarliches Vogel-Nest I/II und RP für Rathstübel Plutonis und Seitenangaben in runden Klammern zitiert. Die Taschenbuchausgabe des Deutschen Klassiker Verlages ist text- und seitenzahlidentisch.

„sonderbare Apostolische Heiligkeit“ (ST 566) gehalten wird. Man pilgert zu ihm und versorgt ihn im Übermaß mit Lebensmitteln:

[...] da hatte ich an Brodt/ Butter/ Saltz/ Keß/ Speck/ Eyern und dergleichen nit allein keinen Mangel/ sonder auch einen Vberfluß; wurde aber darumb nit desto gottseliger/ sonder je länger je kälter/ saumseliger und schlimmer [...]. (ST 566)

Simplicius rettet sich schließlich aus diesem unstandesgemäßen Wohlleben, indem er eine Pilgerreise zu den heiligen Stätten der Christenheit antritt.

Erst in der dritten Eremitage, auf der fruchtbaren Insel im Indischen Ozean, löst sich das Ernährungsproblem auf eine Weise, die dem Stand des frommen Einsiedlers entspricht. Die Insel bietet mehr, als die Schiffbrüchigen zum Leben brauchen: „Citronen/ Pomerantzen/ und *Coquos*“ (Co 658), „Palmen (davon man den *Vin de Palm* hat)“, „Vögel von unterschiedlichen Geschlechtern“, „Nester mit Eyern“ (Co 659), „*Bonanas*“ (Ananas. D. B.), „*Battades*“ (Süßkartoffeln. D. B.), im süßen Wasser eines Flüsschens „eine unsägliche Mänge Fische in der grösse als müttelmässige Salmen oder grosse Karpffen“ – ein wahres „Schlauraffenland [...] (ob zwar kein vierfiessig Thier verhanden)“ (Co 661). Simplicius, durch den Schiffbruch verändert und ganz auf sich selbst zurückgeworfen, vermeidet den alten Fehler, den Müßiggang, indem er täglich arbeitet, die Gaben der Natur zubereitet, einen Garten anlegt und pflegt, sich in Ermangelung von Büchern in frommer, allegorischer Naturbetrachtung übt und schließlich rückschauend sein Leben auf Palmblätter aufschreibt, ein gottergebener Einsiedler, den die überreiche Natur der Insel ernährt.

II. Der Krieg ernährt die Krieger

Am Hof des schwedischen Gouverneurs in Hanau macht Simplicius als Page zunächst Bekanntschaft mit den Ess- und Trinkgewohnheiten der Offiziere. Deren „stille Andacht“ beim Tischgebet währt nur bis zur Suppe und den ersten Speisen (ST 104), wie Simplicius beobachtet. Dann wird es unter dem Einfluss ständigen Zutrinkens immer lauter und bestialischer:

Man brachte Gerichter/ deßwegen Vor-Essen genant/ weil sie gewürtzt/ und vor dem Trunck zu geniessen verordnet waren/ damit derselbe desto besser gienge: Jtem Bey-Essen/ weil sie bey dem Trunck nicht übel schmecken solten/ allerhand Frantzösischen *Potagen* und Spanischen *Olla Pottriden* zu

geschweigen; welche durch tausendfältige künstliche Zubereitungen und ohnzahlbare Zusätze/ dermassen verpfeffert/ überdummelt/ vermummet/ *mixtirt*/ und zum Trunck gerüstet waren/ daß sie durch solche zufällige Sachen und Gewürtz mit ihrer *Substanz* sich weit anders verändert hatten/ als sie die Natur anfänglich hervor gebracht [...]. Den edlen Hochheimer/ Bacheracher und Klingenger/ gossen sie mit Kübelmässigen Gläsern in Magen hinunder/ welche ihre Würckungen gleich oben im Kopff verspüren liessen. (ST 104–105)

Simplicius genügt dies, um die Offiziersgesellschaft mit ihren zwanghaften „Bescheid-Tun“ und Zutrinken mit den Gefährten des Odysseus zu vergleichen, die Circe in Schweine verwandelt: „Ich sahe einmal/ daß diese Gäst die Trachten frassen wie die Säu/ darauff sofften wie die Kühe/ sich darbey stellten wie die Esel/ und alle endlich kotzten wie die Gerberhund!“ (ST 105) Er muss mitansehen, „wie man Speiß und Tranck muthwillig verderbte/ unangesehen der arme Lazarus/ den man damit hätte laben können/ in Gestalt vieler 100. vertriebener Wetterauer/ denen der Hunger zu den Augen herauß guckte/ vor unsern Thüren verschmachtetete [...]“ (ST 107).

Was alles nach Suppe und Vorspeisen an Hauptspeisen aufgetragen worden ist, erfährt der Leser aus dem Erbrochenen des Gouverneurs, dem „Fuchs“, den Simplicius in einer silbernen Waschschüssel auffangen muss: „ein Schüssel voller Vor-Essen vor vier Mann [...] herrliche und *delicate* Pastetelein/ wie auch von allerhand Gebaches/ Geflügel/ Wildpret und zahmen Viehe/ welches man alles noch artlich unterscheiden und kennen konte“ (ST 112). Der Festsaal am nächsten Morgen bietet keinen besseren Anblick:

[...] hin und wider voller zerbrochener so Trinck- als Fenster-Gläser/ an theils Orten war es von dem/ so unden und oben weg gangen/ und an andern Orten waren grosse Lachen von verschüttem Wein und Bier/ also daß der Boden einer Land-Karten gleich sahe/ darinnen man unterschiedliche Meer/ Insuln und truckene oder Fußveste Länder hätte abbilden/ und vor Augen stellen wollen. (ST 124)

Nach der Reinigung des Saales versammelt sich die Hofgesellschaft zum Frühstück bzw. „Imbiss“. Aufgetragen werden „Abschrötlin“ (ST 124) vom Vortag, dazu „Wermut- Salbey- Alant- Quitten- und Citronen-Wein“ sowie „Hippocras“ (mit Honig gesüßter Wein) – Getränke, die „den Säuffern ihre Köpff und Mägen wieder begütigen“ sollen. (ST 126) Die Ankunft eines Kriegskommissars der Krone Schweden verhindert dann aber die Ausuferung des „Imbiss“ zu einem neuerlichen Trinkgelage.

Nach seiner Zurichtung zum Hofnarren im Kalbfell sind „Winter-Salat“, „Fleisch/ Fisch/ Käß/ Butter und anders“ die dem Kalb zgedachten Speisen (ST 141). Er wächst auf „wie ein Narr im Zwibel-Land“ (ST 167) und genießt die Gunst des Gouverneurs; statt sich wie früher mit „Wasser/ Eicheln/ Buchen/ Wurtzeln und Kräutern“ (ST 167) mortifizieren zu müssen, schlagen ihm nun „bey guten Bißlein der Rheinische Wein und das Hanauische Doppelbier“ gut zu (ST 167).

Das Wohlleben endet schlagartig mit der Entführung durch eine Partei kroatischer Soldaten. Simplicius muss sich bei Obrist Corpes mit der geraubten Kost der einfachen Soldaten behelfen: „die Hanauische Schlecker-Bißelein hatten sich in schwarzes grobes Brod/ und mager Rindfleisch/ oder wanns wol abgieng/ in ein Stück gestolnen Speck verändert; Wein und Bier war mir zu Wasser worden“ (ST 169). Im Feldlager vor Magdeburg lernt er das „Hamburger und Zerbster Bier“ (ST 183) schätzen und hat aus den Trinkgeldern seines Lautenspiels „genug zu schmarotzen“ (ST 184). Nach der Schlacht von Wittstock, als Simplicius einem geizigen Dragoner als Pferdejunge dienen muss, gibt es für ihn im westfälischen Kriegsgebiet nur „treugen Pumpnickel“, Wasser oder „dinn Bier“ (ST 221). Das ändert sich erst, als sein Herr als „*Salvaguardi*“ (ST 222) ins Kloster Paradiese abkommandiert wird: „da setzte es das fetteste Bier/ die beste Westphalische Schincken und Knackwürst/ wolgeschmack und sehr *delicat* Rindfleisch/ das man auß dem Saltzwasser kochte/ und kalt zu essen pflegte“ (ST 222). Das schwarze Brot kann er nun „Fingers dick mit gesaltzenem Butter schmieren/ und mit Käß belegen/ damit es desto besser rutschte.“ (ST 222) Als Hochgenuss aber rühmt er einen „Hamelskolben [...] / der mit Knoblauch gespickt war/ und eine gute Kanne Bier darneben stahn hatte“ (ST 222). Aber die westfälische Küche erquickt ihm Leib und Seele nur einen Winter lang, bevor ihn das hungrige Soldatenleben wieder in Empfang nimmt. Mit einem Kameraden, der der elterlichen Gerstensuppe nachtrauert, gelingt es ihm als Anführer einer Streifpartei mit List, einem Bauern bei Nacht die frischgebackenen großen Pumpnickel aus dem Backofen, dazu einem Pfarrer bei einem abenteuerlichen Einbruch die im Kamin hängenden „Schincken/ Knackwürst und Speckseiten“ (ST 232) zu stehlen. Zuvor hatte er für seinen Hauptmann „etliche Stutten/ (das ist ein so genantes weiß Brod)“ (ST 232) angeblich gekauft. Sowohl in Soest wie in Lippstadt bereichert er die westfälische Küche mit selbstgefangenen Hasen, Feldhühnern, Vögeln,

Fischen und Krebsen (ST 313), getreu der Wallensteinschen Devise, dass der Krieg den Krieg ernähren müsse.

Als Jäger von Soest auch beim schwedischen Feind in Lippstadt bewundert und geehrt, wird Simplicius vom Kommandanten sogleich für seinen dortigen Aufenthalt „mit einem gemästen lebendigen Ochsen/ 2. fetten Schweinen/ 1. Tonne Wein/ 4. Tonnen Bier/ 12. Fuder Brennholz“ (ST 309) bedacht und zu seiner erzwungenen Hochzeit mit einem „Faß Wein/ und einen Hirsch“ (ST 333). Zur „Specksuppen“ (ST 333) anlässlich der Hochzeit ist auch der Kommandant geladen. Zuvor hatte Simplicius an „Martini“, wann „bey uns Teutschen das Fressen und Sauffen“ (ST 316) anfängt, bei Offizieren und vornehmen Bürgern die Martinsgans verspeist (ST 316) und sich bei den Gastgebern mit Feldhühnern, Hasen, Fischen und Krebsen sowie mit kostspieligen Gegeneinladungen, bei denen er auch nicht am teuren Wein gespart hatte, revanchiert. Die harten Kontributionen und das zu Geld gemachte Beutegut ermöglichen den Kriegsherren dieses Wohlleben auf Kosten der Ausgeplünderten, und auch Simplicius ist keinen Deut besser, er zehrt von geraubtem Geld, das er rechtzeitig außerhalb von Soest versteckt hat.

Die andere Seite des Soldatenlebens lernt Simplicius in der Garnison Philippsburg in einem durch den Krieg verödeten Land kennen, als er aufgegriffen wird und als Musketier Dienst tun muss:

[...] das kam mich blutsauer an/ weil der Schmalhans dort herrschte/ und das *Commiss*-brot daselbst schrecklich klein war; ich sage nit vergeblich schrecklich klein/ dann ich erschrack alle Morgen/ wenn ichs empfieng/ weil ich wuste/ daß ich mich denselben gantzen Tag damit behelffen muste/ da ichs doch ohn einige Mühe auff einmal auffreiben konte. Und die Wahrheit zu bekennen/ so ists wol ein elende Creatur umb einen Mußquetierer/ der solcher gestalt sein Leben in einer *Guarnison* zubringen/ und sich allein mit dem lieben trocken Brod/ und noch darzu kaum halb satt/ behelffen muß [...]. (ST 381)

Erst seine Geschicklichkeit, vor der Festung für die Offiziere Hasen zu fangen, bringt die Vergünstigung, mit anderen auf „Partey“ (ST 384) zu gehen, wieder Beute zu machen und sich „edelmännisch“ zu verköstigen. So treibt es auch der Freibeuter Olivier, der mit „weiß Brod“, gebratenem „Kalbsschlegel“ und einem „guten Trunck Wein“ (ST 407), ein andermal mit „gute[n] Wald-Forellen und köstliche[n] Krebs[en]“ (ST 433) seinen alten Kameraden Simplicius bewirtet. Von Raub und Diebstahl ernähren sich auch die zum Tross der Armeen gehörigen „Merode-Brüder“: „Sie wachen nicht/ sie

schantzen nicht/ sie stürmen nicht/ und kommen auch in keine Schlacht-ordnung/ und sie ernehren sich doch!“, wie der Autor in ironischer Anspielung auf Matth. 6, 26 anmerkt (*ST* 399). Grimmelshausen vergleicht sie mit den gleichfalls den Armeen folgenden „Zügeinern“ (*ST* 398). Von diesen weiß der Schreiber der Courasche zu berichten: „kein Theil gelangte an/ das nicht entweder Brod/ Butter/ Speck/ Hüner/ Gäns/ Endten/ Spanferkel/ Geissen/ Häm-mel/ oder auch wol gemäste Schwein mit sich gebracht hätte“ (*Spr* 187); weder an Wild noch an zahmen Tieren habe es bei ihnen Mangel gegeben (*Spr* 187 und *C* 149).

III. Die Mahlzeiten friedenssatter Bürger

Nach dem Krieg treffen wir Simplicius, der seine Kriegsbeute in einem Bauerngut bei Griesbach angelegt hat und dieses von Knan und Meuder erfolgreich bewirtschaften lässt, beim Mittagessen in einem städtischen Wirtshaus an. Ein arbeitsloser Schreiber beobachtet ihn:

[...] ein Mann [...] der im Pfenning wet zehrete/ und Treschermässiger weis mit beyden Backen so gewaltig zuhiebe/ daß ich mich darüber verwunderte; er hatte allbereit eine Supp im Magen/ und vor zwey Kraut und Fleisch allerdings auffgeriben da ich hin kam; und fragte noch darzu nach einen guten Stück Gebratens [...] nach dem diser auff sein Gebratens warten: und also mit dem Essen ein wenig *paussiren* muste/ liesse ers über das trincken gehen/ da er dann nit weniger thun konte/ als mir eins zuzubringen [...]. (*Spr* 165–167)

Man trinkt jungen Elsässer, den Simplicius zuvor mit einem Pülverchen veredelt. Nach gemeinsamer Übernachtung im Kreis der simplicianischen Familie gibt es zum Frühstück „etliche[] Dutzet kleine Pastetlein“ und einen „Trunck Wermut“ (*Spr* 294). Aus dem *Wunderbarlichen Vogel-Nest* erfahren wir, dass Simplicius im Wirtshaus ohne Mühe kannenweise trinkt; als der Wirt Schrepfeysen ihm eine Kanne Wein hinstellt und noch das Trinkglas holt, hat Simplicius bereits die Kanne „in einem sachten Zug so glat“ (*VN I* 402) bis auf den letzten Tropfen geleert, ohne dass der Wirt dies bemerkt hat und ver-dutzt „ein andere Maß Wein“ holt (*VN I* 403). Aber auch schon in der Kriegszeit in einem Wirtshaus in Villingen kann sich Simplicius als Erbe Oliviers „ein Stück Gebratens“ mit einer Kanne Wein leisten. Auf seinem Hof hat es dann mit Speisen wie „Ochsenfleisch“, „Span-Sau“, „Krebs“ und „Forellen“ keine Not. Andererseits muß er sich als bettelnder Pilger mit Spenden von

„Milch/ Käß/ Ziger/ Butter und etwan ein wenig Brod“ durchbringen (Co 637), ähnlich wie die Waldarbeiter im „Muckenloch“, die ihm von ihrer schmalen Kost, „schwartz Brod und magern Küh-Käß“, etwas abgeben (ST 519).

Um Essen und Trinken geht es im *Wunderbarlichen Vogel-Nest* (I. Teil) in fast allen Episoden, weil der Held, der unsichtbare Stadtsoldat Michael Rechulin, auf seiner Wanderung von Ort zu Ort zu allererst bedenkt, wie er täglich Hunger und Durst stillen kann, ohne sich zu erkennen zu geben. So erfahren wir von Speisen und Getränken in armen und reichen Bauern-, Bürger- und Adelshäusern sowie in etlichen Wirtshäusern.

Im Wirtshaus nach der Tötung der Leyerin isst der Unsichtbare seinem Kameraden die Suppe weg, schneidet sich seine Portion Fleisch ab, nimmt aus des Wirts „grosser Schenckgelte einen trefflichen Zug“ (VN I 303–304) und stopft in aller Stille seine Hosentaschen mit Weißbrot voll, in der Furcht, seine bestürzten Kameraden in Panik zu versetzen.

Auf dem Schloss einer verarmten Adligen wird der Unsichtbare Zeuge der Vorbereitung eines Nachtmahls. Als Speisen sind Taube, Huhn, Kapaun, Spanferkel, Kalb, Lamm, geräucherter Schinken, Bratwurst, Salat und „stinctent Wildpret“ (VN I 313) vorgesehen, als Getränk alter Wein. Der Unsichtbare zapft aus dem Weinfass im Keller in Ermangelung eines Trinkgefäßes seinen Hut voll (VN I 313) und erwischt bei Tisch noch eine Bratwurst. Am Morgen danach labt er sich im Keller am guten „Kräuterwein“ und lässt einen „halben Nieren-Braten“ mitgehen (VN I 316). Unterwegs trifft er auf einen Familienclan gewerbsmäßiger Bettler, deren Fröhlichkeit und „grosse innerliche Freyheit“ (VN I 317) er bewundert, die er aber als Landplage lieber in Arbeitshäusern sähe. Er bemerkt noch ihre große „dritthalbmässige“ Weinflasche und eine „grosse Pfann gebachener Eyer“ auf offenem Feuer (VN I 318), ehe er weitergeht. Bei einem Bauern im nächsten Dorf fällt das Nachtessen mit einer „Wassersuppen und einer grossen Pfannen voll starckem Haberbrey“ (VN I 330) noch spärlicher aus, während die Vorräte der Bäuerin an Kuh-Käse, Eiern, Hähnchen und Butter für den Markttag bestimmt sind. Dem unsichtbaren Gast bleibt nur „ein Stück faulen Käse[s]“ (VN I 331) und Brot aus seinem Hosensack mit einem „Trunck Wasser“ (VN I 333). Aber Tage später kann er in einem Wirtshaus bei einer Bauernhochzeit wieder auf Mundraub gehen und sich satt essen. Er stopft „beydes Gebratens und Gebackens“ in seinen „Magen als den Rantzen so voll darvon/ daß ich mich wol

vor 8. Tag genugsam darmit proviantirt zu seyn befande“ (*VN I 358*). Den Wein dazu gönnt er sich aus des Wirts „Schenckgelte“ (*VN I 358*).

In der nächsten Stadt auf seinem Weg schleicht sich der Unsichtbare in ein prachtvoll ausgestattetes Bürgerhaus ein, wo gerade eine festliche Mittagstafel vorbereitet wird. In einem Nebenraum des Festsaals entdeckt er das abgestellte fertige „Confect“ (den Nachtisch. D. B.):

[...] da stunden gantze Thürn und Schlösser von Marcipan/ gantze Platten von allerhand Obswerck: Ja Schuncken/ Knackwurst und dergleichen Genäsck aus lauter Zucker gemacht/ gemahlt/ überguldt und mit Blumen geziert/ geschweige der kandirten und eingelegten Sachen [...]. (*VN I 365*)

Im Festsaal selbst werden „vielerhand Pasteten“ (*VN I 365*) aufgetragen:

[...] auff einer stunde ein schöner Fassan in seinem natürlichen Gefider/ als wann er lebte/ und jetzt fort fliegen wolte; auff der andern ein Cappaune/ auff der dritten ein Auerhan/ auff der vierdten ein paar Hasel/ auff der fünfften etliche Feldhüner/ und so fortan; auff etlichen guckten nur die Hasen-Füsse/ oder Vogelköpffe herauß/ und an andern nur die Klauen von den Lauffen deß hohen Gewilds; [...] Ein gebraten Spanferckel sprach ich glückselich/ weil es eine Citron im Maul hatte [...]. (*VN I 365*)

In der Küche findet der Unsichtbare eine

[...] Frantzösische Batage die Geschwister Kinder mit den Spannischen Olla Batriden sind/ [...] dann es befanden sich in derselben gute Brühe unter den Brocken lauter der besten Schleckbissel/ vornemblich schlugen mir die Mägen von allerhand Geflügel/ die Morcheln und die kleine Partickel vom Spanischen Brod trefflich wol zu [...]. (*VN I 365–366*)

Ein „halbmässige[r] Becher voll Hippocras“ (*VN I 366*) rundet sein üppiges Mahl ab, und für die nächsten Tage lässt er noch einen „Reheziemer und einen Haasen“ (*VN I 367*) mitgehen.

Grimmelshausen hat diesem Festmahl, bei dem der Unsichtbare sich über die Appetitlosigkeit der Gäste und ihre Langsamkeit beim Essen wundert, die Abendmahlzeit einer armen, kinderreichen Korbflechterfamilie gegenübergestellt, der wegen Steuerschulden auch noch die für sie überlebenswichtige Ziege behördlich gepfändet wird: eine Wassersuppe mit eingeschnittenem Brot, einem eingerührten Ei und dem letzten Salzrest. Die beiden Goldtaler, die der mitleidige Unsichtbare auf den Tisch legt, damit die Armen ihre Geiß auslösen und Salz kaufen können, gleichen den krassen Unterschied zwischen

Reichen und Armen nur für den Moment, nur symbolisch aus,³ ändern nichts an der Kluft zwischen Arm und Reich in der Nachkriegszeit.

Bei einem wohlhabenden, aber an Podagra erkrankten Kaufmann in der nächsten Stadt, in dessen Haus sich der Unsichtbare einquartiert, sieht er, was der Kranke zum „Nacht-Jmbs“ erhält: „ein Salätgen: ein Perlegerststüppgen: ein grün Krütigen von Spinat; ein mit Butter/ Sparglen und Citronen Eingemachtes: und ein gebratnes junges Hänngen“, dazu „ein abgelegenes Striger Mertzzen-Bier/ welches gar gesund seyn soll“ (VN I 380). Beim Küchenpersonal geht es deftiger zu: „Salat/ ein dörre Rinds-Zung/ ein Stuck Sulper-Fleisch [Pökelfleisch. D. B.] und ein Mäßgen alten Wein/ neben einer Portion Holländischen Käs und Butter“ (VN I 380).

Der Unsichtbare weiß sich auch in einem großen Kloster wohl zu versorgen: zunächst mit „einer guten Stütze voll abgelegene[m] Mertzzenbier“ (VN I 394), dann im Refectorium „mit schmorotzen von den Bißlein auff den abgehobenen Dellern und Schüsseln“ (VN I 395) an der festlichen Tafel für einen Ehrengast des Klosters. Bevor er nach acht Tagen das Kloster verlässt, packt er noch einen „Schuncken und Hammelschlägel der mit Knoblauch gespickt war“, in seinen Ranzen, weil er weiß, „daß solche kalt nicht übel schmecken“ (VN I 397). Auch die „Kürbebißger“, die sich ihm zu lieblichem Wein bei einer weiteren Bauernhochzeit darbieten, verschmäht er nicht (VN I 425). Erst als sein eigenes Unrechtsbewusstsein wegen des ständigen Mundraubs immer stärker wird, vergeht ihm der Appetit, und er ermahnt sich: „durch dich soll hinfort niemand mehr weder umb Essen noch Trincken/ vielweniger umb Geld bestohlen werden“ (VN I 441).

Die bürgerlichen Gastmähler im zweiten Teil des *Wunderbarlichen Vogel-Nests*, die der moralisch labile Kaufmann in seiner Heimatstadt ausrichtet, sind Teil seines Racheplans zur Demütigung seiner Ehefrau. Zusammen mit

3 Franz Callenbach SJ hat dieses Thema später in dramatischer Form dargestellt: *Almanach Welt-Sitten-Staat-Marter-Calender* [1714]. In: Franz Callenbach (1663–1743): *Acht Schulkomödien*. Hrsg. von Reinhard Roth. Edingen-Neckarhausen 2010. – Vgl. auch Dieter Breuer: Satirische Kritik am „Consumptions-Staat“. Franz Callenbach SJ und sein „Almanach“ (1714). In: *Spee-Jahrbuch* 21/22 (2014/2015), S. 255–270. Wieder abgedruckt im Katalog zur Ausstellung: *Was einmal wahr ist, bleibt wahr. Franz Callenbach und seine acht Schulkomödien in Wetzlar*. 16. Juli bis 17. September 2017 im Reichskammergerichtsmuseum Wetzlar. Hrsg. von der Gesellschaft für Reichskammergerichtsforschung e. V. Wetzlar 2017, S. 25–34.

dem befreundeten Apotheker und seiner neuen „Buhlschaft“ schlägt er „die Capaunen-Darten sampt dem Gebratenen und dem *Confect* zu Faden“, dies bei einer Flasche „Necker-Wein“ (*VN II* 500). Vom zweiten Gastmahl erfahren wir nur die festliche Vorbereitung, nämlich dass

der Tisch gedeckt/ der Wein ins Kühl-Wasser gesetzt/ und nicht allein das Tischtuch/ sondern auch der Boden deß Garten-Hauses zu mehrerm Wollust mit allerhand so schönen als wolriechenden Blumen überstreuet/ und mit Rosen-Wasser überall gespritzt und angefeuchtet worden/ man auch allbereit anfieng die Speisen aufzutragen [...]. (*VN II* 510)

Ein Eklat verhindert dann alles Weitere.

Das Gastmahl, das der vom unsichtbaren Kaufmann betrogene und irregeleitete jüdische Kaufherr Eliezer in seinem Amsterdamer Haus nach jüdischem Brauch für den Propheten Elias ausrichtet, gehört zur Vorbereitung der Verführung der Tochter des Hauses, der schönen Esther, durch den Unsichtbaren. Dieser nimmt bei Tisch dreist den leeren Ehrenplatz für Elias ein und speist an dessen Statt:

[...] da wagte ichs/ und setzte mich an deß Eliæ Stell zu Tisch/ hiebe auch/ gleich andern Gästen/ so dapffer drauff/ daß jeder Anwesende/ auch Eliezer selbst/ der damals Persönlich vorm Tisch auffwartete/ sehen konte/ was massen die Speisen auß den Schüsseln auff meinen Teller wanderten/ und sich von demselben nach und nach verluhren/ wie mein *portion* Brod abnam/ und sich die Becher leerten [...]/ also/ daß er mir nicht nur gemeinen Frantz- und Teutschen/ sondern gar von Spanischen und Canari-Wein einschicken thät. (*VN II* 558, vgl. auch *VN II* 566–567)

Nach der Nacht mit Esther stärkt sich der unsichtbare Liebhaber mit vorhandenem „*Confect*“ und spanischem Wein (*VN II* 569). Die Rückreise von Utrecht nach Hause mit kurzem Aufenthalt in Straßburg gibt dem inzwischen geläuterten und wieder sichtbaren Kaufmann mit seinen geistlichen Begleitern Gelegenheit, vor dem Gang über die Rheinbrücke bei Kehl sich „die *delicate* Salmen auß dem Rhein/ neben dem edlen Elsasser Wein nach Nothdurfft geschmacken“ (*VN II* 649) zu lassen, bevor die Geistlichen das unsichtbar machende Vogelnest zerstören und in den Rhein werfen.

IV. Fürstliches Verschwenden, Reputation genannt

Am Ende des *Rathstübel Plutonis*, nachdem die einzelnen ständischen Repräsentanten ihre durch die Zeitläufte bedingten Sparvorschläge bis hin zu

grotesken Varianten des Geizes vorgebracht haben, sieht sich der alte Simplicissimus genötigt, dem inkognito reisenden Fürsten und Spielleiter Martius Secundatus den Spiegel vorzuhalten und die unnötigen Ausgaben für höfische Repräsentation nach französischem Vorbild, die die Wirtschaftsleitung der deutschen Klein- und Mittelstaaten überfordern, anzuprangern. Zu den Bereichen der Hofkultur, die der satirischen Kritik verfallen, gehören auch das aus Gründen der fürstlichen Reputation kostspielige Essen und Trinken: „Jetzt kommen wir zum Mund/ darinn der Geschmack seine Wohnung hat/ und von welchem man sagt/ der Mensch habe nichts in dieser Welt/ alß was er mit dem Maul darvon bringe“ (RP 732), nicht nur um satt zu werden, sondern „umb der Speysen Lieblichkeit desto länger zuempfinden“ (RP 733).

Simplicissimus beginnt mit den Fressern und Säufern unter den antiken Herrschern, wendet sich dann aber sogleich der „Frantzösische[n] neue[n] Mode“ zu, nach der beispielsweise eine einzige von deren „Bottagien“ (Suppen. D. B.) schon „auff 25. Pistolen“ (Goldmünzen im Wert von einem Louisdor. D. B.) zu stehen kommt (RP 734). Der Satiriker empfiehlt dem auf Reputation bedachten Fürsten besonders von weit her anzuliefernde und schon dadurch überteuerte Speisen:

[...] so lassen sich auch nicht so leichtlich verschmähen die Rhombi [Schollen. D. B.]/ auß dem Mare Adriatico: die Salmen und Karpffen auß dem Rhein: die Ostrien [Austern. D. B.] bey Tarenta/ die Pfersig bey Cchio [Chios. D. B.]/ die Forellen auß den Waldwassern/ die Bodenseische Lampreten und Gangfisch/ die Ferrareser Stör/ die Sicilianische/ Holländische/ Placentzische und Riminische Keß/ die Paphlagonische Kesten [Kastanien. D. B.]/ der Ostienser Melonen/ die Ravenische Pimpernüblein [Pistazien. D. B.]/ die Numidische Hüner/ die Tarentinische Haselnuß/ die Calecutische Hanen/ die Spoletanische Morcheln/ die Westphalische Schüncken/ die Cremonische Mortellen/ der Niderteutschen Knackwürst die Genffer Capaunen die Schwartzwäldische Ochsen: die Romanische Gänse und Lombardische Wachtlen: auch endlich die Freyburger 4. Elementa. [...] solche befleisse dich jederzeit zur Hand zubringen/ und auff der Tafel zuhaben [...]. (RP 735)

Ebenso soll der Fürst an seiner Tafel keinen Mangel an den vorzüglichsten Weinen verspüren lassen. Simplicissimus kennt sich aus:

[...] under dem Elsasser erwehle den Reichenweyer/ under dem Preißgauer den Affenthaler: under dem Ungerischen den Tockaier: under dem Rinckauer [Rheingauer. D. B.] den Hochheimer: under dem Reinischen den Bacharacher: under dem Franckischen den Klingenberg/ aber bey Leib verachte auch nicht den edlen Necker Wein/ den Oetschländer und Moßler: und wo

müglich/ so lasse dir auch deß edlen Geträncks auß Hispania/ Candia/ ja wo immer müglich/ gar von Chiraß auß Persien bringen/ dann auff solche Weis wirst du nur desto ehender fertig werden [scil. mit der Ruinierung der Staatsfinanzen. D. B.] [...]. (RP 735–736)

Reputierlich, wohlschmeckend und ziemlich teuer ist auch die Beschaffung von speziellen Kräuterweinen, die die Beschwerden nach übermäßig genossenen Mahlzeiten lindern können. Gegen diese und andere Unpässlichkeiten empfiehlt Simplicissimus:

[...] Wermuht-Wein/ zum Kopff und Magen/ Aland-Wein/ Augentrost-Wein/ Rappes- oder Beerwein/ Benedikten-Wein/ Betonien und Nägeleinblumen-Wein/ wieder Hufftwehe/ Borragen- und Ochsenzungen-Wein wieder das Gifft/ und das Geblüt zureinigen/ Haselwurtzen-Wein der vors Griefß taugt/ Himber- und Kirschin-Wein wieder deß Sommers Hitz/ Hirschenzungen-Wein zum Miltz/ Jsopenwein zur Lungen/ Morolff/ Lavendel/ und Majoran-Wein zum Haut/ Roßmarein-Wein zum Hirn/ und den Nerven/ Salbey-Wein zu den Zähnen und vor den Krampff/ Tamariscken-Wein wieder die Melancholey/ Zitwan und Hippocras dich zuerwärmen/ und Citronen-Wein dich abzukühlen [...]. (RP 736)

Für die fürstlichen Mahlzeiten insgesamt gilt der abschließende ironische Rat an den Fürsten: „Du must auch dieses nicht allein zugeniessen begehren wie ein neydiger Hund/ der sonst niemands nichts gönnet/ sondern andern auch mittheilen/ ansehnliche Gäste laden/ und auch deren Diener bis aufs Wiedergeben zum Sauffen nöhtigen lassen.“ (RP 736) Für das Ansehen eines Fürstenhofes und den Drang zur Nachahmung und Überbietung anderer Höfe ist, wie gesagt, Essen und Trinken nur ein und bei weitem nicht das wichtigste Mittel, Macht und Reichtum zu demonstrieren, aber es gehört zur barocken Hofkultur ebenso wie die mit Unsummen erbauten und prunkvoll ausgestatteten Schloss- und Parkanlagen. Was aber noch rascher in den Ruin des Landes führt, ist ein vom Fürsten aus Gründen der Reputation angezetzelter Krieg. Hierin sind sich Simplicissimus und sein Autor einig. Auch Martius Secundatus, der seinem Übernamen getreu nach eigener Aussage durch noch zu führende Kriege reich werden wollte, zeigt sich beeindruckt und gelobt Beherzigung der simplicianischen Warnung.

V. Resümee und Nutzenanwendung

Was zunächst als kurios erscheinen mochte: einen Zugang zu Grimmelshausens simplicianischen Schriften über seine Darstellung von Essen und Trinken zu

finden, hat eine erstaunliche Fülle von Belegen erbracht, die seine Art zu denken und zu schreiben charakterisieren. Diesem Autor sind auch die Grundbedürfnisse seiner Figuren in ihrer ständisch geordneten Lebenswelt wichtig, nicht nur ihre Handlungen und Abenteuer. Im Falle des *Wunderbarlichen Vogel-Nests* entscheidet sich die Lebenswende des Ich-Erzählers sogar an seinem alles beherrschenden Verhältnis zu Essen und Trinken, Fressen und Saufen. Im Auf und Ab der äußeren Lebensumstände des Simplicissimus gibt es keine Episode, keine ihm aufgenötigte soziale Rolle, die nicht durch ärmliche oder reichhaltige Mahlzeiten veranschaulicht würde. Sozialer Status und Ernährung korrespondieren miteinander: „Der Mensch ist, was er isst.“⁴ So gesehen könnte man Grimmelshausen geradezu als einen Vorläufer Ludwig Feuerbachs (1804–1872) und seiner Philosophie des Leibes bezeichnen.

Solche Aktualisierung der Ernährung der simplicianischen Figuren stößt freilich an nicht zu leugnende Grenzen. In den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts kam in Grimmelshausens Wahlheimat, näher hin im Kulturamt der Stadt Oberkirch, die Frage auf, ob man nicht die von Grimmelshausen geschilderten Mahlzeiten von den Gastronomen dieser „Grimmelshausen-Stadt“ als Touristenmenüs nachkochen lassen könnte. Nach Prüfung etlicher beschriebener Speisenfolgen winkten die Wirte jedoch ab: Diese Speisen seien zu „schwer“, zu fett. Allenfalls das von Grimmelshausen ironisierte Diätmenü für einen Gichtkranken hätte heutzutage noch Erfolgchancen, ganz zu schweigen von den aus heutiger Sicht bei den simplicianischen Mahlzeiten genossenen Mengen von Wein und Bier.

4 Zitat erstmals 1850 in Ludwig Feuerbachs Aufsatz „Die Naturwissenschaft und die Revolution“ in: *Blätter für literarische Unterhaltung*. Leipzig 1850, Nr. 268 vom 8. November 1850, S. 1069–1071; Nr. 269 vom 9. November 1850, S. 1073–1074; Nr. 270 vom 11. November 1850, S. 1077–1079; Nr. 271 vom 12. November 1850, S. 1081–1083, hier S. 1082. – Vgl. Ursula Reitemeyer: *Philosophie der Leiblichkeit. Ludwig Feuerbachs Entwurf einer Philosophie der Zukunft*. Frankfurt a. M. 1988 (Edition Suhrkamp 1417). – Harald Lemke: *Ethik des Essens. Einführung in die Gastrosophie*. Berlin 2007.

Metaphysisches Wissen und Erzählperspektive bei Grimmelshausen

Mit einer Gattungsbezeichnung für jene Romane Grimmelshausens, die nicht zum simplicianischen Zyklus gezählt werden, tut sich die Forschung seit jeher schwer. So wurden sie im Laufe der Zeit als ‚idealistische‘, ‚historische‘, ‚höfisch-historische‘, ‚heroisch-galante‘ und ‚Legendenromane‘ bezeichnet. Letzterer ist der bis heute gängigste und von Dieter Breuer wohl am plausibelsten begründete Vorschlag,¹ wobei es auch hier „ein spezifisches Genre der Tradition“ sei, an das Grimmelshausen sich anlehne, nämlich der „fromme[] Legendenroman“.²

Nun ist die Bedeutung von Gattungszuschreibungen in der Frühen Neuzeit zweifelsohne groß und die Frage nach der Gattungszugehörigkeit der entsprechenden Romane definitiv wichtig und sinnvoll. Denn „Gattungskonventionen üben nicht nur [...] entscheidenden Einfluß auf die ‚Art und Weise der dichterischen Behandlung‘, auf ‚Form und Stil einer Dichtung‘ aus, sondern sie bestimmen auch deren Inhalt und Wirkungsabsicht“ und spielen „ferner [...] eine wichtige Rolle für Leserlenkung und für die Interpretation“.³ Mit Blick auf das Werk Grimmelshausens allerdings konstatiert Breuer, dass besagte Texte „nicht einfach als hohe Romane von den niederen simplicianischen Romanen abgegrenzt werden können“.⁴ Zum einen entsprächen sie „den Erwartungen an einen historischen Roman, wie er von gelehrten Autoren

-
- 1 Dieter Breuer: Grimmelshausen und die „Schöne Magelone“. In: „*Fortunatus*“, „*Melusine*“, „*Genovefa*“. *Internationale Erzählstoffe in der deutschen und ungarischen Literatur der Frühen Neuzeit*. Hrsg. von Dieter Breuer und Gábor Tüskés unter Mitarbeit von Rumen István Csörsz und Béla Hegedüs. Bern [u. a.] 2010 (Beihefte zu *Simpliciana* 6), S. 131–145.
 - 2 Dieter Breuer: Erotik und Gewalt in Grimmelshausens Legendenromanen. In: *Simpliciana* XXXI (2009), S. 259–272, hier S. 259, Anm. 1.
 - 3 Rosmarie Zeller: Grimmelshausens „Keuscher Joseph“, „Dietwald und Amelinde“ und „Proxymus und Lympida“ im Kontext zeitgenössischer Romantheorie. In: *Simpliciana* XV (1993), S. 173–192, hier S. 173. Die Zitate im Zitat stammen von Volker Meid: *Grimmelshausen. Epoche, Werk, Wirkung*. München 1984, S. 184.
 - 4 Dieter Breuer: Grimmelshausens Legendenromane. Vorbemerkung. In: *Simpliciana* X (1988), S. 329.

des 17. Jahrhunderts [...] entwickelt und von den späteren Interpreten als verbindlich angesehen wurden“,⁵ nicht. Und zum anderen, und dies ist weitaus wichtiger, stoße schon eine „unvoreingenommene Lektüre“ den Leser auf zahlreiche „irritierende Gemeinsamkeiten beider Werkgruppen“,⁶ die eine solche Trennung als wenig zielführend erscheinen lassen.⁷

Mag Breuer mit seiner Betonung des inhaltlich Gemeinsamen grundsätzlich Recht haben, so ließe sich trotzdem die Frage stellen, weshalb sich Grimmelshausen neben der „neuartigen“ Erzählgattung des Pikaroromans, die ihm ganz offensichtlich lag, mit seinen nicht-simplicianischen Romanen auch „altvertrauten“⁸ Formen widmete. Ich will damit keineswegs suggerieren, dass dieses Neue lediglich aufgrund seiner Neuheit besser oder auch nur beliebter sei – dass dem keineswegs so ist, hat die Barockforschung schon früh gezeigt⁹ –, doch ist es ja durchaus gängige Ansicht, dass dasjenige, was Grimmelshausen an der „picarische[n] Tradition“ „vor allem“ „reizte“, „der in der Ich-Form angelegte Perspektivismus individueller Welterfahrung“ gewesen sei, der es ihm erlaube, „jede Berufung auf vorgegebene Ordnungen, seien es theologische, astrologisch-fatalistische, politisch-soziale, ironisch in Frage zu stellen“.¹⁰ Lässt man dies als eigentliche Triebfeder seiner Autorschaft gelten, so dürfte das Verfassen von Romanen ‚hohen Stils‘ eigentlich recht reizlos für ihn gewesen sein. Natürlich entbehrt der auf diese Weise behauptete grundlegende Skeptizismus der Schelmenromane nie der religiösen

5 Breuer in seinem Kommentar zu *Dietwald und Amelinde*. In: Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Werke*. II. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 1997 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 5), S. 858.

6 Breuer, *Legendenromane* (wie Anm. 4), S. 329.

7 Er nennt hier als Beispiele vor allem das „[b]iblisch-religiöse[] Geschichtsverständnis“, den „Exempelcharakter des Erzählten“ sowie die „Ausrichtung des politischen wie des privaten Verhaltens [...] an religiösen Normen“ (Breuer in seinem Kommentar zu *Dietwald und Amelinde* [wie Anm. 5], S. 858–859).

8 Breuer, *Erotik* (wie Anm. 2), S. 259.

9 Vgl. hierzu etwa den klassischen Aufsatz von Richard Alewyn: *Der Roman des Barock*. In: *Pikarische Welt. Schriften zum europäischen Schelmenroman*. Hrsg. von Helmut Heidenreich. Darmstadt 1969 (Wege der Forschung 163), S. 397–411, hier S. 397–398.

10 Breuer in seinem Kommentar zu Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Der abentheurliche Simplicissimus Teutsch und Continuatio des abentheurlichen Simplicissimi*. In: *Werke*. I. 1. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 1989 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 4. 1), S. 715. – Der Text wird im Folgenden nach der Edition von Breuer mit Sigle *ST* bzw. *Co* und Seitenangabe in runden Klammern zitiert.

Finalität, die ja auch für die hohen Gattungen strukturbildend ist. Aber dennoch liefert das Faktum, dass letzten Endes beiden dasselbe religiöse Weltbild zugrunde liegt, keine befriedigende Antwort auf die Frage nach der tatsächlichen Funktion der jeweiligen Form für die Vermittlung eben dieses Weltbilds.

Zeigen wir uns grundsätzlich mit der Einschätzung einverstanden, dass Grimmelshausen mit seinen nicht-simplicianischen Romanen nicht andere Dinge, sondern lediglich die Dinge anders erzählt, dann müssen wir danach fragen, was ‚anders‘ hier heißt: Was kann und tut der ‚historische Roman‘ – wie ich ihn der Einfachheit halber nennen will, da es mir nicht um formale Gattungskriterien geht und ich auch keinen Beitrag zur ‚Klärung‘ der Gattungsfrage leisten möchte –, was der pikarische Roman nicht oder nur bedingt kann und tut?

Was die beiden Erzählformen wesentlich voneinander unterscheidet, ist meines Erachtens die Art und Weise, wie metaphysisches Wissen präsentiert wird – womit im Folgenden vor allem das Wissen um Providenz und gnaden-theologische Positionen angesprochen sind.

Carolin Struwe unterscheidet in ihrer Studie zu *Epistemen des Pikaresken* historisch zwischen zwei grundlegenden Wissensformen. „Argumentativ geformtes“ oder – wie der von Struwe zitierte Wolfgang Harms¹¹ es nennt – „feste[s] Wissen“ zeichne sich vornehmlich dadurch aus, dass es Anspruch auf „Zeitlosigkeit“ und Universalität erhebe.¹² Es künde entsprechend von stabilen, unveränderlichen Tatsachen und Zusammenhängen und sei demnach „propositional geformt“ bzw. lasse „sich leicht auf [...] propositionale Aussagen reduzieren“.¹³ Zu diesem Wissensbestand zählen neben „enzyklopädischem“ und „gelehrtem“ Wissen vor allem auch „geistliche Lehren, Bibelzitate und Bezüge auf antike Autoritäten“¹⁴ – allesamt Aussageformen also, die (auch) metaphysische Zusammenhänge zum Gegenstand haben.

11 Wolfgang Harms: Zur Kulturgeschichte auf dem Gebiet der Frühen Neuzeit und zur Identität der germanistischen Literaturwissenschaft. In: *Kulturwissenschaftliche Frühneuzeitforschung. Beiträge zur Identität der Germanistik*. Hrsg. von Kathrin Stegbauer, Herfried Vögel und Michael Waltenberger. Berlin 2004, S. 169–181, hier S. 173.

12 Carolin Struwe: *Episteme des Pikaresken. Modellierung von Wissen im frühen deutschen Pikaroroman*. Berlin, Boston 2016 (Frühe Neuzeit 199), S. 19.

13 Struwe, *Episteme* (wie Anm. 12), S. 21.

14 Struwe, *Episteme* (wie Anm. 12), S. 20. Struwe nennt hier noch andere Beispiele, die jedoch für die vorliegende Arbeit zu vernachlässigen sind.

Von dieser Art festem Wissen zu trennen sei solches „Wissen, das Zeitlichkeit (und Räumlichkeit) privilegiert, und somit auch Wissen um Kontingenz“,¹⁵ und zwar weil es dem philosophischen Denken der Frühen Neuzeit überhaupt nicht als ‚Wissen‘ im eigentlichen Sinne gelte – sondern aufgrund seiner „Partikularität“¹⁶ als Erfahrung.¹⁷

Zweifellos scheint nun, dass Erfahrung kein festes Wissen zu generieren vermag.¹⁸ Inwiefern sie in der Lage ist, Selbiges zu verifizieren, ist seit der Antike Gegenstand zahlreicher philosophischer Auseinandersetzungen. In der Frühen Neuzeit ist man sich diesbezüglich ganz besonders in einem Punkt einig, nämlich dort, wo es um den Spezialfall metaphysischen Wissens geht. Nicht nur ist Erfahrung nicht in der Lage, diesbezüglich festes Wissen zu generieren, nein, sie kann es nicht einmal bestätigen. Und zwar deswegen, weil solches metaphysisches Wissen der Erfahrung *per definitionem* „nur approximativ oder fideistisch“¹⁹ zugänglich ist.

15 Struwe, *Episteme* (wie Anm. 12), S. 22.

16 Struwe, *Episteme* (wie Anm. 12), S. 26.

17 Struwe bezieht sich hier auf einen Erfahrungsbegriff, der nicht dem aristotelischen entspricht. Für Aristoteles ist Erfahrung „die durch Kenntnis vieler Einzelphänomene erworbene Möglichkeit, das Allgemeine im Besonderen wahrzunehmen“; sie bildet somit die Grundlage sowohl für Technik als auch für Wissenschaft; vgl. Friedrich Kambartel: *Erfahrung und Struktur. Bausteine zu einer Kritik des Empirismus und Formalismus*. Frankfurt a. M. 1968 (Theorie 2), S. 55. Für Struwe hingegen ist der Begriff Erfahrung mit Blick auf den Schelmenroman „etymologisch konturiert“ (Struwe, *Episteme* [wie Anm. 12], S. 24), betont also den Aspekt des durch Bewegung selbst Wahrgenommenen. Erfahrung ist also praktische Welterkundung und -aneignung jenseits bloßer Rekurrenz auf Überliefertes, Gedachtes und Imaginiertes.

18 Natürlich gibt es trotzdem so etwas wie Erfahrungswissen: „Daraus [aus der besagten Partikularität, Anm. P. K.] ergibt sich zunächst auch die deutlich (von der Wissenschaft) gezogene Grenzlinie zwischen Wissenschaft und Erfahrung, zwischen dem Universalitätsanspruch der Wissenschaft und dem daraus abgeleiteten ‚Etikett der logischen Singularität‘ für die Erfahrung. Doch kann [...] auch Erfahrung den Status eines ‚Wissens‘ beanspruchen. Allgemeinheit erlangt Erfahrung aber eben nicht auf dem Weg der Abstraktion des Konkreten, sondern durch eingeschliffene Wahrscheinlichkeiten, die an der Konkretheit bestimmter Situationen und Verläufe haften. Geltung erlangt ein solches Wissen nicht im Rekurs auf unhintergehbare Wahrheit, sondern durch unvorgreifliche Erwartbarkeit.“ (Struwe, *Episteme* [wie Anm. 12], S. 26)

19 Werner Frick: *Providenz und Kontingenz. Untersuchungen zur Schicksalssemantik im deutschen und europäischen Roman des 17. und 18. Jahrhunderts*. Tübingen 1988 (Hermaea N. F. 55), S. 212.

Für den Schelmenroman stellt dieses Verhältnis ein Problem dar, insofern die hier typischerweise erzählten Bekehrungsgeschichten natürlich auf dezidiert metaphysisches Wissen rekurren, durch die Ich-Perspektive des Erzählers jedoch lediglich Erfahrung kommunizieren können. Der ‚Auftrag‘ des Schelmenromans wird hierdurch in gewisser Hinsicht korrumpiert, entbehrt das Dargestellte doch in letzter Konsequenz der metaphysischen Beglaubigung.²⁰

Dass dieser Umstand keineswegs nebensächlich ist, ja ganz im Gegenteil auf eine fundamentale Tragik verweist, gilt es immer wieder vor Augen zu führen. Das Denken der Frühen Neuzeit wird ganz grundlegend bestimmt von einer „Dialektik von Vorder- und Hintergrund, von kontingenter Ereignisstruktur und eschatologischer Finalität einer Wirklichkeit, die den in ihr agierenden Subjekten undeutlich ist und dennoch unter göttlicher Garantie steht“.²¹ Das Paradoxe dieser Situation besteht darin, dass es schon aus Gründen des Dogmas – das allerdings ebenso als tiefste persönliche Überzeugung eines jeden Christen gelten darf – ausgemacht ist, dass Welt und Geschichte ein göttlicher Plan zugrunde liegt, dieser Plan und vor allem die eigene Stellung darin jedoch *per definitionem* unzugänglich bleiben müssen. Gerade Letzteres und die sich daraus ergebende Bestürzung hat wohl niemand drastischer formuliert als Blaise Pascal (wobei es hier der bereits Abtrünnige ist, der spricht):

Ich weiß nicht, wer mich in die Welt gesetzt hat, noch, was die Welt ist, noch, was ich selbst bin; ich bin schrecklich unwissend in allen Dingen [...]. Ich sehe diese entsetzlichen Weltenräume, die mich einschließen, und finde mich an einen Winkel dieser unermesslichen Weiten gebunden, ohne dass ich weiß, warum ich an diesen und nicht vielmehr an einen anderen Ort gestellt bin und warum die geringe Zeitspanne, die mir zu leben gegeben ist, mir gerade zu diesem und nicht vielmehr zu einem anderen Zeitpunkt der ganzen Ewigkeit, die mir vorausgegangen, und der ganzen Ewigkeit, die auf mich folgt, zugewiesen wird. Ich sehe von allen Seiten nur Unendlichkeiten, die mich wie ein Atom und wie einen Schatten einschließen, der nur einen unwiederbringlichen Augenblick lang anhält.²²

20 Zu den diesbezüglichen Bewältigungsstrategien etwa bei Albertinus vgl. Struwe, *Episteme* (wie Anm. 12), S. 71–74.

21 Frick, *Providenz* (wie Anm. 19), S. 74.

22 Blaise Pascal: *Pensées – Gedanken*. Ediert und kommentiert von Philippe Sellier. Aus dem Französischen übersetzt und mit einer Konkordanz von Sylvia Schiewe. Darmstadt 2016, S. 53.

Das Empfinden, das Pascal hier – in äußerster Zuspitzung – formuliert, ist Resultat jener beiden historischen Grundkonstellationen, die das 17. Jahrhundert (neben der sog. Wissenschaftlichen Revolution) wohl am stärksten geprägt haben: der anhaltenden konfessionellen Auseinandersetzungen in der Folge des Konzils von Trient, in deren Zuge selbst ehemals festes religiöses Wissen nunmehr für umstritten, ja selbst unentscheidbar²³ erklärt wird, auf der einen und den Wirrnissen des Krieges auf der anderen Seite. Davon, wie der Krieg jedes Mutmaßen in Bezug auf den eigenen Platz in der Welt vereitelt, legt eine Äußerung des Kalenderschreibers Mauritius Huberinus beredtes Zeugnis ab:

Es ist männiglich bekand/ das die jenigen/ welche sich unterstehen einen Moren weiß zu baden/ oder Wasser in einem Sieb auffzuhalten/ jedesmals vergebens gearbeitet haben. Eben dergleichen würde auch mir wiederfahren/ wann ich dieser zeit/ von Krieg und Unfrieden viel prognosticirens machen wolte/ weil kein Winckel in der Welt zu finden/ darinnen Mars sein Panier nicht auffgestecket hette[.]²⁴

Man wäre schlecht beraten, angesichts der allzu realen Kriegsgräuel der Relevanz der theologischen Debatten für das Dasein des Einzelnen ihre Unmittelbarkeit absprechen zu wollen. Denn mag der Krieg auch die ehemaligen Gewissheiten zerstört haben, die eine, man ist geneigt zu sagen, schlechthinige Gewissheit bleibt nach wie vor – die des eigenen Todes und damit *eo ipso* der Tatsache, „dermaleins vor Gottes Angesicht [...] Rechenschafft geben“ (ST 544) zu müssen.

Dass nun eine jede Konfession mit dem „Anspruch an[tritt], eine Gnaden-, Sünden- und Rechtfertigungslehre zu vertreten, [die] nicht nur die richtige,

23 Vgl. Valens Heynck: Attritionismus. In: *Lexikon für Theologie und Kirche*. Hrsg. von Josef Höfer und Karl Rahner. Bd. 1. *A–Baronius*. Freiburg ²1969, Sp. 1019–1021, hier Sp. 1021.

24 *Elender/ betrubter Zustand. Das ist: Genawe Ausrechnung/ gewisse Meynungen und einstimmige Muthmaßungen/ Vom Kriege unnd grossen Blutvergiesseu [!] [...] zum Druck verordnet [...] [s. 1.] 1630, unpag. Zit. nach Achim Landwehr: Geburt der Gegenwart. Eine Geschichte der Zeit im 17. Jahrhundert. Frankfurt a. M. 2014, S. 42–43. Es handelt sich bei diesem Werk um eine Sammlung von Voraussagen, die die nahende Apokalypse für das Jahr 1630 ankündigen.*

sondern auch die einzig heilswirksame ist“,²⁵ stellt für den Gläubigen ein *de facto* unlösbares Problem dar:

Derjenig aber trifft meines erachtens am besten/ welcher die Welt einem Laborint oder Irrgarten verglichen/ dann was seynd die Menschen inn diser armseligen Welt anderst/ als die hin und wider/ auff unnd nider wandern/ lauffen/ suchen/ dichten/ trachten/ sich bemühen/ immerdar unnd vil irren/ aber wenig finden noch treffen? Dann zum treffen ist nur ein einziger Weeg vorhanden/ aber zum fählen und irren seynd unendlich vil verhanden. Das haben nun die jenigen mit ihrem schaden wol erfahren/ welche inn der ewigen Qual sich ihres auff Erden vollbrachten bösen Lebens halben beklagten und sagten: *ambulauimus vias difficilis*.²⁶

Die Ungewissheit erstreckt sich aber nicht lediglich auf die Frage, wie gutes Handeln unter den gegebenen Umständen möglich ist, sondern vielmehr ob es ein solches Handeln unter postlapsarischen Bedingungen überhaupt geben kann – für die meisten Gelehrten lautet die Antwort: nein.

Erde und Himmel, Diesseits und Jenseits, Welt- und Heilsgeschichte sind also gleichermaßen undurchschaubar geworden, wobei gerade das Chaos der hiesigen Verhältnisse das Vertrauen auf eine transzendente Ordnung umso notwendiger macht.²⁷ Das moralisch Paradoxe dieser Existenz besteht nun darin, dass die grundlegende Undurchschaubarkeit des göttlichen Plans den Menschen nicht vom Gebot befreit, in der Welt gottgefällig zu handeln.²⁸ Mag angesichts der posttridentinischen Theologie auch die Antwort auf die Frage nach der ‚Belohnung‘, ja nach der bloßen Möglichkeit guter Werke alles andere als klar sein, so ist jedoch „[i]m Handeln als solchem [...] die Unterscheidung zwischen gut und böse genau, und Gott hat uns in der Vernunft, im

25 Eric Achermann: Reue, Buße, Tod und Gnade. Zu Kalkül und Endlichkeit in Grimmelshausens „Courasche“ und „Zweitem Vogel-Nest“. In: *Simpliciana* XXXVIII (2016), S. 201–223, hier S. 202.

26 Aegidius Albertinus: *Der Landstörtzer: Gusman von Alfarche oder Picaro genannt* [...]. München 1615, fol.):(4v. Natürlich vertritt Albertinus seinem Selbstverständnis nach die einzig richtige Position. Diese axiomatisch behauptete Gewissheit unterscheidet ihn vom Skeptiker Grimmelshausen.

27 Vgl. hierzu die Ausführungen zu Gryphius’ Fortuna-Verständnis bei Peter Vogt: *Kontingenz und Zufall. Eine Ideen- und Begriffsgeschichte*. Mit einem Vorwort von Hans Joas. Berlin 2011, S. 649–655.

28 Was hierunter indes zu verstehen ist, ist Thema des Probabilismusstreits. Vgl. hierzu Andrea Schrimm-Heins: Gewissheit und Sicherheit. Geschichte und Bedeutungswandel der Begriffe *certitudo* und *securitas* (Teil II). In: *Archiv für Begriffsgeschichte* 35 (1992), S. 115–213, hier S. 116–120.

Gewissen, in der Heiligen Schrift und in den Kirchenvätern sichere Führer gegeben, die uns die Orientierung unseres Verhaltens erlauben“.²⁹ Und ist es „abergläubisch“ und vermessen, „seine Hoffnung auf Formalitäten zu setzen“, ist es gleichzeitig „hochmütig, sich ihnen nicht zu unterwerfen“.³⁰ Dass diese Einstellung in Anbetracht der Umstände die einzig vernünftige darstellt, ist Gegenstand der berühmten Wette auf die Existenz Gottes und den Nutzen, den man daraus zieht, seine Gebote zu befolgen:

Eure Vernunft wird, indem sie eher das eine als das andere wählt, nicht mehr verletzt, da man ja notwendigerweise wählen muss. [...] Aber Eure Glückseligkeit? Wägen wir Gewinn und Verlust ab, indem wir Kreuz nehmen [Pascal geht von einem Spiel aus, bei dem Kreuz oder Wappen fallen wird; Anm. P. K.], dass Gott ist. Schätzen wir diese beiden Fälle ein: Falls Ihr gewinnt, gewinnt Ihr alles; falls Ihr verliert, verliert Ihr nichts. Setzt also ohne Zögern darauf, dass er ist! [...] Nun, welches Übel wird Euch widerfahren, wenn Ihr Euch für diese Seite entscheidet? Ihr werdet treu, ehrenhaft, demütig, dankbar, wohlätig, ein aufrichtiger, wahrhafter Freund sein.³¹

Wenn die „Einsicht in den Gegenstand, nämlich Gottes Natur, [...] ausgeschlossen“ ist, „geht es allein um eine pragmatische Entscheidung nach Nutzen und Risiko“. Dabei erweist es sich als „pragmatisch vorteilhafter, an Gott zu glauben und sich nach seinen Vorschriften zu richten“,³² wird man doch, das ist die Pointe, auf diese Weise durch tugendhaften Lebenswandel schon „in diesem Leben gewinnen“ und im Hinblick auf das jenseitige „nichts gegeben“ haben.³³

Doch vermag auch die Rationalität der Wette nicht über die existentielle Tragik ihres Anlasses hinwegzutäuschen. Denn zum einen entbehrt sie gerade aufgrund ihres Pragmatismus nicht „einer gewissen Frivolität“, indem sie die christliche „Religion als Kalkül“ darstellt.³⁴ Und zum anderen ändert sie am grundlegenden Bestehen der Aporie nichts: Letztlich kann ich „nie wissen, ob der [...] eingeschlagene Weg gültig oder irrig ist, ob er zu Gott oder aber zur

29 Lucien Goldmann: *Der verborgene Gott. Studie über die tragische Weltanschauung in den „Pensées“ Pascals und im Theater Racines*. Frankfurt a. M. 1985 (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 491), S. 243.

30 Pascal, *Pensées* (wie Anm. 22), S. 147.

31 Pascal, *Pensées* (wie Anm. 22), S. 61–62.

32 Wilhelm Schmidt-Biggemann: *Blaise Pascal*. München 1999 (Beck'sche Reihe 553), S. 97.

33 Pascal, *Pensées* (wie Anm. 22), S. 62.

34 Schmidt-Biggemann, *Pascal* (wie Anm. 32), S. 95.

Welt führt“. Mir „bleibt niemals Gewißheit, sondern allenfalls Hoffnung“. Das „Wesentliche dieser Hoffnung“ äußert sich in dem „letzte[n] und mächtigste[n] Paradox“ eines „Vertrauen[s], das nur als permanente Besorgnis existiert, eine Besorgnis, die letztlich die dem Menschen einzig zugängliche Form [...] des Glaubens ist“.³⁵

Dies gilt selbst für den bekehrten Schelm, mag die individuelle Empfindung der göttlichen Gnade und der damit verbundenen Selbstverortung in Gottes Heilsplan zeitweise auch noch so stark gewesen sein.³⁶ Die eigentliche *Continuatio* endet ja bekanntlich mit der Bemerkung des Insel-Simplicius, dass „ein ehrlich gesinnter Christlicher Leser/ [...] sich vilmehr verwundern und die Göttliche Barmherzigkeit preysen“ wird,

wann er findet/ daß so ein schlimer Gesell wie ich gewesen/ dennoch die Gnad von GOtt gehabt/ der Welt zu *resignirn*, und in einem solchen Standt zuleben/ darinnen er zur ewigen Glory zukommen/ und die seelige Ewigkeit nechst dem heiligen Leyden deß Erlösers zu erlangen verhofft/ durch ein seeligs ENDE. (Co 678)

Der theologische Gehalt des Satzes ist einigermaßen verwickelt. Offensichtlich geht Simplicius davon aus, die göttliche Gnade zum Zeitpunkt, zu dem er seine Lebensgeschichte niederschreibt, bereits erhalten zu haben, und zwar in Form seiner ‚Versetzung‘ auf die Kreuzinsel. Nichtsdestoweniger scheint diese Begnadung im Hier und Jetzt keine hinreichende Bedingung für den Erhalt der Gnade auch mit Blick auf das Jenseits zu sein.

Dies kann nun zwei Gründe haben: Entweder ist er der Überzeugung, dass es grundsätzlich möglich sei, die einmal erhaltene Gnade auch wieder zu verlieren. Oder die Behauptung, die göttliche Gnade bereits erhalten zu haben, stellt eben doch keine subjektive Gewissheit für Simplicius dar. Zwar wird die

35 Goldmann, *Gott* (wie Anm. 29), S. 125.

36 „[U]nterwegs betrachtete ich mit hertzlicher Dancksagung die grosse Gaben und Gnaden GOttes/ die uns dessen barmhertzige Vorsehung so Vätter miltiglich mitgetheilt [...]; ich fiele nider auff das Angesicht und sagte mit außgestreckten Armen und erhobenem Hertzen ach! ach! du allergütigster himmlischer Vatter/ nun empfinde ich im Werck selbsten/ daß du williger bist uns zu geben/ als wir von dir zu bitten? [...] Ach getreuer Vatter deiner unaußsprechlichen Barmhertzigkeit wolle allergnädigist gefallen/ uns zuverleyhen/ das wir dise deine Gaben und Gnaden nicht anders gebrauchen/ als wie es deinem allerheiligsten Willen und Wolgefallen beliebt/ und zu deines grossen unaußsprechlichen Namens Ehr geraicht/ damit wir dich neben allen Außerwöhlten hie zeitlich und dort ewig/ loben ehren und preisen mögen [...].“ (Co 663–664).

grundsätzliche Möglichkeit des Ersteren bereits im 23. Kanon des Trienter Rechtfertigungsdekrets von 1547 als verbindliche Lehre formuliert,³⁷ trotzdem erscheint es angesichts des bis dato Erläuterten plausibler, sich für letztere Lesart zu entscheiden. Demnach würde seine Haltung am ehesten mit der von Pascal in der ersten seiner *Schriften über die Gnade* dargelegten Ansicht übereinstimmen,

[d]aß alle Menschen [...] zum Glauben verpflichtet seien, doch sollen sie einen mit Furcht vermischten Glauben haben, der nicht von der Gewißheit begleitet sei, daß sie zu jener kleinen Zahl von Auserwählten gehören, die Jesus Christus retten wolle.³⁸

Überhaupt scheint, nimmt man den größeren Werkzusammenhang in den Blick, nicht einmal völlig unzweifelhaft, ob das Dasein als Eremit, das Simplicius wählt, auch nur als ‚Formalität‘ als letztgültig beglaubigt gelten kann, um den Begriff Pascals noch einmal aufzugreifen. Denn Simplicius kehrt ja bekanntlich im *Springinsfeld* als zwar nach wie vor „fromme[r], aber tätig-weltzugewandte[r]“ Gaukler und Schriftsteller wieder. Schon Volker Meid hat betont, dass dieser Umstand „die private Lösung der *Continuatio* als durchaus unvollkommen, weil durch Egoismus, Selbstzufriedenheit, Bequemlichkeit und fehlende[s] soziale[s] Engagement charakterisiert, entschieden in Frage“ stellt und dadurch „den Zwiespalt zwischen Weltverneinung und dem Postulat eines tätigen Lebens im Dienst der Mitmenschen“³⁹ offenlegt.

Dementsprechend scheinen nicht einmal diejenigen religiösen Lehren, die den *Simplicissimus Teutsch* und die *Continuatio* maßgeblich bestimmen, für

37 „Sollte jemand behaupten, der einmal gerechtfertigte Mensch könne von nun an nicht mehr sündigen und die Gnade verlieren, und derjenige, der fällt und sündigt, sei in Wirklichkeit nie gerechtfertigt gewesen; oder umgekehrt, er könne, es sei denn aufgrund eines besonderen göttlichen Privilegs, wie es die Kirche in bezug auf die hl. Jungfrau annimmt, sein Leben lang alle Sünden vermeiden, auch die läßlichen: anathema sit.“ Zit. nach Sven Knebel: *Wille, Würfel und Wahrscheinlichkeit. Das System der moralischen Notwendigkeit in der Jesuitenscholastik 1550–1700*. Hamburg 2000 (Paradeigmata 21), S. 143.

38 Blaise Pascal: *Schriften über die Gnade*. In: Blaise Pascal: *Kleine Schriften zur Religion und Philosophie*. Übersetzt von Ulrich Kunzmann. Mit einer Einleitung und Anmerkungen hrsg. von Albert Raffelt. Hamburg 2005 (Philosophische Bibliothek 575), S. 202.

39 Volker Meid: *Die deutsche Literatur im Zeitalter des Barock. Vom Späthumanismus zur Frühaufklärung 1570–1740*. München 2009, S. 610.

Grimmelshausen letztgültig Bestand zu haben, sondern werden in späteren Werken immer wieder neu verhandelt.

„In prägnanter Weise“ werde „die Erzählung des *Simplicissimus*“ etwa „durch den darauf folgenden *Trutz-Simplex* der *Courasche* relativiert und in ihrer Geltung unterminiert. Hervorgehoben werden damit die grundsätzliche Reversibilität von Auffassungen sowie grundsätzliche Relativierbarkeit der simplicianischen Propositionen“.⁴⁰

Zwar erscheint mir das Urteil Struwes gerade in Bezug auf das Verhältnis des *Simplicissimus* und der *Courasche* deutlich überzogen, doch dürfte der zeitgenössischen Leserschaft mit ziemlicher Sicherheit „bei der Lektüre der *Courasche* von der ersten Seite weg der Atem gestockt haben“.⁴¹ Dass die Protagonistin sich ja ganz entschieden dagegen entscheidet, zu bereuen und Buße zu tun, und das, obwohl sie sich in der christlichen Moraltheologie nur allzu gut auskennt,⁴² lässt sich ernsthaft nicht als Relativierung der „simplicianischen Propositionen“ werten, sondern schlicht als deren Negation – und erlangt damit eben *ex negativo* auch wieder moraldidaktische Relevanz.

Mit Blick auf die anderen Bekehrungsgeschichten des Zyklus darf die Aussage Struwes hingegen durchaus als zutreffend gelten. Nach dem *Simplicissimus* (unter Auslassung der *Courasche* aus genannten Gründen) werden die Bekehrungen immer prekärer, die Privilegierung eines religiösen „Pragmatismus“⁴³ dagegen tritt zunehmend stärker hervor. So endet der *Springinsfeld* mit dem beinahe schon lakonisch anmutenden Verweis darauf, dass der Protagonist „durch *Simplicissimum* in seinen alten Tagen ganz anders umgegossen und ein Christlichs und bessers Leben zuführen bewöggt worden“.⁴⁴ Ob

40 Struwe, *Episteme* (wie Anm. 12), S. 44.

41 Achermann, Reue (wie Anm. 25), S. 211.

42 Vgl. Dieter Breuer: Courasches Unbußfertigkeit. Das religiöse Problem in Grimmelshausens Roman. In: *Simpliciana* XXIV (2002), S. 229–242, hier S. 229–230, sowie Jean-Marie Valentin: Wann du nicht im Sinn hast, dich zu bekehren, warumb willst du dann deinen Lebenslauf beichtweis erzählen und aller Welt deine Laster offenbarn? – Zu den theologischen und ästhetischen Implikationen des Anfangskapitels von Grimmelshausens „Landstörtzerin Courasche“. In: *Simpliciana* X (1988), S. 89–104.

43 Vgl. hierzu Peter Klingel: Kalkül, Ökonomie und Reue in Grimmelshausens „Vogel-Nest“-Romanen. In: *Simpliciana* XL (2018), S. 131–152, hier S. 151.

44 Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Der seltzame Springinsfeld*. In: *Werke*. I. 2. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 1992 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 4. 2), S. 294–295.

dies tatsächlich der Wahrheit entspricht, lässt sich jedoch durchaus bezweifeln, tritt er doch im *Rathstübel Plutonis* nach wie vor als Skeptiker auf. Im ersten *Vogel-Nest*-Roman wiederum versichert der Hellebardier, sich bei allen seinen zukünftigen Handlungen stets die „continuirliche Gegenwart Gottes“ ins Gedächtnis zu rufen, womit sich „gar leicht [...] zu einem frommen [...] Leben [...] gelangen“ lasse.⁴⁵ Doch kann auch hier angesichts immer neuer Verfehlungen von einem Leben im Zeichen des göttlichen Willens kaum die Rede sein.⁴⁶ Und zuletzt sieht in der Fortsetzung die Sache noch fraglicher aus. Hier überwiegt bis zum Ende das „ängstige[] Gemüth“ (*VN II* 643) die simplicianische Seelenruhe.⁴⁷ In keinem Fall kann also von einer vollends überzeugenden Bekehrung gesprochen werden – zumindest dann nicht, wenn wir das augustinische ‚Modell‘ als Muster zugrunde legen.

Angesichts des Erörterten erscheint es letzten Endes nur konsequent, dass innerhalb des simplicianischen Zyklus immer mehr das Moment der Ungewissheit in den Vordergrund rückt. Doch lässt sich im Werk Grimmelshausens bemerkenswerterweise zugleich eine gegenläufige Tendenz ausmachen, nämlich in den historischen Romanen. Und damit komme ich nun wieder auf die eingangs gestellte Frage nach der Funktion der narrativen Form im Hinblick auf die Vermittlung metaphysischen Wissens zurück. Denn was im Schelmenroman stets nur als Erfahrung kommuniziert werden kann, die jedoch zunehmend prekärer erscheint, kann, so meine These, der historische Roman nach wie vor mit Gewissheit behaupten.

Für den Roman ist es primär eine Frage der Perspektive, wie das notwendig vorgängige auktoriale Wissen um das Gesamt der Handlung zu präsentieren ist. Gebe ich vor, wie es der Schelmenroman tut, durch Wahl einer autobiographischen Perspektive die Zukunft nicht zu kennen, [...] so lasse ich erkennen, dass die Wirklichkeit aus der subjektiven Ungewissheit einzig in der ‚linearen‘ Verlängerung von glücklichen oder unglücklichen Ereignissen besteht. [...] Webe ich hingegen durch Allwissenheit, durch Ubiquität

45 Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Das Wunderbarliche Vogel-Nest*. Erster Teil/ Zweiter Teil. In: *Werke*. I. 2. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 1992 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 4. 2), S. 413. – Der Text wird im Folgenden nach der Edition von Breuer mit Sigle *VN I* bzw. *VN II* und Seitenangabe in runden Klammern zitiert.

46 Vgl. hierzu Peter Klingel: „[W]eil Gott auch durch Sünder die Wahrheit zu reden [...] pflegt.“ Überlegungen zur Dialektik von Sünde und Gnade in Grimmelshausens „Das Wunderbarliche Vogel-Nest I“. In: *Simpliciana* XXXVIII (2016), S. 239–260.

47 Vgl. Klingel, Kalkül (wie Anm. 43), S. 151.

und zukunftsweisende Prophetien die verschiedenen Stränge unterschiedlicher Zeiten und Orte zu einem Geflecht, so bilde ich eine Welt ab, die das Vertrauen auf die Konvergenz der Ereignisse in einem transzendenten Heilsplan zum Ausdruck bringt.⁴⁸

Der wesentliche Punkt der hier getroffenen Unterscheidung besteht darin, dass „Regularitätsvorstellungen“ aus der notwendig auf das Hiesige beschränkten Perspektive des Individuums einzig in Form einer Bezugnahme auf geltende „moralische Normen“ mit Gewissheit geäußert werden können. Die ausdrückliche Kenntnis eines „Normsystem[s]“⁴⁹ ist indes nicht dasselbe wie das Wissen um „Ordnung[] jenseits individuellen Fassungsvermögens“,⁵⁰ deren tatsächliche Erkenntnis dem „endlichen Verstand“⁵¹ schlichtweg nicht gegeben ist. Anders formuliert: Selbst wenn der bekehrte Schelm eine transzendente Ordnung behauptet bzw. das objektive Gegebensein einer solchen annimmt, weiß er effektiv nur um ein immanentes Normsystem, das besagte Ordnung nach gängiger Vorstellung zwar als kausal nachgängig begreift, *de facto* aber als einziges zweifelsfrei besteht. Darin geht es ihm, dem Schelm, wie einem jeden Einzelnen.⁵²

Der historische Roman wiederum kann diese Problematik des Behaupten-Müssens-aber-Nicht-Wissen-Könnens umgehen und durch das Einnehmen einer auktorialen Perspektive diese Ordnung (innerfiktional) wirklich abbilden. Der Erzähler nimmt hier, wie schon Frick formuliert hat, eine „Mittelstellung

48 Eric Achermann: Calculemus! Zum egoistischen Helden im Roman der Frühen Neuzeit. In: *Literatur und praktische Vernunft. Festschrift für Friedrich Vollhardt*. Hrsg. von Frieder von Ammon, Cornelia Rémi und Gideon Stiening. Berlin, Boston 2016, S. 147–171, hier S. 170.

49 Achermann, Calculemus (wie Anm. 48), S. 170.

50 Frick, *Providenz* (wie Anm. 19), S. 32.

51 Frick, *Providenz* (wie Anm. 19), S. 59.

52 Christian Begemann hat diesen Umstand konzise im Hinblick auf Adalbert Stifter beschrieben (wohlgermerkt unter Verwendung einer dezidiert semiologischen Terminologie): „Daß sich Stifter nicht im schlichten *Glauben* an eine Ordnung der Welt beruhigen kann, belegen ja seine angestregten Bemühungen, diese Ordnung zu *erkennen*, sie dort zu fassen, wo sie sich *zeigt*. Das aber ist nicht der Fall oder doch nur dann, wenn das Ergebnis der Lektüre der Dinge als Zeichen selbst noch einmal übersprungen wird: Tatsächlich lassen sich die Phänomene als Zeichen von Klassifikationssystemen, von Ordnungen auffassen, daß diesen aber selbst wiederum eine, und zwar ‚metaphysische‘ Bedeutung zugesprochen wird, ist ein Vorgang, der eher unter den Begriff einer *petitio principii* als den der Lektüre fällt.“ (Christian Begemann: *Die Welt der Zeichen. Stifter-Lektüren*. Stuttgart, Weimar 1995, S. 84).

zwischen dem historischen Personal und der geschichtsmächtigen Providenz⁵³ ein. Sein Erzählen ist – im Gegensatz zu dem im pikaresken Roman – „metaphysisch beglaubigtes Erzählen“⁵⁴ und „genauso ‚wahr‘ wie die metaphysische Geschichtsstruktur, als deren Mimesis es sich begreift“.⁵⁵ Genau dies ist es, was Leibniz in seinem Brief an Anton Ulrich vom April 1713 anspricht, wenn er schreibt, dass „niemand [...] unsern Herrn beßer nach[ahmt] als ein Erfinder von einem guten Roman“.⁵⁶

Durch die metaphysische Beglaubigung aber kann der historische Roman die Unterscheidung von festem Wissen und Erfahrungswissen unterminieren: Festes Wissen wird im Modus des auktorialen Erzählens Erfahrungswissen, nämlich des Erzählers, und kann so aus dem Status konstitutiver epistemischer Unzugänglichkeit in den Bereich des unmittelbar Wahrnehm- und Erkennbaren überführt werden – zumindest ideell.

Der *Keusche Joseph* kann zugegebenermaßen kaum als Beleg für diese These dienen, ist die Beglaubigung des Erzählten doch allein schon durch die biblische Herkunft des Stoffes gewährleistet und muss nicht erst durch die Inszenierung hergestellt werden. Im Gegensatz zu anderen Stoffen, in denen das Besondere der historischen Situation als „vordergründiges und austauschbares Oberflächengeschehen nur den individuellen Fall einer allgemeinen Regel“⁵⁷ darstellt, gibt es in der Josephsgeschichte eine solche Unterscheidung von konkret und abstrakt nicht.

Doch bietet der Roman bereits in der Vorrede ein eindrückliches Beispiel dafür, welche Intensität das uneingeschränkte Vertrauen auf den göttlichen Plan erreichen kann, wenn es in seinem Status als festes Wissen unberührt bleibt von den epistemischen Aporien der Gegenwart:

DEnnach GOtt der Allmächtig in seinem allerweisesten Rath beschlossen/
das Geschlecht Jacobs/ so Er ihm vor allen andern Menschen zu seinem
Volck erwählet/ aus Chananeer Land in Egypten zuversetzen/ daß es sich
biß zur wider Außführung durch Moysen beschehen/ darinn vermehren
solte; Hat Er solche Vorsetzung durch eine allgemeine Wehrung die seines
Volcks Ertzvattern den Jacob in Egypten zwingen muste/ ins Werck setzen

53 Frick, *Providenz* (wie Anm. 19), S. 57.

54 Frick, *Providenz* (wie Anm. 19), S. 55.

55 Frick, *Providenz* (wie Anm. 19), S. 58.

56 Zit. nach Eduard Bodemann: Leibnizens Briefwechsel mit dem Herzoge Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel. In: *Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen* 1888, S. 73–244, hier S. 234.

57 Frick, *Providenz* (wie Anm. 19), S. 57.

wollen; Damit aber Jacob und seine Kinder zu ihrer Ankunfft auch Unterschleiff und Lebens-Mittel finden möchten/ hat die Göttliche ohnveränderliche Vorsehung Jacobs liebsten Sohn Joseph dem seine Brüder verkaufften/ vor ihm her gesandt/ und demselben Mittel an die Hand gegeben/ dadurch er den Jacob: seine Kinder/ Kindes-Kinder und sich selbst versorgen können [...].⁵⁸

Anders sieht es in Fragen der Beglaubigung bei *Dietwalt und Amelinde* sowie *Proximus und Lympida* aus. Hier sind die geschilderten historischen Ereignisse nicht *per se* religiös besetzt. Doch kann der Erzähler auch hier mit Gewissheit das Wirken der göttlichen Vorsehung ausmachen. Im erstgenannten Text äußert sich diese Gewissheit noch subtiler. Hier ist es vor allem, wie Breuer betont hat, die Einpassung der Liebesgeschichte der Protagonisten in die „politischen Konstellationen“ der „fränkischen Geschichte“, welche der „Providentia Dei [...] eine überindividuelle geschichtstheologische Dimension“⁵⁹ verleiht. Darüber hinaus jedoch fällt auf, dass an entscheidenden Stellen des Romans – nämlich dort, wo es um das Aufscheinen der Transzendenz geht – der Erzähler seiner Gewissheit diesbezüglich durch die Verwendung entsprechender Ausdrücke entschieden Nachdruck verleiht. So betont er, dass es sich bei dem Einsiedler, der die Protagonisten erstmals von der Notwendigkeit der Buße überzeugt, „ohnzweifel“⁶⁰ um einen Engel gehandelt habe, jener ‚falsche‘ Einsiedler wiederum, der Proximus überreden will, vorzeitig sein Amt anzutreten, durch sein plötzliches ‚Platzen‘ „überflüssig genug zu erkennen gegeben/ daß er ein verstellter Engel des Liechts gewesen“ (*DA* 202, Hervorhebungen P. K.). Wenn Breuer mit Blick auf die Wahl der Vorlage – Veit Warbecks *Schöne Magelone* – davon spricht, dass es Grimmelshausen „offenbar“ gereizt habe, „die naiv-fromme Erzählung [...] in Anbetracht der veränderten Anforderungen der eigenen Zeit zu überbieten“,⁶¹ dann scheint zu diesen

58 Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Exempel Der unveränderlichen Vorsehung Gottes. Unter einer anmutigen und ausführlichen Histori vom Keuschen Joseph In Egypten/ Jacobs Sohn*. In: *Werke* II. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 1997 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 5), S. 14.

59 Breuer, „Schöne Magelone“ (wie Anm. 1), S. 139.

60 Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Dietwalts und Amelinden anmuthige Lieb- und Leids-Beschreibung/ Sammt erster Vergrösserung des Weltberühmten Königsreichs Franckreich*. In: *Werke* II. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 1997 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 5), S. 185. – Der Text wird im Folgenden nach der Edition von Breuer mit Sigle *DA* und Seitenangabe in runden Klammern zitiert.

61 Breuer, „Schöne Magelone“ (wie Anm. 1), S. 134.

veränderten Anforderungen also gerade auch die Problematik der Sichtbarmachung des Unsichtbaren, hier der göttlichen Ordnung, zu gehören.⁶²

Verworrener noch als in *Dietwalt und Amelinde* erscheinen die politisch-historischen Umstände in *Proximus und Lympida*. So eröffnet der Erzähler den Roman mit der Versicherung, dass die „wunderbarliche Zeit/ von *Anno Christi* 570. Biß auff *Anno* 650. darinnen sich diese unsere liebliche Histori [...] zugetragen/ [...] so seltzam und veränderlich gewesen“ ist,

daß sie billich/ durch glaubwürdiger Geschichtschreiber hinderlassener Bücher wegen so vielerhand zum theil angenehmen: zum theil erschrecklichen Begebenheiten/ die sich darinnen/ so hier/ da und dort: und also allenthalben in der Welt ereignet haben/ der *posterität* so merckwürdig und berühmt vor Augen gestellt wird/ als immermehr ein *Seculum*, das die Menschen seith der allgemeinen Sprach Verwirrung belebet.⁶³

Gerade das Ausmaß an Chaos aber lässt – in einer Art dialektischem Umschlagen – das göttliche Wirken zugunsten derer, „die ihn lieben/ fürchten/ ehren und ihm dienen“, umso stärker augenfällig werden:

Dieses vorgehende nun [die politischen Wirrungen der Zeit, Anm. P. K.]/ mein hochgeehrter/ großgünstiger/ hertzgeliebter Leser/ habe ich von desentwegen erzehlet/ damit derselbe auß der nachfolgenden Histori; desto klärer sehe und behertze/ daß danoach der Allmächtige GOtt die seinige/ [...] es gehe auch so Bund über Eck in der Welt her/ [...] wunderbarlicher weiß erhalte/ durchbringe/ beschütze/ beschirme/ und endlich nach ihrer Beständigkeit/ gleichsamb wie durch das Fewr probiert und geläutert/ durch die Wellen des ungestümmen Meers dieser Welt/ zu dem verlangten sicheren Gestad der ewigen Seeligkeit glücklich anlände. (PL 527)

Die Rede vom „sicheren Gestad der ewigen Seeligkeit“, an dem Gott die von ihm Auserwählten „endlich“ gelangen lasse, lässt im hiesigen Zusammenhang aufmerken, erinnert sie doch an die bereits zitierte Schlussbemerkung der *Continuatio*. Zwar ist das ‚seelige Ende‘, das sie abschließt, Thema und

62 Vgl. zum Verhältnis von Sichtbarem und Unsichtbarem in der nachtridentischen Theologie Michel de Certeau: *Mystische Fabel. 16. bis 17. Jahrhundert*. Aus dem Französischen von Michael Lauble. Mit einem Nachwort von Daniel Bogner. Berlin 2010, S. 418–419.

63 Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Des Durchleuchtigen Printzen Proximi, und Seiner ohnvergleichlichen Lympidæ Liebs-Geschicht-Erzehlung*. In: *Werke* II. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 1997 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 5), S. 518. – Der Text wird im Folgenden nach der Edition von Breuer mit Sigle PL und Seitenangabe in runden Klammern zitiert.

Floskel eines jeden Romanschlusses, die Seefahrtmetaphorik indes, die in der hier zitierten Passage dem Ganzen den Rahmen gibt, verweist ziemlich eindeutig auf die narrative Struktur der Kreuzinsel-Episode und das Bekehrungserlebnis Simplicius’.

Vergleicht man beide Textpassagen miteinander, so fällt auf, dass dort, wo Simplicius im Hinblick auf sich selbst vom Erhalt der göttlichen Gnade spricht, anstelle subjektiver Gewissheit ‚lediglich‘ ein Hoffen steht. Wenn aber der Erzähler von *Proximus und Lympida* davon spricht, dass der Leser nach getaner Lektüre das tatsächliche Wirken Gottes, also Auserwählung und Begnadung der Protagonisten, „desto klärer sehe[n] und behertzige[n]“ könne und solle, dann suggeriert auch hier der gewählte Duktus die grundsätzliche Erfahrbarkeit des göttlichen Ratschlusses.

Durch die auktoriale Erzählperspektive kommt dem historischen Roman ein Potential in Bezug auf die Präsentation und Vergegenwärtigung metaphysischen Wissens zu, das dem Schelmenroman verwehrt bleiben muss. Doch erweist sich auch dieses Potential – das bisher als vermeintliche Lösung der durch die Ich-Perspektive des Pikaro aufgeworfenen Probleme präsentiert wurde – natürlich in bestimmter Hinsicht als theologisch problematisch, worauf ich zuletzt noch kurz eingehen möchte.

Es wird angesichts eines solch affirmativen Urteils wie dem von Leibniz häufig aus den Augen verloren, dass es genau so, und zumal unter Theologen, Stimmen gibt, die in Bezug auf die Legitimität von romanhafter Dichtung genau gegenteiliger Meinung sind bzw. aus denselben Prämissen gegenteilige Schlüsse ziehen. Für einen Kritiker wie Gotthard Heidegger bedeutet nicht einmal zwanzig Jahre vor Leibniz’ Äußerung „die nicht zu überwindende epistemologische Differenz von Weltkomplexität und humanem Erkenntnisvermögen“ nicht nur die „theoretische Vergeblichkeit“, sondern auch „die moralisch-theologische Illegitimität jedes Versuchs, über die Weltstruktur in ihrer Totalität zu spekulieren oder sie gar im ästhetischen Modell abzubilden und zu wiederholen“. ⁶⁴ Anstelle literarischer Theodizee ⁶⁵ steht hier der „Vorwurf der Blasphemie und sündhafter Hybris“: ⁶⁶

Denn (raisoniert man) ist das ohne Zweifel ein gar wichtig bedencken/ daß wer Romans list/ der list Lügen. [...] [S]ie liegen nicht allein/ sonder

64 Frick, *Providenz* (wie Anm. 19), S. 212.

65 Vgl. Frick, *Providenz* (wie Anm. 19), S. 94–95.

66 Frick, *Providenz* (wie Anm. 19), S. 213.

affrontieren auch höchlich die unschuldige Wahrheit/ und indem sie mit ihrem Lügenschmier dieselbige verstellen/ und/ was einem nachsinnenden Gemüth/ das ärgste und unerleidlichste ist/ fälschen und erstücken sie auß einem Stör-Kopff die Eventus und Verläuffe/ die der Höchste der in dem Himmel ist/ und schaffet was Er will/ auß geheimem Raht-Schluß/ zu seiner Ehr/ auff seine Weise geordnet.⁶⁷

In einer aus theologischer Sicht für Grimmelshausen durchaus ungewöhnlichen Passage gegen Ende des Romans wird der Aspekt der Sichtbarkeit des göttlichen Wirkens noch einmal hervorgehoben, wenn es heißt, dass jener Teil der Bevölkerung, der Proximus nach seiner Rückkehr an den kaiserlichen Hof und angesichts seiner hier erworbenen Verdienste „weder mit Neidt noch Gunst: mit Has oder Liebe nit beygethan war/ [...] von seinen seltzamen und verwunderungswürdigen Begebenheiten nach dem Maßstab rechter Vernunfft“ urteilte und „mit höchster Aufferbawung ihrer selbst die mit würckende Hand; vnd den Seegen Gottes“ erkannten, „der den seinigen die Barmhertzigkeit erweisen/ auch in diser Sterblichkeit zubegegnen pflegt“ (PL 671).

Die Begünstigung des Auserwählten schon im Diesseits erweist sich hier als eindeutiges Zeichen des göttlichen Wirkens. Es kann kaum überraschen, dass Grimmelshausen im *Rathstübel Plutonis*, in dem er sich als Autor (wohl-gemerkt in Gestalt des Simplicius) und nicht als auktorialer Erzähler des Romans zu Wort meldet, diesbezüglich eine deutlich weniger entschiedene Position vertritt, muss sie doch hier wieder in den Bereich des Ungewissen fallen. Gegen die Deutung der Jungfrau Spes, die aus dem „Umbständ dieser Histori“ schließt, „daß Gott die Tugend und Frombkeit nicht allein liebe/ sondern auch zu meiner Zeit auff dieser Welt mit Reichthumb bekröne“,⁶⁸ betont er die Singularität des hier Präsentierten,⁶⁹ führt dann, ganz im Zeichen der theologischen Unentscheidbarkeit des zur Disposition Stehenden, zunächst die genau gegenteilige Einschätzung⁷⁰ als gängige Meinung der „meisten Theo-

67 Gotthard Heidegger: *Mythoscopia Romantica: oder Discours Von den so benannten Romans*. [...] Zürich 1698, LX, S. 71 und S. 74.

68 Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Rathstübel Plutonis Oder Kunst reich zu werden*. In: *Werke* I. 2. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 1992 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 4. 2), S. 701. – Der Text wird im Folgenden nach der Edition von Breuer mit Sigle *RP* und Seitenangabe in runden Klammern zitiert.

69 „Es ist aber so ein seltenes Exempel/ das wenig Folg hat.“ (*RP* 702).

70 „[M]an siehet/ daß GOTT die Seinige/ die er hertzlich liebet/ ehender umb ihres Besten willen mit Armuth belegt/ alß mit Reichthumben überschwämmet [...]: Hingegen sehen wir/ daß die Gottlose so kein Gewissen noch Achtung auff Ehr/

logis“ an, äußert sich daraufhin (gut augustinistisch) dahingehend, dass „Gott gibt [...] wem er wil“ und zitiert zuletzt noch Mt 6, 24: „Jedermann weiß auß uns/ daß man nicht GOTT und dem Mammon zugleich dienen kan“. (RP 702)

Was ansonsten kaum den theologischen Überzeugungen des Autors entspricht, kann an besagter Stelle im Roman nur deshalb behauptet werden, weil es sich für den Erzähler eben nicht um bloße Spekulation in Anbetracht eines undurchschaubaren Plans handelt, sondern um einen Einzelfall, dessen innerfiktionale Faktizität durch die eigene Erfahrung gewährleistet ist. Außerhalb der Fiktion wiederum würde eine solch eindeutige Aussage in Bezug darauf, was Gott zu tun „pflegt“ und warum, entweder ein klares Bekenntnis zu einer bestimmten Lehrmeinung bedeuten oder aber – und hierin besteht das eigentliche Problem – eine entschiedene Überschreitung des dichterisch Zulässigen.

Doch ist dies nicht die einzige Stelle in *Proximus und Lympida*, die in solcher Hinsicht problematisch ist. Gegen Ende des Romans stellt sich dasselbe Problem noch einmal deutlicher. Hier lassen die Protagonisten sich bekanntlich in Venedig nieder, denn Proximus, so heißt es,

fande daselbst ein leütseeliges Volck vnnd hielte es vor dasjenige vnnd den Ordt selbstn zwar vor die Statt seiner vnd seiner Nachkömmlinge Ruhe/ darvon ihm sein seel: Herr Vatter in seinen letsten Reden auff dem Todtbeth gewey sagt hatte [...]. (PL 675)

Breuer hat in seinem Kommentar auf die besondere Bedeutung Venedigs für die Staatstheoretiker des 17. Jahrhunderts hingewiesen und in Bezug auf Grimmelshausen von einem „Realitätssinn“ gesprochen, der sich darin äußert, dass er sich am Ende seines Romans „nicht in eine Utopie flüchtet“.⁷¹ Diese Bemerkung ist mit Blick auf Grimmelshausens politisches Denken natürlich zutreffend. Aber hinsichtlich der geschichtstheologischen Perspektive, die der Text einnimmt, hält dieser Umstand noch eine weitere Pointe bereit. Denn offensichtlich spannt der Erzähler mit dieser ‚Lösung‘ den Bogen der göttlichen Vorsehung mit leichter Hand bis in die Gegenwart, ist es doch, wie

und Tugend haben (ausser was sie vor der Welt nohtwendig müssen scheinen lassen) gemeinlich glücklich seynd/ grosse zeitliche Reichthumb beydes zu prospereiren und zubesitzen: Wessentwegen dann von den meisten Theologis geschlossen wird/ GOTT vergelte ihnen darmit ihre gute Werck/ die sie etwann umb GOTTES willen verrichtet/ weil sie deß Himmels so hoch nicht/ alß irrdische Güter verlangen/ und also desselbigen nicht werth seyen.“ (RP 702).

71 Breuer in seinem Kommentar zu *Proximus und Lympida*. In: PL 1036.

unschwer zu erkennen ist, das Venedig seiner Zeit, in das die Protagonisten sich versetzt sehen, und eben keineswegs das des siebten Jahrhunderts, in welchem die Geschichte sich ja eigentlich abspielt.

Wollen wir davon ausgehen, dass Grimmelshausen sich dieses Anachronismus bewusst gewesen ist und hier nicht bloß einen Fehler gemacht hat; und berücksichtigt man dann noch die durchaus ein wenig rätselhaft anmutende Schlussbemerkung des Erzählers,⁷² welche die venezianische Republik gleichsam als irdische Vorstufe des himmlischen Jerusalem präsentiert und damit nicht zuletzt die Möglichkeit des himmlischen Bürgerrechts als einer „kollektive[n] Angelegenheit“⁷³ zumindest suggeriert – dann gibt sich die Fiktion spätestens an diesem Punkt tatsächlich als „hybride Schöpfungskonkurrenz“⁷⁴ zu erkennen. Und zwar noch über dasjenige hinaus, was Peter Heßelmann in seinem ausführlichen und aufschlussreichen Beitrag zur „rhetorisch-poetologischen Kontroverse“ in der barocken Romantheorie als zentrales Moment theologisch fundierter Fiktionskritik herausgearbeitet hat.

Diese „Kritik“, so Heßelmann mit Blick auf den bereits erwähnten Gotthard Heidegger, „richtet sich auf das Fiktion produzierende Verfahren selbst“, weil dieses

Realhistorie, die ja nach christlichem Verständnis Heilsgeschichte ist, [...] nach freiem Ermessen ummodele. Der Romanverfasser als Konstrukteur von Handlung spiele sich gleichsam zum Gott seines fiktionalen Universums auf und manipulierte Gottes Schöpfung und Wort, indem er Wahres bzw. Unwahres schildere und [...] aufbereite.⁷⁵

Die hiervon ausgehende Gefahr bestehe nun darin, dass „Romanleser“ durch die Anschaulichkeit des Geschilderten „unfähig“ würden, „das Gelesene als

72 „GOTT gebe das wir in den irrdischen Stätten diser zergänglichen Welt also leben/ das wir durch Göttliche Gnad erlangen nach abgelegter Sterblichkeit in das Himmlische Jerusalem zu Bürgern vnd ewigen Inwohnern auffgenommen zuwerden.“ (PL 677)

73 Joseph B. Dallett: „diese achtzigjährige Zeit“: Geschichtsgestaltung in der Vorrede zu „Proximus und Lympida“. In: *Simpliciana* X (1988), S. 365–385, hier S. 377.

74 Frick, *Providenz* (wie Anm. 19), S. 95.

75 Peter Heßelmann: Der „honig der angedichteten umstände“. Zur rhetorisch-poetologischen Kontroverse um *historia*, *fabula* und *evidentia* in der Romantheorie des Barock. In: „*Spielregen barocker Prosa*“. *Historische Konzepte und theoriefähige Texturen ‚ungebundener Rede‘ in der Literatur des 17. Jahrhunderts*. Hrsg. von Thomas Althaus und Nicola Kaminski. Bern [u. a.] 2012 (Beihefte zu *Simpliciana* 7), S. 91–117, hier S. 110.

Fiktion aufzufassen und sich von ihm zu distanzieren“. Die „lesend illusio- nierte Welt“ würde „mit der Wirklichkeit identifiziert“ und avanciere auf diese Weise zur „Flucht- und Ersatzwelt“ – und nicht selten zur „säkulare[n] Utopie[]“. „Mit dem Abgleiten“ in solche aber „verfällt der Leser jenem äs- thetischen Schein, der [...] als Ablenkung vom heilsgeschichtlichen Anspruch eschatologischer Utopie interpretiert“ werde.⁷⁶

Im Falle von *Proximus und Lympida* stellt sich diese Gefahr umso mehr, als es hier nun nicht mehr lediglich um historische Ereignisse, sprich Vergan- genes, geht.⁷⁷ Indem Grimmelshausen hier im Gegenteil auf gegenwärtige, ja sogar zukünftige Entwicklungen im göttlichen Heilsplan rekurriert, vermischt er die – für einen Kritiker wie Heidegger ohnehin schon unzulänglich vonei- nander unterscheidbaren – Kategorien ‚fiktiv‘ und ‚real‘, ‚säkular‘ und ‚es- chatologisch‘ noch einmal zusätzlich und nähert sich auf diese Weise einem Punkt an, an dem Dichter und Historiker vom ‚falschen Propheten‘ für den einen oder anderen nur noch schwer zu unterscheiden sind.

Zwischen dem Urteil eines Leibniz, wie es oben zitiert wurde, und demje- nigen solcher Kritiker wie Heidegger wird sich die Debatte um „die Zulässig- keit der Romanfiktion“ noch „bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts“ bewe- gen.⁷⁸ Der Zenit des barocken Großromans allerdings sollte zu jenem Zeit- punkt, zu dem Grimmelshausen sein Romanwerk zu Ende brachte, erst noch kommen.

Akzeptiert man die hier präsentierten Ausführungen zur Funktion der im nicht-simplicianischen Romanwerk gewählten Erzählform, so erweist sich, dass Grimmelshausen auch im Rückgriff auf ‚Altvertrautes‘ (um noch einmal auf Breuers Unterscheidung zu sprechen zu kommen) seine Sensibilität für theologische Fragen und Probleme seiner Zeit in keiner Weise eingebüßt hat.

76 Heßelmann, „honig“ (wie Anm. 75), S. 113. – Vgl. Heidegger, *Mythoscopia* (wie Anm. 67), LXVIII, S. 81.

77 Selbst dort, wo es um die Darstellung von Vergangenen geht, sind sich die The- oretiker der Frühen Neuzeit nicht immer einig in puncto Zulässigkeit. Vgl. hierzu Eric Achermann: Das unmögliche Wahrscheinliche. Jean Le Clerc und die Re- zeption der aristotelischen Poetik. In: *Mirabiliratio. Das Wunderbare im Zugriff der Frühneuzeitlichen Vernunft*. Hrsg. von Christoph Strosetzki in Verbindung mit Dominique de Courcelles. Heidelberg 2015 (Beihefte zum Euphorion 88), S. 113–160, hier vor allem die Ausführungen zu Girolamo Savonarolas *Apologe- ticus* und dessen Bezugnahme auf das Problem der aristotelischen *futura contin- gentia* auf S. 134–139.

78 Achermann, Das unmögliche Wahrscheinliche (wie Anm. 77), S. 136.

Der Krieg bei Grimmelshausen – eine Summe von Verkehrtheiten

1. Der *Simplicissimus Teutsch* – ein Kriegsroman?

Wenn von Grimmelshausens großem Roman die Rede ist, stellen sich bis heute die Assoziationen „Dreißigjähriger Krieg“ und „Barockes Kriegsdokument“ ein. Am pointiertesten fasst die Grundstimmung der meisten Leser Thomas Mann in seinem 1944 erschienenen Vorwort der schwedischen *Simplicissimus*-Übersetzung in Worte. Deren deutsche Erstversion lautet:

Es ist ein Literatur- und Lebensdenkmal der seltensten Art, das in voller Frische fast drei Jahrhunderte überdauert hat und noch viele überdauern wird, ein Erzählwerk von unwillkürlichster Großartigkeit, bunt und wild, roh, amüsan, verliebt und verlumpt, kochend von Leben, mit Tod und Teufel auf Du und Du, zerknirscht am Ende und gründlich müde einer in Blut, Raub, Wollust sich vergeudenden Welt, aber unsterblich in der elenden Pracht seiner Sünden.¹

Diese Kennzeichnung verrät aber auch, dass der Roman über den reinen Typus „Kriegsroman“ hinausgeht. Offenbar ist er nach den Worten des modernen Autors kein statischer, etwa bei den Details und Gräueln des Krieges verweilender Text, sondern zeichnet eine Bewegung nach – gewissermaßen den Krieg hindurch hin zu seinem Ende. Und in der Tat hat die Grimmelshausen-Forschung in langen Jahrzehnten herausgearbeitet, dass der „Held“ des Textes einen bewusst strukturierten Weg geht, angefangen vom unwissenden, weltfernen Jungen, scheinbar kleinbäuerlicher Herkunft bis hin zum weltüberdrüssigen, die Einsamkeit suchenden, wissenden Skeptiker. Es muss hier genügen, auf zwei strukturgebende Deutungsmuster hinzuweisen, die sich bei aller Verschiedenheit doch nicht auszuschließen scheinen: das ältere sieht den Weg des Simplicius durch die Einwirkungen der wechselnden Planetenphasen be-

1 Hier zitiert nach Günther Weydt: Der „Simplicissimus Teutsch“. In: *Simplicius Simplicissimus. Grimmelshausen und seine Zeit*. Westfälisches Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Münster in Zusammenarbeit mit dem Germanistischen Institut der Westfälischen Wilhelms-Universität. Landschaftsverband Westfalen-Lippe. Münster 1976, S. 85–90, hier S. 85.

stimmt (Günther Weydt, Klaus Haberkamm),² das jüngere durch einen zeitüblichen Katalog der dominanten Tugenden und Laster (Rolf Tarot).³

Beide Perspektiven werden uns gelegentlich beschäftigen, – doch wir fassen im Folgenden vorwiegend das Phänomen „Krieg“ ins Auge. Ja, ich rischiere zu sagen, dass es dabei – trotz aller Höhen und Tiefen, trotz aller Aufschwünge und Abstürze der Darstellung, die wir zu begleiten haben – auf die Widerlegung des Kriegs durch Literatur hinauslaufen könnte. Dabei mag sich jeder zur Frage aufgerufen fühlen, ob es dem barocken Autor unbewusst gelingt, auch das überzeitliche Phänomen „Krieg“ *ad absurdum* zu führen.

Eine kurze Vorschau:

Zunächst ist zu prüfen, wie der historische, der Dreißigjährige Krieg, das Leben des Helden lenkt. Konkret: Wie oft und auf welche Weise gerät Simplicissimus in Kontakt mit den verschiedenen Kriegsparteien, wie oft wechselt er die Seiten. Als nächstes ist der Blick auf die „Verkehrtheiten“ des Phänomens Krieg zu richten, und dann darauf, welchen Anteil der Held an diesen Verkehrtheiten hat. Konkret: Wir gehen entlang der Kette Narrheit – Irreführung – Lüge – Betrug – Verbrechen. Hierauf gilt unsere Aufmerksamkeit den zunehmenden Fähigkeiten dieses Simplicissimus, Welt wahrzunehmen. Konkret: Wie der von der Welt Genarrte dieser Welt allmählich auf die Schliche kommt, beginnt, andere selbst zum Narren zu halten. Dann enden wir mit dem Nachweis, dass Narrheit und Verkehrung imstande sind, Wahrheit und Richtigkeit zu enthüllen, dass Verkennung das Erkennen in sich trägt.

2. Der Held und die beiden „Lager“ des Großen Krieges

Zunächst ist festzuhalten, dass der Erzähler, der den Verlauf seines eigenen Lebens wiedergibt, dies aus denkbar großer Distanz tut: er lässt keinen Zweifel über seine Belesenheit und seine Welterfahrung aufkommen. Das führt natürlich dazu, dass im Verlauf der Erzählung sich sein Abstand zu den erzählten Begebenheiten fortlaufend, also mit der zunehmenden Einsicht seines Helden, verringert, allerdings legt er durchgehend Wert darauf, seinen jeweiligen

2 Günther Weydt: *Nachahmung und Schöpfung im Barock. Studien um Grimmelshausen*. Bern, München 1968. Klaus Haberkamm: „*Sensus astrologicus*“. *Zum Verhältnis von Literatur und Astrologie in Renaissance und Barock*. Bonn 1972 (Abhandlungen zur Kunst-, Musik- und Literaturwissenschaft 124).

3 Rolf Tarot: „*Nosce te ipsum*“. *Lebenslehre und Lebensweg in Grimmelshausens „Simplicissimus Teutsch*“. In: *Daphnis* 5 (1976), S. 499–530.

Wahrnehmungs- und Erkenntnisstand als „Erzähler“ genau zu referieren, dies geschieht in verschiedenen Mischungen aus Ironie und nüchterner Wiedergabe. Doch wird uns dieses Problem des Narrativen erst später beschäftigen; für jetzt geht es um die schlichte, faktische Struktur des Geschehens.

Der Held lebt zu Beginn auf einem kleinen, ärmlichen Bauernhof im Spesart. Er wird durch die Kriegereignisse – wir befinden uns im Jahr der Schlacht von Nördlingen (1634), in der die Schweden eine empfindliche Niederlage erlitten – nach und nach in die Welt verschlagen. Die Plünderung des (wie er glaubt) väterlichen Anwesens durch schwedische „Courassirer“ und die grausame Folterung der Hofinsassen sowie mancher Nachbarn, die in die Gewalt der Soldaten geraten waren, treiben ihn in die Flucht (I, 4).⁴ Er irrt durch den nächtlichen Wald und gerät an einen Einsiedler, der ihn freundlich bei sich aufnimmt, ihm Schreiben und Lesen beibringt und ihn mit den Grundwerten christlichen Lebens konfrontiert. Nach dem Tod des Alten – zwei Jahre nach dem Eintreffen des Jungen, der wegen seiner Einfalt von seinem Mentor Simplicius genannt worden ist – versucht dieser, das Leben im Wald weiterzuführen, obwohl ihm vom benachbarten Pfarrer, dessen Sonntagsgottesdienst er mit dem Einsiedler regelmäßig besucht hat, davon abgeraten wird. Er wird Zeuge der abscheulichsten Kriegsgräuelp, die sich zwischen Soldaten und Bauern wechselseitig abspielen, und hat die Vision eines „Ständebaums“, die ihm das Gefüge des Untereinanders und Gegeneinanders der sozialen Gruppen des Krieges vor Augen führt, ohne dass er es schon begreift (I, 11–18).⁵ Er findet einen hinterlassenen Brief des Einsiedlers, der ihm zum Verlassen des Waldes rät, kommt auf seinem Weg in das geplünderte und zerstörte Gelnhausen und landet schließlich in der schwedischen Garnisonsstadt Hanau (I, 19).⁶ Es mag hier beiseite bleiben, was der Junge dort für Verwirrungen anrichtet, wie er in den näheren Umkreis des dortigen „Gubernators“

4 Die jeweiligen Begebenheiten bzw. Textausschnitte werden im Folgenden belegt durch die beiden modernen Ausgaben: Grimmelshausen. *Der Abentheurliche Simplicissimus Teutsch und Continuatio des abentheurlichen Simplicissimi*. Hrsg. von Rolf Tarot. Tübingen 1967 (Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Unter Mitarbeit von Wolfgang Bender und Franz Günter Sieveke hrsg. von Rolf Tarot), S. 17–19. (Künftig zitiert als „Tarot“ mit Seitenangabe). – Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Simplicissimus Teutsch*. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 2015 (Deutscher Klassiker Verlag im Taschenbuch 2), S. 27–30. (Künftig zitiert als „Breuer“ mit Seitenangabe).

5 Tarot, S. 31–52; Breuer, S. 44–69.

6 Tarot, S. 52–55; Breuer, S. 69–73.

Ramsay gerät und in Kalbskleidern dessen Narren spielt – und wie dem Leser ein Teil seiner Herkunft offengelegt wird, ohne dass er selbst es merkt; wesentlich ist für uns jetzt, dass ihn „eine Partey Croaten“ auf dem Eis vor der Festung Hanau „davon führt.“ Das bedeutet einen Wechsel ins Lager der Kaiserlichen (II, 14).⁷

Er wird nun der Pferdejunge des kroatischen Oberst Corpes, des Unterführers des Generals Isolani, und lernt das „Fouragieren“, also das Herumschweifen und Plündern der kaiserlich-kroatischen Soldateska, in vielen makabren Details kennen. Er macht sich bei Gelegenheit davon und plündert, raubt und stiehlt auf eigene Faust. Diese „Waldrobinsonade“ (Günther Weydt) hat ein jähes Ende, als er in die Gesellschaft von Hexen gerät und auf einer Art Hexenritt ins Lager vor Magdeburg verschlagen wird, das wieder einmal von den Kaiserlichen belagert wird (1636) (II, 15–18).⁸ Er lernt dort künftige Freunde und Feinde kennen, seinen „Hofmeister“ namens Herzbruder, der die Rolle des Einsiedlers gewissermaßen übernimmt und fortsetzt, und dessen Sohn, den jungen Herzbruder, der durch den betrügerischen Schreiber Olivier um sein Ansehen und seine Zukunft gebracht wird (II, 19–23).⁹ Der alte Herzbruder sieht seinen eigenen gewaltsamen Tod voraus und kommt zum angegebenen Zeitpunkt ums Leben, Simplicius schafft es, auf einer Plünderungstour das Hanauer Narrenkleid endlich loszuwerden, indem er es mit Frauenkleidern vertauscht. Doch hat er sich nun vor allem der Männer zu erwehren; er wird als Mann enttarnt, gerät in den Verdacht der Spionage, soll gefoltert und abgeurteilt werden, doch rettet ihn die Schlacht von Wittstock (1636); er gerät wieder – und dies ist sein zweiter Lagerwechsel – auf die Seite der siegreichen Schweden (II, 24–27).¹⁰

Als Reiterjunge wird er zusammen mit seinem „Obrist Leutenant“ nach Westfalen abkommandiert und dort wieder – das ist die dritte Station – von den Kaiserlichen gefangen. Er wird der Pferdejunge eines Dragoners, der „zu Soest [...] im Quartier lag.“ (II, 28) Dieser wird, vor allem wegen seines unkriegerischen Lebenswandels, „ins Paradeis/ ein sogenanntes Frauen-Closter/ auff Salvaguardi [Besatzung. R. W.]“ verlegt (II, 29).¹¹ Simplicius verlebt nun

7 Tarot, S. 133–136; Breuer, S. 166–168.

8 Tarot, S. 136–147; Breuer, S. 169–181.

9 Tarot, S. 147–164; Breuer, S. 181–201.

10 Tarot, S. 164–178; Breuer, S. 201–217.

11 Tarot, S. 178–185; Breuer, S. 217–226.

eine ruhige, behagliche Zeit gewissermaßen am Rande des Krieges; er lässt sich, jetzt schon ein „frischer, aufgeschossener Jüngling“, ein grünes Kleid mit dazugehörigem Hut machen und beginnt nach dem Tod seines Herrn, mit letztllicher Billigung des Soester „Commandanten“, ein selbstständiges kühnes Soldatenleben. Er fügt den in Westfalen verbliebenen schwedischen Garnisonen wiederholt großen Schaden zu und wird zum berühmten „Jäger von Soest“. Er gerät wegen seines unbändigen Stolzes wiederholt in Gefahr, ja muss sogar einmal die Todesstrafe fürchten. Doch zieht er den Kopf immer wieder aus der Schlinge, findet in einem verfallenen Bauernhof auf wunderbare Weise einen Schatz und deponiert diesen in Köln bei einem Kaufmann (II, 29–III, 13).¹²

Auf dem Rückweg gerät er – vierter Wechsel! – in schwedische Gefangenschaft und wird in eine der drei in Westfalen verbliebenen Garnisonen, nach Lippstadt, überstellt. Obgleich dort als der Jäger von Soest bekannt, führt er ein unkriegerisches Leben. Er wird nicht zu den Kaiserlichen rücküberstellt, da er vormals schwedische Dienste geleistet hat, weigert sich aber jetzt, dies wieder zu tun, da er dem Kaiser einen Eid geschworen habe (III, 14–15).¹³ Ein Seitenblick auf die Planetenkinderstruktur des Textes erklärt, warum der Held – im Einflussbereich der Venus gewissermaßen – ein verliebtes Leben zu führen beginnt, sich musikalisch weiterbildet, neben anderer Literatur vor allem Liebesbücher liest und den Frauen nachstellt. Er wird von einem Offizier in einer verfänglichen Situation mit dessen Tochter ertappt und ist gezwungen, das Mädchen an Ort und Stelle zu heiraten. Er ist nun doch bereit, in schwedische Dienste zu treten, will aber zuvor noch seinen in Köln deponierten Schatz abholen (III, 16–23).¹⁴ Er muss erfahren, dass sein Treuhänder in Konkurs gegangen ist. Um das langwierige juristische Verfahren abzuwarten, verbleibt er einige Zeit als Kostgänger in Köln (III, 24).¹⁵ Dann begleitet er zwei junge Adelige nach Paris, brilliert in der französischen Hauptstadt als Sänger und wird zum begehrten Liebhaber der Damen bei Hof. Allseits anerkannt und gut bei Kasse, verlässt er heimlich Paris auf das briefliche Drängen seines Lippstädter Schwiegervaters und seiner jungen Frau hin (IV, 1–6),¹⁶

12 Tarot, S. 185–247; Breuer, S. 226–298.

13 Tarot, S. 247–255; Breuer, S. 298–307.

14 Tarot, S. 255–283; Breuer, S. 307–340.

15 Tarot, S. 284–287; Breuer, S. 341–345.

16 Tarot, S. 291–310; Breuer, S. 350–373.

doch bekommt er auf der Rückreise bald die Blattern und wird um sein Geld geprellt. Hässlich und mittellos, versucht er sich als Quacksalber nach Straßburg durchzuschlagen, um ein Schiff nach Norden zu bekommen (IV, 7–8).¹⁷ Doch wird er bei Philippsburg – sein fünfter Wechsel – von den Kaiserlichen gefangen, als vormaliger kaiserlicher Soldat in der Stellung eines Musketiers einbehalten und erhält den Befehl, bei nächster Gelegenheit zu seinem Soester Regiment zu stoßen (IV, 9).¹⁸ Nach harten Wochen bei der Philippsburger Garnison stürzt er bei einem Streifzug in den Rhein, wird von einem Schiff aufgefischt und erfährt in Straßburg von einem Lippstädter Bekannten, dass seine junge Frau in Westfalen schwanger ist. Doch misslingt die Reise nach Norden; das Schiff wird visitiert, und Simplicius wird zurück zu den Kaiserlichen nach Philippsburg gebracht (IV, 10).¹⁹ Er muss wieder „einen Musquetier abgeben“ und verkommt moralisch immer mehr. In diesem desolaten Zustand trifft er den jungen Herzbruder wieder. Dieser versucht, ihm aus Dankbarkeit durch seine guten Beziehungen auf die Beine zu helfen, doch ohne bleibenden Erfolg (IV, 11–12).²⁰ Simplicius wird zu einem „Merode-Bruder“, d. h. zu einem Soldaten, der sich am Rande seines Regimentes durch Rauben und Stehlen durchbringt. Unterdessen schreiben wir das Jahr 1638. Der kaiserliche General Graf von Götz wird bei Wittenweier von Bernhard von Weimar vernichtend geschlagen; Simplicius gerät also wieder – seine sechste Station – auf die schwedische Seite, andererseits wird der junge Herzbruder als vertrauter Freund des kaiserlichen Generals gefangen genommen. Simplicius macht die Belagerung von Breisach mit. Er erhält nun, da er wieder auf der „richtigen“ Seite steht, die Erlaubnis, zu seiner Familie nach Lippstadt zu gehen. Er will sich nach Straßburg, vorbei an vielen kaiserlichen Garnisonen, durchschlagen, um mit Kaufleuten von dort wieder einmal nach Norden zu kommen; doch misslingt das auch dieses Mal, er gerät an den ehemaligen Regimentsschreiber Olivier, der ein Räuberleben führt, und muss sich ihm anschließen, bis Olivier schließlich umkommt (IV, 13–24).²¹ Simplicius gerät wieder – siebente Station! – zu den Kaiserlichen, und trifft dort wieder auf

17 Tarot, S. 310–316; Breuer, S. 373–380.

18 Tarot, S. 316–319; Breuer, S. 380–384.

19 Tarot, S. 319–324; Breuer, S. 384–389.

20 Tarot, S. 324–329; Breuer, S. 389–396.

21 Tarot, S. 329–363; Breuer, S. 396–435.

Herzbruder, der verwundet und krank ist. Simplicius pflegt ihn hingebungsvoll (IV, 25–26).²²

Die beiden Freunde unternehmen eine Wallfahrt nach Einsiedeln, doch täuscht Simplicius seine innere Einkehr nur vor, er kocht die Erbsen, die er sich wie Herzbruder aus asketischen Gründen in die Schuhe getan hat. Allerdings erfolgt in Einsiedeln seine Bekehrung – er wird nach einem Leben indifferenter Konfession katholisch (V, 1–2).²³ Dann verschlägt es die beiden nach Wien, Herzbruders gute Beziehungen zum kaiserlichen Oberkommandierenden Graf von Götz führen dazu, dass Simplicius als der unterdessen legendäre Jäger von Soest erkannt wird und eine Hauptmannsstelle erhält. In der Schlacht von Jankau (1645) werden die Kaiserlichen vernichtend geschlagen, Graf von Götz fällt, Herzbruder wird schwer verwundet; er büßt seine Hoden ein und bekommt Lähmungserscheinungen (V, 4).²⁴ Beide gehen nach Griesbach im Schwarzwald, um im dortigen Sauerbrunnen Herzbruders Leiden so weit wie möglich zu lindern, und Simplicius kann nun endlich nach Norden fahren, um seine junge Frau zu sehen. In Lippstadt aber gibt es kein Wiedersehen mehr, Simplicius' Frau und die Schwiegereltern sind tot, sein kleiner Sohn ist bei der Tante in Pflege. Der Held gibt sich nicht zu erkennen, küsst sein Kind, vorgeblich im Namen des Vaters und hinterlässt ihm einige Wertgegenstände (V, 5).²⁵ Er kehrt nach Griesbach zurück; dort stirbt Herzbruder nach kurzer Zeit und vererbt ihm seine ganze Habe. Simplicius ist als frischgebackener Witwer hinter den Frauen her, heiratet – voreilig – eine Bauerndirne und wird auf deren Hof sesshaft. Die Ehe lässt sich indessen nicht gut an; seine Frau betrügt ihn und trinkt, er selbst führt ein dissolutes Leben in der Gesellschaft der Lebemänner des nahen Sauerbrunnens. Da trifft er seinen vermeintlichen Vater, den alten Knan, wieder und erfährt nun seine wahre Abkunft: Er ist Melchior, der leibliche Sohn des Kapitäns Sternfels von Fuchshaim und seiner Frau Susanna, geborene Ramsay. Damit klären sich weitere Verwandtschaftsverhältnisse: Der Gubernator Ramsay von Hanau ist der Bruder seiner Mutter, und seinem Vater ist er in der Gestalt des Einsiedlers begegnet, denn dieser hat sich nach dem Tod seiner Frau – sie ist an der Geburt des Simplicius gestorben – in die Einsamkeit zurückgezogen. Der Held reist

22 Tarot, S. 363–370; Breuer, S. 436–443.

23 Tarot, S. 374–380; Breuer, S. 447–453.

24 Tarot, S. 383–386; Breuer, S. 457–461.

25 Tarot, S. 386–391; Breuer, S. 461–467.

in den Spessart, um sich Dokumente über seine Herkunft zu besorgen, und muss bei seiner Rückkehr feststellen, dass ihm eine dreifache Vaterschaft bevorsteht. Seine Frau und seine Magd sind in anderen Umständen, und eine andere Dame, mit der er im Sauerbrunnen ein Techtelmechtel gehabt hat, lässt ihm ein Kind, das angeblich von ihm ist, vor die Türe legen. Dabei stammt nur das Kind der Magd von ihm, das seiner Frau ist vom Knecht, und das der anderen Dame (das ist die Courasche, die Heldin eines anderen kleinen Werkes aus dem Simplicianischen Zyklus) ist weder von ihr noch von Simplicius. Da die Frau die Magd und das leibliche Kind des Helden aus dem Haus schaffen lässt, selbst aber mit ihrem eigenen Kind stirbt, sitzt Simplicius mit einem untergeschobenen Kind auf seinem Hof und holt seine alten Pflegeeltern zu sich (V, 6–9).²⁶

Er führt nun ein beschauliches, den Büchern und der Philosophie gewidmetes Leben, wird einmal auf fantastisch-abenteuerliche Weise in die Tiefen des nahen Mummelsees hinabgeführt, wo er die Geister dieses Sees kennenlernt und deren König über das Treiben der Menschen auf der Oberwelt Rede und Antwort steht. Wieder zurück, wird er, halb gegen seinen Willen, nochmals in die Welt verschlagen. Ein schwedischer Offizier, der auf seinem Hof einquartiert ist, überredet ihn zu erneutem Kriegsdienst – und das ist nun sein achter und letzter Wechsel. Dieses Abenteuer wird zur unfreiwilligen Weltreise: Es geht über Livland nach Moskau, nach Astrachan und Korea, nach Japan, Ägypten und in die Türkei, nach Venedig, Rom und Loretto, und schließlich über die Schweiz ins Badische zurück. Unterdessen befinden wir uns im Jahr 1648, der Westfälische Friede ist geschlossen, Simplicius findet in seinen Büchern den Spruch des Delphischen Orakels *Nosce te ipsum* und zieht sich aus der Welt zurück. Wie sein leiblicher Vater wird er Einsiedler – diesmal auf dem Mooskopf im Schwarzwald. Der Schluss des fünften Buches aber lässt aufhorchen: „ob ich aber wie mein Vatter seel. bis an mein Ende darin verharren werde/ stehet dahin.“ (V, 10–24)²⁷

3. Die Verkehrtheiten des Krieges

Ich lasse nun die Fortsetzung, die *Continuatio* des Romans beiseite, die zwar wieder eine Rückkehr in die Welt bringt, aber nun ohne den Hintergrund des

26 Tarot, S. 391–404; Breuer, S. 467–482.

27 Tarot, S. 404–463; Breuer, S. 483–551.

Krieges – und nach den Ergebnissen der Forschung wohl keine faktische Fortsetzung der Handlung, sondern deren verschlüsselter Kommentar ist.²⁸ Ich versuche vielmehr, gewissermaßen aus historischer Perspektive, den Krieg, so wie er sich im Roman darstellt, zu charakterisieren.

Zunächst: der erlebte Kriegsverlauf erscheint für den Helden als Mischung von Zufällen, halben Entscheidungen und Zwängen. Dass dieser Krieg als Religionskrieg begonnen hat, wird höchstensfalls in Spurenelementen sichtbar – wir werden noch darauf zu sprechen kommen. Dominant ist eine Atmosphäre der Uneigentlichkeit: dass die Vertreter der Kriegsparteien keine spezifische Gesinnung zu haben scheinen, dass sie sich zu nichts bekennen – es herrschen ausschließlich Gewalt und Totschlag, und zwar nicht nur zwischen den kriegführenden Parteien, sondern auch zwischen Soldaten und Bauern, wobei die letzteren nicht ausschließlich als Opfer erscheinen, sondern ihrerseits Rache für soldatische Übergriffe nehmen – und das quer durch die Parteien. Die Gerichtsbarkeit erscheint willkürlich und grausam, auf der anderen Seite scheint es aber auch Inseln der Ruhe, ebenso wie Möglichkeiten der autonomen Kriminalität am Rande oder sogar abseits vom Kriegsgeschehen zu geben. Der Wechsel der Lager scheint gang und gäbe, zudem sorgen unvorhersehbare Abläufe immer wieder für abrupte Trennungen und Wiederbegegnungen.

Auf der Suche nach anerkannten, „ordnenden“ Autoritäten wird der Betrachter nur schwer fündig; seine erste Annahme, dass etwa die religiösen Weltansichten, und das würde hier heißen, die großen Konfessionen Katholizismus, Luthertum und Calvinismus, wirksam würden, bewahrheitet sich kaum. Simplicius hat in seiner frühen Jugend keine eindeutig-religiöse oder konfessionelle Unterweisung erfahren, seine Erziehung beim Einsiedler ist eher überkonfessionell-christlich, mit einigen katholischen Elementen. Die Geistlichen der verschiedenen Konfessionen, denen er längs seines Weges begegnet, vermögen ihn nicht durch ihre – in allen Fällen nur schwach konturierte – Autorität zu beeinflussen, seine Konversion zum Katholizismus im Kloster Einsiedeln erscheint zwar zunächst als spontan-offene Neuorientierung, doch bringt sie keine Umkehr mit sich. Vielleicht wird die letzte Einkehr des Helden vorbereitet durch seine Weigerung, in Russland die Religion des Zaren anzunehmen – sicher ist das nicht. Es ist jedenfalls festzuhalten, dass der

28 Vgl. Hubert Gersch: *Geheimpoetik. Die „Continuatio des abentheurlichen Simplicissimi“ interpretiert als Grimmelshausens verschlüsselter Kommentar zu seinem Roman*. Tübingen 1973 (Studien zur deutschen Literatur 36).

Simplicissimus kein „katholischer“ Roman ist – obwohl die Zeit dergleichen durchaus kennt. So erscheint dem Helden wie dem Leser der Krieg als Sinnwidrigkeit in sich, es gibt nur Verlierer – oder bestenfalls geschwächte Sieger und trotzig Unterlegene, die zum nächstmöglichen Widerstand entschlossen sind.

4. Die Teilhabe des Helden an den Verkehrtheiten des Krieges

Simplicius ist kein völlig Umgetriebener; er wird – nach anfänglicher Passivität – zunächst unwillkürlich, dann wissentlich, zu einem Teilhaber an den Verkehrtheiten des Krieges. Es beginnt damit, dass er nichts versteht: Er erkennt die schwedischen Plünderer seines heimatlichen Hofes, er begreift die Martern nicht, welche die Soldateska praktiziert, auch die Lehren des Einsiedlers wird er großenteils erst später begreifen. Dass er in Hanau zum Narren gemacht wird, zum Narren werden kann, liegt an seiner Unwissenheit, er glaubt etwa, dass Tanzende die Absicht haben, den Tanzboden einzutreten. Vorerst begreift er noch nicht, dass ihn alle Welt „zum Narren hält“, und das heißt schlicht und einfach, dass man ihn belügt. Dazu passt auch das Verkennen mancher Umwelteindrücke, die auf die Eigenheiten bzw. Uneigentlichkeiten der kriegerischen Umgebung zurückgehen: die „Weiblichkeit“ mancher Uniformen, die Titelfiktionen des Titularbuches. Ohne selbst schon lügen zu können, glaubt Simplicius den Lügen der anderen.

Doch das ändert sich nach und nach. Hat der Held zu Beginn seines Weges auch Wirklichkeit und Wahrheit vollkommen verfehlt, so nimmt er bald, zum Narren gemacht, die Doppelfunktion seiner Narrenrolle an: er „bringt durch seine weltverkennende Albernheit zum Lachen und deckt zugleich Wahrheiten auf.“²⁹ Andererseits geht mit ihm zu eben diesem Zeitpunkt eine Veränderung vor, er beginnt seine Arglosigkeit zu verlieren, er beginnt sich zu verstellen und dadurch andere zum Narren zu halten. Mit der neugewonnenen Fähigkeit zu lügen gerät er auf eine Art Lasterweg, erinnert sei hier mit Rolf Tarot an die theologisch formulierten Varianten des Lasterkatalogs Gregors

29 Vgl. Ruprecht Wimmer: Der Lügner *Simplicissimus*. Anmerkungen zur Poetik Grimmelshausens. In: *Wahrheit und Wort*. Festschrift für Rolf Tarot zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Gabriela Scherer und Beatrice Wehrli. Bern [u. a.] 1996, S. 537–551, hier S. 539.

des Großen: die Lüge (*mendacium*) vermag sich zu entfalten zu Täuschung (*fraus*), Betrug (*fallacia*) und Meineid (*perjurium*).³⁰

Zugleich mit seiner Verflochtenheit in die Verkehrtheiten des Krieges, die im Roman zugleich als Verflechtungen in eine trügerische Welt insgesamt, in den „mundus fallax“, erscheinen, wächst natürlich auch das satirische Vermögen des Helden – und die Distanz des Erzählers zu seiner „erzählten“ Figur, zu seinem erzählten Selbst nimmt ab. Das heißt freilich nicht, dass nunmehr ein geradliniger Weg zur Weltskepsis und zur letztlichen Weltabsage eingeschlagen wird, vielmehr laufen Fehlerhaftigkeit, ja Lasterhaftigkeit längere Zeit parallel mit satirischer Einsicht. Simplicius wird zum Soester Freibeuter, zum treulosen Frauenverführer in Lippstadt, zum betrügerischen Quacksalber der Pariser Rückreise, zum Merodebruder und zum räuberischen Komplizen Oliviers – doch erleben wir eine zusätzliche Dimension während der Soester Zeit (III, 3–6) und während des zweiten Aufenthaltes in Köln (V, 5):³¹ In den zwei Begegnungen mit einem Verrückten, der vorgibt, der Gott Jupiter zu sein, trifft Simplicius, der seine Narrenrollen hinter sich gelassen hat, auf einen Narren, von dem es nicht sicher ist, dass er an seine Rolle glaubt, der also mit jedem Wort an die satirische Doppeldimension dieser Rolle denken lässt. Simplicius führt nun beim ersten Zusammentreffen mit diesem selbsternannten Jupiter ein Gespräch, in dem er den Gottesnarren befragt, mit welchen Mitteln er denn den Abstrusitäten der gegenwärtigen Welt Abhilfe schaffen wolle. Dieser erwidert ihm, dass er einen „Teutschen Helden“ schaffen werde, dem die Befriedung der Welt gelingen werde. Seine Auslassungen sind indes so überzogen, sowohl was die Beendigung der nationalen Zwistigkeiten als auch die Zusammenführung der Konfessionen angeht, dass genau die Abstrusitäten der Kriegshandlung wie der konfessionellen Querelen ins Relief getrieben werden. Beim zweiten Zusammentreffen scheint Jupiters „Hirnschelligkeit“ noch gewachsen zu sein; er behauptet, die Menschen würden den Krieg durchaus gutheißen, wenn er sie nur ernähre.³²

Zugleich satirische und die zunehmende Einsicht des Helden verratende Qualität hat der Ausflug in die Tiefe des Mummelsees, wo Simplicius dem

30 Vgl. Tarot, „Nosce te ipsum“ (wie Anm. 3), passim.

31 Tarot, S. 208–220, 387–389; Breuer, S. 252–266, 462–464.

32 Tarot, S. 388–389; Breuer, S. 463–464.

König der Seegeister eine überaus positive und gerade deshalb doppelbödige Beschreibung vom Treiben der Weltmenschen gibt.³³

5. Abstruse Welterfahrung und wachsende Einsicht

Es hat sich gezeigt, dass der Held aus den Verflechtungen in die Widersinnigkeiten des Weltgeschehens, die als Kriegsereignisse gewissermaßen verdichtet von ihm erlebt werden, Impulse wachsender Einsicht gewinnt. Er erkennt hinter den eigenen Lügen so gut wie hinter den Lügen der anderen nach und nach Wahrheiten, und hinter der eigenen und fremden Fehlerhaftigkeit Wege zum richtigen Handeln. Es war schon davon zu sprechen, dass diese zunehmende Einsicht den erzählten Helden immer näher an die Position des Erzählers heranführt. Ich versuche nun im Folgenden, anhand ausgewählter Beispiele den Erkenntnisweg des Simplicius zu demonstrieren, schicke aber noch voraus, welche zeitüblichen Erkenntnishilfen und -instrumente ihn auf diesem Weg begleiten, ohne dass er sie voll akzeptieren wird. Ich meine damit die auf eine höhere Folgerichtigkeit des Erlebten verweisenden Techniken der Weissagung – aufgefächert in Astrologie, Chiromantie, Physiognomie, also in Sterndeutung, Handlesekunst und Analyse der Gesichtszüge bzw. der Mimik.

Simplicius kommt mit den Weissagungstechniken in einen ersten Kontakt durch seinen „Hofmeister“ im Lager vor Magdeburg, den alten Herzbruder, der Astrologie, Chiromantie und Physiognomie vollkommen beherrscht (II, 24). Er erlebt als dessen Krankenpfleger das erste Beispiel für eintreffende Weissagung: Herzbruder, der vorher schon viele Beweise seiner Prognostik geliefert hat, fürchtet ein bestimmtes Datum als seinen Todestag und hütet das Bett, als er gezwungenermaßen einem ungestüm ins Zelt dringenden Leutnant aus der Hand lesen muss. Da er ihm seinen unmittelbar bevorstehenden Tod durch den Strang voraussagt, ersticht ihn der Eindringling und wird prompt dafür gehängt.³⁴ So erfüllen sich zwei Vorhersagen auf unerwartet schlagende Weise. Freilich ist der Held von den prognostischen Techniken nie voll überzeugt (II, 25),³⁵ doch erhält er weitere Beweise, die in den Bereich des Teufels- und Hexenwesens teilweise hineinragen. So sagt ihm die Wahrsagerin von Soest richtig voraus, dass er seinen Ziehvater mit seiner „Säug-Amme,

33 Tarot, S. 426–427; Breuer, S. 507–509.

34 Tarot, S. 164–166; Breuer, S. 201–204.

35 Tarot, S. 167; Breuer, S. 204.

Tochter am Strick“, begegnen werde, was sich durch den Knan mit seiner Ziege bewahrheitet (III, 17 und V, 8).³⁶ So sagt ihm in Einsiedeln der Teufel aus einem Besessenen heraus mehrere Wahrheiten auf den Kopf zu (V, 2)³⁷ und durch den Tod Oliviers, für den Simplicius „Rache nimmt“, erfüllt sich eine weitere Weissagung des alten Herzbruders (II, 23).³⁸ Das mangelnde Vertrauen des Simplicius in die verschiedenen Weissagungstechniken zeigt sich noch gegen Ende des Romans, als sich die Weltabsage des Helden endgültig vorbereitet: Er liest sich gewissermaßen quer durch die Wissenschaften hindurch, findet aber erst Befriedigung bei der „theologia“ – und in letzter Steigerung des unmittelbar vorangehenden Überdrusses heißt es:

so bald ich aber von diesen [*mathematica* und *geometria*] ein wenig zu der *Astronomia* geleitet wurde/ gab ich ihnen auch Feyerabend und hieng dieser sampt der *Astrologia* ein zeitlang an/ welche mich dann trefflich *delectirten*/ endlich kamen sie mir auch falsch und ungewiß vor/ also daß ich mich auch nicht länger mit ihnen schleppen mochte [...]. (V, 19)³⁹

Hier nur als Einschub: Der Held verkündet eine Eindeutigkeit der Abwendung, die den Leser verwundert, da er doch immer wieder die Stichhaltigkeit solcher Prognostik erfahren hat. Am Ende dieser Ausführungen, wenn wir einen nur flüchtigen Blick über die Grenzen des *Simplicissimus*-Romans hinauswerfen, wird sich herausstellen, dass es ihm mit seiner Entscheidung nicht völlig ernst gewesen sein kann.

Neben verschiedenen Metaphern, die die Wandlungen der Fortuna längs des Menschenlebens apostrophieren, bereiten sich die Stadien zunehmender Einsicht auch durch die oben bereits gekennzeichnete wachsende „satirische“ Bewusstheit des Simplicius vor – *expressis verbis* aber erscheinen sie in der zunehmenden Zahl der Lebens-Rückblicke und -Überblicke, die der Held anstellt.

Die erste Retrospektive findet statt, als Simplicius auf der Rückreise von Paris die Blattern bekommt und von einem begehrten Liebling der Frauen zu einer Missgestalt mutiert.

Da fieng ich erst an hindersich zu gedencken/ und die herrliche Gelegenheiten zu bejammern/ die mir hiebevorn zu Beförderung meiner Wolfart

36 Tarot, S. 260–261; Breuer, S. 313–314.

37 Tarot, S. 378; Breuer, S. 451–452.

38 Tarot, S. 163–164; Breuer, S. 200.

39 Tarot, S. 439; Breuer, S. 524.

angestanden/ ich aber so liederlich hatte verstreichen lassen; Jch sahe erst zurück/ und merckte/ daß mein *extra ordinari* Glück im Krieg/ und mein gefundener Schatz/ nichts anders als eine Ursach und Vorbereitung zu meinem Unglück gewesen [...]; O schnelle und unglückselige Veränderung! vor vier Wochen war ich ein Kerl [...] jetzt aber so ohnwerth/ daß mich die Hund anpißten. (IV, 7)⁴⁰

Wenig später, als er nach dem Sturz in den Rhein einen überhängenden Ast zu fassen kriegt, bereut er sein vergangenes Leben:

Aber mein Gewissen gab mir hierzu einen schlechten Trost/ in dem es mir vorhielt/ daß ich solche gnadenreiche Hülffe nun ein par Jahr her so liederlich verschertzt; [...] ich setzte mir vor/ ins künfftig frömmer zu leben/ und thät unterschiedliche Gelübde: Ich widersagte dem Soldaten-Leben/ und verschwur das Partey gehen auff ewig [...]. (IV, 10)⁴¹

Doch ist diese rückblickende Reue nicht von Dauer; kaum gerettet, verfällt der Held den früheren Fehlern. Sein weiterer Weg durch den Krieg nimmt aber mehr und mehr schwankenden Charakter an; als er wieder auf Olivier trifft, macht er diesem moralische Vorhaltungen (IV, 15),⁴² und nachdem er dessen Lebenslauf hat anhören müssen, geht er wieder in sich:

ALs *Olivier* seinen *Discurs* dergestalt vollführete/ konte ich mich nicht genugsam über die Göttliche Vorsehung verwundern!/ Jch konte greiffen/ wie mich der liebe Gott hiebevor in Westphalen vor diesem Unmenschen [...] väterlich bewahret [...]. (IV, 22)⁴³

Der nächste Rückblick erfolgt bezeichnenderweise, als sich Simplicius entschlossen hat, den Mummelsee zu „beschauen“, und dies deshalb, weil er auf Grund des Namens hinter dieser Naturerscheinung eine „Mascarade“ vermutet; er ist also auf dem Weg, hinter und unter Oberflächlichem Eigentliches aufzuspüren. Er legt sich an dem Ort, an dem er seine unterdessen verstorbene zweite Frau zum ersten Mal gesehen hatte, ins Gras und denkt zurück:

[...] ich betrachtete/ was vor Veränderung ich seithero erduldet; da stellte ich mir vor Augen/ daß ich an eben demselbigen Ort den Anfang gemacht/ auß einem freyen Kerl zu einem Knecht der Liebe zu werden/ daß ich seithero aus einem Officier ein Bauer/ auß einem reichen Bauer ein armer Edelmann, aus einem *Simplicio* ein Melchior/ auß einem Witwer ein Ehemann/

40 Tarot, S. 311–312; Breuer, S. 374–375.

41 Tarot, S. 321; Breuer, S. 386.

42 Tarot, S. 337–338; Breuer, S. 405–406.

43 Tarot, S. 355; Breuer, S. 426.

auß einem Ehmann ein Gauch/ und auß einem Gauch wieder ein Witwer worden wäre [...]. (V, 11)⁴⁴

Dann vertieft sich die Retrospektive und der Blick fällt auf „die vielfältige[n] Veränderungen“, denen das eigene Leben von jeher unterworfen gewesen ist, und dann heißt es, nach einem anekdotisch-belehrenden Einschub:

Ich *resolvirte* mich/ weder mehr nach Ehren noch Geld/ noch nach etwas anders das die Welt liebt/ zu trachten; ja ich name mir vor zu *philosophiren*/ [...] zumalen meine Unbußfertigkeit zu bereuen/ und mich zu befeissen/ gleich meinem Vatter seel. auff die höchste Staffeln der Tugenden zu steigen. (V, 11)⁴⁵

Vom Abstieg in den Mummelsee und seinen Impulsen für die Weiterentwicklung des Helden war zu sprechen, desgleichen von seinem Rückfall in die weite Welt und seiner nun dominanten Bereitschaft, dieser Welt zu entsagen. Dieser Weltentsagung steht eine letzte Retrospektive voran. Stark verkürzt: „Solches machte daß ich mich hindersonne/ und von mir selbst Rechnung über mein geführtes Leben beehrte [...]/ dein Leben ist kein Leben gewesen [...]“, heißt es da,

du bist durch viel Gefährlichkeiten dem Krieg nachgezogen [...]. Jch sahe nur auff das gegenwärtige und meinen zeitlichen Nutz/ und gedachte nicht einmal an das künfftige/ viel weniger/ daß ich dermaleins vor Gottes Angesicht müste Rechenschafft geben! (V, 23)⁴⁶

Dann erfolgt die endgültige Weltabsage; doch erfolgt sie im Zitat. Simplicius präsentiert sein „Adjeu Welt“, „auß den Schrifften des Guevara“ und es ist unschwer festzustellen, dass dessen Weltkritik auf weite Strecken mit dem übereinkommt, was längs des Romans als Verkehrtheiten des Krieges vorgestellt wurde.

6. Zusammenschau und Ausblick

Die Erfahrung „Krieg“, die Simplicius während seines ganzen bisherigen Lebens gemacht hat, ist für ihn dominant, sie reicht gewissermaßen bis an die Ränder seiner Weltsicht – es ist der „mundus fallax“, die betrügerische Welt, die sich für ihn bis an den Horizont erstreckt. Dennoch: der Endpunkt seiner

44 Tarot, S. 408; Breuer, S. 487.

45 Tarot, S. 410; Breuer, S. 489.

46 Tarot, S. 456; Breuer, S. 543.

Weltabkehr wird von ihm selbst als vorläufig ausgegeben – und diese Relativierung hat sich von langer Hand angekündigt; obgleich doch der Krieg so gut wie seine einzige Erfahrung zu sein scheint. Man könnte seinen Weg nach den ersten Stationen auch durch das pseudo-lateinische Diktum kennzeichnen, das die Metapher des „mundus fallax“ kontrastiv-abrundend begleitet: „Mundus vult decipi, ergo decipiatur.“ Das heißt in Sebastian Brants *Narrenschiff*: „Die Weltt will betrogen sein.“ Dadurch aber, dass der Held dem Weltlaster der Verkehrtheit, der Uneigentlichkeit verfällt, gewinnt er durch sein Mitlügen wachsende Einsicht; davon war ebenso zu sprechen wie von den zeitüblichen Hilfsinstrumenten der Erkenntnis, dem weiten Bereich der Prognostik. Deren halbe, nur halb ehrlich gemeinte Ablehnung geht jedoch Hand in Hand mit der wiederholten Wahrnehmung von einer Art „Gegenwelten“, die gleichfalls scheinbar vergessen bzw. überholt werden in der Auseinandersetzung mit der brutalen Realität. Ich erinnere an die Lehren des Einsiedlers, an das Vorbild des alten Herzbruders und an die Freundschaft mit dessen Sohn, aber auch an die jahrelang praktizierte Treue des Helden zu seiner jungen Familie in Lippstadt. Hier scheinen augenblicksweise Modelle eines humanen, wahrhaft sozialen Miteinanders auf. Ja, die Lehren des Einsiedlers werden am Ende des Kriegs- und Lebensweges wieder beherzigt – dieser hat dem Jungen vor allem „drey stück“ anempfohlen: „sich selbst erkennen/ böse Gesellschaft meiden/ und beständig verbleiben“ (I, 12).⁴⁷ Den ersten Rat findet der Lesende am Ende im „Oraculum Apollinis“ (V, 23) in lateinischer Form, als „Nosce te ipsum“ wieder – und versteht ihn erst jetzt.⁴⁸ Als vorletztes Exempel dieser Gegenwelten mag die Lektüre-Bekannntschaft mit der glücklichen Lebensgemeinschaft der ungarischen Wiedertäufer gesetzt sein; sie datiert unmittelbar vor der letzten Weltreise des Helden.⁴⁹

Trotz der voluminösen Abrechnung des Autors Grimmelshausen mit dem Phänomen des Krieges gibt es also von Anfang an Relativierungen und „Gegengewichte“, die eine gelingende menschliche Gemeinschaft aufscheinen lassen. Deren Spuren weisen natürlich über die Werkgrenzen hinaus – wie auch das Thema „Krieg“ selbst. Was dieses Thema anlangt, sei hier an die anderen Texte des Simplicianischen Zyklus erinnert, an die *Courasche*, den *Springinsfeld* und die beiden Teile des *Wunderbarlichen Vogel-Nests*, in

47 Tarot, S. 35; Breuer, S. 49.

48 Tarot, S. 455–456; Breuer, S. 543.

49 Tarot, S. 440–442; Breuer, S. 524–527.

denen sich – immer vor dem Hintergrund „Krieg“ – Figuren und Handlungsteile des großen Romans gewissermaßen abnabeln; erinnert sei aber auch – mit Blick auf die „Gegenwelten“ – an die beiden sogenannten Legendenromane *Dietwalt und Amelinde* (1670) sowie *Proximus und Lympida* (1672), in denen das *Happy ending* des höfischen Barockromans sich im Kleinformat wiederholt – und vor allem an das Frühwerk *Joseph in Egypten* (1666). Dieser kleine Roman stellt – Jahre vor der rätselhaft austarierten Verschlüsselung des *Simplicissimus* – das Leben und den Lebenserfolg des biblischen Patriarchen, also letztlich die Schaffung eines friedlichen Staatswesens, unter das Zeichen der *Providentia divina*, und er bringt – *ante festum* gewissermaßen – die prognostischen Disziplinen *Chiromantia*, *Physiognomia* und *Astrologia* wieder zu vollen Ehren, indem er sie zu Begleitinstrumenten des göttlichen Waltens erhebt. Ein romanesker Lobpreis des sozialen Miteinanders unter Gott. Ein Friedensroman, ein „Antikriegsroman“ vor dem großen „Kriegsroman“? Grimmelshausen und kein Ende!

Grimmelshausen und die Antoniusverehrung: Drei Spuren

Lars Kaminski hat 2009 in seiner bei Peter Heßelmann entstandenen Dissertation *Vita Simplicii. Einsiedlerleben und Antoniusverehrung bei Grimmelshausen* auf den Heiligen Eremiten Antonius hingewiesen, dessen Legenden die Hintergrundstruktur der simplicianischen Schriften bilde: „Die Untersuchung stellt somit einen umfassenden Kommentar zum Einsiedler- bzw. Mönchsleben des Simplicius Simplicissimus auf der Kreuzinsel und nach der Rückkehr in die Gesellschaft dar.“¹ Über die konkreten Zugangsmöglichkeiten des Dichters zu den zeitgenössischen Bildern und Vorstellungen vom Heiligen Antonius schrieb Kaminski:

Grimmelshausen ist in Westfalen und im Elsass wahrscheinlich mit der dort sehr ausgeprägten Verehrung des hl. Antonius in Berührung gekommen. Obgleich der Antoniuskult im 17. Jahrhundert allmählich schwand, waren die Erinnerungen an die Wunder, welche dem Heiligen zugesprochen wurden, und an das Wirken des Antoniter-Ordens noch durchaus lebendig. Der Autor wird auf diesem Wege auch verschiedene Antonius-Bräuche, die Rolle des Heiligen in der Astrologie bzw. im Aberglauben und viele ikonographische Details kennengelernt haben. Mit Sicherheit hatte Grimmelshausen zahlreiche Darstellungen des hl. Antonius vor Augen. Welche der Autor allerdings gekannt hat, lässt sich aufgrund der mangelhaften Quellenlage nicht belegen. Die vorliegende Arbeit hat daher nur bildliche Darstellungen des Heiligen herangezogen, die gängige und weit verbreitete Motive aufgreifen oder welche aufgrund der räumlichen Nähe Grimmelshausen bekannt gewesen sein könnten. Ein direkter Kontakt zu den Antonitern ist, wenn auch nicht zu belegen, so doch zu vermuten, obwohl der Orden zu Zeiten Grimmelshausens nicht in Straßburg wirken durfte.²

-
- 1 Lars Kaminski: „*Vita Simplicii*“. *Einsiedlerleben und Antoniusverehrung bei Grimmelshausen*. Frankfurt a. M. [u. a.] 2010, S. 15. – Titel angelehnt an: „*Vita Antonii*“: Des hl. Athanasius Leben des hl. Antonius. Übersetzt von Dr. Hans Mertel, Gymnasiallehrer in München. In: *Des Heiligen Athanasius Ausgewählte Schriften*. [...]. Bd. 2. Kempten, München 1917 (Bibliothek der Kirchenväter [Reihe 1] 31), S. 677–777. Online: <http://www.joerg-sieger.de/isenheim/menu/frame01.htm> (Abruf 15. 11. 2019).
 - 2 Kaminski, *Vita* (wie Anm. 1), S. 305. – Ruprecht Wimmer meinte in seiner Rezension in den *Simpliciana* XXXIII (2011), S. 433–437, hier S. 437: „Lars Kaminski

Denn Straßburg war seit den 1520er Jahren evangelisch. Seitdem waren die Antoniter in der Stadt nicht mehr willkommen. 1577 verkauften sie ihre Straßburger Niederlassung und kamen erst zurück nach der Eroberung der Stadt durch Ludwig XIV., d. h. nach dem Tod von Grimmelshausen. Wenn dieser also vom hl. Antonius und von den Antonitern wusste, hatte er sein Wissen nicht in Straßburg erworben, sondern eher in einer katholischen Gegend, oder wahrscheinlicher aus Büchern: Auch die anderen Antoniterniederlassungen in Deutschland, selbst in katholischen Landen, waren im 16. Jahrhundert untergegangen, mit Ausnahme von Köln. Andererseits war der Kult des hl. Antonius bis zum 16. Jahrhundert so populär gewesen, dass er sicher in der mündlichen Überlieferung weiter tradiert wurde – aber eben nicht in Straßburg.

Eine Frage, so Kaminski abschließend, war also noch offen geblieben: Wo hätte Grimmelshausen in seinem Ortenauer Umfeld konkrete Begegnungsmöglichkeiten mit der Verehrung des Heiligen Antonius haben können? Wo könnte Grimmelshausen – außer natürlich in Büchern, allen voran in der *Legenda Aurea* des Jacobus Voragine, dem bekanntesten und am weitesten verbreiteten geistlichen Volksbuch des Mittelalters, in dem über „Antonius den Einsiedler“ berichtet wird – konkrete Erfahrungen und Erlebnisse mit der lebendigen Antoniusverehrung seiner Zeit gehabt haben? Können „Antonius-Orte“ in der Ortenau des 17. Jahrhunderts im Umfeld Grimmelshausens gefunden werden? Sollten sich solche Punkte finden lassen, wären doch weitere unterstützende Argumente für Kaminskis These gewonnen.

Drei solcher Antonius-Zugänge können im Folgenden vorgestellt werden.

1: „Zu diesem Heyligen ein großes Vertrauen...“:

Die St. Anton Eremitage bei Durbach

Es sind nur sechs Kilometer Luftlinie vom Dienstsitz Grimmelshausens in Oberkirch-Gaisbach bis zur alten St. Anton-Eremitage im Staufenberger Wald gewesen. Den Turm der Kapelle wird er hinter den Bäumen nicht gesehen haben können, aber auf jeden Fall den großen Hardtwald, in dem sich das viel besuchte Klösterlein befand. 1632 war es zwar von den Schweden zerstört

hat mit seiner Dissertation einen wesentlichen Beitrag zu einer Grundsatzdiskussion der Grimmelshausenforschung geleistet. Das Buch wird gerade durch seine These von der kompromisslosen simplicianischen Weltabsage und -überwindung erneut den kritischen Blick der Forschung auf die Strukturierung des so ausgedehnten und vielfältigen Erzählmaterials ‚Welt‘ im *Simplicissimus* lenken.“

worden, aber der Andrang der Gläubigen zum Gnadenort blieb ungebrochen, auch als er zur Ruine geworden war. St. Anton als „Sautoni“, als Viehheiliger, war schließlich von großer Bedeutung für die Landleute. Und Grimmelshausen hatte als Schaffner der Schauenburger in der Umgebung regelmäßig nach dem Rechten zu sehen. Seine Rechnungsbücher³ legen beredtes Zeugnis dafür ab.

Die genaue Entstehungszeit dieser Einsiedelei ist nicht bekannt. Zum ersten Mal wird das Kirchlein mit Bruderhaus im Staufenberger Hart in einer Urkunde vom 23. 11. 1455 genannt. Hans Vittel von Nesselried vermachte damals „uff Sonnentag nechst vor Sant Katherinen Dag 1455, am 23. November“ all seine Habe unter Beisein der Zeugen, des Leutpriesters Obrecht Grützer zu Ebersweier, aller Zwölfer des Gerichts zu Staufenberg und des Zwölfers H. Henselin vom Gericht zu Griesheim, dem Bruderhaus und den armen Brüdern von St. Antonien, zum Trost seiner Seele und zu Ehren des Himmelsfürsten St. Antonien.⁴ Vittel war, so vermutet Josef Werner, offensichtlich selbst einige Jahre „Klausner“, d. h. Einsiedler, gewesen.⁵

Die Initiative zur Gründung der Eremitage soll von den Offenburger Franziskanern ausgegangen sein, die für die Brüder „von der 3ten Regel Francisci“, d. h. den Mitgliedern ihrer Laienverbrüderung, eine Niederlassung in der Einsamkeit des Waldes suchten. Hier lebten die Brüder als eine klösterliche Genossenschaft im „Bruderhus“ oder aber als Eremiten. Die Herren Wiedergrün von Staufenberg waren dabei als Forstherren im Hardtwald gleichzeitig auch die Schutzherren des kleinen Klosters.

Die Eremitage war auch geschaffen für Predigten an die vielen Wallfahrer, die über lange Zeit hierher in die Einsamkeit zwischen Durbach, Nesselried und Oberkirch kamen. Die heutige Ruine zeigt noch an der Südwand (außen) einen schön behauenen Konsolenstein, der eine Außenkanzel trug. Die Wallfahrer kamen aus allen umliegenden Ortschaften. Auch die hier im Hardtwald und in der Umgebung tätigen Bergleute dürften die Kapelle besucht haben. Sie wies eine Länge von 17,5 Metern, im Langhaus eine Breite von 8,5 Metern

3 Auszugsweise veröffentlicht z. B. bei Gustav Könnecke: *Quellen und Forschungen zur Lebensgeschichte Grimmelshausens*. Zwei Bände in einem Band. Nachdruck der Ausgaben Weimar 1926–1928. Hildesheim, New York 1977, Bd. II, S. 263–277, 286–301.

4 Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA) 37/980.

5 Josef Werner: Kapellenruine St. Anton im Durbacher Hardtwald – die wechselhafte Geschichte eines kleinen Wallfahrtsortes. In: *Die Ortenau* 76 (1996), S. 175–184, hier S. 176.

und im Chor von 6 Metern auf, so dass eine große Zahl Kirchgänger aufgenommen werden konnte. Um 1560 hatte nämlich Melchior Wiedergrün von Staufenberg mit der Verhüttung von Eisenerz begonnen. Ein Hauptvorkommen des Durbacher Eisenerzes wurde 1578 bei „St. Anton“ im sogenannten Hardtwald entdeckt. Aus dem gewonnenen Eisen wurden u. a. gusseiserne Ofenplatten hergestellt, wovon zwei schöne Exemplare im Wein- und Heimatmuseum Durbach heute noch zu sehen sind. Einer der ergiebigeren Stollen, in denen nach Erz gegraben wurde, war der „St. Anton-Gang“.

Das Bruderhaus und das Kirchlein „St. Anton“ waren reich mit Gütern ausgestattet worden. 1528 liehen die Dibolt Ferer'schen Eheleute von Nesselried von Hansen Friedrich Widergrin von Staufenberg als Pfleger der Capelle und des „Bruderhuses St. Antonii des heiligen Bichtigers“, gelegen im Staufenberg Hart, 5 Mark Pfening zu 5 % und verpfändeten dafür „2 Jeuch Feld“ und „1 Tauen Matten“ vor der Hennengaßen und in der Sulz im Nesselrieder Bann.⁶

1549 – „uff Montag nach Hylary 1549“, 14. Januar, liehen vor Schultheiß und Zwölfem des Gerichts Staufenberg die Jakob Byser'schen Eheleute von Nesselried von Hannsen Jakob Widergrin von Staufenberg als Pfleger der St. Antoniencapelle (*sant Anthenyen Capelle*) 6 Mark Pfennig zu 5 % und verpfändeten dafür 1 ½ Jeuch Feld an der Schybhalden und der Fydereißgaß und 10 Steckhaufen Reben auf der Husek.⁷

Die erste Kapelle wurde im Bauernkrieg 1524/1525 zerstört. Durch milde Gaben wurde aber eine neue Wallfahrtskirche im Renaissancestil etwa zwischen 1540 und 1550 wieder erbaut.

Im Januar 1632 zogen die Schweden unter Pfalzgraf Christian von Birkenfeld, einem Bundesgenossen von Gustav Adolf, über die Rheinbrücke bei Kehl. Nach dem Durchzug durch das Hanauerland – Willstätt wurde damals zerstört – ließ er die Orte Urloffen und Appenweier sowie die Umgebung ausrauben und auch das widerstandslose Schloss Staufenberg wurde geplündert. Bei diesem zerstörerischen Treiben verschwand auch das Antoniusklösterlein, die Kirche wurde zur Ruine. Auch das Schlösschen Wiedergrün wurde bei dieser Gelegenheit bis auf die Grundmauern zerstört. Nach dem Dreißigjährigen Krieg wurde der erhalten gebliebene Chorteil von St. Anton weiter als Kapelle benutzt, denn in der Bevölkerung blieb die Verehrung des Heiligen und seiner Wallfahrt lebendig. Noch im Jahre 1741 machten die umlie-

6 GLA (wie Anm. 4), 37/2994.

7 GLA (wie Anm. 4), 37/2996.

genden Pfarreien dorthin ihre Prozessionen, und der Durbacher Pfarrer hielt in der Chorkapelle jeden Dienstag den Wallfahrtsgottesdienst bis etwa 1790. Laut Beschreibung der Einkünfte durch Pfarrer Knab von 1776 erhielt er für eine „Meß auf St. Antoni zu lesen“ 30 Kreuzer, für ein Amt in der St. Anton Kapelle beim Fest des hl. Antonius Eremita „1 ß 30 x“.⁸ Der Andrang der Wallfahrer war groß geblieben.

Im Jahre 1761 sollte die St.-Antonius-Wallfahrtskirche wieder aufgebaut werden, „als hierortige Nachbarschaft nicht allein nur zu diesem Heyligen ein großes Vertrauen wegen des Viehes hegen, sondern auch wegen des vorgehabten Umbaues seither vieles kontribuiert (gespendet) haben.“⁹ Das jährliche Wallfahrtsopfer ergab hierfür 8 Gulden. Die Kapelle besaß dazu noch als Eigentum ein „geringes Güthel“, welches zu 15 Gulden jährlich verlehnt werden konnte. Der Wert dieses Besitzes mit Pachtzins war zu 1800 Gulden angeschlagen. Die Kostenberechnung für den ganzen Neu- bzw. Umbau belief sich auf 1500 Gulden. Als man begann, den vorderen Giebel einzureißen, „zeigten sich hierin solche Spälte, daß das übrige wird ohne Gefahr kaum mehr abzubauen seyn“. Mit den vorhandenen Mitteln konnte daher nur die Chorkapelle umgebaut werden. Das Langhaus aber blieb Ruine.

Die Aufklärung gab der Wallfahrtskapelle St. Anton vollends den Todesstoß. Kaiser Joseph II. erließ am 12. Juli 1783 eine Verordnung, wonach die Wallfahrtskapellen und Wallfahrtsorte, namentlich solche, die nicht Pfarrkirchen waren, für „überflüssig“ erklärt wurden; darum sollten sie beseitigt und die Kirchenbilder in die Pfarrei übertragen werden. Auf diese Weise sollten allein in der Ortenau und im Breisgau 121 Kirchen und Kapellen aufgehoben werden.

Doch selbst noch die Ruine zog viele Bewohner der Umgebung regelmäßig an, wie 1807 die Behörden feststellen mussten, die für einen endgültigen Abriss aller Reste plädierten:

In der hiesigen Pfarrei sind 2 Kapellen, beide nichts nutz, beide isoliert, und die Antoniuskapelle in einer Wildnis im Hardwald gelegen. Die Antoniuskapelle ist von größerem Umfang, hat eine Kanzel, Thurm und Glocken und Kirchengeräte. Der ehemalige Amtmann Schwarz von hier hat sich daran gebaut. Nach der Rechnung von 1800 hat sie nur einen Fond von 282 fl gehabt. Sie fordert dermal nicht unbeträchtliche Reparationen und sieht innen einer schauerlichen Höhle gleich. Auch hier ist es also ein ebenso

8 Pfarrarchiv Durbach, nach Werner, Kapellenruine (wie Anm. 5), S. 184.

9 Werner, Kapellenruine (wie Anm. 5), S. 180.

unschicklicher Platz für Gottesverehrung, und gleichwohl wird es dem Geistlichen zugemuthet, dort Kirche zu halten. Am Antoniustag ist sogar in letzterer Kapelle Predigt und musikalisches Hochamt, auch geht die Pfarrgemeinde in der Creutzwoche dahin; sonst werden da ebenfalls bestellte Messen gelesen. Mit dem hiesigen Pfarrer ist das Amt der Meinung, man solle beide Kapellen niederreißen.¹⁰

So kam es zum Beschluss des Großherzoglichen Amtes Durbach vom 3. April 1807:

Die Antoniuskirche im Hardwald bei Ebersweier und die Florianskapelle am Stberg [=Staufenberg. M. R.] werden am 23. d. M. Nachmittags 1 Uhr mit allem was drin und dran ist, hier im Ort versteigert, wobei eine Hauptbedingniß ist, daß Steigerer sie auf seine Kosten abbricht. Man bittet, dieses zur allgemeinen Wissenschaft zu bringen.

Doch dann am 24. 4. 1807: „Nach Anlage 1 hat sich kein Unternehmen für die Niederreißung obiger Kapellen gefunden...“ Es blieb bei der Ruine, bis heute ist sie so zu sehen.

In der St. Anton-Kapelle blieb nach der Zerstörung nur noch eine beschädigte Holzfigur des hl. Antonius Eremita. Deren Verbleib ist allerdings nicht bekannt. Die Querwand im Chor zerfiel, an Stelle des Altars wurde eine Lourdesgrotte aufgebaut.

2: „Wenn Pein du und Gebrechen hast, / Sankt Anton hilft zu Antogast!“ Das Bad Antogast im Renchtal und die dortige St. Antonkapelle

Eine schöne Schilderung des abgelegenen Bades bringt der Freiburger Hofgerichtsadvokat Dr. Joseph Zentner in seiner 1827 erschienenen Schrift *Das Renchtal und seine Bäder Griesbach, Petersthal, Antogast, Freiersbach und Sulzbach im Kinzigkreise*: „Eine Stunde von Oppenau liegt in einer tiefen, engen Thalschlucht das Bad Antogast, ohne Zweifel früher als die anderen Quellen der Gegend bekannt und durch seine Heilkräfte berühmt.“¹¹

Das Mineralbad befand sich schon früh im Besitz der Schauenburger: „Wie in der ganzen Ortenau mögen auch hier die Herzoge von Zähringen die Herren gewesen sein, von welchen die Besitzungen an die Familie der

10 Staatsarchiv Freiburg B 728/1: 996.

11 Joseph Zentner: *Das Renchtal und seine Bäder Griesbach, Petersthal, Antogast, Freiersbach und Sulzbach im Kinzigkreise*. Freiburg 1827, S. 112–113.

Freiburger und Fürstenberger, und einzelne Höfe an die Ebersteiner und Schauenburger in Besitz frühzeitig übergegangen sind.“¹² 1336 übergab Ritter Konrad von Schauenburg seiner Ehefrau Anastasia mit Zustimmung des Grafen Konrad von Freiburg Güter als Wittum mit Gütern und Zinsen u. a. in „Antegast“.¹³ Und 1466 bestätigte Reinhard von Schauenburg, dass er u. a. Güter in Antogast als Mannlehen vom Markgraf Karl von Baden erhalten hat.¹⁴

Antogast und Sulzbach waren die beiden ältesten Bäder im Renchtal. Der Antogaster Brunnen fand als Heilbad im Jahre 1519 seine erste Erwähnung, und zwar im *Tractat der Wildbeder*, ihrer Natur, Wirkung, Eigenschaft und Unterweisung im Gebrauch, die Laurentius Phrieß, „der freien kunst und artzney doctor“, in jenem Jahr zu Straßburg bei Johannes Grieninge herausgab.

In Verbindung mit seinem Bestimmungswort heißt der Name Antogast = Gast des Anton, und zwar hier von der Kapelle, die St. Antonius dem Einsiedler spätestens um 1300 errichtet worden sein muß. Denn, wird die Kapelle auf jeden Fall in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts urkundlich erwähnt, so hatte es schon seit 1316 Antegast und Antengast geheißen. Selbst wenn die Mineralquelle damals noch nicht gebraucht worden wäre, war sie als das gastende Wasser also auf jeden Fall bekannt. Daß aber gerade in diesem verlassenem Talwinkel so früh eine Kapelle zu finden ist, läßt – wenn sie nicht ebenso wie jene auf dem Kniebis etwa einem Einsiedler die Entstehung verdankte – jedoch vermuten, daß nicht nur die Quelle selbst, sondern auch schon ihr Gebrauch es war, der zu ihrer Errichtung angeregt hat. Wenn auch St. Antonius als der Patron der Viehzüchter bekannt ist, und die Höfe im hintern Maisachtal recht lange reine Vieh- und Hütehöfe gewesen sind, so war er zugleich aber auch der Patron der mittelalterlichen Kranken- und Siechenhäuser, so daß auch von der Beziehung der an dem Sauerbrunnen Genesung Suchenden her das Patronat der Kapelle, die möglicherweise an eine schon vorhandene Herberge angegliedert war, zu erklären sein kann.¹⁵

12 Wilhelm Weiß: *Geschichte des Dekanates und der Dekane des Rural- oder Landkapitels Offenburg*. Offenburg 1893, S. 110.

13 *Archiv der Freiherren von Schauenburg. Urkundenregesten 1188–1803*. Bearb. von Magda Fischer. Stuttgart 2007 (Inventare der nichtstaatlichen Archive in Baden-Württemberg 33), S. 80, Urkunde 26.

14 *Archiv der Freiherren von Schauenburg* (wie Anm. 13), S. 250–251, Urkunde 281.

15 Josef Börsig: *Geschichte des Oppenauer Tales*. Oppenau [1951], S. 53–54.

Georg Pictorius hat 1560 in seinem *Baderbüchlin* von den insgesamt in Deutschland damals bekannten 38 mineralischen Wildbädern aus unserer Gegend allein den Brunnen „Antigast“ erwähnt:

Von dem brunnen Anthegast. Hinder der statt Oberkirch flüset ein brunnen Anthegast genannt/ ziehend gegen dem schwabenland/ ist in seinem gust etwas gesalzen/ dann er fleüst über ein angezünnt vnd wider abgelöst erdtrich/ un haltet schwäbel vn alun mit wenig salpeter [...].¹⁶

Dass Grimmelshausen das Bad kannte, ist unstrittig, er schrieb in seinen diversen Rechnungsbüchern für seinen Dienstherrn über „Sonstige für Junker Carl erledigte Geschäfte“, etwa 1649, 23. November: „Item den 2. und 3. Novembris 1649 alß ich in Ybach, Petersthal, Antogast, Sultzbach und der orthen im Noppenawer Thal die Censiten zur Bezahlung angemahnet mit sambt dem Pferdt in Erlen und Noppenau verzehrt 1 fl 2 sch 4 pf.“¹⁷ Oder am 21./22. Mai 1651: „Item bin ich zu Oppenau gewest, daselbst Melcher Springmann in Erben, Jacob Müllern im Lerherberg, Peter Hubern vorm Ybach, Nasche Hubern im Antogast, Lorentz Dürrn im Bechtelbach unnd Jacob Hubern uff der Filderhardt vor Gericht biethen lassen.“¹⁸

Auch hier im Bad Antogast herrschte im 17. Jahrhundert wie in Peterstal und Griesbach ein wildes Badeleben rund um die stille Antoniuskapelle und die Antoniusquelle. „Huererey“, „Rauf- und Schlaghändel“ waren an der Tagesordnung, wohl auch, als Grimmelshausen in Dienstgeschäften hier zu tun hatte. Hier stieß also, wie bei Simplicius auf der Kreuzinsel, das laute Weltweisen auf das stille Leben des Einsiedlers. Das belegt auch ein Schreiben des damaligen Besitzers des Renchtales, des württembergischen Herzogs Eberhardt, an seine Amtsleute im Tal, mit dem er sie 1658 zur Kontrolle des ausufernden Badewesens verpflichtete:

Von Gottes Gnaden Eberhardt Hertzog zue Württemberg, Liebe getreue, demnach die erfahrung mit sich bringt, was gestalten des Jahrs hindurch in den Sauerbronnen zue Griesbach, als auch in den Bädern Petersthal und Antegast von den frembden Badgästen, nicht allein zerschiedene Rauff: und Schlaghändel vorgehen, sondern auch dem Verlauth nach vihl huererey und Unzucht verübt werden solle, dannenhero eine genähere aufsicht, umb diesem Unheil durch ernstliche Straffen nachtrucksamer zue begegnen,

16 Zitiert bei Bernhard Huber: *Chronik Bad Peterstal-Griesbach*. Bad Peterstal-Griesbach [2001], S. 185.

17 Könnecke, *Quellen* (wie Anm. 3), Bd. II, S. 111.

18 Könnecke, *Quellen* (wie Anm. 3), Bd. II, S. 117.

hochnöthig sein will. Also ist hiermit unser Befehl, Ihr sollet alle acht tag abwechslungsweis alle drei bäder, Griesbach, Petersthal und Antegast fleisigst besuchen, unsere hievor diesem der schmach- und schlaghändel halber ergangene Befehlen in acht nehmen, auch auf alle anwesende Gäste fleisige aufsicht, doch zwischen hohen Standtspersohnen und vornehmen ehrlichen Leüthen, sodann gemeinen Gästen einen Unterschied halten, gegen jene gebührende gute Discretion gebrauchen, und euere inspection und aufsicht vornemlich auf diejenige welche mehr um petulanz und Muthwillen die Bäder und Sauerbrunnen zue besuchen pflegen, haben [...]. Stuttgart den 23. Aprilis Anno 1658.¹⁹

Der Badbetrieb wurde gegen Mitte des 20. Jahrhunderts eingestellt. Heute befindet sich ein Yoga-Zentrum in den einstigen Kurhäusern.

3: Die Familie von Schauenburg als Grundherren in Isenheim im Elsaß und das dortige Antoniterspital

Eine dritte, überraschende Nähe Grimmelshausens zum Antoniusorden könnte darin bestanden haben: Beide Schauenburger Hauptlinien, die Luxemburger und die Herlisheimer Linie, hatten viele Besitzungen im Oberelsass, vor allem rund um ihre Schlösser Jungholz und Herlisheim. Auch im nahe gelegenen Isenheim, dem Ort des großen Antoniterspitals, waren sie Grundherren. Hier lag ihre „Isenburg“, ein Wasserschloss. Und auch im Obituarium des Isenheimer Klosters wird das Grab der Schauenburger erwähnt.²⁰

Im 13. Jahrhundert war in Isenheim eine Antoniterpräzeptorei entstanden. Ihre Gründung lässt sich nicht genau datieren, aber sie liegt wohl in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Die Blütezeit des Klosters lag im 14. Jahrhundert. Um 1500 schuf Mathis Gotthard Neidhart, genannt Grünewald, jenen berühmten „Isenheimer Altar“ für die Klosterkirche, der heute im Unterlinden-Museum zu Colmar aufgestellt ist. Eine der Tafeln des Wandelaltars zeigt die Versuchung des Heiligen Antonius,²¹ eine andere den Besuch des Heiligen beim Eremiten Paulus.

19 GLA (wie Anm. 4), 229/82883: Badwesen zu Peterstal, Antogast, Freiersbach und Griesbach.

20 Archive Departemental Haut Rhin Colmar, Sign. 36 H 5,2.

21 Elisabeth Clementz: Die Isenheimer Antoniter: Kontinuität vom Spätmittelalter bis in die Frühneuzeit? In: *Funktions- und Strukturwandel spätmittelalterlicher Hospitäler im europäischen Vergleich*. Hrsg. von Michael Matheus. Stuttgart 2005 (Geschichtliche Landeskunde 56), S. 161–174, hier S. 167.

In den Jahren, in denen Grimmelshausen im Dienst der Schauenburger stand, hatte die Familie regelmäßig Kontakte ins Elsass, auch nach Isenheim und zum dortigen Kloster:

Am 25. Mai 1651 schlossen Laurentius Koler, der Präzeptor des Antoniterhospitals zu Isenheim und Laurentius Karm, erzherzoglich-österreichischer Vogt im Landgericht Achern, einen Vergleich über ausstehende Zinse, die die Antoniter von Isenheim denen von Schauenburg zu zahlen haben, die aber Melchior von Schauenburg dem Laurentius Karm auf ein Kapital von 600 fl versetzt hat. Unterschrieben haben mehrere Personen, darunter Johann Baptist Bernhard, Generalvikar und Visitator des Antoniterordens. Bestätigungen der Antoniter zu Isenheim über geleistete Zahlungen bis 1668 sind beigegeben.²²

Die Zinspflicht resultierte wohl aus der Zeit der Grundherrschaft der Schauenburger über Isenheim.

Rund um diese Isenburg der Schauenburger spielte sich 1460 eine heftige Auseinandersetzung ab, die möglicherweise in der mündlichen Überlieferung noch bis zu Grimmelshausen gedrungen ist und die sich in den Urkunden so darstellt:

Götz von Aelsheim, pfälzischer Unterlandvogt im Elsaß, vermittelt auf Befehl des Pfalzgrafen Friedrich, der ihn als Schiedsmann nach Isenheim geschickt hat, in einer Streitsache zwischen Markgraf Karl von Baden einerseits und den Brüdern Jörg, Reinhard und Friedrich von Schauenburg andererseits. Friedrich von Schauenburg hatte Georg, den erwählten und bestätigten Bischof von Metz, und Marx, beide Markgrafen von Baden und Brüder des Karl, festgenommen und auf Schloss Isenheim gefangen gehalten. Zu ihrer Befreiung waren Landvogt, Markgraf Karl, Räte des Herzogs von Österreich sowie etliche Leute von der Ritterschaft vor Isenheim gezogen. Es wird ein Vergleich geschlossen, die Markgrafen sollen freigesetzt werden. Den Anteil an Schloss Isenheim und andere Besitzungen im Oberelsaß, die Friedrich von Schauenburg gehören, verkauft er an Bischof Georg von Metz.²³

In der *Familiengeschichte der Reichsfreiherrn von Schauenburg* liest sich der Sachverhalt so:

Der junge Friedrich, ebenso kühn wie sein Bruder Jörg, befand sich damals auf seiner Burg Isenheim, einem jetzt noch stehenden schönen Wasserschloß im Oberelsaß. Er erfährt, daß zwei junge Markgrafen, beide Brüder des Markgrafen Karl, nämlich Georg, Bischof von Metz, und sein Bruder Markus, zu einer frommen Wallfahrt nach Einsiedeln durchs Elsaß reisen

22 *Archiv der Freiherren von Schauenburg* (wie Anm. 13), S. 881–882, Urkunde 1241.

23 *Archiv der Freiherren von Schauenburg* (wie Anm. 13), S. 237, Urkunde 274.

wollen. Er paßt ihnen am 8. August mit 20 Knechten auf und nimmt sie gefangen. Markgraf Karl zieht mit Heeresmacht, unterstützt von seinem anderen Bruder, dem Bischof von Trier, der Stadt Straßburg, der Ritterschaft von Metz heran, um Isenheim zu belagern; aber es war unmöglich, das Schloß zu nehmen. Friedrich v. Schauenburg läßt sagen, sobald sie von draußen schossen, würde an jedem Turm ein junger Markgraf hängen, so daß sie von ihren eigenen Geschossen sterben müßten. Der Markgraf war in großer Not. Da gesellten sich andere Freunde zu ihm, Fürstenberg usw., und rieten zu Verhandlungen.²⁴

Ausklang: Inwieweit die drei hier vorgestellten Belege zur Antoniusverehrung Grimmelshausen beeinflusst haben mögen, so dass er, wie es Lars Kaminski in seiner interessanten Arbeit dargestellt hat, die Antonius-Legenden als Metagerüst seiner Schriften verwendet hat, läßt sich damit nicht schlüssig sagen. Es ist aber eine durchaus denkbare und für Isenheim zudem überraschende Nähe zur Welt der Antoniusverehrung vorhanden gewesen.

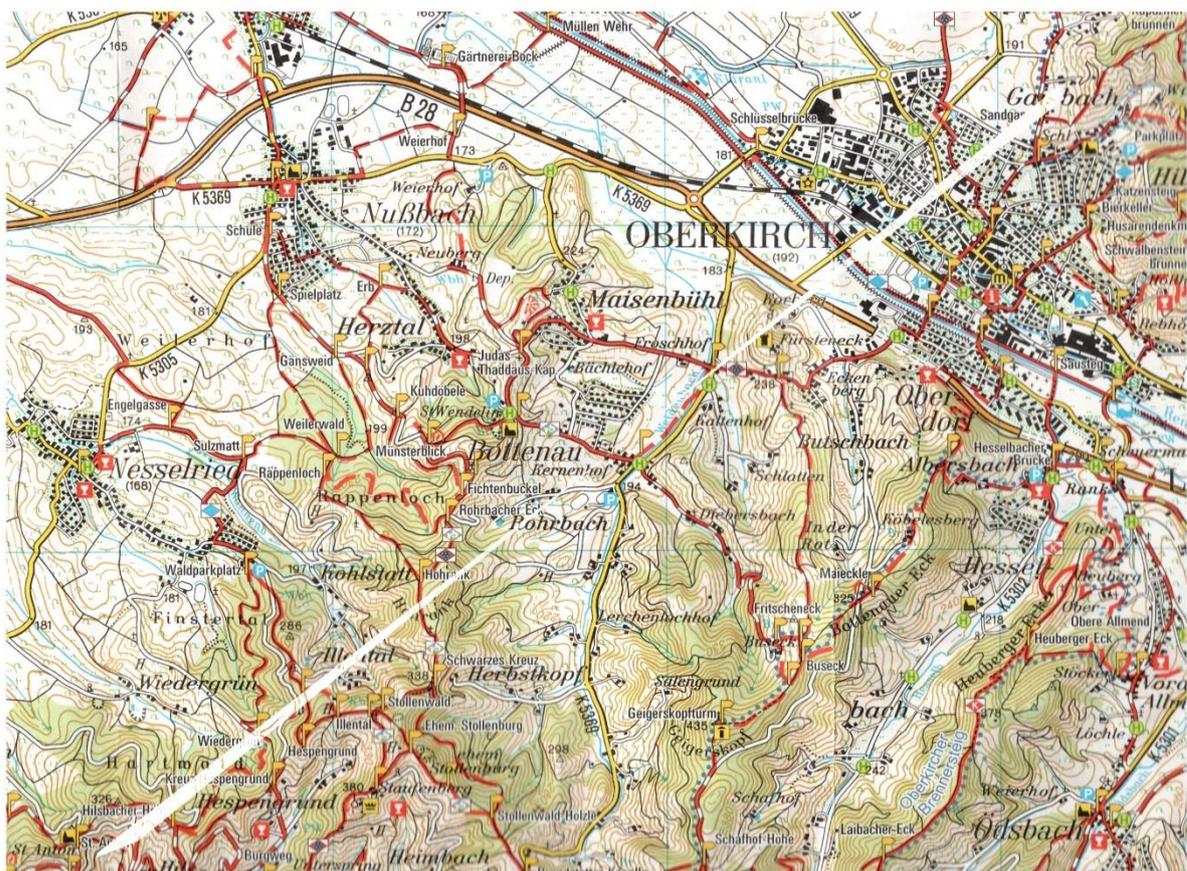


Abb. 1: Wanderkarte 1 : 35.000 Renchtal Ortenau. Landesamt für Geoinformation und Landentwicklung Baden-Württemberg. Stuttgart, 2015.

24 *Familiengeschichte der Reichsfreiherrn von Schauenburg*. Bearb. von Leg.-Rat Freiherrn Rudolf von Schauenburg, hrsg. von Freifrau Bertha von Schauenburg. o. O. 1954, S. 92.



Abb. 2: St. Anton, Durbach, Blick aus dem Langhaus nach Westen. Foto: Ruch, 2018.



Abb. 3: St. Anton, Durbach, Blick auf die Südfront des Langhauses mit Konsolstein.
Foto: Ruch, 2018.



Abb. 4: Blick zum Chor mit Lourdesgrotte. Foto: Ruch, 2018.

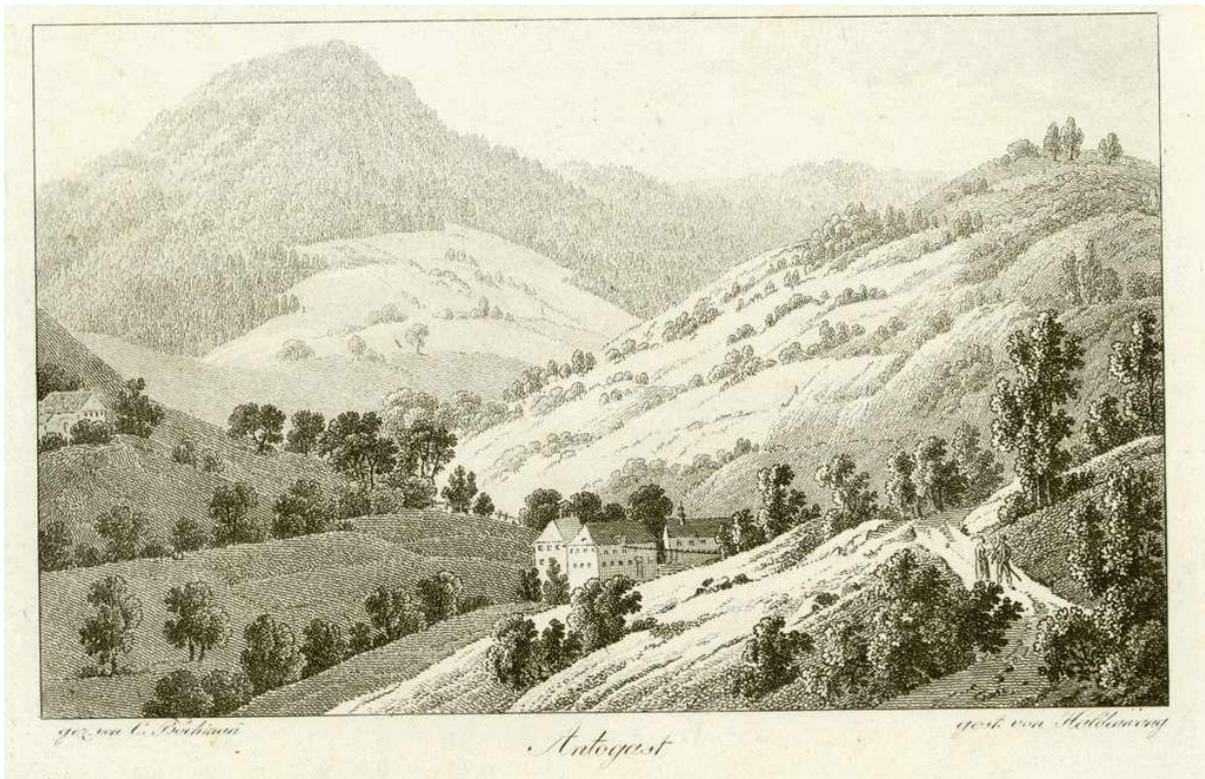


Abb. 5: Bad Antogast, ca. 1820. Generallandesarchiv Karlsruhe J–B Antogast. Stahlstich, gezeichnet von C. Bachmann, gestochen von Christian Haldenwang, Format 13 x 19 cm.



Abb. 6: Planskizze Bad Antogast: Capelle am Bach. Ca. 1850. Staatsarchiv Freiburg, Sign. B 727/12, Nr. 3568.

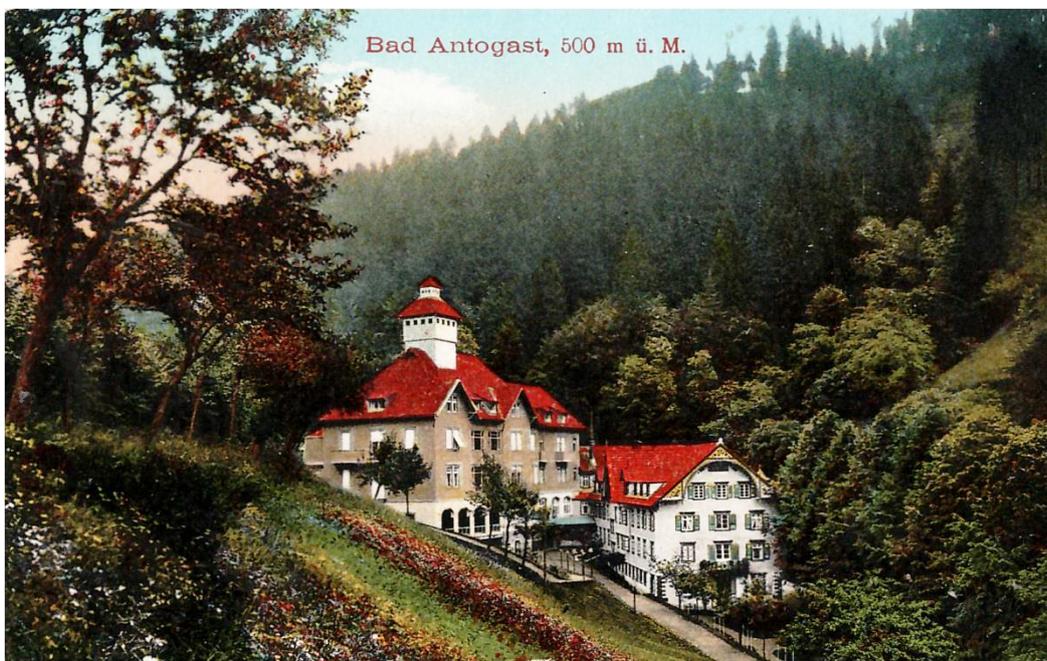


Abb. 7: Bad Antogast. Postkarte, ca. 1900. Archiv Ruch.



Abb. 8: Portal zum einstigen Antoniterspital in Isenheim. Foto: Ruch, 2018.



Abb. 9: Isenheimer Altar (Grünwald, 1512–1516), links: Versuchung des Heiligen Antonius, rechts: Besuch des Heiligen Antonius beim Einsiedler Paulus. Unterlindenmuseum Colmar.

FRIEDRICH GAEDE (†)

Aus einer Feder: „Schwarz und Weiß“ als „Wald und Höhle“

Natur oder Geschichte hieß die traditionelle Alternative, die sich im 19. Jahrhundert als Trennung von Natur- und Geisteswissenschaften äußerte. Naturzyklen, Wiederkehr des Gleichen auf der einen Seite – fortschreitende oder historische Veränderung auf der anderen: dieser Unterschied von Natur und Geschichte wurde als so gravierend gesehen, dass man von zwei entgegengesetzten Kulturen sprach. So meinte der Historiker Johann Gustav Droysen (1806–1884), die zyklischen Naturprozesse würden Naturgeschichte zur Pseudo-Geschichte machen, denn eigentliche Geschichte sei ausschließlich die des „sittlichen Kosmos“.¹ Wer sich im Sinne Droysens als Vertreter historischer Fächer mit dem befasste, was der Mensch als Repräsentant des sittlichen Kosmos alles bewirkte, konnte in der sog. Naturforschung nur das sehen, was übrig blieb: eine „seelenlose Körperwelt“, die es zu messen galt.

Dass sich dieses Bild seit Ende des 19. Jahrhunderts gründlich wandelte, veranlasste noch 1927 den Historiker Friedrich Meinecke, den Verlust des sittlichen Kosmos mit Betroffenheit zu beklagen. Für ihn war der Mensch damit zum zweideutigen Subjekt der Geschichte geworden:

Das Erschütterndste ist, daß große und segensreiche Kulturwerte oft einen gemeinen und unsauberen Ursprung haben, aus Nacht und Tiefe sich emporarbeiten, so daß es gewissermaßen scheinen will, als ob Gott des Teufels bedürfe, um sich zu realisieren.²

Wie sehr dieses Bedürfnis wirksam ist, zeigt die der mystisch-philosophischen Tradition seit langem vertraute Teufelsrolle. Was Meinecke nur mit einem „als ob“ bedenkt, war nicht nur für Goethes Faust Gewissheit, sondern ließ noch den Physiker Werner Heisenberg in seinem Essay über *Das Naturbild*

1 Hermann Lübbe, der Johann Gustav Droysens *Historik* zitiert. – Hermann Lübbe: *Die Einheit von Naturgeschichte und Kulturgeschichte. Bemerkungen zum Geschichtsbegriff*. Wiesbaden 1981 (Abhandlungen der Geistes- und sozialwissenschaftliche Klasse. Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz. Jg. 1981 Nr. 10), S. 8.

2 Friedrich Meinecke: *Werke*. Bd. 4: *Zur Theorie und Philosophie der Geschichte*. Hrsg. und eingeleitet von Eberhard Kessel. Stuttgart ²1965, S. 80.

Goethes und die technisch-naturwissenschaftliche Welt (1967) die Warnung aussprechen: „Der Weg, der aus dem natürlichen Leben heraus in die abstrakte Erkenntnis führt, kann also beim Teufel enden [...]“, und weiterhin im Schatten drohender atomarer Vernichtung: „[...] so leicht kann man dem Teufel nicht ausweichen.“³

Das von Meinecke als „unsauberer Ursprung“ Beklagte veranlasst darum den Autor des *Simplicissimus*, das Verhältnis von Gut und Böse zu einem Leitgedanken seiner Schriften zu machen. Um die wechselseitige Bedingtheit beider als Thema explizit werden zu lassen, schreibt Grimmelshausen in seiner Schrift *Zweyköpffiger Ratio Status* vom Menschen, „ob er gleich 100000-fältig/ so bestehet er doch principaliter nur in zweyerley Gestalt/ nemlich in gut und böß“.⁴ Dieser Gegensatz steht laut Jakob Böhme für das Entstehungsprinzip schlechthin, das der Mystiker in dem Satz zusammenfasst: „Kein Ding ohne Widerwärtigkeit mag ihm selber offenbar werden.“⁵ Für Grimmelshausen liegt hier der Ausgangspunkt seines Schreibens, denn er leitet sein gesamtes literarisches Werk mit der Absichtserklärung ein, „Schwartz und Weiß auß einer Feder [zu] schreiben“.⁶

Das Hintergründige dieser zum Leitsatz werdenden Absicht des Dichters ist zunächst ihr unmittelbarer Bezug auf das schöpferische Urprinzip, das zu Beginn der Genesis erwähnt und später in der mystisch-philosophischen Tradition gedanklich entfaltet wird. Beginnt die Schöpfungsgeschichte mit Gottes Trennung von Licht und Finsternis sowie von Wasser und Land, so macht Friedrich Schelling den von Jakob Böhme übernommenen Satz „Jedes Wesen kann nur in seinem Gegentheile offenbar werden“ zur Grundbedingung alles Werdens. Dieses Werden, das sich als Spaltung des Einen zum Zweifachen vollzieht, hat in Grimmelshausens Werken vielfache Darstellung mit entsprechender Symbolik gefunden, sei es als Astgabel, als Januskopf oder als Wegtrennung. Insofern erfasst Schelling – ohne direkten Bezug zu

3 Werner Heisenberg: *Schritte über Grenzen. Gesammelte Reden und Aufsätze*. München, Zürich ⁵1984, S. 212.

4 Grimmelshausen: *Simplicianischer Zweyköpffiger Ratio Status*. Hrsg. von Rolf Tarot. Tübingen 1968 (Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Unter Mitarbeit von Wolfgang Bender und Franz Günter Sieveke hrsg. von Rolf Tarot), S. 10.

5 Jakob Böhme: *Christosophia. Ein christlicher Einweisungsweg*. Hrsg. von Gerhard Wehr. Frankfurt a. M., Leipzig 1992, S. 198.

6 Grimmelshausen: *Satyrischer Pilgram*. Hrsg. von Wolfgang Bender. Tübingen 1970 (Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Unter Mitarbeit von Wolfgang Bender und Franz Günter Sieveke hrsg. von Rolf Tarot), S. 7.

Grimmelshausen – dessen philosophische Bedeutung, wenn er schreibt, dass „der Mensch [...] die Selbstbewegungsquelle zum Guten und Bösen gleicherweise in sich hat [...], er steht am Scheidepunkt.“⁷ Das Entweder-Oder einer solchen Entscheidung ist jedoch laut Grimmelshausen das eigentliche Problem, da es dem Autor grundsätzlich nicht um das Einzelne, sondern um „Schwarz und Weiß“, um „das Ganze“ geht. Darum weist *Simplicissimus* in seinem Verhör durch den Regiments-Schultheiß dessen Einzelfragen zurück:

Hierauff wolte ich mein gantzes Leben erzehlen/ damit die Umbständ meiner seltzamen Begegnussen alles recht erleutern/ und diese Fragen mit der Warheit fein verständlich unterscheiden könnten; der Regiments-Schultheiß [...] begehrete [...] nur eine kurtze runde Antwort auff das/ was gefragt würde. Demnach antwortet ich folgender gestalt/ darauß man aber nichts eigentliches und gründliches fassen konnte [...].⁸

Grimmelshausen erfasst damit ein Grundprinzip, das dann erst Goethe erkannte und das die Evolutionswissenschaft drei Jahrhunderte später zum Thema macht, wenn sie feststellt: „Objektiver Drang nach Verstehen führt zu tiefstem subjektiven Erleben, subjektiver Drang nach Sicherheit zu einer Pseudoobjektivität im Detail, der das Ganze entgleitet.“⁹ Grimmelshausens Vorwegnahme dieser Erkenntnis ist bemerkenswert, denn damit bringt er das „tiefste subjektive Erleben“ als Erfahrung des Unbewussten zur Sprache, wenn im Roman die erste große Walderfahrung des kindlichen *Simplicius* dargestellt wird:

Als mich aber die Nacht wieder ergriffe/ stunde ich auff/ und wanderte so lang im Wald fort/ biß ich von fern einen faulen Baum schimmern sahe/ welcher mir ein neue Forcht einjagte/ kehrte derowegen Sporenstreichs wieder umb/ und gieng so lang/ biß ich wieder einen andern dergleichen Baum erblickte/ von dem ich mich gleichfalls wieder fort machte/ und auff diese Weise die Nacht mit hin und wieder rennen/ von einem faulen Baum zum andern/ vertriebe/ zuletzt kam mir der liebe Tag zu Hülff [...]. Jch gieng dannoch fürter/ wuste aber nicht wohin/ je weiter ich aber gieng/ je tieffer ich von den Leuten hinweg in Wald kam: Damals stunde ich auß/ und

7 Friedrich Wilhelm Joseph Schelling: *Schriften von 1806–1813*. Darmstadt 1976, S. 317–318.

8 Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Simplicissimus Teutsch*. In: *Werke*. I. 1. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 1989 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 4. 1), S. 212. – Der Text wird im Folgenden nach der Edition von Breuer mit Sigle *ST* und Seitenangabe in runden Klammern zitiert.

9 Erich Jantsch: *Die Selbstorganisation des Universums. Vom Urknall zum menschlichen Geist*. München, Wien ²1992, S. 414.

empfande (jedoch ganz unvermerckt) die Wirkung deß Unverstands und der Unwissenheit. (ST 31–32)

Die Erfahrungen von Finsternis, faulen Bäumen sowie von Orientierungslosigkeit und Angst werden als Wirkungen von Simplicii Unwissenheit mitgeteilt. Der Junge sieht den Wald vor Bäumen nicht, denn es sind ausschließlich die faulen Bäume, die er in der Dunkelheit wahrnimmt und deren Eindruck ihn so durcheinander bringt, dass sein Weg ein Irrweg, ein sinnloses Hin und Her wird. Da der Autor die stockfinstere Nacht dem „finsternen Verstand“ seines Helden zuordnet und den Irrweg als Folge von Simplicii „Unverstand und Unwissenheit“ zeigt, steht das nächtliche Walderlebnis ganz im Zeichen seines noch unzulänglichen Bewusstseinsstandes, der sich nicht zufällig angesichts der faulenden Bäume offenbart. Diese zersetzen sich und verlieren mit ihren Konturen die Gestalt, die ihre jeweilige Identität als Tanne oder Ahorn ausmacht. Wenn das Gestaltete ungestalt wird, lässt es sich nicht mehr einordnen oder erkennen und erscheint darum monströs und furchterregend. Entsprechend wirkt die Dunkelheit, die nicht erlaubt, die Dinge zu unterscheiden. Mit den Konturen schwinden die Abgrenzungen. Verloren in der Welt des Ungesonderten, hat der stets zu Festlegungen oder Sonderungen drängende Verstand und damit das Orientierungsbewusstsein noch keine Chance. Darum gerät der Junge in Panik und es tritt etwas zutage, was sich seinem Wissen, nicht aber der Erfahrung des Lesers entzieht. Die Wahrnehmung des kleinen Simplicius' erfolgt, wie der Text betont, „ganz unvermerckt“, er reagiert mit seinem Unbewussten, das zugleich das Ungesonderte ist, d. h. Simplicius erfährt an den Bäumen, was er selbst in sich trägt. Ohne dass er es weiß, werden dem Jungen die ungestalteten Bäume zu einem Spiegel, welcher ihm das eigene, noch ungestaltete Innere, das zugleich sein Potential ist, als das schreckensvolle Äußere und Andere vorhält. Das schimmernde Holz der faulenden Bäume muss Simplicius in Panik versetzen, da er sich in der Wirklichkeit befindet, die in ihm ist, ohne dass er diese Situation versteht, und das bedeutet, ohne dass er sie zu beherrschen vermag. Es zeigt Grimmelshausens Genialität, diesen komplexen Sachverhalt nicht abstrakt zu äußern, sondern durch konkretes Erfahren und Handeln zu gestalten.

Befindet sich der kindliche Simplicius in einer konfusen Wirklichkeit, die in ihm ist, so gilt das Gegenteil für den ‚ausgereiften‘ Simplicius, der sich auf seiner Insel in seine Höhle zurückzieht, die zusammen mit dem Wald als das große Symbol des Unbewussten gilt. Die Höhle ist für den gereiften

Simplicius der Ort, an dem es ihm gelingt, Dunkles hell werden zu lassen, so dass die Imagination im Licht kreativ werden kann. Wurde dem Kind die äußere Wirklichkeit des heimatlichen Waldes zur Erfahrung des Fremden und darum Bedrohlichen, so erscheint umgekehrt die ferne Insel mit ihrer Höhle als Ort größter Vertrautheit, denn die Höhle birgt Simplicii Möglichkeitsreich. Hier gewinnt Unermessliches Maß und Unbewusstes Bewusstheit.¹⁰ Wieder wird Simplicii Innenraum zum Außenraum. Aber im Gegensatz zum Wald ist die Höhle der Platz, mit dem der Autor sein Ziel erreicht hat und bei sich selbst angekommen ist. Simplicius hat schreibend sein Gehäuse geschaffen und befindet sich in seiner „Wunderspelunke“ in der Wirklichkeit, die in ihm ist, jetzt aber auf positive, weil bewusste Weise.

Fremdheit bleibt dennoch auch in der Inselhöhle das Thema, nur mit umgekehrtem Vorzeichen. Nicht mehr Simplicius erfährt hier Fremdes, denn er ist der Hausherr des scheinbar fernen Ortes. Selbstentfremdung und Täuschung erfahren hingegen die anderen, die Inselbesucher, die Simplicius vergeblich in der Höhle suchen und die zu Recht als Grimmelshausens Leser gedeutet wurden. Ihnen muss geholfen werden, denn sie wissen nicht, „wo aus noch ein“. Das Innere der Höhle wird den Besuchern zu dem, was einst dem kleinen Simplicius der Wald mit seinen faulenden Bäumen war: der dunkle Ort, der gefahrenbergend und furchterregend wirkt und den Weg zum labyrinthischen Irrgang werden lässt. In Simplicii „Hin- und Widerrennen“ im dunklen Wald ist die Weg- und Hilflosigkeit der Höhlenbesucher vorweggenommen. Entsprechend treten an die Stelle des „Schimmerns“ der faulenden Bäume, das den Jungen einst in Panik versetzte, in der Höhle die ebenfalls aus faulem Holz wachsenden Leuchtkäfer, die dem zum Autor gereiften Simplicius das Schreiben ermöglichen. In beiden Fällen ist Holz, gerade als faulendes, im Sinne des Hyle-Begriffs, das fruchtbare Material: der Ausgangspunkt.¹¹ „In der Geschichte wie in der Natur ist die Fäulnis das Laboratorium des Lebens“,¹² also das, wodurch Neues aus Altem entsteht und Leben, das sich als Leuchten ankündigt, zuerst keimt. Aus dem verwirrenden, diffusen

10 Gaston Bachelard: *Poetik des Raumes*. München 1975, S. 226.

11 ‚Hyle‘ heißt altgriechisch ‚Holz‘ und gilt als Material, das laut Aristoteles vom Künstler eidetisiert oder gestaltet wird; vgl. Heinz Happ: *Hyle. Studien zum aristotelischen Materie-Begriff*. Berlin, New York 1971.

12 Michel Serres weist auf dieses Zitat von Karl Marx, das laut Serres nur in der von Marx autorisierten französischen Ausgabe *Le Capital* enthalten ist. Michel Serres: *Hermes IV. Verteilung*. Berlin 1993, S. 191.

„Schimmern“ der faulenden Bäume, die der Junge erlebt, ist jetzt der „helle Glantz“ geworden, der die Dinge in ihrem Unterschied zeigt. Simplicii Wandel kann nicht deutlicher gestaltet werden: zu Anfang der durch das Schimmern verschreckte Irrläufer, der sich und die Waldwege noch nicht kennt, am Ende der souveräne Autor und Wegweiser, der seinen Lebensweg beschreibt und den im dunklen Höhleninnern verlorenen Besuchern mit dem Licht der Leuchtkäfer den sicheren Rückweg ermöglicht.

Die Weise, wie der Barockdichter die Waldszene und die Höhlenszene gestaltet, lässt auf den archetypischen Charakter der Bildkombination schließen. Im Zusammenhang ergeben Wald und Höhle den Archetypus der Selbstfindung.¹³ Erlebt der kindliche Simplicius das Unbewusste als bedrohende, nicht zu bewältigende Naturkraft, so gelingt dem gereiften Simplicius die Integration dieser Kraft, die ihm zum *ingenium* wird. Da ein archetypisches Bild laut C. G. Jung grundsätzlich „auf unbewußter Phantasietätigkeit beruht“, wird in der Bildkombination Wald-Höhle die unbewusste Kreativität ihrer selbst gewiss, und man kann die Bildfolge Wald-Höhle auch den Archetypus der Geniegeburt nennen.

Das wird gerade durch den Dichter bestätigt, der in der deutschen Kulturgeschichte den Geniebegriff am stärksten verkörpert. Goethe hat im ersten Teil des *Faust* die Szene „Wald, Höhle“ gestaltet, deren Schlüsselcharakter für das Faustverständnis sich erst aus der Analogie zur früheren Gestaltung und Interpretation von Wald und Höhle ergibt. Nur wenn man ein archetypisch bedingtes Analogon annimmt, wird verständlich, warum auch Goethe das Bild der bedrohlichen Waldnatur mit dem Bild der erkenntnisträchtigen Höhle verknüpft. Zwar beginnt die Faustszene mit dem Dank für die Fähigkeit, in der „stillen“ Natur ihr Inneres oder das Unendliche im Endlichen zu erahnen, geht dann aber zur Schilderung der zerstörerisch-endlichen Natur über, angesichts der die „sichere Höhle“ zur Rettung wird. Nur dort kann jene Selbsterkenntnis gelingen, die Zugang zum unbewussten oder unendlichen Wissen der eigenen Seele findet. Faust sagt:

Und wenn der Sturm im Walde braust und knarrt,
Die Riesenfichte stürzend Nachbaräste
Und Nachbarstämme quetschend niederstreift,
Und ihrem Fall dumpf hohl der Hügel donnert,

13 Carl Gustav Jung: *Gesammelte Werke*. Bd. 8: *Die Dynamik des Unbewussten*. Hrsg. von Marianne Niehus-Jung. Solothurn, Düsseldorf 1995, S. 346–347.

Dann führst du mich zur sichern Höhle, zeigst
Mich dann mir selbst, und meiner eignen Brust
Geheime tiefe Wunder öffnen sich.¹⁴

Der Zusammenhang mit der zuvor erwähnten evolutionstheoretischen Feststellung – „objektiver Drang nach Verstehen führt zu tiefstem subjektiven Erleben“ – ist offensichtlich. Es geht um die Macht des Möglichen, nicht des Eventuellen. Dieser Machtfaktor ist qualitativ zu begreifen und darum in einer auf quantitatives Denken fixierten Epoche meist unterschätzt. Das lässt die zerstörerische Natur, die Goethe schildert, ohne Gegenkraft und stärkt ihre heute allgemein spürbare vernichtende Wirkung.

14 *Goethes Werke*. Bd. 3: *Dramatische Dichtungen 1*. Hrsg. von Erich Trunz. Hamburg 1959, S. 103.

Leiblichkeit und Formen ihrer Devianz in Grimmelshausens *Simplicissimus Teutsch*

Leiblichkeit als deviante Form wird in den Schriften Grimmelshausens häufig im Kontext der Deliktgruppe der „Unzucht“ thematisiert. Dieses Vergehen kann im Kontext der sogenannten „Hurerei“ vor allem dreierlei meinen: I. Ehebruch bzw. außerehelichen Geschlechtsverkehr, II. die gewerbliche Prostitution und III. den vorehelichen Geschlechtsverkehr.¹ Begreift man die „Hurerei“ ausschließlich als Prostitution im engeren Sinne, dann droht ein Komplexitätsverlust. Unzüchtiges Verhalten wird zwar bei Grimmelshausen als ein gesamtgesellschaftliches Phänomen beschrieben, bestimmte Personengruppen werden in diesem Zusammenhang aber besonders in ihrer Devianz gekennzeichnet. Interessanterweise lässt sich der explizite Begriff der Unzucht in den Schriften Grimmelshausens nur marginal ausmachen.²

Eine Fokussierung der anthropologischen und gesellschaftlichen Dimensionen von Leiblichkeit versucht zum einen, soziale Stereotypen kritisch zu hinterfragen und zum anderen, tieferliegende Darstellungsformen in ihrer Devianz in den simplicianischen Schriften zu eruieren. Leiblichkeit meint hier, dass der Mensch nicht zwischen Körper, Geist und Welt separiert, sondern holistisch gedacht wird. Reine Körperlichkeit in ihrer Devianz zu betrachten, würde ebenfalls eine unzulässige Reduzierung des Menschen bedeuten. In der folgenden Untersuchung wird daher vor allem deviante Leiblichkeit hinsichtlich des Begriffspaares von „huren und buben“ am Beispiel verschiedener Personengruppen im *Simplicissimus Teutsch* diskutiert. In weiteren hieran an-

1 Vgl. Martin Dinges: Justiznutzungen als soziale Kontrolle in der Frühen Neuzeit. In: *Kriminalitätsgeschichte. Beiträge zur Sozial- und Kulturgeschichte der Vormoderne*. Hrsg. von Andreas Blauert und Gerd Schwerhoff. Konstanz 2000 (Konflikte und Kultur – Historische Perspektiven 1), S. 503–544, hier S. 524. Sowie Richard van Dülmen: *Kultur und Alltag in der frühen Neuzeit*. Bd. 2: *Dorf und Stadt 16.–18. Jahrhundert*. München 2005, S. 266.

2 Vgl. Grimmelshausen: *Das wunderbarliche Vogel-Nest*. Hrsg. von Rolf Tarot. Tübingen 1970 (Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Unter Mitarbeit von Wolfgang Bender und Franz Günter Sieveke hrsg. von Rolf Tarot), S. 262, 301. – Der Text wird im Folgenden nach der Edition von Tarot mit Sigle *VN I/II* und Seitenangabe in runden Klammern zitiert.

schließenden Überlegungen soll die Diskussion „devianter Leiblichkeit“ in anderen Schriften Grimmelshausens fortgesetzt werden.

„Fressen und Saufen, Huren und Buben“

Das ausgeprägte Phänomen der „Hurerey“³ ist eine unmittelbare Folge der fundamentalen Not des Krieges. Die Personengruppen der ‚Soldaten‘ und ‚Huren‘ sowie ‚Fahrenden‘ gehen dabei eine interdependente Verbindung ein, die Grimmelshausen in einem überall und zu jeder Zeit gültigen evolutionär-genetischen Kreislauf des Schändens und des Geschändetwerdens anschaulich werden lässt.⁴ Besonders greifbar wird dieser Umstand in den Grimmelshausenschen „Soldatenreimen“:

Hunger und Durst/ auch Hitz und Kält/ Arbeit und Armuth/ wie es fällt/
Gewaltthat/ Ungerechtigkeit/ Treiben wir Landsknecht allezeit. Diese Reimen waren umb so viel desto weniger erlogen/ weil sie mit ihren Wercken überein stimmten/ dem Fressen und Sauffen/ Hunger und Durst leiden/ huren und buben/ raßlen und spielen/ schlemmen und demmen/ morden/ und wieder ermordet werden/ todt schlagen/ und wieder zu todt geschlagen werden [...]; und in Summa nur verderben und beschädigen/ und hingegen wieder verderbt und beschädigt werden/ war ihr gantzes Thun und Wesen [...].
(ST 44–45)

Neben anderen devianten Vergehen und Lebensformen wird hier „huren und buben“ als eine soldatische Praxis ausgewiesen, die soziotypisch für den Soldaten an sich zu sein scheint. Das Begriffspaar von „huren und buben“ kann über den gesamten Romanzyklus als dualistische Wendung nachgewiesen werden. Im *Deutschen Wörterbuch* wird ‚buben‘ – was übrigens auch für sämtliche Komposita und Varianten von ‚Hurerey‘ gilt – aus Zensur- und Pietätsgründen lateinisch mit „scortari, paedicare“ wiedergegeben. Daneben wird der Hinweis gegeben: „[V]erbunden werden huren und buben [...]“⁵ ‚Scortari‘

3 Grimmelshausen: *Der Abentheurliche Simplicissimus Teutsch und Continuatio des abentheurlichen Simplicissimi*. Hrsg. von Rolf Tarot. Tübingen 1967 (Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Unter Mitarbeit von Wolfgang Bender und Franz Günter Sieveke hrsg. von Rolf Tarot), S. 66. – Die Texte werden im Folgenden nach der Edition von Tarot mit Sigle *ST* und *Co* und Seitenangabe in runden Klammern zitiert.

4 Dazu Christian Loos: Im Konflikt mit der guten Policey. Soldaten und Landstreicher bei Grimmelshausen. In: *Simpliciana XL* (2019), S. 105–127, hier S. 112–113.

5 Jacob und Wilhelm Grimm: *Deutsches Wörterbuch*. 16 Bde. in 32 Teilbänden. Leipzig 1854–1961, Bd. 2, Sp. 462–463.

kann man mit „huren [...], Hurende, Hurer“⁶ und ‚paedicare‘ mit „unnatürliche Unzucht treiben, bes. mit Knaben = Knabenschänderei treiben“⁷ übersetzen. Die päderastische Bedeutung lässt sich in den anderen Wörterbüchern in der Regel nicht explizit nachweisen. Im *Deutschen Rechtswörterbuch* wird „buben“ in den drei Bedeutungen „I Unzucht treiben, II den Dienst eines Buben (I) versehen [im Sinne eines Knechts und Leibeigenen. C. L.], III jemanden einen Buben [im Sinne von Dieben und Bettlern. C. L.] schelten“ angeführt.⁸ In der Bedeutung „leichtfertig, unzüchtig [zu] leben“ und „jn. schelten, schmähen“ wird „buben“ abgeschwächer im *Frühneuhochdeutschen Wörterbuch* geführt.⁹ Schärfer wird „buben“ im *Grammatisch-Kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart* als „mit dem Hülfsworden haben, welches nur mit huren in hartem gehässigen Verstande üblich ist. Huren und buben, die schändlichsten Ausschweifungen begehen“¹⁰ angegeben. Die Bedeutungsvielfalt reicht also von einer liederlichen und diebisch-devianten Lebensform bis hin zu schweren Sittendelikten und einer Verwendung als Schimpf- und Schmähwort.

„Huren“ wird im *Deutschen Rechtswörterbuch* nahezu analog zu „buben“ mit „Unzucht treiben“ und „jemanden eine Hure [im Sinne einer unehrbaren, unsittlichen Frau] schelten“ gelistet.¹¹ Neben der Bedeutung als Schmähung und Schelte wird bei Grimm neben „scortari, fornicari“ analog zu christlichen Quellen „huren“ als „in der bibelsprache abgötterei treiben, abtrünnig werden“ angeführt.¹² Das lateinische „fornicari“ ist mit „huren“ zu übersetzen.¹³ Bei Adelung wird „huren“ als ein Verb geführt, das „mit dem Hülfsworden haben, in den harten und niedrigen Sprecharten“ gebraucht wird. Als gewerbliche

6 Karl Ernst Georges: *Ausführliches lateinisch-deutsches Handwörterbuch*. Hannover ⁸1918 (Nachdruck Darmstadt 1998), Bd. 2, Sp. 2540.

7 Georges, *Handwörterbuch* (wie Anm. 6), Bd. 2, Sp. 1536.

8 *Deutsches Rechtswörterbuch. Wörterbuch der älteren deutschen Rechtssprache*. Hrsg. von der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Bd. II: *Bergkaue bis entschulden*. Bearb. von Eberhard Freiherrn von Künßberg. Weimar 1935, Sp. 549–550. Im Folgenden abgekürzt mit *DRW* sowie der jeweiligen Band- und Spaltennummern.

9 http://fwb-online.de/go/buben.s.3v_1544381184 (Abruf vom 11. 03. 2020).

10 Johann Christoph Adelung: *Grammatisch-Kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart*. Bd. 1. Wien 1811, Sp. 1234–1235.

11 *DRW* (wie Anm. 8), Bd. VI: *Hufenwirt bis Kanzelzehnt*. Bearb. v. Hans Blesken [u. a.]. Weimar 1972, Sp. 113–114.

12 Grimm, *Wörterbuch* (wie Anm. 5), Bd. 10, Sp. 1960–1961.

13 Georges, *Handwörterbuch* (wie Anm. 6), Bd. 2, Sp. 1536.

Prostitution steht es „[i]n der engsten Bedeutung, seinen Leib um Gewinnes willen andern Preis geben, von dem weiblichen Geschlechte.“ Auffällig hier ist die Betonung der rein weiblichen Prostitution. Anders verhält es sich beim Ehebruch in der zweiten Bedeutung von „huren“: „Einer Person unehelich beywohnen, sich fleischlich mit ihr vermischen, wo es von beyden Geschlechtern gebraucht wird. Mit einer Person huren.“ In einer dritten Bedeutung wird auch auf eine biblische Provenienz verwiesen: „In figürlichem Verstande, sich der Abgötterey ergeben, und in weiterer Bedeutung, sich durch Sünden verunreinigen; ein im Hochdeutschen ungewöhnlicher Gebrauch, in welcher es in der Deutschen Bibel häufig vorkommt.“¹⁴ Auch diese letztgenannte Bedeutung ist für Grimmelshausens Schriften bezüglich der Parteinahme für ein frommes und sittliches Leben nicht unerheblich. Generell lässt sich auch „buben“ in theologischen Kontexten ausmachen.¹⁵

Aber warum war das „Huren und Buben“ bei der Soldateska so weit verbreitet? Als schändliche Vergehen im Sinne der „Unzucht“ hätte zumindest die Militärpolizei, vorzugsweise die „Rumormeister und *General* Gewaltiger“ (ST 332), derartige Praktiken scharf sanktionieren können. Eine Antwort gibt Simplicius im XXIV. Kapitel des ersten Buches im *Simplicissimus Teutsch*. Dort heißt es:

Nächst der Hoffart und dem Geitz/ sampt deren erbaren Anhängen/ waren Fressen und Sauffen/ Huren und Buben/ bey den Vermöglichen ein tägliche Übung; was mir aber am aller-erschrocklichsten vorkam/ war dieser Greuel/ daß etliche/ sonderlich Soldaten-Bursch/ bey welchen man die Laster nicht am ernstlichsten zu straffen pflegt/ beydes auß ihrer Gottlosigkeit und dem heiligen Willen GOTTes selbst/ nur einen Schertz machten. (ST 67)

Das deviante Verhalten der „Soldaten-Bursch“ wird hier also als offiziell toleriert dargestellt. Vor diesem Hintergrund ist auch die folgende zeitgenössische Einschätzung des „aufgeblähte[n]“¹⁶ Militärapparates in der Frühen Neuzeit zu verstehen:

14 Johann Christoph Adelung: *Grammatisch-Kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart*. Bd. 2. Wien 1811, Sp. 1332.

15 Vgl. Philipp Dietz: *Wörterbuch zu Martin Luthers Deutschen Schriften*. Erster Band. (A–F). Leipzig 1870, S. 354.

16 Michael Kaiser: Der Jäger von Soest. Historische Anmerkungen zur Darstellung des Militärs bei Grimmelshausen. In: *Grimmelshausen und „Simplicissimus“ in Westfalen*. Hrsg. von Peter Heßelmann. Bern [u. a.] 2006 (Beihefte zu *Simpliciana* 2), S. 93–118, hier S. 100.

Wenn man heutiges Tages ein Regiment Teutsches Kriegsvolck würbt/
hastu dreytausend Mann/ so wirstu gewiß viertausend Huren und Jungen
finden/ vnd daß abgefeymte/ leichtlosest Gesindlein/ was nirgends in Lan-
den vnd Stätten bleiben will/ das lauffe dem Krieg zu/ ist alles gut genug.
Da höret man unter demselbigen Gesindlein solches fluchen/ schweren/ zot-
ten/ mausen/ pracken/ stelen/ plündern/ häuser und kisten segen/ vnd andere
leichtfertige/ lose/ böse Händel/ davon vor unsern Zeiten/ so es ein heidni-
scher Kriegsman hette gesehen/ sollte er erstarret seyn.¹⁷

Man kann „Jungen“ in dem Begriffspaar „Huren und Jungen“ also nicht in erster Linie wie in anderen Stellen als den oft gebräuchlichen Begriff der „Hurenkinder“ (*ST* 390) lesen, sondern vielmehr im oben beschriebenen Kontext von „buben“. Im *Deutschen Wörterbuch* wird gesondert auch der Begriff „Bubenhure, f. scortum“ gelistet. Angaben zur Provenienz des Ausdrucks werden leider nicht gemacht.¹⁸ Neben dem „Hurenwirt“ lässt sich auch bei Grimm explizit der „Bubenwirt“, als „leno, huren und bubenwirt“, ausmachen.¹⁹ Ein „leno“ ist ein „Kuppler, Verführer der Jugend zu Ausschweifungen, [...] übtr., übh. [auch] der Unterhändler, die Mittelsperson in einer unwürdigen Sache.“²⁰ Auffällig auch hier ist wieder das Begriffspaar von „huren und bubenwirt“. Beide Begriffe, also „Bubenhure“ und „Bubenwirt“, lassen sich in den Schriften Grimmelshausens allerdings nicht nachweisen.

Wichtige Ergänzungen, die von Grimmelshausen nicht erwähnt werden, aber im zeitgenössischen Kontext aufgrund diverser verbreiteter Kriegs- und Ständeordnungen bekannt waren, sollen im Folgenden diskutiert werden. Folgt man der formelhaften Verbindung von „Huren und Buben“, dann stößt man auf das Amt des „Hurenwebels“, wie beispielsweise in Hartmann Schoppers *Panoplia*. Dort heißt es:

VTile facrilegis meretricibus, utile scurris,/ Praeuus oftendo, quod comi-
tentur, iter./ Mille traho mecum vetulas, lenas[que] dolofas,/ Agmine Scor-
torum cingor ubig graui./ Furibus imperito nebulonibus omnibus idem,/ At[que] timent voces omnia scorta meas./ Turba verecundu turbarer libera
leges,/ Veller u imperium temnere quis[que] meum./ Fustibus indomitu nisi
turpia scorta docerem,/ A furtu auidas abstinuisse manus.²¹

17 Johann Jacob von Wallhausen: *Kriegskunst zu Fuß* [...]. Oppenheim 1615, S. 7.

18 Grimm, *Wörterbuch* (wie Anm. 5), Bd. 1, Sp. 2822.

19 Grimm, *Wörterbuch* (wie Anm. 5), Bd. 2, Sp. 465–466.

20 Georges, *Handwörterbuch* (wie Anm. 6), Bd. 2, Sp. 612.

21 Hartmann Schopper: *Panoplia Omnium Illiberalium Mechanicarum Art Sedentariarum artium genera continens* [...]. Francofurti Ad Moenum 1568, S. 141–142.

Hier wird für „Buben“ schon eine andere Lesart ersichtlich: Es müssen nicht zwangsläufig junge Männer sein, die sexuelle Dienste anbieten, sondern es können auch ganz im Sinne des Vagantischen Spitzbuben, Possenreißer, liederliches Gesindel und andere männliche deviante Personengruppen gemeint sein. Zumal wird an späterer Stelle noch zwischen Jungen und Buben differenziert. Der Hurenweibel muss den Tross führen können. Huren und Buben werden als gesetzlos und deviant dargestellt; Possenreißer und Taugenichtse verweisen auf die Personengruppen der Fahrenden. Die Missachtung der Befehle des Hurenweibels und etwaige Diebstähle werden mit gewaltsamen Schlägen bestraft. Daneben wird deutlich, dass der Hurenweibel von den Huren und Buben verängstigt bzw. in Unruhe gebracht wird; seine Autorität scheint hier schon implizit als nicht durchschlagend dargestellt zu sein. Der von Schopper gebrachte Holzschnitt „Der Hurenweibel“ zeigt einen älteren, wahrscheinlich kriegserfahrenen Mann (Abb. 1).

Eine detaillierte Darstellung zum Hurenweibelamt lässt sich beispielsweise auch in Leonhard Fronspergers dreibändigem *Kriegßbuch* ausmachen. Dort wird nicht nur das „Ampt vnd Befelch deß Hurnweybels“²² beschrieben, sondern auch das „Hurn vnd Buben Ampt vnd Befelch.“²³ Huren und Buben waren also offiziell ein fester Bestandteil im Versorgungstross des Heeres. Zu ihren heereslogistischen Aufgaben zählten etwa das Kochen, Waschen, Fe-

Hier übersetzt mit: „Etwas nützlichcs für die ruchlosen Huren und für die Possenreißer,/ er geht voraus, weil er den Tross weist, den sie begleiten./ Ich führe mit mir tausend alte Weiber und listige Kupplerinnen,/ ich bin von allen Seiten umgeben von einer widerlichen Schar von Huren./ Ebenso befehlige ich alle Diebe und Taugenichtse,/ und auch alle Huren fürchten meine Rufe.// Von der Schar, die frei von Gesetzen ist, würde ich auf beängstigende Art in Unruhe gebracht,/ und wollen, dass jeder meine Befehle verachtet,/ außer wenn ich mit meinen Knüppeln wild die schändlichen Huren belehre,/ dass sie besser vom Diebstahl ihre gierigen Hände ferngehalten hätten.“ Zum Ausdruck ‚scurra‘ (hier übersetzt mit ‚Possenreißer‘) vgl. Martin M. Winkler: *Der lateinische Eulenspiegel des Ioannes Nemius. Text und Übersetzung, Kommentar und Untersuchungen*. Tübingen 1995 (Frühe Neuzeit 24), S. 309–310.

22 Leonhard Fronsperger: *Kriegßbuch. Erster Theil: Von Kayserlichen Kriegß-Rechten, Malefitz und Schuldthändlen/ Ordnung vnd Regiment* [...]. Franckfurt am Mayn 1596, fol. LXXXVII^v. Eine wahrscheinlich erste einbändige Ausgabe des *Kriegßbuchs* von 1571 (ebenfalls Frankfurt a. M.) ist mit der hier rezipierten Ausgabe bis auf kleine Modifizierungen nahezu identisch. In dieser Ausgabe finden sich teils zusätzliche Randbemerkungen, divergierende Schreibungen und eine andere Anordnung der Holzschnitte.

23 Fronsperger, *Kriegßbuch Erster Theil* (wie Anm. 22), fol. LXXXVIII^v.

gen, „essende vnd trinckende Speiß zu holen“, die Krankenversorgung und die Fütterung der Pferde. Auch waren sie angewiesen, die „Mumplätz“ samt anderer Bereiche sauber zu halten. Wörtlich heißt es dazu: „Troß muß Scheißplätz säubern vnd abfegen.“²⁴ Der „Mummplatz“ ist analog zum *Deutschen Wörterbuch* „ein platz im lager der landsknechte, wo die aborte standen, wo aber auch die dirnen des lagers sich aufhalten musten und wo es daher wüst zugiang [...]“.²⁵ Ein ‚Abort‘ ist eine „latrina, der abgelegne ort, abtritt, heimliches gemacht.“²⁶

Allgemein mussten Huren und Buben für die „notturft“ sorgen, „auff der reyen oder sonst nach ordnung [...] stehen“ und den Befehlen des Hurenwebels Folge leisten.²⁷ Die ‚Notdurft‘ ist hier als „der gemeine Nutz, das gemeine Wohl, was für das gedeihliche Zusammenleben benötigt wird [...],“²⁸ zu verstehen. Dazu zählt auch, „[...] Gräben/ Theich oder Gruben/ außzufüllen“ und „Reiß/ Wellen/ Büsschel Holz zu machen/ binden vnd tragen“ sowie „gedachte Graben auß vnd einzufüllen.“²⁹ Falls ein Geschütz stecken bleibt oder verunglückt, dann ist es auch Aufgabe, dieses zu ziehen oder auszubessern. Bei Weigerung dieser Verpflichtungen droht den Huren und Buben eine „ernstliche[] Straff“.³⁰ Der von Fronsberger gebrachte Holzschnitt „Huren und Buben“ zeigt eine düster dreinschauende Schicksalsgemeinschaft: teils wirkliche Buben bzw. Jungen, teils Kinder mit ihren Müttern, aber auch ältere Männer. Der Tross bildet in seiner Zusammensetzung mitunter eine sehr heterogene Homogenität (Abb. 2).³¹

24 Fronsperger, *Kriegßbuch Erster Theil* (wie Anm. 22), fol. LXXXVIII^v.

25 Grimm, *Wörterbuch* (wie Anm. 5), Bd. 12, Sp. 2668–2669.

26 Grimm, *Wörterbuch* (wie Anm. 5), Bd. 1, Sp. 82.

27 Fronsperger, *Kriegßbuch Erster Theil* (wie Anm. 22), fol. LXXXVIII^v.

28 *DRW* (wie Anm. 8), Bd. IX: *Mahlgericht bis Notrust*. Bearb. von Heino Speer. Unter Mitarb. von Christina Kimmel. Weimar 1996, Sp. 1559–1560.

29 Fronsperger, *Kriegßbuch Erster Theil* (wie Anm. 22), fol. LXXXVIII^v.

30 Vgl. Fronsperger, *Kriegßbuch Erster Theil* (wie Anm. 22), fol. LXXXVIII^v.

31 Leonhardt Fronsperger: *Kriegßbuch / Dritter Theyl. Von Schantzen vnnnd Befestunngen Vmb die Feldt Läger auffzuwerffen vnd zu schlagen [...]*. Franckfurt am Mayn 1573, fol. LXXXII^r. In dem dem Holzschnitt untergeordneten Text heißt es: „Wir Hurn und Buben in den Kriegn/ Halten und warten nach vermögn/ Unsrer Herrn. Wir Buben lauffen,/ Häimtragen, was man ist kauffen./ Geschwindt mit Fütterung und einschenckn./ Auch holen wir essen und trinckn./ So seind wir Hurn fast von Flandern,/ Gebn ein Landtßknecht umb den andern./ Sonst seind wir auch nützlich dem Hehr,/ Kochen, fegen, wäschen, und wer/ Kranck ist, dem warten wir dann auß./ Wir zehren auch gern nach der pauß,/ Das man beim spinnen nicht viel

Dem Hurenwebel untersteht auch, bei einer gewissen Größe des Trosses, ein „eigen Leutnant vnd Fenderich [...]“. Den „verlorne[n] Hauffen“ soll er „ordnen vnd führen“. In Schlachten muss der Hurenwebel den Tross so führen, „daß dem Beschütz/ weder Reisigen noch Fußvolck/ kein nachtheil/ dazu ime selbs kein gefahr davon zugewarten/ erfolgt.“³² Es geht also darum, den Tross so zusammen zu halten, dass Huren und Buben nicht die Kampfhandlungen der Reisigen, d. h. der „berittene[n] Kriegsknecht[e]“,³³ und des bewaffneten Fußvolks behindern oder selbst Ziel feindlichen Beschusses werden. Militärstrategisch hat er die Aufgabe, den Tross in einer Gefechtssituation so zu führen, dass der Gegner ihn für „ein wehrhaftiges Volck“ halte, wobei keine Reiter und Landsknechte in Kampfhandlungen behindert werden dürfen.³⁴ Falls eine geschlossene Wagenburg angegriffen werden sollte, dann „soll der Weybel mit seim Hauffen hinder Wagenburg/ sampt seinen Schützen vnd Wacht/ wol versehen seyn/ damit die Feind nit mit Pferden oder anderm in Troß fallen [...]“.“³⁵

Nehmen die Huren und Buben, beispielsweise in einer Herberge oder auf einem Lagerplatz, zahlenmäßig überhand, dann wird ein Rumormeister oder sogar Oberst eingesetzt, der sich „denn bescheidenlich vnter jhnen soll wissen zu halten.“ Dabei besitzt er „ein vergleicher/ ist ungefahrlich eines Arms lang/ damit hat er gewalt von ihren Herren/ so ihm zuvor vbergeben/ sie zu straffen.“³⁶ Bei dem hier erwähnten „Vergleicher“ handelt es sich vermutlich um einen Gerichtsstab.³⁷ Auf dem von Fronsperger gebrachten Holzschnitt kann man den „Vergleicher“ gut erkennen. Er zeigt einen älteren und kriegserfahrenen Mann, der den schwer bepackten „Huren“ vermutlich Anweisungen zum Marschieren oder Lagern gibt (Abb. 3).

findt./ Wir Hurn und Buben sind ein gsindt./ Ob wir schon werden ubel gschlagn./ So thun wirs mit eim Landtßknecht wagn./ Vor uns ist auffzuheben wol:/ Wann man raumen und graben sol./ Braucht man uns, das Holtz darzutragh./ Thun wirs nicht, so werden wir gschlagn.“ Dieser Holzschnitt ist in den früheren Ausgaben des *Kriegßbuches* nicht enthalten.

32 Fronsperger, *Kriegßbuch Erster Theil* (wie Anm. 22), fol. LXXXVIII^r.

33 DRW (wie Anm. 8), Bd. XI: *Rat bis Satzettel*. Bearb. von Heino Speer. Stuttgart 2007, Sp. 783–784.

34 Fronsperger, *Kriegßbuch Erster Theil* (wie Anm. 22), fol. LXXXVIII^r.

35 Fronsperger, *Kriegßbuch Erster Theil* (wie Anm. 22), fol. LXXXVIII^r.

36 Fronsperger, *Kriegßbuch Erster Theil* (wie Anm. 22), fol. LXXXVIII^v.

37 Grimm, *Wörterbuch* (wie Anm. 5), Bd. 25, Sp. 457–458.

Die Dienste der Huren und Buben sind unbedingt zu honorieren, wenn sie diese erbracht haben. Vielfach werden sie auch ohne Vergehen „mechtig vbel geschlagen“ und versprochene „gutthaten“ nicht eingelöst.³⁸ Dennoch wird eine harte Gangart damit gerechtfertigt, dass „der faulen Schwengel vnd huren gar [nicht] zu viel“ werden.³⁹ Ein Holzschnitt, der den Hurenwebel und den gesamten Tross von Huren und Buben zeigt, stammt von Hans Sebald Beham aus dem Jahre 1530 und wird in der Staatsgalerie Stuttgart aufbewahrt. Aufgrund seiner Größe kann hier nur ein Ausschnitt gezeigt werden (Abb. 4).

In der *KriegsOrdnung* von Adam Junghans von 1618 werden die Hintergründe und Voraussetzungen für das Amt des Hurenwebels noch präziser dargestellt: Gefordert wird ein invalider und kriegserfahrener Soldat, der dazu in der Lage ist, die Ordnung im Versorgungstross des Heeres sicherzustellen:

Hurenwebel/ das ist ein Ampt vor einen ehrlichen Kriegsman/ der vor seinem Feinde vmb alle seine Gesundheit kommen ist/ vnd sonst vor dem Feind nichts mehr dienet/ vnd sich behelffen kann/ wie man spricht/ vnd ein Kriegsman den andern vexieret/ wann einer nur ein Bein/ nur eine Hand/ vnnnd ein Auge hat/ so ist er gut zum Hurenwebel/ Derwegen soll man ihm seiner Redlichkeit halben eine Besoldung machen/ darbey er bleiben kann/ vnd das bedenken/ das er seinem Feinde hat dörrffen vnder augen sehen/ weil er gesund war. So ist nun das Hurenwebelampt so ein thun/ das er stets vnderm Droß sein vn reysen muß/ dieselben in ordnung richte/ vnd ob sie wolle außlauffen/ in die Gärten oder anderswo hin/ so soll er sie mit worten/ vnd so viel ihm möglich/ straffen/ dann er ist gesezt vber Huren vnd Jungen eben so woll/ als sonst ein Befelchhaber/ so ist es auch seinen Ehren nichts zu nahe/ hat er guten verstandt/ vn kann sonst raht vnd anschlege helffen erdencken/ so verdiente er seine Besoldung dester baß [desto besser; C. L.]/ aber Huren vnd Jungen müssen ihm gehorsam seyn/ sonst hat er nichts mit dem gemeinen Kriegsvolck zu bestellen.⁴⁰

Der um seine Gesundheit gekommene Kriegsmann erinnert in der hier geschilderten Gestalt unmittelbar an den Grimmelshausenschen Springinsfeld und die Kriegsversehrten unter den Merodebrüdern.⁴¹ Der Hurenwebel (alternde Schreibungen sind „Hurenweybel“ oder „Hurnweibel“) wird in den Schriften Grimmelshausens nur an einer einzigen Stelle explizit erwähnt: Nachdem Springinsfeld in einem Rausch die Courasche erneut brutal

38 Fronsperger, *Kriegßbuch Erster Theil* (wie Anm. 22), fol. LXXXVIII^v.

39 Fronsperger, *Kriegßbuch Erster Theil* (wie Anm. 22), fol. LXXXVII^v.

40 Adam Junghans: *KriegsOrdnung, zu wasser vnd Landt. Kurtzer vnd Eigentlicher Vnderricht/ aller Kriegshändel* [...]. Cöllen [Köln] 1618, S. 20.

41 Vgl. Loos, *Im Konflikt* (wie Anm. 4), S. 118–124.

verprügelt hatte, beide einander ehrverletzende Beleidigungen an den Kopf geworfen hatten und Springinsfelds Geldeinforderungen mit einer kräftigen Ohrfeige abgelehnt worden waren, stürzte die Courasche mit einem lauten Klageschrei aus dem Zelt heraus. Neben ihrer Mutter und dem Gesinde wurden auch die Nachbarn von dem Lärm geweckt.⁴² Den „Personen vom Stab/ als welche gemeiniglich hinter die Regimenter zu den Marquedenter logiert werden/ nemlich der Caplan/ Regiments-Schultheiß/ Regiments-Quartiermeister/ Proviantmeister/ Provoß/ Hencker/ Hurenwäibel und dergleichen [...]“ (C 114), erzählte Courasche dann ausführlich, wie ihr Mann sie ohne eigene Schuld und Ursache misshandelt habe (vgl. C 114).

Grimmelshausen war also das Amt des „Hurenwäibels“ aufgrund der zeitgenössischen Kriegs- und Ständeordnungen sowie eigenen militärischen Erfahrungen bekannt. Es stellt sich die Frage, warum beispielsweise im *Simpli- cissimus Teutsch* dieses Amt keinerlei Erwähnung findet. Für eine thematische Verarbeitung in den Romanen hätte sich die Figur des Hurenwebels vor dem Hintergrund des hier dargelegten Quellenbefunds und auch thematisch im Rahmen der Romanerzählungen mehr als angeboten. Analog zur *Kriegs- Ordnung* von Junghans könnte man meinen, dass Springinsfeld einen prototypischen Hurenwebel verkörpert. Überraschend ist auch, dass die formelhafte Verbindung von Huren und Buben immer wieder erwähnt wird, aber nie explizit als militärisches Amt ausgewiesen ist. Vielmehr entsteht der Eindruck, dass es sich hier um eine im weitesten Sinne unzüchtige Lebensform handelt.

Im Folgenden soll anhand weiterer Ausschnitte aus der *KriegsOrdnung* von Junghans eine mögliche kritische Intention Grimmelshausens in seiner Darstellung von Huren und Buben erörtert werden. Immer wieder geht es in Grimmelshausens Romanen um den Müßiggang und das Lasterhafte, kurz gesagt um die „viehische[n] Begierden“ (ST 172). Begreift man das „Fressen und Sauffen“ (ST 44–45 und 67) als deviante Formen von Leiblichkeit, also Völlerei, dann ist dies der Ausgangspunkt für alle anderen Übel der Menschheit. Vor dem Hintergrund der allgegenwärtigen Heuchelei und Unaufrichtigkeit muss Simplicius an das 5. Kapitel des Apostels Paulus denken, der an die

42 Vgl. Grimmelshausen: *Lebensbeschreibung der Ertzbetrügerin und Landstörtzerin Courasche*. Hrsg. von Wolfgang Bender. Tübingen 1967 (Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Unter Mitarbeit von Wolfgang Bender und Franz Günter Sieveke hrsg. von Rolf Tarot), S. 113–114. – Der Text wird im Folgenden nach der Edition von Tarot mit Sigle C und Seitenangabe in runden Klammern zitiert.

Galater schreibt, dass die „Hurerey“ neben „Unzucht“ und anderen schweren Verbrechen wie „Mord“ alle als „Wercke des Fleisches“ zu betrachten sind und Menschen, die sich derartiger Vergehen schuldig machen, nicht in das Reich Gottes aufgenommen werden (vgl. *ST* 66–67).⁴³ Eine resümierende Betrachtung des lasterhaften Europas findet sich beim Abschied der Holländer. Im Gegensatz zur asketischen und friedlichen Insel resümiert Simplicius für Europa einen Zustand eines permanenten Schreckens:

[...] als ich noch in *Europa* lebte/ war alles (ach Jammer! daß ich solches von Christen zeugen soll) mit Krieg/ Brandt/ Mord/ Raub/ Plünderung/ Frauen und Jungfrauen schänden etc. erfüllt; Alß aber die Güte GOTTES solche Plagen sambt der schröcklichen Pestilentz und dem grausamen Hunger hinweg nahm/ und dem armen betrangten Volck zum besten den edlen Frieden wider sendete/ da kamen allerhand Laster deß Wollusts/ als Fressen/ Sauffen und Spielen; huren/ buben und ehebrechen; welche den gantzen Schwarm der anderen Laster alle nach sich ziehen/ biß es endlich so weit kommen/ daß je einer durch Unterdrückung deß andern sich groß zumachen/ öffentlich *practicirt*, dabey dann kein List/ Betrug und Politische Spitzfindigkeit gespartt wird [...]. (*Co* 584)

In der *KriegsOrdnung* von Junghans findet sich eine recht ähnliche Passage, die Grimmelshausen vielleicht genau als eine solche politische „Spitzfindigkeit“ bezeichnet hätte. Dort heißt es:

Es ist so ein Gottloß vnd roges Leben/ mit fressen/ sauffen/ vnd unzucht/ als auff der Welt mag seyn. In Solchen Orden gehören viel Huren vnd Buben/ die ihren öffentlichen freyen willen haben/ vnd darnach leben mögen mit Ehren/ vnd nach krieges gebrauch/ Dann die ergsten huren/ seyn der Landsknecht besten Weiber/ Dann ein Kriegsman/ kann sonder hur oder Beyschläfferin nicht seyn/ so sind man leichtfertiger Frawenßpersonen genug/ die sich vor Landsknechts Weiber gebrauchen lassen/ Dann man saget/ was seine Sinne nicht hat/ das leufft mit Landsknechten. Item/ man saget/ Landsknecht/ Münche vnd Pfaffen/ gehören alle zu hauff in ein sonderlichen Ehestandt/ das ist/ mit huren/ damit sie sich schleiffen vnd ziehen/ wie die Müller mit den Secken/ biß in die Erde vnd Grab hinein/ Dann sie dörrffen keine Eheweiber nehmen/ drum muß kein Sünde seyn. Mann spricht: Gotteslästerung vnd hurerey/ stehet allen Kriegsleuten frey [...].⁴⁴

43 Vgl. hierzu Gustav Radbruch: *Geschichte des Verbrechens. Versuch einer historischen Kriminologie*. In: Gustav Radbruch: *Gesamtausgabe*. Bd. 11. *Strafrechtsgeschichte*. Hrsg. von Arthur Kaufmann und bearb. von Ulfrid Neumann. Heidelberg 2001, S. 19–254, hier S. 193–197.

44 Junghans, *KriegsOrdnung* (wie Anm. 40), fol. B ii^r.

Der erste Satz deckt sich explizit mit den zitierten Passagen bei Grimmelshausen. Danach wird darauf verwiesen, dass Huren und Buben nach eigener Manier leben können, wohl aber ihre standesgemäßen und kriegsbedingten Pflichten einhalten müssen. Das hierauf folgende Sprichwort „Dann die ergsten huren/ seyn der Landsknecht besten Weiber“ findet sich auch in diversen Sprichwortsammlungen.⁴⁵ Wer abgestumpft, roh und nicht von Sinnen ist, d. h. „seinen Verstand nicht hat“, der läuft mit den Landsknechten. Die Schlussfolgerung, dass die Delikte der Gotteslästerung und der Hurerei den Kriegsleuten aufgrund ihrer besonderen Lebenssituation „frey“ zustehen, wird im Grimmelshausenschen Romanzyklus nicht geteilt.⁴⁶

Die *KriegsOrdnung* verweist auf die scharfen Sanktionen gegenüber Huren und Buben und betont eine explizite Härte gegenüber dieser Personengruppe:

Solche Söhne/ Huren vnd Buben/ kann man im Kriege woll ehrlich machen/ so sie sich darnach halte/ oder sie werden auch nirgendt ehe gehenckt/ als im Kriegsregiment/ dan da muß zwang sein/ bey solchen Gesinde/ sonst möchte der Teuffel mit ihne haußhalte [...].⁴⁷

Dem Krieg wird hier eine disziplinarische und erzieherische Funktion beigegeben; aufgrund der militärischen Ordnung wäre es möglich, derartige deviante Personengruppen „ehrllich“ machen zu können. Daneben wird auf die drakonische Strafe des Hängens verwiesen. Ein Umstand, der hier drastischer geschildert wird als etwa bei Grimmelshausen im *Simplicissimus Teutsch* im Umgang mit devianten Merodebrüdern. Wie für den Krieg typisch, können neben Elend und Not aber auch eine siegreiche Schlacht sowie erfolgreiche Plünderungen zum temporären Überfluss führen. Huren und Jungen übernehmen dann ganze Wirtshäuser:

45 Vgl. *Deutsches Sprichwörter-Lexikon. Ein Hauschatz für das deutsche Volk*. Hrsg. von Karl Friedrich Wilhelm Wander. Leipzig 1867, Sp. 927–931. Generell finden sich hier unzählige Sprichwörter, die die enge Verbindung von Huren und Buben transparent aufzeigen.

46 Grimmelshausen sieht in dem Fressen und Saufen sowie Huren und Buben die Möglichkeit, grundsätzlich tugendhafte Fröhlichkeit zu sabotieren: „Ist aber ein Spieler von Natur eines so lustigen *Humors*/ und so großmütig/ daß er durch kein Unglück oder Verlust zur Melancholey/ Unmuth und andere hierauß entspringende schädliche Laster gebracht werden mag/ so läst ihn der arglistige böse Feind deswegen dapffer gewinnen/ damit er ihn durch Verschwendung/ Hoffart/ Fressen/ Sauffen/ Huren und Buben/ endlich ins Netz bringe.“ (ST 155)

47 Junghans, *KriegsOrdnung* (wie Anm. 40), fol. B ii^v.

[...] das ander mal/ oberfluß/ vnd vollauff/ das man die Schuh an der Erden mit Wein vnd Bier wechst/ da müssen die Hunde gebratens fressen/ Huren vnd Jungen die bekommen gute ämpter/ dz sie vber ander Leut Gut Haußhalter/ Küchen vnd Kellermeister sein/ vn der Wirth mit Weib vnd Kind verjaget ist [...].⁴⁸

Wie analog zum oben thematisierten evolutionär-genetischen Kreislauf des Schändens und Geschändetwerdens begrenzte Ausstiegsalternativen im Romanverlauf aufgezeigt werden (Einsiedlertum bzw. Askese, Profos), so verweist die zitierte Stelle (*ST* 67) auf den Umstand, dass der Romanheld das soldatische Huren und Buben nicht toleriert und damit in Opposition zu den zeitgenössischen Kriegsordnungen steht. Zwar wird Simplicius selbst im Fortgang seiner Vagantenerzählung huren und buben, was allerdings nie als erstrebenswertes Ideal gekennzeichnet wird.

Ein mahrender Passus lässt sich in der *KriegsOrdnung* ebenfalls ausmachen:

Auch sampt mit Gottslesteren/ Hurerey vnnnd Büberey getrieben wirdt/ das manchem Mann sein Weib/ Tochter/ oder Magd/ vor seinen augen geschendet vnd geschmecht/ dazu gezwungen/ mit gewalt vmb Ehr vnd Leumundt gebracht/ auch offtmals/ weder alt/ jung/ groß/ noch klein verschonet [...].⁴⁹

Deutlich wird hier, dass das Begriffspaar Hurerei und Buberei auch das Schänden und Vergewaltigen meinen kann. Zeitgenössisch wurde in der Regel nicht nur das Huren und Buben an sich kriminalisiert, sondern auch alle Tätigkeiten, die derartige Handlungen vorbereitet, ausgerichtet oder arrangiert haben.⁵⁰

48 Junghans, *KriegsOrdnung* (wie Anm. 40), fol. C ii^v.

49 Junghans, *KriegsOrdnung* (wie Anm. 40), fol. B ii^r.

50 Vgl. etwa *Der Kayserlichen Freyen vnd des Heiligen ReichsStadt Lübeck Statuta vnd Stadt Recht*. [...] Lübeck 1586, IV 5 § 6. Dort heißt es: „Alle die jenigen/ sie sein Mann oder Frawen/ welche laster des Ehebruchs vnzucht vnd Hurerey helffen procuriren, staffiren/ kuppeln/ vortsetzen/ die Personen der Huren vnd Buben hausen/ herbergen/ jhre Wohnung/ Keller vnd Buden wissentlichen vorhüren/ vorlehen/ auffhalten/ vorschweigen/ hülfte oder rath darzu geben/ vordecken für sich selbst oder durch andere/ durch was list vnd vorthail solches zugehen mag/ Wann sie dessen/ wie recht vberwiesen/ oder selbst bekennen werden/ sollen sie gleich den Huren vnd Buben angehalten/ vnd nach erkandtnuß gestrafft werden.“

Zur „Büberey“

Anders verhält es sich mit der „Büberey“ (*ST* 347) bzw. der „Buberey“ (*ST* 548). „Büberey“ wird im *Deutschen Rechtswörterbuch* als „verbotene Handlung“ und in der zweiten Bedeutung als Synonym für eine „Räuberbande“ gelistet.⁵¹ Erstere steht dabei häufig in Verbindung mit „Hurerei“, aber nicht ausschließlich, sondern kann, wie beispielsweise mit Bezugnahme auf die Landesordnung des Königreichs Böhmen von 1627, auch im Kontext der Bettelei gebraucht werden.⁵² Hiervon divergierend, wird „Büberey“ im *Deutschen Wörterbuch* mit der Anmerkung „scelus, nach dem voc. 1482 e 2b. e 3a ribaldia, scurrilitas, bubischeit, luderei, leckerei; einigemal für päderastie. doch gewöhnlich in milderem sinn [...]“ geführt.⁵³ Unter einem „scelus“ versteht man subjektiv „Verruchtheit, Ruchlosigkeit, der verbrecherische Sinn, der Frevelmut, die Bosheit, Tücke [...]“ und objektiv „die Bosheit = frevelhafte-, gottlose-, ruchlose-, verruchte Tat, ein mit Verachtung der Gesetze, der Religion und der eigenen Schande unternommenes Verbrechen, der Frevel, die Freveltat, Bluttat, wie Mord, Hochverrat usw.“ Daneben kann auch der „erworfene-, ruchlose-, verruchte Mensch, der Schurke, das Laster [...]“ an sich gemeint sein.⁵⁴ Ein „ribaldus“ ist „der Landstreicher, der Strolch, der Raufbold.“⁵⁵ Das Verb „buben“ wird hingegen gemäß dem *Deutschen Rechtswörterbuch* mit Verweis auf den *Simplicissimus Teutsch* als „Unzucht treiben“ geführt.⁵⁶

Ist das „Buben“ eindeutig deviant sexuell konnotiert und umfasst auch päderastische Vergehen, können mit dem Begriff der „Buberei“ noch weitere nicht-sexuelle deviante Handlungen und Delikte verbunden werden. Die Bedeutungsvielfalt der „Buberei“ wird in den Grimmelshausen'schen Schriften wiedergegeben. In einer bearbeiteten *Simplicissimus*-Ausgabe von 1671 findet sich ein für die hier angebrachte Diskussion wichtiger Zusatz, der in den nachfolgenden postumen Barockausgaben ebenfalls enthalten ist. Mit Berück-

51 *DRW* Bd. II (wie Anm. 8), Sp. 549–550.

52 Vgl. *Der Röm: Kai: auch zu Hung: und Böhaimb/ [et]c. Königl: Maj: Ferdinandi deß Andern/ [et]c. Vernewerte Landes-Ordnung Deroselben Erb Königreichs Böhaimb*. Wien 1627, Abschnitt Y. X., S. 500. Vgl. dazu auch [Anonym]: *Expertus In Truphis. Von den Falschen Bettlern und ihrer Büberey [...]*. [o. O.] 1668, S. 62.

53 Grimm, *Wörterbuch* (wie Anm. 5), Bd. 2, Sp. 465–466.

54 Georges, *Handwörterbuch* (wie Anm. 6), Bd. 2, Sp. 2522–2523.

55 Edwin Habel, Friedrich Gröbel: *Mittellateinisches Glossar*. Unveränderter Nachdruck der 2. Aufl. Paderborn 1959, Sp. 343.

56 *DRW* Bd. II (wie Anm. 8), Sp. 549–550.

sichtigung dieser nachträglich ergänzten Passage ist es wahrscheinlich, dass Simplicius selbst seinen Leib für das „Buben“ angeboten hat: „Der Huren-Spiegel wurde mir glatt/ und meine Leibes-Kräftten nahmen handgreifflich zu [...]“.“⁵⁷ Simplicius macht hier seinen eigenen „Huren-Spiegel“ zum Gegenstand.⁵⁸ Dynes und Donaldson schlussfolgern hinsichtlich der zitierten Passage: „evidently ‘a smooth-cheeked, pretty, effeminate boy’, by implication a catamite or hustler.“⁵⁹ Offensichtlich scheint aus dieser Perspektive Simplicius als sanftmütiger, hübscher und weibischer Junge ohne weiteres ein „Katamit“ oder „Strichjunge“ zu sein. Für diese These werden keine weiteren Argumente gebracht. Folgt man dieser Lesart und betrachtet Simplicius temporär als „Katamiten“, dann wäre Jupiters Zuneigung aufgrund der Ähnlichkeit zu seinem Mundschenken ein Indiz, das diese Perspektive stützen kann, aber nicht zwangsläufig muss. Das Werben um den „getreue[n] und allerliebste[n] Ganymed“ (ST 218) bleibt „ein Spiel, aber dennoch wird Simplicius auf diese Weise als Jüngling ausgewiesen, der das Begehren der Männer auf sich zieht.“⁶⁰ Vor allem ist es die Auszeichnung eines Schönheitsideals, das an späterer Stelle durch die Erkrankung an den Blattern konterkariert wird.

Besonders anfällig für die „Büberey“ (ST 347) sind in den simplicianischen Schriften aber nicht nur die „Soldaten-Bursch“ und die „Vermöglichen“ in ihrer Hoffart, sondern auch Studenten. In seinem Studium in Lüttich sollte beispielsweise Simplicius’ „Praeceptor“ bedenken, dass seine Eltern „keinen Mönchen/ sondern einen Weltmann auß [ihm] machen wollten/ der wissen müsse/ was Schwartz oder Weiß“ sei. (ST 347) In ihrer Zuneigung zur „Büberey“ stand der neue Lehrmeister Simplicius in nichts nach, „da er selbst

57 Johann Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Gantz neu eingerichteter allenthalben/ viel verbesserter/ Abentheurlicher/ Simplicius Simplicissimus* [...]. Nürnberg [1671], S. 172. Zur Einschätzung dieser Schrift vgl. Peter Heßelmann: *Simplicissimus redivivus. Eine kommentierte Dokumentation der Rezeptionsgeschichte Grimmelshausens im 17. und 18. Jahrhundert (1667–1800)*. Frankfurt a. M. 1992 (Das Abendland N. F. 20), S. 48–71.

58 Vgl. Grimm, *Wörterbuch* (wie Anm. 5), Bd. 10, Sp. 1964–1965. Dort heißt es: „Hurenspiegel, m. von dem gesicht eines mannes: hurenspiegel vultus insubidus, lascivus, purpurissatus, illex Stieler 2066 [...]“. Im Lateinischen wird das eindeutig homosexuelle bzw. päderastische Moment offensichtlich.

59 *History of Homosexuality in Europe and America*. Hrsg. von Wayne R. Dynes und Stephen Donaldson. New York, London 1992 (Studies in homosexuality 5), S. 159.

60 Andreas Kraß: *Ein Herz und eine Seele. Geschichte der Männerfreundschaft*. Frankfurt a. M. 2016, S. 276.

gröbere begieng [...].“ (ST 347) Lehrer und Schüler lebten dann in devianter Weise ein kriminelles und liederliches Leben, um „deß Nachts auff der Gassen die Mäntel abzwacken/ oder sie gar in der Maaß ersäuften/ was [sie] dann solcher gestalt mit höchster Gefahr eroberten/ verschlemmten [sie] mit [ihren] Huren/ und liessen das Studiren bey nahe gantz unterwegen.“ (ST 348) In den späteren Barockausgaben heißt es: „In solchem edlen freyen Studenten=Leben/ behenckten wir uns mit mehr Huren/ als die Jacobs=Brüder mit Muscheln/ wiewol ich noch zimlich jung war.“⁶¹ Die Zeichen der Wallfahrer nach dem Grabe des Jakobus in Spanien „waren der Jakobsstab und der Muschelschmuck ihrer Kleidung.“⁶² Simplicius betont hinsichtlich der massiven Hurerie sein junges Alter. Schon früh war er mit Formen der zeitgenössischen Unzucht vertraut. Welche devianten Praktiken und etwaigen Delikte wird er zu späterem Zeitpunkt begehen?

Der närrische Vagant Simplicius reflektiert über sein Schicksal; mit Jupiter besitzt er nun selbst einen Narren:

[...] es war noch kein Jahr vergangen/ daß mir die Buben nachlieffen/ mich zur Hur zu machen/ jetzt wars an dem/ daß die Mägdlein selbst auß Liebe sich gegen mir vernarrten: Also wurde ich bey Zeiten gewahr/ daß nichts beständigers in der Welt ist/ als die Unbeständigkeit selbsten. (ST 224)

Simplicius spielt hier auf seine Zeit als verwandelte ‚Jungfrau‘ im XXV. Kapitel des zweiten Buches im *Simplicissimus Teutsch* an. Dabei wird er in seiner neuen Identität von dem ihn verehrenden Knecht derart gepeinigt, dass das Tragen des Weiberkleids ihm „viel saurer zu tragen ankam/ als [die] Narrn-Kapp.“ (ST 170) Als Frau gehen zu müssen, kommt dem simplicianischen Helden einer Einkerkering gleich, in der „auch Leib- und Lebensgefahr steckte/ davon [Hertzbruder] [...] gesagt hatte/ dann das Weiber-Kleid hielte mich gefangen/ weil ich darinn nicht außreißen konte [...].“ (ST 170) Sowohl Rittmeister und Knecht als auch die Rittmeisterin buhlen um die Gunst der simplicianischen ‚Jungfrau‘. Die eigene leibliche Integrität zu schützen, wird zur allgegenwärtigen und existenziellen Aufgabe. Den ihn umgarnenden Knecht versucht er sich vom Leibe zu halten, indem er fragt, „ob er mich dann

61 Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Der aus dem Grab der Vergessenheit wieder erstandene Simplicissimus; Dessen Abentheurlicher/ und mit allerhand seltsamen Begebenheiten angefüllter Lebens-Wandel* [...]. Nürnberg 1713, S. 429.

62 *Meyers Großes Konversations-Lexikon*. Bd. 10. Leipzig 1907, S. 157–158.

vor eine Hur ansehe? meine gestrige Zusag sey auff den Ehestand gegründet/ ausser dessen er meiner nicht theilhaftig werden könnte [...].“ (ST 171) Außerheliche sexuelle Kontakte werden auch hier als unzüchtig gekennzeichnet. Da der Werber wahrscheinlich nicht den Bund der Ehe eingehen möchte, wäre ein Eingehen auf seine Avancen aus zeitgenössischer Sicht nichts anderes als „Hurerei“. Simplicius versucht sich mit der Abgrenzung von dieser Zuschreibung zu schützen. Sexuelle und erotische Gewalt werden also jedem Geschlecht zugeordnet.⁶³

Dennoch kann er die körperliche Lust des Knechts nicht gänzlich abwehren; beim Gewährwerden eines nicht zu verhindernden Kusses des Knechts gerät der Rittmeister außer sich vor Wut, beschimpft Simplicius als „Blut-hur“ (ST 171) und schlägt auf ihn ein. Nur der glückliche Umstand, dass die Sächsischen und Kaiserlichen Armeen in unmittelbarer Umgebung lagerten und durch das laute Schreien Simplicius’ womöglich auf den Feind hätten aufmerksam werden können, ließ den Rittmeister in seiner Raserei zu einem Ende kommen (ST 171). Der Wechsel der sozialen Identität kann auch als Travestie gelesen werden, die aus der Perspektive der Leiblichkeit literarisch parodierend aufzeigt, wie diverse Anbahnungs- und Begehrenspraktiken geschildert werden. Auch die Wollust als solche wird als anthropologisches Merkmal des Menschen ausgewiesen und nicht *per se* diskreditiert.

Simplicius macht sich als Ehebrecher selbst des Deliktes der Unzucht schuldig; wohlgermerkt ohne rechtliche Konsequenzen. Auf seiner Kavaliertour in Frankreich reflektiert er seine Situation und kommt zum Ergebnis:

Ich gedachte zwar heim an meine Liebste/ aber was halffs/ ich war leyder ein Mensch/ und fand ein solche wol*proportionirte* Creatur/ und zwar von solcher Lieblichkeit/ daß ich wol ein Ploch hätte seyn müssen/ wenn ich keusch hätte darvon kommen sollen. (ST 307)

„Ploch“ wird im *Deutschen Wörterbuch* als „Bloch“ gelistet und dann mit dem lateinischen „truncus“ angegeben.⁶⁴ Neben anderen Bedeutungen scheint hier jene „als Schimpfwort auf einen dummen, empfindungslosen Menschen, wie unser Klotz, Tölpel [...]“,⁶⁵ treffend zu sein. Die Leiblichkeit der Frau wird in

63 Vgl. Klaus Haberkamm: Gewalt der Alltagsnöte im schäferlichen ‚Integumentum‘. Johann Thomas’ ‚*Lisille*‘ (1663). In: *Simpliciana XXXI* (2009), S. 289–322, hier S. 299–300.

64 Grimm, *Wörterbuch* (wie Anm. 5), Bd. 2, Sp. 135–137.

65 Georges, *Handwörterbuch* (wie Anm. 6), Bd. 2, Sp. 3243.

dieser Stelle vor allem auf körperliche Merkmale fokussiert betrachtet. Das liebliche Äußere und ihre Weiblichkeit erwecken bei Simplicius eine sexuelle Begierde, die als natürlich und allzu menschlich dargestellt wird.⁶⁶ Das Delikt des Ehebruchs wurde häufig – besonders bei männlichen Delinquenten – nicht systematisch verfolgt.⁶⁷ Neben der moralischen und religiösen Bedeutung bei der Verfolgung von Unzucht waren auch mögliche soziale Folgen für die Gemeinschaft relevant.⁶⁸

Simplicius kehrt als Bote, von den Blattern gezeichnet, zu seiner Familie zurück und wird von seiner Schwägerin dergestalt nicht erkannt. Sie berichtet ihm: „[...] was er vor einen schönen Sohn hier hätte/ daß er ihm nicht abbrechen könnte hieher zu kommen (da er schon seine übrige Hurenkinder scheuen möchte) nur das liebe Hertzgen zu sehen.“ (ST 390) Die Schwägerin hatte Simplicius' Unaufrichtigkeit im Vorhinein zwar vermutet, hoffte aber, dass er dennoch zu seiner „fromme[n] Jungfer“ (ST 389) stehen würde. Als er dann allerdings durch einen Trick nach Frankreich gelockt worden war, hatte er neben der Schwester der Schwägerin „[...] noch wol ein halb Dutzet Burgers-Töchter/ schwanger hinderlassen[] [...]“. (ST 390)

Zuvor war Simplicius bereits ungerechtfertigterweise des Ehebruchs verdächtigt worden. Mit der Tochter des Obristen-Leutnant verbringt er eine Nacht in ihrem Haus, ohne dass es zur „ehelichen *Copulation*“ (ST 272–273) gekommen ist. Dennoch wird Simplicius vom Vater seiner „Beyschläfferin“ (ST 273) verdächtigt, Schande über das Haus gebracht zu haben:

[...] thät ich dir unrecht/ wenn ich dir und dieser Vettel/ die deine Hur worden ist/ den Hals breche? Ach du *Bestia*, wie kan ich mich doch nur enthalten/ daß ich dir nit das Hertz auß dem Leib herauß reisse/ und zu kleinen Stücken zerhackt den Hunden darwerffe? (ST 273)

66 Vgl. dazu ST 305. Dort „tratten drey heroische junge Damen in den Saal/ welche ihre Alabaster-weisse Brüste zwar zimlich weit entblöst trugen/ vor den Angesichtern aber gantz vermasquirt [...]“. Auch diesen Damen kann Simplicius nicht widerstehen.

67 Vgl. Beate Schuster: *Die freien Frauen. Dirnen und Frauenhäuser im 15. und 16. Jahrhundert*. Frankfurt a. M. 1995 (Geschichte und Geschlechter 12), S. 126.

68 Isabel V. Hull: Sexualstrafrecht und geschlechtsspezifische Normen in deutschen Staaten des 17. und 18. Jahrhunderts. In: *Frauen in der Geschichte des Rechts. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*. Hrsg. von Ute Gerhard. München 1997, S. 221–234, hier S. 224–226.

Die Potenzialität von Unzucht geht einher mit obszönen und vulgären Beleidigungen, die allesamt ehrverletzend sind. Hinzu kommt die Degradierung des menschlichen Gegenübers zur „Bestia“. Von den expliziten Kennzeichnungen von devianten Verhaltensweisen und Delikten („huren“, „buben“, „Hurerey“, „Buberey“ etc.) gilt es die Verwendung dieser Begriffe als Schimpfwörter und Schmähungen zu unterscheiden.

„Hurerey und Buberey“ als Schimpfwörter

Als ein angeblich vom Teufel Besessener Simplicius erblickt, wirft er ihm seine frevelhaften „Bubenstück“ (ST 379) vor und bezichtigt ihn:

[...] ich hab vermeynt/ dich zu meiner Heimkunfft bey dem *Olivier* in unserer höllischen Wohnung anzutreffen/ so sehe ich wol/ du läst dich hier finden/ du ehebrecherischer mörderischer Huren-Jäger/ darffst du dir wol einbilden/ uns zu entrinnen? (ST 378)

Ein „Bubenstück“ wird im *Deutschen Rechtswörterbuch* als „Vergehen, Streich, Schwindel“ geführt.⁶⁹ Der Begriff steht also in Nähe zur „Buberei“, impliziert aber ein deutlich schwächeres deviantes Potenzial. Ein „Huren-Jäger“ ist ein „schlimmer Hurer“;⁷⁰ im *Deutschen Wörterbuch* wird die lateinische Formulierung „scorta venans ut venator feras [...]“⁷¹ gebraucht, was mit „Einer, der die Huren jagt, so wie ein Jäger die wilden Tiere“ übersetzt werden kann. Nicht nur der Vorwurf, ein „Huren-Jäger“ und „(Spitz-) Bube“ zu sein, ist eine Schelte, sondern auch das generelle Tituliertwerden als „Hure“ oder „Hurenhengst“.

Um zu überprüfen, ob Jupiter ein „Narr“ ist und seine Geschichte frei erfundene Erzählungen, möchte Simplicius „ihn derowegen mit dem Zorn zu *probiren* [...]“ (ST 217). Er behauptet daher, die Götter hätten Jupiter „so verucht/ leichtfertig und stinckend außgeschryen“ und sagen sogar, er sei „ein Filtzlausiger Ehebrecherischer Hurenhengst/ mit was vor Billichkeit du dann die Welt wegen solcher Laster straffen mögest?“ (ST 217) Der Begriff „Hurenhengst“ wird im *Deutschen Wörterbuch* mit der lateinischen Wendung „scortator, qui ut equus hinnians equas sequitur“⁷² angegeben, was man mit

69 DRW Bd. II (wie Anm. 8), Sp. 549–550.

70 DRW Bd. VI (wie Anm. 11), Sp. 115–116.

71 Grimm, *Wörterbuch* (wie Anm. 5), Bd. 10, Sp. 1962–1963.

72 Grimm, *Wörterbuch* (wie Anm. 5), Bd. 10, Sp. 1962–1963.

„Ein Freier, der wie ein wiehernder Hengst die Stuten verfolgt“ übersetzen kann.⁷³ Bei Adelung meint „Hurenhengst“ einen Ausdruck, „in der niedrigsten Sprechart, eine unzüchtige männliche Person ohne Scham und Zurückhaltung.“⁷⁴ Die Bezeichnung wird an anderer Stelle explizit als Schimpfwort gelistet.⁷⁵ Auch Simplicius selbst wird mit dieser Bezeichnung titulierte. Der Wirt des Gasthauses ist erst noch erfreut, wenn er seine Frau mit Simplicius bei gemeinsamer Arbeit sieht; als er dann jedoch bemerkt, dass die beiden mit Käse verschmiert sind und es im ganzen Gasthaus nach diesem stinkt:

[...] da konte er sich nicht mehr enthalten/ wegen vermeindlicher so gewisser und unfehlbarer Zeugnuß sein Weib eine ehebrecherische Hur und leichtfertige Vettel: den *Simplicius* aber einen ehebrecherischen Hurenhengst/ Schelm und Ehrendieb zu schelten. (*VN II* 167)

An anderer Stelle wird die Bezeichnung explizit im Kontext von „gewerbliche[r] Unzucht“⁷⁶ gebraucht. Erasmus, als Sprecher durchaus nicht kohärent und integer in seinen Einschätzungen,⁷⁷ macht eine ambige Aussage zu christlichen Freiern:

Jch habe mir sagen lassen/ daß an einigen unteutschen Orten Gewinsichtige Juden etlichen gailen Huren-Hengsten auß den Christen [...] Judendirnen zugeführt/ als wären solches gemeine Weiber auß Christlichem Geschlecht gewest/ und hernach damit *glorirt* / daß sie solche Sünder so Meisterlich übervortheilt [...]. (*VN II* 250)

Einerseits bietet sich hier eine Lesart an, in der satirisch christliche Vorurteile gegenüber Juden kritisiert und als Stereotype entlarvt werden; andererseits treiben die christlichen Freier mit den Jüdinnen sündhafte „Sodomiterey“ (*VN II* 251). In jedem Fall handelt es sich um ein deviantes Verhalten, das wertmoralisch als Sünde diskreditiert wird.

73 Vgl. Egidio Forcellini: *Totius Latinitatis Lexicon*. Hrsg. von Vincentius de Vit. Prato 1858–1875 (1771). Neubearbeitung von F. Corradini und J. Perin. Padua 1864–1887; *Onomasticon* von J. Perin. Padua 1965 (2. Nachdruck der Ausgabe 1913/24, mit den Appendices des 1. Nachdrucks der Ausgabe 1940).

74 Adelung, *Wörterbuch* Bd. 2 (wie Anm. 14), Sp. 1332–1333.

75 [Anonym]: *Deutsches Schimpfwörterbuch oder die Schimpfwörter der Deutschen*. Arnstadt 1839, S. 31.

76 Van Dülmen, *Kultur* (wie Anm. 1), S. 265.

77 Vgl. Victoria Luise Gutsche: *Zwischen Abgrenzung und Annäherung. Konstruktionen des Jüdischen in der Literatur des 17. Jahrhunderts*. Berlin, Boston 2014 (Frühe Neuzeit 186), S. 255–256.

Nicht nur Jupiter wird provokativ als „Hurenhengst“ titulierte, sondern auch in ähnlicher Art und Weise der griechische Gott Apollon: Er ist „ein unverschämter Huren-Jäger [...]“ (ST 218) Auch Jupiter möchte in seiner zweiten Säuberungswelle „alle Mörder/ Wucherer/ Dieb/ Schelmen/ Ehebrecher/ Huren und Buben auff die vorige Manier umbbringen [...]“ (ST 212)

Die Schmähungen und Schimpfwörter verstehen sich größtenteils zum einen als Anklagen und Verdächtigungen und zum anderen als Abgrenzungsbewegungen; man möchte nicht als „Hure“ betrachtet werden oder eines devianten Verhaltens, das unter den Begriffsvarianten hierunter subsumiert wird, verdächtigt werden. Auffällig hierbei ist, dass Schmähungen mit dem Begriff des „Buben“ oder der „Buberei“ nicht auszumachen sind.

Selbst in offensichtlichen Fällen frivoler Ausschweifungen möchte man auch nicht durch explizite und eigentlich gut gemeinte Handlungen der „Hurerei“ verdächtigt werden. Simplicius beispielsweise soll auf seiner Kavaliertour in Frankreich auf keinen Fall seinen drei Liebschaften bei seinem Handel Trinkgeld zahlen; täte er solches, „so würde es die Dames verdriessen; ja sie würden gedencken/ Jhr bildet euch ein/ ihr wäret in einem Huren-Hauß gewesen/ da man alles belohnen muß.“ (ST 307)

Die Zuschreibung, eine „Hur“ zu sein, kann auch auf die geschlechtliche und über Kleidung erzeugte Identität bezogen sein, wenn diese nicht den gegebenen zeitgenössischen Zuschreibungsmustern entspricht. In der Festung Hanau wird Simplicius von zwei Musketieren dem Offizier zum Verhör gebracht. Leitmotivisch stellt sich hier die Frage nach Identität:

Ich gedachte bey mir selbst/ ist diß ein Mann? so solte er auch einen recht-schaffenen Bart haben/ weil der Geck nicht mehr so jung ist/ wie er sich stellet: Jsts aber ein Weib/ warumb hat die alte Hur dann so viel Stupffeln umbs Maul? Gewißlich ists ein Weib/ gedacht ich/ dann ein ehrlicher Mann wird seinen Bart wol nimmermehr so jämmerlich verketzern lassen; massen die Böcke auß grosser Schamhafftigkeit keinen Tritt unter frembde Heerden gehen/ wenn man ihnen die Bärt stutzet. Und demnach ich also im Zweifel stunde/ und nicht wuste/ was die jetzige *Mode* war/ hielte ich ihn endlich vor Mann und Weib zugleich. (ST 54)

Simplicius hält den Offizier für einen „Hermaphrodit[en]“ (ST 55). Der Hermaphroditismus bei Grimmelshausens Courasche wurde an anderer Stelle schon detailliert diskutiert.⁷⁸ Hier soll nur aufgezeigt werden, inwiefern eine Irrita-

⁷⁸ Vgl. Klaus Haberkamm: Sebel unter dem Schenkel. Zur Funktion des Hermaphroditischen in Grimmelshausens „Courasche“. In: *Simpliciana* XXIV (2002), S. 123–140.

tion in der zeitgenössischen Wahrnehmung von Leiblichkeit häufig unmittelbar in eine schmähende und spöttische Verdächtigung mündet.⁷⁹

Beim „General Auditor“ soll Simplicius seine Schreibkünste vorweisen; er stellt sich jedoch so närrisch an, dass dieser ihn anfährt: „Hey schreib deine Mutter die Hur!“ (ST 175) Simplicius bringt in der Folge diese frevelhafte Äußerung auf das Papier. Schon unmittelbar zu Beginn des *Simplicissimus Teutsch* grenzt sich der Held Simplicius in seiner Vagantenerzählung von den „neue[n] Nobilisten“ ab, die im Sinne einer Mode sich wünschen, aus einem vornehmen Geschlecht abzustammen, stattdessen aber von ganzer Linie „besudelt und befleckt“ sind (ST 9).

Simplicius' lange Zeit ungewisse Abstammung und seine Suche nach Identität machen ihn zu einem „Hurenkind“ (ST 105). Die leitmotivische Komplexität der formelhaften Verbindung von „Huren und Buben“ lässt sich auch am Romanhelden selbst ablesen.

Resümee

Formen leiblicher Devianz lassen sich im *Simplicissimus Teutsch* vor allem an der Deliktgruppe der Unzucht ausmachen. Die „Hurerey“ verweist auf außerehelichen und vorehelichen Geschlechtsverkehr sowie gewerbliche Prostitution und generell sexuell deviantes Verhalten. Die Wendung „Fressen und Saufen, Huren und Buben“ ist dabei zentral und lässt sich leitmotivisch durch alle Schriften Grimmelshausens verfolgen. Im *Simplicissimus Teutsch* fängt das Verderben mit dem Müßiggang, der Völlerei und den „viehischen Begierden“ an. Zu unterscheiden sind „huren und buben“ als Tätigkeiten und „Huren und Buben“ als eine Bezeichnung für eine Personengruppe. Als Personengruppe bekleiden Huren und Buben ein offizielles militärisches Amt und einen gesellschaftlichen Stand, der einen festen Platz im Versorgungstross des Heeres hatte. Huren und Buben bzw. Jungen (diese Unterscheidung wird *en passant* gemacht) haben gewisse Pflichten: Sie müssen den Lagerplatz und die Latrinen sauber halten, fegen, kochen, waschen, Kranke verpflegen, Speisen und Getränke holen, Gräben und Gruben ausheben, die Pferde füttern, Wege verbessern, verunglückte Geschütze ausbessern oder wieder in die richtige Position bringen, in Kampfsituationen sich als „wehrhaftes Volck“ dem

⁷⁹ Vgl. dazu die Passage mit dem „Regiments Caplan“: „*Dicis & non facis* [...] der andern Leuten Weiber gibt/ und selbst keine nimmt [...]“ (ST 157)

Feind präsentieren, um diesen militärtaktisch zu täuschen, und die Ordnung im Tross einhalten. Diese Pflichten und Befehle werden vom Hurenwebel erteilt, dem sie untergeordnet sind. Als erfahrener Krieger muss er die Ordnung des Trosses sicherstellen, sodass in feindlichen Kontakten Kampfhandlungen durch die „Huren und Buben“ nicht behindert werden. Zahlenmäßig scheint der Tross fast die doppelte Anzahl an Landsknechten zu stellen. Huren und Buben werden in ihrer Lebensform zwar als autonom gekennzeichnet, aber stets als deviant. Sie sollen stehlen, plündern, in Gärten eindringen. Gegen sie muss hart vorgegangen werden. Gehorchen sie nicht, werden sie auf das Übelste verprügelt. Dabei können den Hurenwebel auch andere ranghöhere und -niedere Personen unterstützen. Sowohl sie als auch der Hurenwebel, der auch als invalider Soldat beschrieben wird, erinnern sehr an den von Grimmelshausen thematisierten „Orden der Merodebrüder“ und die Figur des Springinsfeld. Das Amt des Hurenwebels wurde im *Simplicissimus Teutsch* überraschenderweise nicht erwähnt. Huren und Buben im Kontext von Krieg werden erwähnt; die Hintergründe zu ihrem militärischen Amt bleiben aber verborgen. Zwar wird das Amt des „Hurenwäibels“ im *Vogel-Nest* angeführt, es bleibt aber nur eine Randnotiz. Im Vordergrund steht eine liederliche und delinquente Lebensform: Sowohl als Student als auch zu späterem Zeitpunkt frönt auch Simplicius dem „Huren und Buben“. Als Tätigkeit geht es sowohl um die Inanspruchnahme sexueller Dienste von „Huren“ als auch um außerehelichen Geschlechtsverkehr, *de facto* um Ehebruch.

Simplicius – diese These stützen vor allem die spätbarocken nachbearbeiteten Ausgaben – kann auch selbst seinen „Hurenspiegel“ für gewisse Dienste angeboten haben. Im „Buben“ – vor allem unter Rezeption der verschiedenen Wörterbücher – schwingt auf jeden Fall die Möglichkeit einer solchen Lesart immer mit. Ob es sich bei den Buben und Jungen im Versorgungstross ebenfalls um „Katamiten“ gehandelt hat, bleibt im Gegensatz zum Begriff der Hure uneindeutig. ‚Leichte‘ und abgestumpfte Frauen werden den Landsknechten seitens der Kriegsordnungen zugeschrieben. Diese Zugehörigkeit zeigt sich auch in Sprichwortsammlungen. Hurerei und Gotteslästerung wurden seitens der Kriegsordnungen toleriert und aufgrund des Ausnahmezustands Krieg für legitim erachtet. Eine Perspektive, die Grimmelshausen in seinen Romanen nicht teilt. Er verurteilt auch die soldatische Hurerei und fokussiert aufrichtige soldatische Werte. Nicht gewollte sexuelle Übergriffe und Vergewaltigungen werden auch im Sinne einer männlichen Hurerei im *Simplicissimus Teutsch*

kritisiert. Die Wollust wird als anthropologisches Merkmal als allzu menschlich dargestellt. Grundsätzlich bleibt es ein männlicher Blickwinkel, der sich aber darum bemüht, die „viehischen Begierden“ in ihren devianten Ausprägungen gleichermaßen kritisch zu betrachten. Simplicius erlebt das Frauenkleid als Gefängnis und muss um sein Leben fürchten. Als Hure (oder Bube) bezeichnet zu werden ist darüber hinaus eine ehrverletzende Schmähung. In den Schriften Grimmelshausens werden der Bube und die „Buberey“ mehr im Sinne einer schelmenhaften, vagantischen und liederlichen Lebensform gebraucht. Als Schimpfwort wird die Bezeichnung „Bube“ zeitgenössisch auch im Kontext von Dieben und Bettlern verwendet. Wenn in den simplicianischen Schriften ein Mann ehrverletzend beleidigt wird, dann werden tendenziell eher die Begriffe „Hurenhengst“, „Hurenjäger“ oder „Hurer“ gebraucht. In der Komplexität verweisen die formelhaften Verbindungen von „Huren und Buben“ und ihre dazugehörigen Varianten stets auf deklassierte und deviante Personengruppen sowie auf ihr Schicksal im permanenten Ausnahmezustand Krieg.

Meretricum procurator.

141.

Der Hurenweibel.

Vtile sacrilegū meretricibus, vtile scurrū,
Præius ostendo, quod comitentur, iter.



Mille traho mecum vetulas, lenas q̄ dolosas,
Agmine scortorum cingor ubiq̄ graui.
Furibus imperito nebulonibus omnibus idem,
Atq̄ timent voces omnia scorta meæ.

Turba

Abb. 1: Hartmann Schopper: *Panoplia Omnium Illiberalium Mechanicarum Aut Sedar-
tariarum artium genera continens* [...]. Francofurti Ad Moenum 1568, S. 141.



Abb. 2: Leonhardt Fronsperger: *Kriegßbuch / Dritter Theyl. Von Schantzen vnnnd Befestungen Vmb die Feldt Läger auffzuwerffen vnd zu schlagen* [...]. Franckfurt am Mayn 1573, fol. LXXXII^r.

Das sechst Buch.

LXXXVIII

gelegen/verwegen ein solcher Weybel wissens soll haben/solche Hauffen zu regieren vñ zufüh-
ren/gleich wie man ander rechte oder verlörne Hauffen ordnen vnd führen soll.

Weybel den
Troß wissen zu
führen.



Item begehre sichs/das ein Schlacht mit den Feinden geschehe/so sey auff einer ebne/weis-
e/oder engen wegen/soll der Weybel mit geschicklichkeit vnd der Feind gelegenheit nach sich wis-
sen mit dem Troß zu führen vnd regieren/ das dem Geschick/ weder Keisigen noch Fußvolck/
kein nachtheil/darzu ime selbs kein gefahr darvon zu erwarten/erfolgt.

Item wo denn die Hauffen in einer Schlachtordnung mit den Feinden treffen oder an-
gegriffen/soll der Weybel mit seinem Troß auff einer seiten nicht gar zu weit darvon gehen/oder
sehen lassen/solches gibt de Feind ein nach gedanken/ vermeint es sey ein wehrhafftigs Volck/
Solcher Weybel soll auch darauff bedacht seyn/damit sein Troß in steter guter Ordnüg bleib-
vnd weder Keuter noch Knecht darmit verhindere/sondern soll zu jederzeit den Gereisigen vnd
Knechten ihren freyen Platz in Zug vnd Schlachtordnungen lassen.

Troß nicht erlich
für ein wehrhaff-
tig Volck ange-
sehen.

Item wo man in einer verschlossenen Wagenburg angriffe/so soll der Weybel mit sein-
en Hauffen hinder der Wagenburg/sampt seinen Schützen vnd Wacht/wol versehen seyn / dar-
mit die Feind nit mit Pferden oder andern in Troß fallen/vnd plündern/ daruon denn weiter
geschandte/was oder wie es hic mit solchem Ampt gehalten mag werden.

Zu diesem Ampt wirt/wie oben gehört/genossen vnd gebraucht ein alter vñ erfahret wol-
gedibter Kriegsmann/denn im wirt befohlen vñ vnter sein gewalt gegeben aller Troß/als Huren
vnd Duben. Im Zug oder ziehen soll er den bey einander halten/vñ in guter Ordnung führen/
damit weder Hurn noch Duben in die Ordnug oder Hauffen lauffen/vnnd da verhindernuß
geben/denn er wirt mit seinem Troß mit einem nachzug versorget vnd verwaret/weil manchem
viel daran gelegen ist/Darumb ihme gebührt/ das er den Troß bey einander halte.

Solchem gemeldtem Weybel gebürt/so ein Hauffen oder Läger verrucken wil/vnd darin
wird vnd geschlagen/auff zuseyn/er soll für das Läger hinauß ziehen/den Troß auffhalten/vñ
niemand lassen vorziehen/bis die Hauffen vñ Ordnung vornemen/als den zeucht er bis zum

P iij nachsten

Weybel
den
Troß
wissen
zu
führen.

Abb. 3: Leonhard Fronsperger: Kriegßbuch. Erster Theil: Von Kayserlichen Kriegß-
Rechten, Malefitz und Schuldthändlen/ Ordnung vnd Regiment [...]. Franckfurt am
Mayn 1596, fol. LXXXVIII^v.



Abb. 4: Sebald Beham: Ein Heerestroß, nach links wandernd (um 1530). Holzschnitt, Büttenpapier (rohweiß). © Staatsgalerie Stuttgart (Ausschnitt).

TIMOTHY SODMANN (Südlohn-Oeding)

Des Abenteurlichen Simplicissimi Ewig-währender Calender. Eine kleine Reise in das Herz eines dunklen Kontinents

Keine der vergleichbaren Schriften erreicht den Rang von Grimmelshausens *Ewigwährendem Kalender* [...]. Auch der heutige Leser wird gut tun, so scheint es alles in allem, den *Ewigwährenden Kalender* nicht für „Butter-Brieffe“ zu verwenden.

(Klaus Haberkamm)¹

Grimmelshausens Kalenderwerk ist in mancher Beziehung unserer Aufmerksamkeit wert.

(Peter Michelsen)²

Der *Ewig-währende Calender* ist Grimmelshausens mit Abstand komplexeste Schrift, sowohl was den Aufbau als auch, was den Inhalt betrifft.

(Sebastian Rosenberger)³

Seit einigen Jahren habe ich immer wieder die Pausen zwischen größeren Arbeiten für die Erstellung von Wortindizes zu den einzelnen Werken Grimmelshausens genutzt.⁴ Als Textgrundlage dienten die historisch-kritischen Ausgaben von Wolfgang Bender, Franz Günter Sieveke und Rolf

-
- 1 Johann Jakob Christoffel von Grimmelshausen: *Des Abenteurlichen Simplicissimi Ewig-währender Calender*. Faksimile-Ausgabe der Erstausgabe Nürnberg 1671. Mit einem erklärenden Beiheft hrsg. von Klaus Haberkamm. Konstanz 1967, Beiheft, S. 45–46.
 - 2 Peter Michelsen: Der Wahn vergnügt. Grimmelshausen als Kalendermacher. In: *Simpliciana* XIII (1991), S. 443–476, hier S. 443.
 - 3 <http://diglib.hab.de/edoc/ed000133/start.htm> [Abruf: 29. 02. 2020].
 - 4 Timothy Sodmann: Einige Überlegungen zur Erfassung des Grimmelshausen'schen Wortschatzes. In: *Simpliciana* XXXI (2009), S. 469–478.

Tarot.⁵ Für die ersten Versuche wurden schmale Werke wie *Beernhäuter*, *Stoltzer Melcher*, *Bart-Krieg* und *Galgen-Männlin* gewählt, später die kürzeren Romane (etwa *Springinsfeld*, *Courasche*, *Proximus und Lympida*, *Dietwalt und Amelinde*); erst danach war endlich der *Simplicissimus* samt *Continuatio* an der Reihe. Warum die ganze Arbeit? Man weiß ja nie, wozu so etwas nützlich sein könnte.

Als nur noch der *Ewig-währende Calender* (*EwC*) ausstand, fehlte eine wie bei den übrigen Werken geeignete Edition als Vorlage für die Aufnahme des Textes. Obwohl auch in jüngeren Übersichten zum Leben und Werk Grimmelshausens gelegentlich zu den „kleineren simplicianischen Schriften“ gerechnet,⁶ gehört der *EwC* schon vom Umfang her zu den Hauptwerken unseres Dichters. Der Gesamttext mit mehr als 150.000 Wörtern entspricht von seiner Länge her fast den fünf Büchern des *Simplicissimus* (etwa 156.000 Wörter); allein die „Materien“ 2, 4 und 5 sind einzeln länger als etwa *Dietwalt und Amelinde*, *Das Rathstübel Plutonis* oder *Die Verkehrte Welt*.

Es ist eigentlich unverständlich, dass eine sowohl für die Biographie als auch für die Arbeitsweise und für das Gesamtverständnis des Dichters so bedeutende Veröffentlichung lange Zeit nur in Auszügen ediert wurde:⁷ Der bis heute ausführlichste Abdruck des Kalenders nach der *Editio princeps*, Engelbert Hegaur's Ausgabe aus dem Jahre 1925,⁸ ist einerseits unvollständig (auch eine große Auswahl bleibt immer noch eine Auswahl), und andererseits sprachlich der post-Duden-Rechtschreibung angepasst, bietet also nicht die Orthographie der Erstausgabe. Borcherdts Auszüge aus der 3. Materie⁹

5 *Grimmelshausen. Gesammelte Werke in Einzelausgaben*. Unter Mitarbeit von Wolfgang Bender und Franz Günter Sieveke hrsg. von Rolf Tarot. Tübingen 1967–1976.

6 Dieter Breuer: *Grimmelshausen-Handbuch*. München 1999 (UTB 8182), S. 115.

7 Die inzwischen gut vorangekommene digitale Ausgabe der Werke Grimmelshausens war damals (2011) leider nicht so weit gediehen. Hierzu vgl. Jochen A. Bär, Jörg Riecke, Sebastian Rosenberger: Digitale Edition der Werke Grimmelshausens. Beschreibung eines Forschungsprojekts. In: *Simpliciana* XXXII (2010), S. 457–470; Sebastian Rosenberger: Digitale Grimmelshausen-Edition. Ein Werkstattbericht. In: *Simpliciana* XXXIV (2012), S. 337–358.

8 Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen: *Ewig wählender Kalender nebst Stücken aus dem jährlichen Wunder-Geschichts-Kalender*. Zum ersten Mal wieder in Druck geben durch Engelbert Hegaur [Wilhelm Engelbert Oeftering]. München 1925 (Hans Jacob von Grimmelshausen, *Die Simplicianischen Bücher*. Dritter Band).

9 Hans Heinrich Borchardt: *Grimmelshausens Werke*. Vierter Teil: *Kleine Schriften*. Berlin [u. a.] o. J. [1921], „Aus dem Ewigwählenden Kalender“, S. 77–117.

enthalten die „Widmung“ des jungen Simplicius sowie die „Vorred und Erinnerung“ des Simplicissimus, den „Warhafften Bericht von Erfinder dieses Calenders“, die 88 Scherzreden und den „Bescheid“ Christian Brandstellers. Wie alle Texte dieser Ausgabe wurden auch die Exzerpte aus dem *EwC* sprachlich modernisiert. Die Auszüge in der Edition von Dieter Breuer¹⁰ („Warhaffter Bericht von Erfinder dieses Calenders“, die 88 Scherzreden sowie „Bescheid“ Christian Brandstellers) bieten dagegen erstmalig wieder seit der Ausgabe von Heinrich Kurz¹¹ einen sehr sorgfältigen, buchstabenge-treuen Abdruck der Vorlage. Ebenso merkwürdig ist es, vielleicht aber auch symptomatisch, dass unter den von Jörg Jochen Berns verzeichneten „Kalenderproblemen der Grimmelshausenforschung“¹² nichts von einem Desiderat „Edition“ zu lesen ist.

Ausgehend von Klaus Haberkamms Faksimile-Ausgabe des Erstdrucks nach dem Exemplar der Universitäts- und Landesbibliothek Münster (Sign. 49:4503),¹³ wurde eine Abschrift des Textes nach den einzelnen Abschnitten (Titelblatt, Widmung, Vorwort sowie – jeweils zusammenhängend – der sechs „Materien“) zusammengestellt. Der Text des Kalenders ist vermutlich Materie für Materie entstanden, wurde selbstverständlich dann in der Regel in der Druckerei spaltenweise gesetzt und vermutlich von den meisten Lesern des 17. Jahrhunderts jeweils nach inhaltlichen Gesichtspunkten materienweise, wiederum also Spalte für Spalte gelesen.¹⁴ Wie bei jeder größeren Tages-

10 Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Werke*. II. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 1997 (Bibliothek der frühen Neuzeit 5), S. 357–410.

11 *Hans Jacob Christoffels von Grimmelshausen Simplicianische Schriften*. Hrsg. und mit Erläuterungen versehen von Heinrich Kurz. Vierter Theil. Leipzig 1864 (Sammlung seltener Schriften der älteren deutschen National-Literatur 6), S. 201–256 (enthält die „Widmung“ des jungen Simplicius, „Vorred und Erinnerung“ des Simplicissimus, den „Warhafften Bericht von Erfinder dieses Calenders“, die 88 Scherzreden und den „Bescheid“ Christian Brandstellers).

12 Jörg Jochen Berns: Kalenderprobleme der Grimmelshausen-Forschung. Ein Überblick. In: *Simpliciana* XVI (1994), S. 15–32.

13 Grimmelshausen, *Des Abentheurlichen Simplicissimi Ewig-währender Calender* (wie Anm. 1).

14 Acht Mal wird in der Ausgabe 1670 die Trennung der Spalteninhalte durch einen Textüberhang in der zweiten Materie (S. 20/22, 24/26, 28, 92, 126, 150 und S. 162) oder durch die Einschlebung einer Tabelle (S. 128/130) leicht gestört. Der Drucker der zweiten Auflage aus dem Jahre 1677, der Altenburger Georg Conrad Rüger, entschied sich bei den Textüberhängen auf den Seiten 20/22, 24/26, 28, 126 und 128/130 für eine jeweils identische Lösung. Auf den Seiten 92, 150 und 162 hat er jedoch den Textüberhang in der zweiten Spalte untergebracht, was eine Verschie-

zeitung heute (etwa der *Süddeutschen Zeitung*) hat natürlich derjenige immer Probleme, der sie Zeile für Zeile von links nach rechts spaltenübergreifend liest.¹⁵ Eine Ausnahme beim *EwC* bilden jedoch die beiden ersten Spalten (die 1. und 2. „Materia“), die aufgrund der kalendarischen Einteilung nach den einzelnen Tagen des Jahres parallel laufen und parallel gelesen werden können. Dank des jeweiligen Tagesbezugs – ob inhaltliche Übereinstimmungen wirklich stets vorhanden sind oder nicht, spielt dabei keine Rolle – beginnen sie nicht nur zusammen, sondern als einzige Materien enden sie gemeinsam auf haargenau der gleichen Zeile.

Bereits bei der Aufnahme des Texts fielen zahlreiche Unstimmigkeiten auf; schon Haberkamm hat auf die relativ hohe Zahl von mehr als 500 Druckfehlern hingewiesen und 354 von ihnen verzeichnet.¹⁶ Bei der Überprüfung meiner Abschrift stellte sich heraus, dass einige bei Haberkamm nicht verzeichnete Druckfehler im Wolfenbütteler Exemplar des Erstdrucks (Sign. Lo 2303.2) gar nicht vorkamen:

Pellicanus, Clerilicianus, Philippianus sambt jhren [Ms jhre; Wb. jhrē] 124. Gesellen Martyrer. (S. 26, 1. Sp.)

Marci deß H. Evangelisten Erhebung von Alexandria nach Venedig/ beschehen [Ms beschehe; Wb: beschehē] Anno 456. (S. 28, 1. Sp.)

Pionius sambt 15. [Ms 15; Wb: 15.] seiner Geselsen [1677: Gesellen] Märtyrer zu Smirna. (S. 28, 1. Sp.)

Damianus Kriegsman und [Ms un; Wb: uū] m. (S. 38, 1. Sp.)

[...] so würde er [er: fehlt in Ms; in Wb vorh.] jhnen doch die Schult nicht schencken. (S. 120, 3. Sp.)

Nicomedes S. Petri Jünger und Mit Prediger [Ms; Wb: Mit=Prediger]/ martyr. (S. 194, 1. Sp.).

bung der lateinischen Tagesangabe um einige Zeilen nach unten zur Folge hatte, so dass die deutschen und lateinischen Datumsangaben nicht mehr nebeneinander standen. Bereits auf der folgenden Rectoseite waren die Verschiebungen soweit ausgeglichen, dass die beiden Datumsangaben wieder auf gleicher Höhe standen.

15 Vgl. Berns, Kalenderprobleme (wie Anm. 12), S. 25: „Die Anlage des *EwC* erweist doch ihre Eigentümlichkeit gerade darin, dass schon eine kurze Probelektüre der erste[n] Seiten [...] zu der Erkenntnis zwingt, daß durch waagrechttes Springen der Augen von einer Spalte in die andere (von links nach rechts in der gewohnten Lese-richtung oder auch gegen sie) keine sinnvolle Vernetzung der heterogenen Spaltenmaterien zu bewerkstelligen ist.“

16 Grimmelshausen, *Des Abentheurlichen Simplicissimi Ewig-währender Calender* (wie Anm. 1), Beiheft, S. 89–94.

Die Abweichungen zwischen den beiden Exemplaren sind nicht besonders zahlreich, sollen jedoch berücksichtigt werden. Die Abschrift wurde dann mit dem Münchener Ex. der zweiten Auflage von 1677 (Sign. 4° P.o. germ. 82 p.) verglichen. Wesentliche Abweichungen (nicht die rein orthographischer Art) wurden vermerkt.

Schon bei der Arbeit an der ersten Spalte („Nahmen etlicher Heiligen“) wurde deutlich, dass zahlreiche der mehr als 4200 namentlich genannten Heiligen¹⁷ und fast 1750 geographische Namen (Orte, Landschaften, Länder und Kontinente) in der ersten Auflage des *EwC* fehlerhaft sind. Der Vergleich aller genannten Heiligen mit ihren Nennungen in verschiedenen Martyrologien des 16., 17. und 18. Jahrhunderts¹⁸ ließ schnell erkennen, dass dem Setzer der

17 Bereits bei Jan Hendrik Scholte: *Probleme der Grimmelshausenforschung*. Bd. I. Groningen 1912, ist auf S. 226 die Rede von „ungefähr sechstausend Heiligen- und Märtyrernamen“. Daraus wird dann bei Haberkamm (Beiheft [wie Anm. 1], S. 17) „nahezu sechstausend fromme Frauen und Männer“. Etwas vorsichtiger formuliert dann Breuer (*Grimmelshausen-Handbuch* [wie Anm. 6], S. 117): „Auffällig ist die unübersichtliche Häufung von Heiligennamen [...]“. Gedacht wird im Rahmen des Martyrologiums Grimmelshausens 4207 namentlich genannter Frauen und Männer. Hinzu kommen 84.744 namenlose Märtyrer in 131 Gruppen (etwa „Vier gecrönte Martyrer“ [8. November], „Vierzig Ritter Märtyrer“ [13. Januar], „und noch zween Brüder/ Martyrer in Aphrica“ [23. März]), sowie weitere 50 Gruppennennungen ohne Angabe einer Zahl („samdt andern mehr/ Martyr. zu Cölln“ [20. Oktober], „vielen anderern Martyrer zu Ristoilo“ [24. Juni], „mit vielen anderen mehr Martyrern beyderley Geschlechts zu Alexandria“ [19. Mai]). Schließlich werden auch in der 2. „Materia“ 75 weitere Personen genannt, die als Kaiser (vorwiegend Verfolger), Könige oder Angehörige der Heiligen genannt werden, ohne dass ihrer am jeweiligen Tag gedacht wird (u. a. „[...] ein grosse Zahl Märtyrer so bey Tyro unnd [under] Diocletiano gelitten“ [20. Februar], „Unbekandte Zahl der Märtyrer so Alexander der Käyser Anno 230. hat hinrichten lassen“ [2. März], „Mechtildis Königin/ Käysers Othonis FrawMutter“ [14. März], „77. Martyrer so Valens im Meer verbrennen lassen“ [5. September], „Nathalia S. Adriani Haußfraw“ [1. Dezember], „Ananias/ Agarias und Michael/ so Nabuchodonosor in glühenden Offen werffen lassen“ [16. Dezember], „Jrmina Jungfr./ Königs Dagoberti Tochter“ [24. Dezember] oder „20000. Christen/ Martyrer zu Nicomedia/ welche der Kayser Maximiani mit samdt einer Kirch darinn sie deß Gottesdiensts halber zusammen kommen/ verbrennen lassen“ [25. Dezember]).

18 *VSVARDI MARTYROLOGIVM, QVO ROMANA ECCLESIA AC permultæ aliæ vtuntur: iussu Caroli Magni conscriptum ex Martyrologiis Eusebij, Hieronymi, Bedæ, & Flori. ac aliunde. Cum additionibus ex Martyr. Rom Ecclesiæ & aliarum, potissimum Germaniæ inferioris: Et metrico Martyrologio VVandelberti Prumiensis. Et Annotationibus, in quibus voces aliquot obscuræ explicantur, & quid probati authores de Sanctorum vita ac martyrio conscripserint, copiosè insinuat. Operâ IOANNIS MOLANI Louanienis. Lovanii 1568* [online]; *Martyrologium*

Erstausgabe (und in seinem Gefolge vielfach auch dem Drucker der zweiten Auflage aus dem Jahre 1677), vor allem bei weniger bekannten Personen, zahlreiche Fehler unterlaufen sind:

6. Januar:

Selcanus [1670, 1677; Sulcanus] und seine Gesellen.

Petrus Thamascus [1677: Damascus; Thomasius] Carmeliter und Patriarcha zu Constantinopel.

Gertrudis von Oestenbegin/ [1670, 1677; Oesten/ begin] zu Delph in Holland.

7. Januar:

Ranudus [1670, 1677; Kanutus] Hertzog in Sdanonien [1670; 1677; Slavonien] deß Königs in Dacia Sohn/ martyr.

Wedeleindus [1670, 1677; Wedekindus] Hertzog in Westphalen.

13. Januar:

Remigius Bischoff zu Xems [1670, 1677; Rems].

Gottfried Graff zu Laxenburg [1670, 1677; Cap(p)enberg] im Closter Elstatt [1677: Elstadt; Ilbenstadt bei Friedberg, Wetterau (818: Eluistat)].

19. Januar:

Pontianus martyr zu Spaleto [1677: Spolet.].

21. Januar:

Patroclus martyr [1677: Märtyrer].

*Usuardi Monachi Hac Nova Editione Ad Excusa Exemplaria Quatuordecim Ad Codices Mss Integros Decem Septem Atque Ad Alios Ferme Quinquaginta Collatum Ab Additamentis Expurgatum Castigatum Quotidianis Observationibus Illustratum. Opera et studio Joannis Baptistae Sollerii Soc. Jesu theologi. Antverpiae 1714 [online]; MARTYROLOGIVM. Der Kirchenkalender/ darinnen die Christlichen Feste vnnd Hayligen Gottes bayder Testament begriffen/ wie dieselbigen durch das gantz Jar in der Christenheit/ von tag zu tag begangen werden. Auch mit verzeichnuß vnzalbarer Hayligen/ wie sie gelebt vnd gelidten/ was sie gethan vnd gelassen haben/ zu jhrem ewigen hayl/ vnd jhren Mitchristen zu einem lebendigen Exempel. Alles auffs newest fleißig Corrigirt vnd gebessert [...]. Mit des Ehrwürdigen vnd Hochgelerten Herrn D. Petri Canisij Vorred [...]. Sampt einem gemainen Christlichen Kalender/ vnd [...] Register [...]. [Übers. v. Adam Walasser]. Dillingen 1573 [2. Aufl., online]; Ökumenisches Heiligenlexikon – www.heiligenlexikon.de; Klaus Martin Reichenbach: *Martyrologium Romanum Flori-Legium* [online]; *Acta Sanctorum*. Antwerpen (später auch Brüssel und Paris) 1643–1940 [online]; Johann Heinrich Zedler: *Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste*. Halle, Leipzig 1731–1754 [online]; Padraig O Riain: *A Martyrology of Four Cities: Metz, Cologne, Dublin, Lund*. Woodbridge 2009 (Henry Bradshaw Society 118).*

30. Januar:

Aleyander [1677: Alexander] Beichtiger.

Pellicanus, Clerilicianus, Philippianus sambt jhren [Ms jhre; Wb. jhrē] 124. Gesellen Martyrer.

31. Januar:

Marci deß H. Evangelisten Erhebung von Alexandria nach Venedig/ beschehen [Ms beschehe; Wb: beschehē] Anno 456.

1. Februar:

Pionius sambt 15. [Ms 15; Wb 15.] seiner Gesellen [1677: Gesellen/] Märtyrer zu Smirna.

5. Februar:

Yngela [1670, 1677; Angela] Jungfraw.

6. Februar:

Antolianus martyter [1677: Märtyrer].

Amandus Bischoff zu Utreith [1677: Utrecht] und Mastricht [1677: Mastrich].

8. Februar:

Paulus Bischoff zu Vendun [1677: Verdun].

12. Februar:

Damianus Kriegsman und [Ms un; Wb uū] m. [1677: Märtyrer].

14. Februar:

Valerius deß Königs und Martyrers Erhebung zu Cölln auß S. Ursulæ Gesellschaft: wie auch Cordulæ deren Tag [auff] den [1670, 1677: ohne Präposition] 22. October fällt.

15. Februar:

Joannes [1677: Johannes], Adventus, Saturnus und Castula.

17. Februar:

Benigni deß Pristers und Martyters [1677: Märtyrers] Erhebung zu Siburg.

20. Februar:

TYrannius, Sylvanus, Peleus und Linus Bischöff. Zenobius Priester und sambt jhnen ein grosse Zahl Märtyrer so bey Tyro unnd [1677: und; under] Diocletiano gelitten.

22. Februar:

PEtri Stuhlfewer [1677: Stuhlfeyer].

2. März:

Lucas [1670,1677; Wiederholung von Lucias?] Bischoff zu Cæsara [1670, 1677; Cæsarea].

7. März:

Silvanus, Rogatus und Erous [1670, 1677; Eroius, Crocus?] Martyrer [1677: Märtyrer].

13. März:

Heut wird auch gesetzt der König und Martyrer Eonstantinus [1677: Constantinus] in Schottland.

14. März:

Jnocentius [1677: Jnnocentius] Pabst.

15. März:

Matrona Mart. zu Thessulonica [1677: Thessalon.].

16. März:

Heribextus [1677: Heribertus] Bischoff zu Cölln.

27. März:

Alexander Martyrer in Unarn [1677: Ungarn].

30. März:

Secundus Kreigsmann [1677: Kriegsmann] und Martyrer.

2. April:

Nicetlus [1677: Nicetius] Bischoff zu Lion.

3. April:

Agabe [1677: Agape] und Scionia Märtyrin.

13. April:

Nicolaus Bisch. ruhet in Nusia [1670, 1677; Nursia].

15. April:

OLympias [1670, 1677; Olympiadis?] und Maximus zu Cordula in Persia Mart.

17. April:

Elias Priester/ Paulus und Jsidorus Monachi zu Cordula [1670, 1677; Corduba].
Jnocentius [1677: Jnnocentius] Bischoff zu Derthona in Combardia [1670, 1677; Lombardia].

18. April:

Perfectus Priester und Mart. zu Cordula [1677 Corduba].

25. April:

Evodius und Hermogener [1677: Hermogenes] zu Syracusa martyrer.

2. Mai:

Saturninus und Neopoles [1670, 1677; Neopolus].

4. Mai:

SYvanus [1677: Syranus; Sylvanus] Bischoff zu Gaza Martyrer.

12. Mai:

Dionysius Beichtiger/ Pancratij Pflegers [1670, 1677; Pfleger].

21. Mai:

Valens Bischoff/ sambt dreyen Kraben [1677: Knaben] märtyrer in Endland [1677: England].

22. Mai:

Sanctinus und Antonius deß H. Dionysi [1677: Dionysii] Jünger/ Bischoff und Beichtiger.

23. Mai:

SULpitius und Servilianus Märtyer [1677: Märtyrer].

Lucius/ Quintus/ Moutanus [1677: Montanus] und andere in Aphrica Märt.

25. Mai:

Zenobius Bisch. zu Forentz [1677: Florentz].

29. Mai:

Suicbertus [1670, 1677; Suitbertus?] Bisch. und mart. zu Hechlem [1670, 1677; Bethlehem?].

1. Juni:

Paulus Priester mit andern 10. märtyrern zu Augustotun [1677: Augustodun.].

Octavus/ Zozimus/ Lucias/ Castus Publuis [1677: Publius]/ Lupus und Crispus märtyrer.

2. Juni:

MARcellinus Priester [1677: Priester/] Petrus Exorcist/ Artemius und sein Haußfraw.

3. Juni:

Jsaac Mönch und martyrere zu Cordula [1670, 1677; Corduba].

7. Juni:

Aventins [1677: Aventinus] Priester und andere vier Mart. zu Corduba.

8. Juni:

MEdaxdus [1677: MEdardus] Bischoff in Franckreich.

9. Juni:

Fünffzehe [auch WB; 1677: Funffzehen] Märtyrer zu Rom.

18. Juni:

ELisabeth Königin/ Abbtssin [1677: Abtissin] im Closter Schoraw [1670, 1677; Schönau] Tryer Bistumbs.

19. Juni:

Juliana Serviter Ordens/ [1677: Serviter=Ordens.].

24. Juni:

AGoadus [1670, 1677; Agoardus] vnd Gilbertus [1677: Gilbertus; Agilbertus] sambt vielen anderern Martyrer zu Ristoilo [1670, 1677; Christolio].

25. Juni:

Mercurins [1677: Mercurius] Martyrer.

27. Juni:

C Der 20. [1670, 1677; 27.] Brachmonath.

1. Juli:

Aron und Julius sambt anderen vielen Märtyrern beyder= [1677: beyderley] Geschlechts zu Legion.

14. Juli:

Constandinus [1677: Constantinus] Magnus Röm. Käyser.

Etliche setzen auff heut der [1677: den] Käyser Henricum unnd Bonaventuram den Cardinal.

15. Juli:

Jacobus [1677: Jacobus] Bischoff zu Nisibi in Persia zugenandt Sapiens.

Eutropius/ Sozimus [1669, 1677; Zosimus?] und jhre Schwester Bonosa Martyr. zu Rom.

Catulinus Diaconus/ Januarius/ Florentius/ Julia und Justa zwo Schwester [1677: Schwestern] sämbtlich martyrer zu Carthago.

Fausta und Julia 2. Schwern [1677: Schwest.] Jungfrawen und Martyrin.

30. Juli:

Maxima unnd Donatilla zwo Schwestern/ mit jhnen Secunda alle drey Jungfrawen und Martyrinen [1677: Martyrinnen] in Aphrica zu Lucretaria.

7. August:

Mania [1677: Maria] Egyptiaca.

11. August:

F Der 11. Augumonath [1677: Augustmonat].

16. August:

Orion/ Ttrsus [1677: Tirsus] und Agnitus mart.

17. August:

E Der 17. Augstmonath [1677: Augustmonat]. Vom 17. 8. an hat 1670 nur noch *Augstmonath*. 1677 kennt ausschließlich *Augustmonat* (zuweilen abgekürzt).

20. August:

Prophirius [1670, 1677; Porphirius?] Martyr.

Balentinus [1670, 1677; Valentinus?] und Leantius Marty. in Lucania.

24. August:

Andoenus Bisch. zu Rothomgo [1677: Rothomago].

Gregorius/ Theodprus [1677: Theodorus] und Leo Beicht. ia [1677: in] der Jnsul Samo.

26. August:

Secudus [1670, 1677; Secundus] Hauptmann auß der Thebeer Gesellschaft/ S. Mauritij Mutter Bruder.

27. August:

GEbhard Bisch. zu Costantz [auch WB; 1677: Constantz].

29. August:

Candida Junfr. [1677: Jungfr.] und Martyr.

30. August:

Hipolitus [1677: Hippolitus] genant Nonus und Savinianus martyr.

1. Sept.:

Herbstm. hat 31. [1670, 1677; 30.] Tag:

4. Sept.:

Moyses Heerführer und Gesetzgeber [1677: Gesetzgeber] der Jsraeliten.

Jrmgradis [1670, 1677; Jrmgardis] Jungfr. zu Cölln.

9. Sept.:

Dorotheus Abbt in Aegyten [1677: Egypten].

14. Sept.:

Cyprianus Bischoff zu Cartago Maryrer [1677: Märtyrer].

15. Sept.:

OCTav der Geburth Maria [1677: Mariæ].

Nicomedes S. Petri Jünger und Mit Prediger [Ms; Wb: Mit=Prediger]/ martyr.

18. Sept.:

D [1677: B] Der 18. Herbstmonath.

28. Sept.:

WEenceslaus [1677: WEnceßlaus] Hertzog oder König in Böhmen.

29. Sept.:

Michael à [1677: von] Valentina.

1. Okt.:

A [Sonne] in [Steinbock] [eigentl. Skorpion (1677)] Der 1. Weinmonath.

5. Okt.:

Moymilphus [1670, 1677; Meinolphus] im Paderborner Bistums [1677: Bistumb]/
Beichtiger.

7. Okt.:

Wolffgangi Bisch. zu Regenspurg Crhebung [1677: Erhebung].

8. Okt.:

Heut ist Kirchweyhung zu S. Marx. [1677: Marcus] in Venedig.

18. Okt.:

LUucas [1677: LUCas] Evangelist.

20. Okt.:

Avelsius und Valerianus auß den 27. [1677: 72.] Jüngern Christi/ Martyrer.

27. Okt.:

Marianus/ Prothus und Januarius Martyrer in Sadinia [1670, 1677: Sardinia].

30. Okt.:

Satoruinus [1677: Saturninus] Bisch. und Mart. zu Tolosa.

1. Nov.:

D [Sonne] in [Wassermann (auch 1677)] [eigentl. Schütze] Der 1. Wintermonath.

7. Nov.:

Polisius [1670, 1677; Pobisius?]/ Eustasius/ Primus und Rogatianus Martyrer zu Nico-
media.

12. Nov.:

Ahia Propheta/ 3. [1670, 1677; 1.] Reg. 11.

20. Nov.:

Berwalt [1670, 1677; Bernward] zu Hildesheim.

23. Nov.:

Fœlicitas Matyr. [1677: Märtyrin] eine Mutter der 7. Brüder/ so den 10. Julij gemartert
worden.

25. Nov.:

CAtharina Junfraw [1677: Jungfrau] und Marrayrin [1677: Märtyrin] zu Alexandria.

26. Nov.:

CONradus Bischoff zu Costantz [1677: Constantz].

1. Dezem.:

F [Sonne] in [Fische] [eigntl. Steinbock (1677)] Der 1. Christmonath.

2. Dezem.:

PEtrus Chysologus [1670, 1677; Chrysologus] Bischoff zu Ravenna.

6. Dezem.:

Zelotus/ Fortunatus/ Hermogenes/ Rogatus/ Thegulus und Agotha [1670, 1677; Agatha] Jungfraw/ Martyrer in Aphrica.

15. Dezem.:

Johannes Cornerius Cartheyser [1670, 1677; Cartheuser (auch im *Rathstübel Plutonis*)].

Es schien also ratsam, vor allem bei den Spalten 4–6, für die die Quellenlage relativ gut geklärt ist, ebenfalls die Drucke von 1670 und 1677 mit der Überlieferung bei Tommaso Garzoni¹⁹ und Johannes Indagine²⁰ zu Rate zu ziehen.

19 *PIAZZA VNIVERSALE, das ist: ALLgemeiner Schauwplatz/ oder Marckt/ vnd Zusammenkunfft aller Professionen/ Künsten/ Geschäfften/ Händeln vnd Handtwercken/ so in der gantzen Welt geübt werden: Deßgleichen Wann/ vnd von wem sie erfunden: Auch welchermaßen dieselbige von Tag zu Tag zugenommen: Sampt außführlicher Beschreibung alles dessen/ so darzu gehörig: Beneben der darin vorkommenden MängelVerbesserung/ vnd kurtze Annotation vber jeden Discurs insonderheit. Nicht allein allen Politicis, sondern auch jedermänniglich weiß Standts sie seynd/ sehr lustig zu lesen. Erstlich durch Thomam Garzonum auß allerhand Authoribus vnd experimentis Italiänisch zusammen getragen/ vnd wegen seiner sonderlichen Anmühtigkeit zum öffternmal in selbiger Sprach außgangen. Nunmehr aber gemeinem Vatterlandt Teutscher Nation zu gut auffs trewlichste in vnserer Muttersprach vbersetzt/ Vnd so wol mit nohtwendigen Marginalien, als vnterschiedlichen Registern geziert. Gedruckt zu Franckfurt am Mayn/ bey Nicolao Hoffman/ in Verlegung LUCAE IENNIS. M. DC. XIX.*

20 *Deß Hochgelehrten Astronomi IOANNIS INDAGINE Astrologia Naturalis, Das ist; Gründlicher Bericht/ wie man die Chiromancia/ Physiognomia vnd Astrologia leichtlich erlernen/ vnd vermittelst derselben/ einen jeden Menschen/ nach seiner Complexion vnd Eigenschafften erkennen/ auch gewisse Nativiteten stellen/ vnd von ihme judiciren solle/ vnd was ein Medicus/ bey eines jeden Patienten Curation/ auß der Astrologia mit fleiß in acht zunehmen. Durch den Authorem hiebevorn Lateinisch beschrieben/ Anjetzo aber In sechs Bücher vnd gewisse Capitel abgetheilt/ vnd mit jhren Summarien in gut verständig Teutsch vbergesetzt/ auch an nohtwendigen orthen erkläret vnd gebessert/ Durch Johannem Friderich*

Was dabei herauskommt, kann man an folgenden Beispielen leicht erkennen:

4. Spalte:

S. 11–13:

Zonagrius,

Wer Calender machen will/ muß vor allen Dingen wissen/ was die Zeit sey? [1677: sey;] Nemblich (nach Aristotelis Beschreibung) eine Zahl oder weite der [1677: weite des; G: Weile der Bewegung deß] obersten Corporis deß Himmels/ welches man primam [G, 1677: Primum] Mobile, oder die erste Bewegung nennet; welche die Sonne mit sich führet vom Auffgang biß zum [G: in] Nidergang/ und widerumb vom Nidergang biß in Auffgang! Darauß dann ein natürlicher Tag erstehet.

Die Zeit wird in unterschiedliche Theil dividirt [G: abgetheilet], nemblich in Jahr/ deren eins 12. Monath: oder in 52. Wochen und einen Tag: oder deren eins 365. Täg/ und bey nahe 6. Stund in sich hält; Ein Wochen hat 7. Täg/ ein Monath 4. Wochen und etwas drüber/ ein Tag 24. Stund/ ein Stund 60. Minuten/ ein Minut 80. [G 1677: sechtzig] Secunden/ die Secund 60. Untzen [1677: tertien]; Und also kan man in Infinitum mit solcher Zahl durch 60. Proediten [G: procediren; 1677: procedirn], zwar etliche theilen sie anders/ als den [G: anders/ nemlich nach den] Stunden setzen sie zu [zu: fehlt in G] den Puncten/ oder [G: Puncten/ der] hat 10. Momenta; ein Momentum hat 12. Untzen/ die Untz 47. Atomus, welche hernach wegen jhrer Kleine nicht mehr getheilt werden mögen/ darnach muß man auch wissen wie die Jahr unterschieden: und ein jedes abgetheilt werde; was da sey Annus Solaris, ein Sonnen Jahr? [1670, 1677; G: Sonnen Jahr/] Annus Luraris [G: Lunaris; 1677: lunaris] ein Monds Jahr? [1670, 1677; G: MonatsJar/] Annus Magnus ein groß Jahr? [1670, 1677; G: ein grosses Jahr.] Das Sonnen=Jahr welches auch Annus Romanus genennet wird/ ist die Zeit in welcher die Sonne den gantzen Zodiacum unnd alle 12. Zeichen desselben durchlaufft biß sie widerumb kombt zu dem Puncto von welchem sie angefangen hat; Solches geschiehet nach Alphonsi Rechnung in 365. Tügen 5. [S. 13] Stunden und 49. Minuten 16. Secunden [1677: Stunden/ 49. Minuten und 16. Secunden]; Annus lunaris oder ein Monats=Jahr ist die Zeit in welcher der Mond/ so sein eigen Lauff hat/ gemelten Zodiacum passirt; Welches auch [auch: fehlt 1677] nach gemeltem Alphonsi Rechnung geschiehet in 27. Tagen/ 7. Stunden/ 44. Minuten und 5. Secunden. So wird auch ein MonathJahr genennet/ die Zeit so zwischen beyden Conjunctionibus deß Monds mit der Sonn vorlaufft/ welche 29. Tag/ 12. Stunden: 44. Minuten und 3. Secunden hält. Zum dritten heist Annus Lunaris die gantze Zeit der 12. Mondschein in einem gemeinen Jahr/ oder der 13. in einem Embolismali [G: anno Embolismali]; ein Jahr so 12. Mondschein hat/ hält 355. [1677: 354.] Tage/ also das Annus solaris bey nahe 11. Tag mehr hat; Wann aber 13. Mondschein darinn seyn/ welches Annus Embolismalis [1677: Empolismalis] genennt wird/ so hat es 384. Tage/ und übertrifft Annum Solarem mit 19. [1677: 16] Tagen; Und vermeinen etliche es seye dem Moyse ein solches Jahr von Gott offenbahret worden; In unseren Calenderen haben wir nur das Sonnen=Jahr unnd achten der andern nit.

Halbmayern von Marckt Burckbern in Francken/ der Astrologiæ Liebhabern. Straßburg 1630.

5. Spalte:

S. 13:

Du möchtest mich aber vielleicht für verwegen und faul [Indagine: frevelich] halten/ daß ich mich daß jenige understehe zu entdecken/ welches vor mir wenig understanden haben; Nemblich die Kunst der natürlichen Astologia [Indagine, 1677: Astrologia] an Tag zugeben.

S. 29:

Das zehendte/ Hauß/ das Mittel deß Himmels/ genandt das Königliche Hauß/ bedeut die Herrschafft/ Ehrwürdigkeit [Indagine, 1677: Ehr/ Würdigkeit]/ Meisterschafft der Reiche [...].

S. 31:

In diesem 4. Winckel [Indagine: in diesen vier winckeln; 1677: In diesen vier Winckeln] ist es fast alles begriffen [...].

S. 33:

[...] als so er in einem Wässerigen oder lüfftigen [1670, 1677; Indagine: jrrdischen] Zeichen stünde.

S. 35:

Der Krebs ist deß Mars [1677: Martis; Indagine: Monds] Hauß/ der Löw ist das Hauß der Sonnen.

S. 39:

[...] daß die Geburt als [Indagine, 1677: alt] und eines langen Lebens werde [...].

S. 41:

Der Steinbock mitten am Himmel in diser Figur gibt er Reichthumb [1677: giebt Reichthumb; Indagine: gibt Ehr/ Reichthumb/] Erhöhung und herrlichen Pracht [...].

S. 47:

Der Wassermann mitten am Himmel macht diese Geburt Fürsten und Herrn angenehm/ und setzet jhn in öffentliche Aempter die Gemein zu regieren/ und solchen Händeln so von den Wässern entspringen vorzusehen [1677, Indagine: vorzustehen]: darumb daß er viel der Natur deß Wassers hat [1677: ist; Indagine: hat].

Für den ersten Teil der 6. Spalte (S. 5–75) hat bereits Jan Hendrik Scholte die meisten Setzfehler gegenüber der Quelle verzeichnet.²¹

21 Jan Hendrik Scholte: *Zonagri Discurs von Waarsagern. Ein Beitrag zu unserer Kenntnis von Grimmelshausens Arbeitsweise in seinem ewigwährenden Calender, mit besonderer Berücksichtigung des Eingangs des „Abentheuerlichen Simplicissimus“*. Amsterdam 1921 (Verhandelingen der Koninklijke Akademie van Wetenschappen te Amsterdam. Afdeling letterkunde. Nieuwe reeks Deel 22, 3), S. 63–64.

Ob man bei den Spalten 2 und 3 mit ihrem heterogenen Inhalt aus zahlreichen Einzelquellen weiter so wird vorgehen können, ist im Augenblick noch unsicher. Vielleicht sieht man alles deutlicher, wenn der Textvergleich bei den Spalten 4, 5 und 6 abgeschlossen ist.

Zum Abschluss dieses ersten kleinen „Ausfluges“ lässt sich vorläufig einiges feststellen:

1. Die Erstausgabe des *EwC* wurde nicht mit der allergrößten Sorgfalt gesetzt; eine Autorenenkorrektur kann man mit ziemlicher Sicherheit ausschließen. Die große Anzahl der bisher festgestellten Druckfehler (Titelei: 1; 1. Materia: 123; 2. Materia: 182; 3. Materia: 77; 4. Materia: 121; 5. Materia: 83; 6. Materia: 115, zusammen also 702 bei steigender Tendenz) erschwert die Lektüre, verwirrt zuweilen den Leser und nimmt dem Werk etwas von seinem literarischen Glanz.²² Bei einem Umfang von etwa 150.000 Wörtern und einem „Fehlerquotient“ von 0,47 % gehört der Kalender – wie übrigens auch *Proximus und Lympida* (0,75 %) und das *Rathstübel Plutonis* (0,5 %) – zu den größeren Werken Grimmelshausens, die am meisten unter dem Druckteufel zu leiden hatten. Als relativ „fehlerfrei“ können dagegen der *Simplicissimus* (0,05 %), die beiden Teile des *Wunderbarlichen Vogel-Nests* (0,1 %), *Der keusche Joseph* und *Musai* (0,14 %), *Dietwalt und Amelinde* und der *Teutsche Michel* (je 0,17 %), *Ratio Status* (0,28 %) und die *Verkehrte Welt* (0,35 %) gelten.

2. Zu den Fehlerquellen:

a) Die Druckvorlage der Erstauflage des *EwC* wird höchstwahrscheinlich ein vom Verfasser selbst angefertigtes Manuskript gewesen sein. Wer Grimmelshausens Handschrift etwa aus den Reproduktionen bei Gustav Könnecke kennt,²³ weiß, dass sie auch gelegentlich seine Zeitgenossen vor Probleme gestellt haben wird. Als Folge der großen Formenvielfalt in der deutschen Kurrentschrift des 17. Jahrhunderts kann es bei einigen Buchstabenpaaren schnell

22 „[...] this in no way takes away from Grimmelshausen’s confusing games; however, one could have done it a little more cleverly, had one printed the book more carefully.“ Rosmarie Zeller: Grimmelshausen’s *Ewig-währender Kalender: A Labyrinth of Knowledge and Reading*. In: *A Companion to the Works of Grimmelshausen*. Hrsg. von Karl. F. Otto. Rochester, N. Y., Woodbridge 2003 (Studies in German Literature Linguistics and Culture), S. 167–200, hier S. 171.

23 Gustav Könnecke: *Quellen und Forschungen zur Lebensgeschichte Grimmelshausens*. Hrsg. im Auftrag der Gesellschaft der Bibliophilen von Jan Hendrik Scholte. 2 Bde. Weimar 1926–1928, Bd. 2, Handschriftenproben 3–17 (nach S. 304).

zu Verwechslungen kommen (etwa den Majuskeln B/V, C/E, C/L, K/R und W/M, sowie den Minuskeln a/o, i/c, i/t, n/u, p/x, r/t, t/c, u/a und x/r). Hinzu kommen auch die Ligaturen ff und ss (mit „langem“ s). Die entsprechenden Frakturlettern sind ebenfalls – vor allem bei kleineren Schriftgraden – leicht zu verwechseln, wie jeder weiß, der sich durch die Kalender-Spalten 2, 4, 5 und 6 „gekämpft“ hat.

Hinzu kamen wohl bei der Drucklegung auch zuweilen sprachliche Schwierigkeiten auf, denn, obwohl gebürtiger Hesse, verbrachte Grimmelshausen die letzten 27 Jahre seines Lebens in seiner zweiten, badischen Heimat. Als Schaffner, Gastwirt, Schultheiß und Ehemann einer aus Straßburg Gebürtigen stand er in stetem Umgang mit dem oberrheinalemannischen Dialekt seiner Umgebung. Der Drucker des *Calenders*, Marcus Bloß, kam zwar gebürtig aus Nordbayern (ostfränkische Mundart), betrieb aber seine Offizin im hessischen Fulda, etwa 50 km nordwestlich von seinem Geburtsort Neustadt an der Saale.²⁴ Ob er oder sein Setzer die zahlreichen landwirtschaftlichen Ausdrücke in badischer Mundart, vor allem in der 3. „Materia“, jedesmal richtig verstanden hat?

b) Von einem guten Setzer konnte man im 17. und 18. Jahrhundert unter optimalen Bedingungen eine Tagesleistung (12 Stunden) von etwa 12.000 Buchstaben oder 240 Zeilen (11 cm bei 12°) erwarten.²⁵ An den dunkeln und kalten Tagen im Winter wurden solche Werte kaum erreicht. Die Satzarbeit setzte gute Augen, ein gutes Gedächtnis, große Fingerfertigkeit, einen wohlgeordneten Setzkasten (alle Lettern im richtigen Fach, keine Buchstaben einer anderen Schriftgattung, Schriftart oder Schriftgarnitur) und äußerste Konzentration voraus. Je komplizierter der Inhalt, je kleiner der Schriftgrad, desto größer war das Risiko eines Druckfehlers. Unterhielt die Offizin einen eigenen Korrektor oder war gar der Verfasser an der Drucklegung beteiligt, konnte man die Anzahl Satzfehler auf ein Minimum beschränken. Das alles war im Falle der Erstausgabe anscheinend nicht der Fall.

c) Manche Unstimmigkeiten lagen möglicherweise bereits in Grimmelshausens Quellen vor. Ein lateinisches Gedicht, zum Beispiel, das die Vernichtung der Legionen des Varus mit einer Kometenerscheinung in Verbindung

24 Peter Heßelmann: Marcus Bloß – Der Drucker der Erstausgabe von Grimmelshausens „*Ewig-währendem Calender*“. In: *Simpliciana* XXVII (2005), S. 43–56, hier S. 46–48.

25 Philip Gaskell: *A New Introduction to Bibliography*. Oxford 1972, S. 53–56.

bringt und in der 2. „Materia“ auf S. 158 (IV. Nonas Augusti) abgedruckt wird, ist in verschiedenen Werken des 17. Jahrhunderts mit jeweils abweichenden Lesarten überliefert:

Extremas [Externas] modò per gentes ut fædere [fœdere] rupto
 Cum feraductorem [1677: fera ductorem] rapuit Germania Varum
 Infecitque Trium legionem [legionum] sanguine campos
 Arserunt toto passim minitantia mundo
 Lumina et ipsa tulit bellum [bellum natura] per ignes
 Opposuitque suas vires finemque minata est.

Während *Externas*, *fædere*, *fera ductorem*, *legionum* und *bellum natura* alle auf die Originalfassung (Marcus Manilius, *Astronomicon*, Buch 1) zurückgehen, ist *Extremas modo per gentes* [...] in einer Kometenbeschreibung aus dem Jahre 1665 belegt.²⁶

d) Zu guter Letzt kann man auch nie ausschließen, dass dem Verfasser bei der Abschrift seiner Quellen oder der Erstellung der Druckvorlage hier oder dort ein Fehler unterlaufen ist.

3. Die zweite Auflage aus dem Jahr 1677 kann man keinesfalls als „gründlich korrigiert“ bezeichnen;²⁷ Scholte selbst beurteilt sie dagegen als eine, „die nur in unerheblichen Kleinigkeiten von der Erstausgabe abweicht“.²⁸ Die zahlreichen Korrekturen, die sehr wohl vorhanden sind, betreffen fast ausschließlich Stellen, die einem „normalen“ Leser – sowohl damals als auch heute – auffallen würden (etwa *Aleyander* / *Alexander*, *Heribextus* / *Heribertus*, *Geselsen* / *Gesellen*, *Kraben* / *Knaben*, *Stuhlfewer* / *Stuhlfeyer*). Wo es, etwa bei den Orts- und Personennamen im Martyrologium, wirklich schwierig wird, wurde vielfach entweder gar nicht eingegriffen (*Ranudus* st. *Kanutus*, *Wedeleindus* st. *Wedekindus*, *Laxenburg* st. *Cappenberg*, *Moymilphus* st. *Meinolphus*) oder man lag mit der Konjektur daneben (aus *Thamascus* wurde *Damascus*, richtig aber ist *Thomasius*; aus *Syvanus* wurde *Syranus*, richtig jedoch *Sylvanus*).

26 *Vmständliche Beschreibung Deß grossen Cometen/ Welcher im Anfang des Christmonats 1664. erscheinen und biß zu end deß Jenners 1665. gestanden. Samt beigezügter Abbildung deß gantzen Lauffs und beiläuffiger Bedeutung in unterschiedliche Kurzgedichte verfaßt. Von Johann Matthia Schneubern. Straßburg/ Gedruckt vnd zufinden/ bey Johann Pastorius. [1665], S. 26.*

27 Vgl. Breuer, *Grimmelshausen-Handbuch* (wie Anm. 6), S. 121, und Dieter Breuer: *Mundus vult decepi*. Hans Galens „Entdeckung“ eines Porträts Grimmelshausens. In: *Simpliciana* XXVII (2005), S. 57–63, hier S. 61.

28 Scholte, *Probleme* (wie Anm. 17), S. 223.

Wenn auch nicht „vollendet“, leistet die Altenburger Ausgabe bei der Korrektur der Erstaufgabe trotzdem unschätzbare Dienste und hätte schon längst mehr Berücksichtigung verdient. Dass der Druck von 1677 nicht direkt auf die Erstaufgabe von 1670 zurückgehe, sondern nach Grimmelshausens handschriftlicher Vorlage für den ersten Druck gesetzt sei,²⁹ ist wenig wahrscheinlich. Schließlich folgt der Text der Ausgabe von 1677 Spalte für Spalte und Seite für Seite bis ins kleinste Detail der *Editio princeps* (Abb. 1 und 2) und enthält, wie man oben sieht, auch oft dieselben Fehler.

Gewöhnlich „sieht man den Wald vor lauter Bäumen nicht“, beim *EwC* scheint es manchmal anders zu sein: Seit Jahrzehnten hat die Grimmelshausen-Forschung die urwüchsige Wildnis fest im Blick, versucht, das Chaotische und Verworrene zu durchdringen, sieht aber oft „vor lauter Wald die einzelnen Bäume nicht“.

29 Heßelmann, Marcus Bloß (wie Anm. 24), S. 51: „Wahrscheinlich hat Rüger die bereits von Bloß in Fulda benutzte Druckvorlage zum *Ewig-währendem Calender* vom Verleger Wolff Eberhard Felßecker erhalten.“

ewigwährender Calendar.		
5		
<p>Simplicissimi Discurs mit Zonagrio / die Calendar- Wacherey und was deme an- hängig / betreffen.</p> <p style="text-align: center;">Der erste Tag.</p> <p style="text-align: center;">Die vierdte <i>Materia</i>.</p> <p style="text-align: center;">Simplicissimus.</p> <p>Hochgehrter Herr Zonagri / seine be- rühmte Weltbekandte Weisheit und Doctrinität in allen Dingen / neben des- sen leutseligen und bereitfertigen Frey- willigkeit solche habende hohe Talenta ändern / ja auch den geringsten mit- zutheilen und zu communiciren / erfähren mich denselben mit einer einfältigen Er- zehlung und daranhangender Frag zu beschwehre; um abermal etwas aus dem reichen Brunnen seiner Wissenschaften zu schöpfen.</p> <p>Zonagrus. Mein Simplici, du wirst hiezü die Kühnheit der dreyen Helden Davids / die ihrem König zu Bethlehem mühten aus der Feinde Gewalt Wasser holen / nicht bedörffen; Lasse nur dei- nen bekandten Kürwiz ohngesehent her- aus; zu sehen ob dir vielleicht dasjenige so du in mir zu seyn vermerckst / aus dei- nem jetzigen Traum auch helfen möge? Wozu ich desto fertiger bin / weil deine Wurmbränderische Einfält und seltsame Fragen so orthlich zu fallen pflegen / daß mich deren Erzählung oft mehrers de- leckt; als dein Branwort: und Er- leuterung bemühet.</p> <p>Simplicissimus. Die Benigkeit mei- ner Person läßt sich von ihm nach seinem alten Gebrauch gern schärffen / weil auch seine Humanität und löbl. Gewonheit meiner Einfält unterschiedliche Begier- den etwas zu wissen / zugleich Erleute- rung und Contentament zu geben nicht unterlassen kan; die Ursach der Erregung meiner jetzigen Grillen / die mich anspore- ren dem Herrn jetzmal's molest zu seyn/ seynd unterschiedliche Jahr-Bücher samt den jenigen Leuten deren jeder eins oder auch wol mehr kauffen wolte / welche ich dieser Tagen in / und bey einem Buch- laden fand; diese rissen / langt mir her- den</p>	<p>Simplicissimi Discurs mit Joanne Indagine / darin- nen er unterrichtet wird / wie vermittelst der Astrologia Naturali er einem jeden Menschen ohne Kopfbrechung die Na- turität stellen könne.</p> <p style="text-align: center;">Der erste Tag.</p> <p style="text-align: center;">Die fünffte <i>Materia</i>.</p> <p style="text-align: center;">Simplicissimus.</p> <p>Bonus dies mein Herr Indagine / wohin beliebt ihm so frühe zu spa- zieren?</p> <p>Indagines. Deo gratias mein lieber Simplici, woher wehet dich der Wind? Ich vermeine ich habe dich in 100. Jah- ren nicht gesehen; glaube auch / ich hätte dich noch nicht zu sehen bekommen / wann du heint Nacht nicht irgents in einem Winkel gesteckt; und einer Publschafft aufgewartet hättest / und mir also un- verschens aufgestossen wärest; dann du siehest so trüb drein / daß ich unschwer aus deinen Augen abnehmen kan / daß du die verwichene Nacht wider die Anforderung deiner Natur / mehr gewacht als ge- schlafen habest.</p> <p>Simplicissimus. Mein Herr verzeihe mir wann ich eins gesehe und das ander läugne / ich hab zwar wenig geschlafen/ darumb aber doch nicht die Zeit so ich mit Wachen zugebracht / der Veneri: Sondern vielmehr der Mineræ gewid- met;</p> <p>Indagines. Ey hoch Herr! das wäre eins / wann du dich abermal veränderst / und in so kurzer Zeit vom Marce zur Ve- neri, und wider so bald von denselben zu der Pallade dich gesellest; aber in Ernst Simplici, wo hast du die heintig Nacht passirt / daß du so schläfferig drein siehest?</p> <p>Simplicissimus. Gewislich Herr/ sonst nirgents als auf meiner gewöhnli- chen Liegestatt; daß ich aber wie sonst meinen gewöhnlichen Schlaff nicht ge- habt / ist die einzige Ursach / daß ich dieser Tagen mit Herrn Zonagrio nicht allein von der Calendar-Wacherey oder Calen- der-Schreiberey und was zum Progno- stic, und Naturität stellen auch den Pra- ctiquen und Wetters-Warsagungen ge- hörig: Sondern auch so gar von der U iij Astro.</p>	<p>Zonagri Discurs vom Warsagern ins gemein / als Prophten / Sibyllen / Vaticibus, Augu- ribus, Aruspibus, und anderem ders- gleichen / darauß etwan die Alte viel gehalten.</p> <p style="text-align: center;">Der vierdte Tag.</p> <p style="text-align: center;">Die sechste <i>Materia</i>.</p> <p style="text-align: center;">Simplicissimus.</p> <p>Sintemal die Practick macherey nur zu dem End angesehen / künftigs warzusagen / solches aber gleichwol zum öfftern gar ungewis? so bitte ich mein hochgehrter Herr wolle belieben / was er dann von den übrigen Warsagern haltes/ ohnschwer zu communiciren.</p> <p style="text-align: center;">Zonagrus.</p> <p>Unter den Alten hat man etliche so grobe und unverständige Leute ge- funden / welche sich beydes mit Worten und Schriefften so halsstarrig als tho- rechtig unterstanden zu verneinen / das doch so gewis und klar ist / als die liebe Sonn am hellen Mittag; welches dann ist gewesen die Gewisheit des Warsa- gens / so ins gemein von Xenophonto Colophonio und Epicuro / welcher doch sonsten nicht so gar uneben darvon stam- let / in seinem Tractatu de natura Deo- rum, öffentlich ist verneinet worden; des- gleichen auch von Panetio / welcher des Possidonii Lehrmeister gewesen / gese- hen; und von Antipatro seinem Discipu- lo / welcher / ob er sich gleich nicht so gar widersetzet / dannoch genugsamb zuver- sehen giebt / das er sehr daran zweiffte.</p> <p>Daß aber die Seele (wie St. Augu- stinus lib. de Confessionibus) eine Kraft habe warzusagen / oder zuvor zu verkündigen / es geschehe gleich solches durch die Gemeinschaft der Idearum nach Platonis Meinung / oder durch ei- ne Einbildung und impression der Cau- sarum superiorum wie Aristoteles will/ und daß man auf vielerhand Weisen er- jahre / daß sie warhafftig zuvor mercke/ was da geschehen soll; solches will ich die nach Länge darthun und erzehlen.</p> <p>Erstlich aber halten wir es für gewis/ daß ins gemein der Prophten Warsa- gungen bey jederman ausser allem Streif und</p>

Abb. 1: Des Abenteurlichen *Simplicissimi* Ewig-währender Calendar [1670], S. 5 (Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, Lo 2303.2).

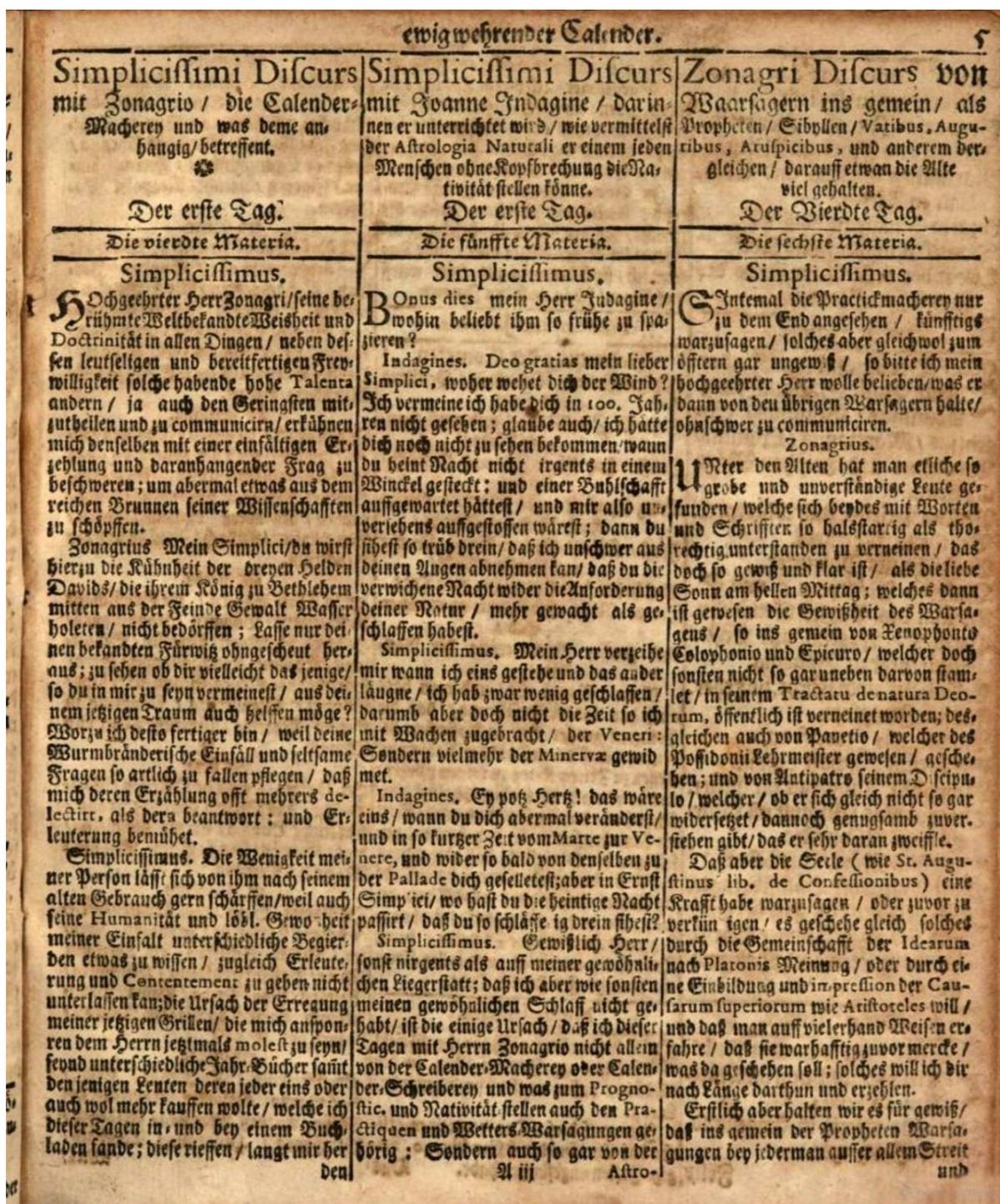


Abb. 2: Des Abenteurlichen Simplicissimi Ewig-währender Calender [1677], S. 5 (Bayerische Staatsbibliothek München, 4° P.o. germ. 82 p.).

Das Unsichtbarkeitsmotiv im *Wunderbarlichen Vogel-Nest* Grimmelshausens mit Blick auf den simplicianischen Zyklus

Peter Heßelmann nennt das unsichtbar machende Vogelnest „ein allegorisches Requisit par excellence“.¹ Doch woher stammt das Nest genau? Ich versuche im Folgenden zu zeigen, dass Grimmelshausen sich bis ins Detail unterschiedlicher Elemente eines in der Frühen Neuzeit verbreiteten Aberglaubens bedient. Durch die Vokabel „wunderbarlich“ werden Vogelnest und Roman bereits auf dem Titelblatt über den Aberglauben hinaus mit Gottes Allgegenwart verbunden. Strukturell wiederholt sich die doppelte Semantik des Zauberrequisits im „Kontrastfiguren-Programm“ (Jörg Jochen Berns) der beiden Protagonisten. Dieses Programm orientiert sich an Platons Gerechtigkeits-Exempel vom unsichtbar machenden Gyges-Ring aus der *Politeia*. In der Bibel wird der Gerechte dem Gottlosen gegenübergestellt: „Gott mus richten den Gerechten vnd Gottlosen“ (Pred 3, 17).² Das geschieht auch im *Vogel-Nest*-Roman. Hier obliegt es dem Leser, das Verhalten der Vogelnest-Träger zu beurteilen. Darüber hinaus weist Grimmelshausen dem Begriff noch eine dritte, eine poetologische Bedeutung zu. Unsichtbarkeit ist kein neues Motiv im simplicianischen Zehn-Bücher-Zyklus.³ Ihr kommt bereits im I. Buch des *Simplicissimus Teutsch* eine wichtige Rolle zu, ebenso am Schluss der *Continuatio*. Das Motiv begegnet damit an programmatischen Stellen und zieht sich durch den

1 Peter Heßelmann: *Gaukelpredigt. Simplicianische Poetologie und Didaxe. Zu allegorischen und emblematischen Strukturen in Grimmelshausens Zehn-Bücher-Zyklus*. Frankfurt a. M. [u. a.] 1988 (Europäische Hochschulschriften. Reihe I. Deutsche Sprache und Literatur 1056), S. 329.

2 *Luther-Bibel* von 1545 (Letzte Hand), zitiert nach: <https://www.bibel-online.net> (Abruf 01. 11. 2019).

3 Vgl. dessen Deklaration durch den „Simplicianischen Autor“ in der „Vorrede an den geneigten Leser“. In: Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Das wunderbarliche Vogel-Nest. Zweiter Teil*. In: *Werke*. I. 2. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 1992 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 4. 2), S. 449–650, hier S. 459. – Der Text wird im Folgenden nach der Edition von Breuer mit Sigle *VN II* und Seitenangabe in runden Klammern zitiert.

gesamten Zyklus. Vor allem ist es Ziel der Allegorese in Grimmelshausens erzählter Welt:

[...] da sahe ich daß derjenig Gottloß zu nennen/ und Gottlos in Wercken wäre/ der nicht immer GOTT vor Augen hat und in seinem gantzen Wandel dessen Gegenwart fürchtet [...].⁴

Das unsichtbar machende Vogelnest

Grimmelshausen war offensichtlich sehr gut mit dem Volksglauben bekannt. Denn wenn man die im *Springinsfeld* geschilderten Eigenschaften dieses Zauberrequisits nachliest,⁵ stellt es sich genau so dar, wie es die einschlägigen Enzyklopädien verzeichnen: Das Nest selbst ist unsichtbar, sein Schatten und Spiegelbild im Wasser allerdings nicht. Die magische Kraft steckt in einem von den Vögeln ins Nest gebrachten „Stein“, „Kraut“ oder einer „Wurtzel“ (*Spr* 276). Es macht den Träger unsichtbar, sein Schatten und sein Spiegelbild bleiben dagegen sichtbar. Zedlers *Universal-Lexicon* weist unter dem Lemma „Unsichtbar machen“ zunächst auf den Gyges-Mythos hin.⁶ Dieser fällt auch den beiden Vogelnest-Trägern angesichts des magischen Requisites ein.⁷ „Die so beliebte Edelgesteine sind das erste Mittel, welches die Unsichtbarkeit würcken soll. Daran hat sonder Zweifel des Giges Ring, worinn auch ein edler

4 Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Das wunderbarliche Vogel-Nest. Erster Teil*. In: *Werke*. I. 2. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 1992 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 4. 2), S. 297–447, hier S. 411. – Der Text wird im Folgenden nach der Edition von Breuer mit Sigle *VN I* und Seitenangabe in runden Klammern zitiert.

5 Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Der seltzame Springinsfeld*. In: *Werke*. I. 2. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 1992 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 4. 2), S. 153–295, hier S. 275–276. – Der Text wird im Folgenden nach der Edition von Breuer mit Sigle *Spr* und Seitenangabe in runden Klammern zitiert.

6 Lemma „Unsichtbar machen“ In: Johann Heinrich Zedler: *Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste* [...]. Bd. 49. Leipzig, Halle 1746, Sp. 2012–2017. Es werden eine ganze Reihe weiterer Motive wie der bei Albertus Magnus beschriebene „Stein Ophthalmius, oder Augen-Stein genannt“, der in ein Goldblatt eingewickelt unsichtbar mache, der Fortunatus-Hut, ein Stein im Rabennest, in Katzen- oder Rabenköpfe gepflanzte Bohnen, bestimmte Schriftzeichen in Verbindung mit Sternenkonstellationen etc. aufgeführt und frühauflärerisch als „lächerlich“ oder „erdichtet“ widerlegt, wie stets mit naturwissenschaftlicher oder religiöser Begründung.

7 Vgl. *VN I* 301 und *VN II* 516.

Stein war, Gelegenheit gegeben.“⁸ Natürlich verbindet das gelehrte Lexikon hier Dinge, die nicht den regionalen Volksglauben motiviert haben können.

Etliche wollen vorgeben, dieser Stein wäre nirgends als bey dem Zeisige im Neste zu finden, und könne durch keinen Menschen, sondern nur von den Vögeln angetroffen werden. Da denn einige die Kunst und Vortheil, das Zeisig-Nest zu bekommen wissen wollen, und soll es durch den Schatten im Wasser, oder einen Spiegel geschehen.⁹

Dass es sich bei dem „Zwissel-Nestlein“ Grimmelshausens tatsächlich um ein Zeisig-Nest handelt, erhellt bereits aus einer der moralisierenden Erweiterungen der Ausgabe von 1683, wo der offenbar auch damals nicht überall geläufige Begriff „Zwissel“ vom Kaufmann erläutert wird: „diß geringe und kleine Zwissel- (etliche sagen Zeisel Nestlein)“.¹⁰ Schon Breuer weist auf das unsichtbare Zeisig-Nest nach dem *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens* hin,¹¹ das unter den Lemmata ‚Zeisig‘, ‚Blendstein‘ und – dem ausführlichsten – ‚Unsichtbar‘ u. a. verzeichnet:

Sein Nest ist mit direktem Blick unsichtbar und kann nur im Spiegel eines Wassergefäßes gesehen werden. [...] Im Neste hat er nach dem Volksglauben einen ‚Blendstein‘, wodurch er das Nest unsichtbar macht. [...] Mit dem Stein oder dem ganzen Nest können sich auch Menschen unsichtbar machen [...].¹²

Blendsteine sollen nach dem Volksaberglauben den, der sie bei sich trägt, unsichtbar machen. Im Oberinntal, in der Oberpfalz, Böhmen und Schlesien glaubt man, solche Steinchen fänden sich im Neste der Zeisige und machten dies unsichtbar. Man sieht aber den Schatten des Nestes und kann, wenn man sich die Stelle genau merkt, hinaufsteigen und den Stein herausnehmen. [...] Wer ihn oder das ganze Nest bei sich trägt, ist für alle unsichtbar.¹³

8 Zedler, *Universal-Lexicon* (wie Anm. 6), Sp. 2013.

9 Zedler, *Universal-Lexicon* (wie Anm. 6), Sp. 2014.

10 Dieter Breuer: Kommentar zu Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Werke*. I. 2. In: *Werke*. I. 2. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 1992 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 4. 2), S. 743–1091, hier S. 881.

11 Breuer, Kommentar zu *Werke* I. 2 (wie Anm. 10), S. 867.

12 Lemma „Zeisig“ in: *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. Hrsg. unter besonderer Mitwirkung von E. Hoffmann-Krayer und Mitarbeit zahlreicher Fachgenossen von Hanns Bächthold-Stäubli. Bd. IX. Berlin 1938–1941, Sp. 888.

13 Lemma „Blendstein“ in: *HWDA* (wie Anm. 12), Bd. I. Berlin, Leipzig 1927, Sp. 1395.

Teilweise schreibt man diese unsichtbarmachende Kraft auch Kräutern und Wurzeln, die sich in diesem Nest befinden, zu.¹⁴

Rosmarie Zeller misstraut den Angaben im *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens* (*HWDA*), sie vermutet unter anderem, Grimmelshausen habe mit seinem Roman selbst Einfluss auf die Überlieferung genommen. Die Belege im *HWDA* liegen tatsächlich oft später als Grimmelshausens Roman, entstammen aber unterschiedlichen Regionen. Darüber hinaus bestätigt die Tatsache, dass Zedlers *Universal-Lexicon* bereits 200 Jahre früher eine womöglich in Teilen mündliche Überlieferung („Etliche wollen vorgeben [...]“) identisch wiedergibt, diese Angaben.¹⁵ Grimmelshausen kennt noch ein weiteres Element dieses Volksglaubens, das er dann in die Szene einbaut, in der der Kaufmann das Zaubermittel herbeibeschwören lässt: „In einem Ameisenhaufen, auf dem eine blaue Flamme brennt, liegt ein unsichtbarmachendes Nest.“¹⁶ Bezeichnenderweise ist aus dem natürlichen Requisit, das Springinsfeld und die Leyrerin durch seinen vom Wasser gespiegelten Schatten entdecken konnten (vgl. *Spr* 275), eines geworden, dessen Auffindung ausschließlich dem „Beschwerer“ und dem Kaufmann möglich ist. Die „Schlang von erschrecklicher Gestalt“ (*VN II* 474) kennzeichnet den „Ameyshauffen“, in dem das Nest steckt, „mit einer darauff stehenden Feuerflamm/ die sonst niemand als wir beede würden sehen können [...]“ (*VN II* 476), so dass sie „zuletzt zu dem Ameyshauffen“ kommen und „die zuvor angedeute Feuerflamm auff demselben lustig flackern“ sehen (*VN II* 477). Ganz klar: Im *Springinsfeld* wie in beiden Teilen des *Wunderbarlichen Vogel-Nests* bleibt das Nest selbst ein der *Magia naturalis* entstammendes Requisit.¹⁷ Im zweiten Teil wird

14 Lemma „Unsichtbar“ in: *HWDA* (wie Anm. 12), Bd. VIII. Berlin, Leipzig 1936–1937, Sp. 1453–1465, hier Sp. 1459.

15 Vgl. Rosmarie Zeller: *Magia naturalis, Zauberkunst und Kritik des Wunderbaren im „Wunderbarlichen Vogelnest“*. In: *Simpliciana XXVIII* (2006). S. 151–167, hier S. 166, Anm. 30. Maximilian Bergengruen weist im selben Band einen sowohl bei Zedler als auch im *HWDA* verzeichneten Aberglauben aus Rostocker Prozessakten von 1586 nach, das getötete und aufgehängte Rabenjunge, das zum unsichtbar machenden Stein verhilft. Vgl. Maximilian Bergengruen: *Zur göttlichen Logik des Teuflischen in Grimmelshausens „Vogel-Nest“*. In: *Simpliciana XXVIII* (2006), S. 135–150, hier S. 137, und Zedler, *Universal-Lexicon* (wie Anm. 6), Sp. 2014.

16 *HWDA* (wie Anm. 12), Bd. VIII. Berlin, Leipzig 1936–1937, Sp. 1458–1459.

17 Rosmarie Zeller kann das überzeugend historisch wie aus dem Text des *Vogel-Nests* belegen. Vgl. Zeller, *Magia naturalis* (wie Anm. 15), S. 152–154.

es allerdings nicht aufgrund seiner natürlichen Eigenschaften rein zufällig aufgefunden, sondern unter tatkräftiger Mithilfe des Teufels. Dies bestätigt im Detail die Erläuterung des Titelpupfers, zugleich „Inhalt“ des „ganzten Tractätleins“, wo von dessen „Hüllfe“ wörtlich die Rede ist (*VN II* 452). Grimmelshausen unterscheidet genau zwischen *Magia naturalis* und schwarzer Magie, wenn er sich des Unsichtbarkeitsmotivs bedient. Nicht das Zeisig-Nest und seine Wirkung sind das Problem. Seine unsichtbar machende Kraft entstammt der Natur. Weihwasser, das *Agnus Dei* oder gar die Tatsache, dass ein gottgetreuer Pfarrer mittels dieser Kraft unsichtbar wird, beglaubigen das auf narrativer Ebene.¹⁸ Problematisch ist, wie beim Geld, der Umgang mit dem Zeisig-Nest. Geld stellt im simplicianischen Zyklus und insbesondere auch im *Vogel-Nest* ein durchgängiges Motiv als Motivation der Haupt- und Nebenfiguren dar.¹⁹

Dreifachkodierung: „wunderbarlich“

Die Ambivalenz des Zauberrequisits liegt nicht nur in der unterschiedlichen Art, wie es aufgefunden und von drei Figuren innerhalb des simplicianischen Zyklus eingesetzt wird, auch wenn nach Solbach anfangs bei allen dreien eine „Intentionsgleichheit“ vorliegt, nämlich das Vogelnest als „Instrument der Bereicherung“ zu nutzen.²⁰ Grimmelshausen nennt seinen Roman und damit auch das titelgebende Requisit „wunderbarlich“.²¹ Schon angesichts dieses Adjektivs stellt sich die Frage, ob das Vogelnest vom Teufel oder nicht doch von Gott stammt. „Wunderbarlich“ beschreibt im 16. und 17. Jahrhundert auch Gott: „Denn der HERR ist gros vnd hoch zu loben/ Wunderbarlich vber

18 Vgl. *Spr* 282 und *VN II* 649.

19 Vgl. Ortwin Lämke: Zirkulationsmittel und hermeneutischer Zirkel. Zum Geldmotiv im simplicianischen Zyklus. In: *Simpliciana* XXVII (2005), S. 135–156.

20 Andreas Solbach: Grimmelshausens verborgener Erzähler: das Gyges-Motiv erzähltheoretisch gedeutet. In: *Simpliciana* XV (1993), S. 207–227, hier S. 214.

21 Im *Springinsfeld* wird „wunderbarlich“ zunächst negativ aufgeladen. Dem „Beckenknecht“ graust es ob der „wunderbarlichen Ehe“ mit seiner Melusine (*Spr* 290). Springinsfeld erfährt, was das „wunderbarliche Vogel-Nestlein“ bewirkt hat, nämlich den Tod der Leyrerin als wollüstiger Mörderin (*Spr* 292; hier wird auf den Titel des sich anschließenden Romans angespielt) und spricht von ihr als einem „wunderbarlichen Weibsbilde“ (*Spr* 293).

alle Götter“, heißt es etwa im Alten Testament (Ps 96, 4).²² Grimms *Deutsches Wörterbuch* verweist darauf, dass „wunderbarlich“ bis zum Ende des 17. Jahrhunderts benutzt wurde und in Luthers Bibel „die am häufigsten gebrauchte adjektivische ableitung zu *wunder*“ ist. Im 17. Jahrhundert bezieht es sich insbesondere auf religiöse Gegebenheiten und Geschehnisse, es kennzeichnet Gott, Gottes Wesen, seine Eigenschaften und sein Handeln.²³ Zeitgenossen Grimmelshausens verbanden also vermutlich diese Semantik mit der Bezeichnung des zweiten Romanteils als „Traktätlein“, d. h. der religiösen Erbauungsschrift, dem Traktat, und konnten es auch deshalb als Bekehrungsgeschichte einordnen. Doch liegt zunächst eine doppelte Kodierung vor. Im allgemeinen Sinne bezeichnet „wunderbarlich“ damals außerhalb des religiösen Bereichs ein übernatürliches, unerklärliches Geschehen: „so in der sphäre des zaubers, der vision, des spuks u. ä.“²⁴ Diese Semantik erschließt sich dem Leser bereits aus Titelkupfer und „Inhalt“ des Romans. Auch Rechulin nimmt die Ambivalenz seines Vogelnests wahr, wenn er gleich zu Romanbeginn aus geläuterter Perspektive darüber nachdenkt, programmatisch auf „das alte Fabelbuch vom Fortunato seinem Seckel und Wunschhütlein“ verweist, und so das Geld- und Unsichtbarkeitsmotiv aufruft:

[...] solche seltene ungewöhnliche extraordinari Glücks Stücke (wie man sie nennen möchte) hätten gleich ihrem Ursprung und ihre Würckungen auß dem überreichen: aber gleichwol annoch vielen verborgenen Schätzen und Geheimnissen der Natur/ oder seyen vom Schaden froh/ dem Verderber und Ertzfeind deß menschlichen Geschlechts selbst an die Hand gegeben worden [...]. (VN I 302)

Aus Erfahrung wisse man, dass viele sich mit Hilfe von Aberglaubensrequisiten „deß Teufels selbst“ bedienten (VN I 302). Grimmelshausen liefert den *Grimms* übrigens einen seiner Belege für den zeitgenössischen Wortgebrauch, der allerdings nicht als (katholisches) Bibelzitat aus den Apokryphen erkannt wird, obwohl der Text auf die Stelle im Buch *Jesus Sirach*, 43. Kapitel, hinweist: „erschrecklich ist der herr und sehr grosz und sein gewalt ist wunder-

22 *Luther-Bibel* 1545 (wie Anm. 2). Siehe dort auch den Wortgebrauch in 2. Mose 34, 10; Ps 119, 129; Ps 139, 14; Jes 28, 29; Mk 12, 11; Mt 21, 42.

23 Lemma „Wunderbarlich“ in: Jacob Grimm und Wilhelm Grimm: *Deutsches Wörterbuch*. Vierzehnter Bd. II. Abteilung (WILB-YSOP). Leipzig 1960, Sp. 1853.

24 Grimm, *Deutsches Wörterbuch* (wie Anm. 23), Sp. 1854 und Sp. 1855.

barlich.“²⁵ Dieses Zitat trägt der „Theologus“ im Präadamiten-Streit mit seinem Weggenossen vor.²⁶ Und er fährt fort: „Wer mag Jhn so groß machen als Er ist von Anbegin? Dann noch gar viel größere Ding dann die/ sind verborgen; wenig seiner Werck haben wir gesehen/ etc.“ (VNI 352–353). Nach dem vom unsichtbaren Rechulin vereitelten Mordanschlag auf die Wandergesellen stellen sie fest, „wie wunderbarlicher Weise sie vom Tod errettet worden wären“ (VNI 356), und meinen, theologisch recht vernünftig begründet, weder Gott noch der Teufel könnten dafür Ursache sein. Allerdings haben sie nicht nur im eschatologischen Sinne bestimmte verborgene Werke Gottes noch nicht gesehen. Denn sie bringen, so Rechulin, „abermal allerhand irrige Einfäll und närrische Grillen auff die Bahn/ keiner andern Ursachen halben/ als weil sie die Würckung meines Vogel-Nestes nicht wusten [...]“ (VNI 357). Grimmelshausen legt also Wert darauf, den Romantitel wörtlich über das im katholischen Sinne biblische Zitat mit Gott in Beziehung zu setzen und die Figuren der Studiosi angesichts ihrer „wunderbarlichen“ Rettung nach Gott und dem Teufel fragen zu lassen: eine Bestätigung der Doppelkodierung. Dem Zauberrequisit wie auch dem Roman werden im Kontext dieser Exempelgeschichte das Göttliche wie das Teuflische und der Wahn zugeordnet.

Dieter Breuer weist darauf hin, dass Grimmelshausen hier die „katholische[] Bibelübersetzung Dietenbergers“ benutzt.²⁷ Dietenbergers Übersetzung

25 Grimm, *Deutsches Wörterbuch* (wie Anm. 23), Sp. 1853.

26 „Der weise Syrach sagt hiervon gar schön/ wann er uns in seinem 43. Cap. zum Lob GOTTes ermahnet/ und spricht [...]“ (VNI 352).

27 Breuer, *Kommentar zu Werke I. 2* (wie Anm. 10), S. 907. Der Text in den Ausgaben der Dietenberg-Bibel Meyntz 1534, Cöln: Johann Quentel (Erben) 1575, Cölln: Quentel 1622 oder Cölln: Johann Kreps 1626 entspricht im Wortlaut dem Zitat bei Grimmelshausen, nicht aber der Schreibung nach, die moderner ist. Vgl. die digitalisierten Ausgaben unter <https://menora-bibel.jimdo.com/historische-bibeln/deutsch/katholische-gegen-bibeln/> (Abruf 1. 11. 2019). Eine auffällige Abweichung gibt es: In den Dietenberger-Ausgaben heißt es jeweils „erschrecklich“, Grimmelshausen benutzt „erschrecklich“. Grimmelshausen hatte vermutlich eine neuere Ausgabe der Dietenberger-Bibel, vielleicht auch einen Einzeldruck des als Hausväterbuch verbreiteten *Jesus Sirach* zur Verfügung. In der Ausgabe Breuers findet sich übrigens ein Druckfehler, wenn es heißt: „Wer hat Jhn gesehen/ daß Er uns verbinden möge?“ (VNI 352). Tarot gibt die korrekte Formulierung: „daß er uns verkünden möge?“ Vgl. Grimmelshausen: *Das wunderbarliche Vogel-Nest*. Hrsg. von Rolf Tarot. Tübingen 1970 (Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Unter Mitarbeit von Wolfgang Bender und Franz Günter Sieveke hrsg. von Rolf Tarot), S. 53.

umfasst bekanntlich „Das Buch Ecclesiasticus/ das man nennen mag/ Die weisen Sprüch Jesu/ des sons Sirach“. Grimmelshausen zitiert also im simplizianischen Zehn-Bücher-Zyklus ebenso wörtlich aus der Luther-Bibel wie aus der katholischen „Gegen-Bibel“ Dietenbergers (oder auch aus den Apokryphen), wobei er in der späteren Entstehungsphase den kanonisch-katholischen Text zugrunde legt.

Gottes Unsichtbarkeit und Sichtbarkeit

Auch Gott und sein Wesen sind also „wunderbarlich“. Und Gott teilt eine weitere Eigenschaft mit dem Vogelnest: Er ist unsichtbar. Diese Tatsache erleichtert die theologische Beweisführung nicht gerade, daher wird in der Bibel immer wieder betont, dass für Gott selbst wiederum nichts unsichtbar sei. Er ist ein „Richter der gedanken vnd sinnen des hertzen/ vnd keine Creatur fur jm vnsichtbar/ Es ist aber alles blos vnd entdeckt fur seinen augen/ Von deme reden wir“ (Hebr 4, 13).²⁸ Der entscheidende Umschlag in der Bekehrungsgeschichte Rechulins findet in der Szene statt, in der eine „Baurendirn“ den „wackern jungen Baurkerl“ mit dem Argument verführen möchte, dass „niemand vorhanden wäre/ der es sehe“. Der vor „Schamhaftigkeit“ errötende junge Bauer antwortet ihr:

du leichtfertiger Schlepssack siehet es denn GOTT nicht? GOTT siehets und wird dadurch erzürnet; die Engel sehens und werden dadurch betrübet; der Teufel siehets und wirds am letzten Gericht anklagen; Wann es aber nur Menschen sehen/ so wäre es nur umb die zeitliche Schand zu thun/ welche du mehr scheuest als die ewige Verdamnis! (VN I 410)

Diese Worte öffnen Rechulin endgültig „die Augen“, und zwar „viel besser als wann sie ein Prediger außgesprachen“ hätte. Er erkennt,

auß was Ursachen ich so offt und vielmals sündigte/ nemlich dieweil ich so gar wenig an die Göttliche Gegenwart gedächte (VN I 411).

Rechulin hat denn fortan auch den Unsichtbaren und seine Gebote dauerhaft vor Augen und gibt daher den das siebte Gebot missachtenden Vorsatz auf, einem reichen polnischen Juden Geld zu stehlen. Ihm liegt jetzt ein „unschätzbarlicher Schatz/ nemlich die ewige Seligkeit“ am Herzen (VN I 413). Nach Rainer Hillenbrand besitzt das Exempel grundsätzliche Bedeutung für

28 *Luther-Bibel* 1545 (wie Anm. 2).

Grimmelshausens Werk: „Dieser eschatologische Hinweis auf die letzte Verantwortung des Menschen vor Gott [...] liegt Grimmelshausens Religiosität überall zugrunde und führt auch zum allegorischen Kern der Vogelnest-Fiktion.“²⁹ Erkenntnis und Selbsterkenntnis hängen bei Grimmelshausen wie in der Bibel auch von Gottes Gnade ab:³⁰ „Ein hörend Ohr/ vnd sehend Auge/ Das macht beides der HERR“ (Spr 20, 12).³¹ Die einzige Stelle bei Luther, an der die Begriffe unsichtbar und sichtbar gemeinsam begegnen, belegt noch einmal ihre eschatologische Verschränkung:

Denn vnser Trübsal/ die zeitlich vnd leichte ist/ schaffet eine ewige vnd vber alle mas wichtige Herrlichkeit/ vns/ die wir nicht sehen auff das sichtbare/ sondern auff das vnsichtbare. Den was sichtbar ist/ das ist zeitlich/ Was aber vnsichtbar ist/ das ist ewig. (2. Kor 4, 18)³²

Der unsichtbare Hellebardierer wird aus gutem Grund immer wieder mit Gott, seiner Stimme oder einem Engel verwechselt, der Kaufmann vermag der jüdischen Gemeinde Amsterdams nur mit Hilfe seiner Unsichtbarkeit erfolgreich vorzugaukeln, Esther werde den Messias gebären.

Doppelstruktur: *Das wunderbarliche Vogel-Nest* und Platons Ring des Gyges

Jörg Jochen Berns hat bereits 1988 in seinem wegweisenden Beitrag zum simplicianischen Zyklus darauf hingewiesen, dass Grimmelshausen sich des Mythos vom Gyges-Ring in Anschluss an die Version Platons aus der *Politeia* bedient.³³ Dort besteht die Aufgabe des Sokrates darin, sich vorzustellen, wie der Gerechte und der Ungerechte mit dem unsichtbar machenden Ring umgehen würden. Glaukon will Sokrates motivieren, für die Gerechtigkeit an sich zu plädieren, zitiert aber rhetorisch zunächst die gängige Auffassung: „Ge-

29 Rainer Hillenbrand: *Simplicianisches Erzählen in Grimmelshausens „Wunderbarlichem Vogel-Nest“*. Ein poetologischer Kommentar. Frankfurt a. M. [u. a.] 2011, S. 71.

30 Vgl. *VNI* 441–442.

31 *Luther-Bibel* 1545 (wie Anm. 2).

32 *Luther-Bibel* 1545 (wie Anm. 2).

33 Vgl. Jörg Jochen Berns: Die ‚Zusammenfügung‘ der Simplicianischen Schriften. Bemerkungen zum Zyklus-Problem. In: *Simpliciana* X (1988). S. 301–325, hier S. 313.

recht ist man nur aus Unvermögen, Unrecht zu tun, nicht von sich aus“ (2.1.2.2.2):

Daß aber auch, die sich ihrer befließigen nur aus Unvermögen des Unrech-
tuns und ungern sie ausüben, das würden wir am besten merken, wenn wir
so etwas tun in Gedanken. Wir geben jedem von beiden Macht zu tun was
er nur will, dem Gerechten und dem Ungerechten, und dann gehen wir ihnen
nach um zu sehen wohin die Begierde jeden von beiden führen wird.³⁴

Entsprechend folgt der Leser im *Vogel-Nest*-Roman den beiden Protagonis-
ten. Rechulin erschrickt anfangs sogar ob der ihm zugefallenen Macht, „dann
ich machte allbereit viel höhere Gedancken als Gyges über seinem Ring/ da
er sich an deß Königs in Lydiæ Hof begab.“ (VNI 301) Dieser tötet schließlich
den König und reißt die Macht im Staate an sich. Nicht so Rechulin. Anders
als nach Glaukon zu erwarten, begeht er, sozial und als Sünder ein „Herr
Omne“ (er heißt zwar „von Sehmsdorff“ auf dem Titelblatt, stammt aber eher
aus Sehmsdorf), keine Ungerechtigkeiten, sondern gerät mittels der vom Vo-
gelnest ermöglichten Einblicke in Laster und Wahn der Welt in einen konti-
nuierlichen Prozess der Selbsterkenntnis. Erst der Kaufmann verfügt bezeich-
nenderweise über die volle Funktionalität des Gyges-Rings, denn er forscht
erfolgreich aus, wie er das Vogelnest bei sich tragen und trotzdem sichtbar
bleiben kann (vgl. VN II 522). Der Kaufmann erkennt das Vogelnest sofort als
Chance, Wirtschafts- und, wie Gyges, hochrangige politische Spionage zu be-
treiben, um reicher zu werden als je zuvor (vgl. VN II 479–480). Nur die se-
xuelle Gier ist bei ihm noch größer als die nach Geld. Er ist damit den Tod-
sünden des Geizes und der Wollust verfallen. Bei Platon heißt es in der *Poli-
teia* weiter:

Wenn es nun zwei solche Ringe gäbe, und den einen der Gerechte anlegte
den anderen aber der Ungerechte: so würde doch wohl keiner, wie man ja
denken müsse, so stahlhart sein, daß er bei der Gerechtigkeit bliebe und sich
darauf setzte sich fremden Gutes zu enthalten und es nicht anzurühren, da
es ihm frei stände, teils vom Markt ohne alle Besorgnis zu nehmen was er
nur wollte, teils in die Häuser zu gehen und beizuwohnen wem er wollte,

34 Platon: *Sämtliche Werke in zehn Bänden*. Griechisch und Deutsch. Nach der
Übersetzung Friedrich Schleiermachers, ergänzt durch Übersetzungen von Franz
Sussemihl und anderen. Hrsg. von Karlheinz Hülser. Bd. V. *Politeia*. Berlin 1991,
S. 113.

und zu töten oder aus Banden zu befreien wen er wollte, und so alles andere zu tun recht wie ein Gott unter den Menschen.³⁵

Völlig zu Recht konstatiert Berns angesichts dieser Beschreibung:

Mir scheint evident, daß mit den Darlegungen Platons der moral-psychologische Kalkulationsrahmen schon abgesteckt ist und selbst die Sünden- und Verbrechenstypen bereits aufgezählt sind, die in den beiden Vogelnest-Büchern episodisch vorgeführt werden. Besonders weittragend ist Platons Hinweis, daß der, der sich unsichtbar machen könne, „recht wie ein Gott unter den Menschen“ agieren könne. Daß sie vermöge der Unsichtbarkeit gottgleich seien oder engelgleich oder gar teufelgleich, wissen Rechulin und der Kaufmann.³⁶

Für Solbach, der das Gyges-Motiv erzähltheoretisch ausdeutet, begeht Rechulin „die Unrechtstaten, die Platon mit der Verfügung über den Gyges-Ring assoziiert“ dann „in schöner Folge“.³⁷ Ich würde differenzieren: Rechulin stiehlt auf dem Markt, um seinen Hunger zu stillen, bekommt am Ende aber auch deswegen Gewissensbisse. Die Serie der wiederkehrenden Viktualiendiebstähle zeigt seine fortschreitende Selbsterkenntnis zuverlässig an.³⁸ Beide Protagonisten gehen in die Häuser, der Kaufmann stiehlt dort Geld und verkehrt wiederholt mit Jungfrauen, die ihn sexuell anziehen, Rechulin passiert das nur einmal in trunkenem Zustand,³⁹ sonst bleibt er Voyeur. Beide werden von Dritten als göttliche Instanz wahrgenommen, Rechulin allerdings nur, weil er Unglück verhindern oder Sünden bestrafen möchte, der Kaufmann, weil er Verbrechen begehen will. Und nur der Kaufmann wird zum – mehrfachen – Mörder. Die Protagonisten sind beide Sünder, zugleich fungieren sie als „Kontrastfiguren-Programm“, wie Jörg Jochen Berns es für den gesamten Zyklus postuliert.⁴⁰ Auch Herbert Scheuring gelangt zu der Feststellung, das

35 Platon, *Politeia* (wie Anm. 34), S. 115.

36 Berns, ‚Zusammenfügung‘ (wie Anm. 33), S. 314.

37 Solbach, Erzähler (wie Anm. 20), S. 214.

38 Vgl. *VNI* 322, 336, 341, 375–376, 388, 420, 441.

39 Ob er ihr, wie er meint, tatsächlich die Jungfernschaft raubt, erscheint angesichts der beschriebenen Szene nicht sicher. Sie nennt ihn im Dunklen (seine Unsichtbarkeit spielt in dem Moment keine Rolle) nämlich, vom Wein berauscht und schlaftrunken, „ihren Peter“, und lässt nicht nur „alles gern geschehen“, was er mit ihr macht, sondern hilft ihm auch noch „getreulich darzu“ (*VNI* 426–427).

40 Vgl. die 11. These von Berns zur ‚Zusammenfügung‘ der Simplicianischen Schriften. Berns, ‚Zusammenfügung‘ (wie Anm. 33), S. 312–315.

Wunderbarliche Vogel-Nest verdanke seine Entstehung letztlich der antiken Sage,⁴¹ es werde „in den beiden Teilen des *Vogelneests* dargestellt, zu welchem Zwecke ein Gerechter und ein Ungerechter ihre Unsichtbarkeit einsetzen.“⁴² Laurembergs *Acerra Philologica*, die Scheuring als Quelle für Grimmelshausens Wissen um den Mythos angibt, kommt allerdings als Vorlage nicht in Frage, weil hier nur vom unsichtbar machenden Ring selbst erzählt wird. Der Kontext der Probe auf die Gerechtigkeit bleibt unerwähnt.⁴³

Grimmelshausen stellt allerdings nicht den wirklich Gerechten, den es bei Platon auch gibt, einem Ungerechten gegenüber. Er kontrastiert (ganz nach der Auffassung Glaukons, der Gerechte werde sich nicht als tugendfest erweisen, wenn er Gelegenheit dazu bekäme) zwei Sünder, einen eher armen, durchschnittlichen Menschen, als Stadtsoldat eigentlich für Ruhe, Ordnung und Recht zuständig, und einen reichen Kaufmann, der offensichtlich vor allem nach (Lust-) Gewinn trachtet. Wie bei Platon erscheint es den Protagonisten angesichts des magischen Requisites denkbar, sogar die Macht im Staate (vgl. *VN I* 301) oder den Status eines Nationalhelden auf dem Schlachtfeld zu erringen (vgl. *VN II* 618). Jedoch flößt bereits der Gedanke daran Rechulin Furcht ein, und er vernichtet am Ende das Nest auch, damit es nicht in die Hände eines „gewaltigen Herrn“ gerät (*VN I* 441), während der Kaufmann seine Phantasien in die Tat umsetzen möchte und teilweise realisiert. Den einen geleiten die Möglichkeiten des Vogelneests zu Einsicht, Selbsterkenntnis und Reue, den anderen immer tiefer in die Verstrickung mit dem Bösen. Der eine sorgt dafür, dass Unrecht verhindert, Sünder gestraft und zur Beichte veranlasst werden, den anderen vermag erst ein unbestechlicher Priester gegen Ende des zweiten *Vogel-Nest*-Teils auf den rechten Weg zu weisen.

41 Vgl. Herbert Scheuring: ‚*Der alten Poeten schrecklich Einfäll und Wundergedichte*‘. *Grimmelshausen und die Antike*. Frankfurt a. M. [u. a.] 1991 (Europäische Hochschulschriften. Reihe I. Deutsche Sprache und Literatur 1266), S. 201.

42 Scheuring, *Grimmelshausen* (wie Anm. 41), S. 199.

43 Schon Manfred Koschlig: Faust und „*Das wunderbarliche Vogelneest*“. In: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 23 (1979), S. 54–187, verweist S. 178–180 auf Laurembergs Erzählung „Gygis Ring von wunderbarer Kraft“ aus Peter Lauremberg: *Newe vnd vermehrte Acerra Philologica, das ist: Fünff Hundert auß-erlesene/ nützliche/ lustige vnd denckwürdige Historien/ vnd Discursen auß den berümbtesten Griechischen vnd Lateinischen Scribenten zusammengetragen* [etc.] Cleve 1658, I, 49, S. 105–106. Hillenbrand, *Erzählen* (wie Anm. 29), S. 16–17, hat ebenfalls gesehen, dass dies nicht die Quelle sein kann.

Die Kontrastfiguren sind also ein kleiner, dem Alkohol zugeneigter Sünder und eine Gestalt, die ihre Ziele mit erheblicher krimineller Energie umsetzt. Gerechte gibt es in den zehn simplicianischen Büchern zwar, Simplicissimus und seinen Vater zum Beispiel. Aber zumindest Simplicissimus ist auch nur ein in einem langen Prozess der Selbsterkenntnis geläuterter schwerer Sünder.⁴⁴ Andreas Solbach hat das „Grundmodell des religiösen Erkenntnisweges“ bei Grimmelshausen mit Blick auf die Bekehrungsgeschichten im simplicianischen Zyklus prägnant zusammengefasst:

Auf die ersten, sporadischen und zufälligen religiösen Bekenntnisse, die ohne Wirkung bleiben, folgen oft mehrere deutliche Gewissenserschütterungen, die zumeist ein wesentliches Element der religiösen Erkenntnis in sich tragen. Doch auch sie werden von vielfach gesteigerten Rückfällen in das weltliche Leben gefolgt, bis es schließlich zur zentralen Gewissenskrise und zur Lebenswende kommt, die auch nicht vorhält, weil der sich bekehrende Mensch zu sehr auf sich selbst vertraut und wesentliche Erfordernisse seiner Bekehrung mißachtet.⁴⁵

Die Lehren, die Rechulin nach und nach aus der Nutzung seines Vogelneests zieht, sind exakt diejenigen, die der Einsiedel Simplicius als Richtschnur für ein gottgefälliges Leben mitgibt. Er erkennt zunächst, „was die Gesellschaft frommer oder böser Leute vermöchte“ (VN I 388), dann, dass man Gottes Gegenwart stets vor Augen haben müsse (vgl. VN I 411), und am Ende „auß eigener Erfahrung“, dass dies nicht ausreicht, man müsse auch schlechte

44 Er hat allein aufgrund des erfolgreichen Mordanschlags auf einen Duellgegner schlimmer gegen Gottes Gebote verstoßen als die Courasche oder der Hellebardierer. Vgl. Ortwin Lämke: Grimmelshausens „Ertzbetrügerin und Landstörtzerin Courasche“. Frauenroman zwischen Misogynie und Emanzipationsbestreben? In: *Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen. Text+Kritik-Sonderband VI/08*. Hrsg. von Heinz Ludwig Arnold unter redaktioneller Mitarbeit von Hans-Joachim Jakob. München 2008, S. 161–172, hier S. 165–166.

45 Andreas Solbach: *Evidentia und Erzähltheorie. Die Rhetorik anschaulichen Erzählens in der Frühmoderne und in antiken Quellen*. München 1994 (Figuren 2), S. 105–106. Nicht nur der Aufstieg zur Bekehrung verläuft bei Grimmelshausen stufenförmig, auch der Abstieg zum (Tod-) Sünder erfolgt „sacht und sacht fein Staffel weiß“, wie die metadiegetische, den Leser adressierende Passage im V. Kapitel der *Continuatio* zur Exempelgeschichte von Iulus und Avarus (im Rahmen der „Vision“ vom Höllischen Reichstag) erklärt: Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Continuatio des abentheurlichen Simplicissimi*. In: *Werke* I. 1. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 1989 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 4. 1), S. 555–699, hier S. 584. – Der Text wird im Folgenden nach der Edition von Breuer mit Sigle *Co* und Seitenangabe in runden Klammern zitiert.

Gesellschaft und den Trunk meiden, um beständig zu bleiben (vgl. *VN I* 432–433). Rechulin bereut hier die wollüstige Verführung der jungen Frau im Suff. Er hat die Maximen des Einsiedels gelernt, sich selbst erkannt und will Buße tun. Dies ist der Moment in der Erzählung, ab dem er wie Simplicissimus auf der Kreuzinsel in der Lage ist, das Buch der Natur einer christlichen Allegorese zu unterziehen (vgl. *VN I* 433–437).

Unsichtbarkeit im simplicianischen Zyklus: „im Finstern Licht“

Das unsichtbar machende Vogelnest ist das Requisite, das die letzten beiden Teile des von Grimmelshausen deklarierten Zehn-Bücher-Zyklus mit den Autobiographien der ersten drei simplicianischen Erzähler verbindet. Um dies anzuzeigen, spricht der Titel des ersten Teils vom *Wunderbarlichen Vogelnest/ der Springinsfeldischen Leyrerin*. Dass auch die *Courasche* und der *Springinsfeld* in der „Vorrede an den geneigten Leser“ als „Traktätlein“ bezeichnet werden, verweist implizit auf die Erbauungsfunktion dieser beiden biographischen Erzählungen, obwohl die *Courasche* sich explizit nicht bekehren möchte und *Springinsfeld* nur nach dem Hörensagen zu Gott gefunden hat.⁴⁶ Angesichts bekehrungsunwilliger Protagonisten erstaunt es nicht, dass Grimmelshausen alles daran setzt, die christliche Allegorese zu illustrieren, die er sich vom Leser wünscht. Peter Heßelmann hat auf die Bedeutung der ‚Gauckeltasche‘ im *Springinsfeld* hingewiesen:

Die Gauckeltaschen-Episode zeigt den Künstler in der Doppelrolle des Gauklers und Predigers auf der Gratwanderung zwischen reiner Belustigung und Belehrung und entfaltet die den Autor immer wieder beschäftigende Problematik seines Erzählverfahrens in aller Anschaulichkeit.⁴⁷

Die „Simplicianische Gauckeltasche“ enthält eine Miniatur der Inszenierung der Laster mit einer moralischen Absicht, also ganz das Verfahren und Programm des Zyklus.⁴⁸

Es soll hier nicht näher auf die Szenen mit der ‚Gauckeltasche‘ auf dem Marktplatz und im Wirtshaus eingegangen werden, Heßelmann deutet sie detailliert aus. Nur zwei Punkte seien erwähnt: Zum einen begegnet dem Leser

46 Vgl. *Spr* 294–295.

47 Heßelmann, *Gaukelpredigt* (wie Anm. 1), S. 297.

48 Heßelmann, *Gaukelpredigt* (wie Anm. 1), S. 299.

der Begriff „wunderbarlich“ im siebten Kapitel des *Springinsfeld*, als der „Künstler“ Simplicissimus seine Künste öffentlich demonstriert:

[...] meine Künste seynd so wunderbarlich/ daß sie von vilen vor Zauberey gehalten werden; daß aber solches nit wahr sey/ sonder alles natürlicher weis zugehe/ ist aus gegenwertigem Buche zuersehen [...] (*Spr* 195).

Hier wird die Vokabel „wunderbarlich“ an metapoetischer Stelle im *Springinsfeld* eingeführt, und zwar programmatisch in ihrer oben bereits erläuterten Doppelsemantik. Simplicissimus zieht zum Beweis das Buch hervor, lässt die Leute hineinblasen, und benutzt es als Sündenspiegel. Der Reiche bekommt die Taler gezeigt, der Spieler die Würfel etc. Für die Charakterisierung der satirischen Absicht hätte es auch ausgereicht, die ‚Gauckeltaschen‘-Künste als „wunderlich“ zu bezeichnen wie auf dem Titelblatt. Der didaktische Zweck der Satire fehlt noch, ist aber bereits präsent. Die leeren Seiten, „eitel weisse Blätter“ (*Spr* 195), repräsentieren das Unsichtbare, die von Gott gegebene menschliche Seele. Ihre Bedeutung erklärt Simplicissimus dem Springinsfeld in der sich anschließenden Wirtshausszene, indem er das Taufkleid als Merkhilfe benutzt: „wann du erstlich den Zusehern lauter weisse Blätter zeigest/ so erinnere dich/ daß dir GOTT in der heiligen Tauff das weisse Kleid der Unschuld widerum geschenkt habe“ (*Spr* 203). Springinsfeld begreift die Lehre vollkommen und formuliert sie gegenüber den Studenten knapper und klarer: „Also glatt und unbeschrieben wie diß weisse Papier seynd euere Seelen erschaffen und in diese Welt kommen [...]“ (*Spr* 207)

Wenn die zentrale These Peter Heßelmans zutrifft, dass Grimmelshausens Erzählverfahren im simplicianischen Zyklus einen „Strukturwandel“ durchmacht und zwecks Rezeptionslenkung eine wachsende Annäherung an den theologischen Stil, eine sich intensivierende Anleitung zur christlichen Allegorese erfolgt,⁴⁹ müsste das Thema Unsichtbarkeit als „wunderbarliche“ Eigenschaft Gottes bereits früher im Zyklus auftreten. Nach Heßelmann stellt der erste Teil des *Vogel-Nest*-Romans den „Übergang zur explikativen Allegorie“ dar, der zweite Teil deren „Intensivierung“.⁵⁰ Und tatsächlich ist Gottes unsichtbare Anwesenheit, der am Ende ein ganzer Roman in zwei Büchern gewidmet wird, von Anfang an zentrales Thema im simplicianischen Zyklus.

49 Vgl. Heßelmann, *Gaukelpredigt* (wie Anm. 1), S. 393–402.

50 Heßelmann, *Gaukelpredigt* (wie Anm. 1), S. 364–366 und S. 386–391.

Die entscheidende christliche Lehre, die Simplicius erteilt wird, ist nicht zu überlesen und in der Forschung entsprechend gewürdigt worden:⁵¹ Der Einsiedel hat Simplicissimus das Lesen und Schreiben beigebracht, die Voraussetzung dafür, Gott in der Schrift zu erkennen, und hat ihm eine christliche Erziehung angeeignet lassen. Seine Bekehrung ist im ersten Buch bereits vollendet. Die „ohnfehlbare[] Richtschnur/ zur ewigen Seeligkeit zu gelangen/ [...] damit du [...] das Angesicht GOTTes in jenem Leben ewiglich anzuschauen würdiget werdest“,⁵² benennt drei Punkte. In der Kurzfassung lauten sie: „sich selbst erkennen/ böse Gesellschaft meiden/ und beständig verbleiben“ (ST 49). Die Unsichtbarkeit Gottes wird über das Augenmotiv mit der *Curiositas* verbunden. Die Betrachtung göttlicher Dinge und die Begierde, die Welt zu beschauen, stellen den Grundwiderspruch dar, in dem Simplicissimus steckt. Im XIII. Kapitel (!) übermannt ihn „statt/ göttliche und himmlische Ding zu betrachten [...] die Begierde/ die Welt auch zu beschauen“ (ST 52). So sieht er zuerst den Krieg, was ihm „den Lust/ die Welt zu beschauen“, fast wieder nimmt (ST 53). Nach der zweiten Rückkehr vom verwüsteten Pfarrhof sammelt er die von den Soldaten durcheinander geworfenen Bücher „mit weynenden Augen“ wieder auf und ruft „zugleich Gott inniglich“ an (ST 68). Das ist der Moment, in der er einen Brief des Einsiedels findet, der ihn auffordert, aus dem Wald zu gehen und sich und den Pfarrer zu retten:

Gott/ den du allweg vor Augen haben/ und fleissig beten sollest/ wird dich an ein Ort bringen/ das dir am bequemsten ist. Allein habe denselbigen stets vor Augen/ und befleissige dich/ ihm jederzeit dergestalt zu dienen/ als wann du noch in meiner Gegenwart im Wald wärest/ bedencke und thue ohne Unterlaß meine letzte Reden/ so wirstu bestehen mögen: *Vale.* (ST 68–69)

Damit werden die drei Lehren des Einsiedels zum dritten Mal in Erinnerung gebracht. Gleich zweimal wird Simplicissimus in dem kurzen Brief gesagt, er

51 Zum Beispiel ausführlich von Rolf Tarot: *Nosce Te Ipsum. Lebenslehre und Lebensweg in Grimmelshausens „Simplicissimus Teutsch“*. In: *Grimmelshausen und seine Zeit. Die Vorträge des Münsteraner Symposions zum 300. Todestag des Dichters*. Hrsg. von Günter Weydt und Ruprecht Wimmer. Amsterdam 1976 (Daphnis 5, H. 2–4), S. 499–530.

52 Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Simplicissimus Teutsch*. In: *Werke I. 1*. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 1989 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 4. 1), S. 9–551, hier S. 48. – Der Text wird im Folgenden nach der Edition von Breuer mit Sigle *ST* und Seitenangabe in runden Klammern zitiert.

solle Gott stets vor Augen haben. Beim dritten Mal geht er auf Geheiß des Einsiedels aus dem Wald und sieht sich zum dritten Mal mit der Grausamkeit des Krieges und der Sündhaftigkeit der Menschen konfrontiert, jetzt der Verwüstung Gelnhausens. Doch damit endet im *Simplicissimus* die über das Augenmotiv etablierte Kontrastierung des unsichtbaren Göttlichen mit der menschlichen *Curiositas* noch nicht. Als Simplicius auf Befehl des Gouverneurs als Spion verhaftet, mit Folter bedroht und zum Gefängnis geführt wird, gibt er sich selbst die Schuld daran, wie die „Welt“ ihn willkommen heißt:

Sihe/ Gott hatte dich kaum zu seiner Erkantnus und in seine Dienst gebracht/
so lauffst du hingegen auß seinen Diensten/ und kehrest ihm den Rucken!
[...] Hastu nicht gewust/ daß dein getreuer Einsidel und Lehrmeister die
Welt geflohen/ und ihme die Wildnus außerwehlt? O blindes Ploch/ du hast
dieselbe verlassen/ in Hoffnung/ deinen schändlichen Begierden (die Welt
zu sehen) genug zu thun. Aber nun schau/ in dem du vermeynest/ deine
Augen zu wäiden/ mustu in diesem gefährlichen Jrrgarten untergehen und
verderben [...]. (ST 75)

Den „wahren Frieden“ und die „ewige Seeligkeit zu erlangen“ scheint Simplicius hier nur in der „Einöde“, fernab von Welt und Menschen möglich (ST 75), just so wie später auf der Kreuzinsel. Dadurch, dass die Welt als „Irrgarten“ bezeichnet wird, entsteht mit dem Titelkupfer zum ersten Teil des *Vogel-Nests* eine Parallelstelle innerhalb der zehn simplicianischen Bücher und hier eine Vorausdeutung im vollständig erschienenen Zyklus.

In Kapitel XXIV denkt Simplicius über die lasterhafte Welt nach: „ich sehe nichts als lauter Greuel“ (ST 86). Dies ist ihm „ein erschrockliche und seltene Sach/ weil ich erzogen und gewehnet worden/ die Gegenwart GOTTes allezeit vor Augen zu haben/ und auffs ernstlichst nach seinem heiligen Willen zu leben [...]“ (ST 86). Damit ist auch die Notwendigkeit, Gottes Allgegenwart stets vor Augen zu haben, dreimal im ersten Buch des *Simplicissimus* angemahnt. Die wiederholte Dreizahl scheint didaktisch motiviert. Wie wichtig es Grimmelshausen ist, dem Leser zu vermitteln, dass Gott alles sieht,

erhellte aus Paulus' Brief an die Galater, den Simplicius gleich im Anschluss mit genauer Stellenangabe wörtlich nach Luther zitiert:⁵³

Offenbar sind alle Wercke deß Fleisches/ als da sind Ehebruch/ Hurerey/
Unreinigkeit/ Unzucht/ Abgötterey/ Zauberey/ Feindschafft/ Hader/ Neid/
Zorn/ Zanck/ Zweytracht/ Rotten/ Haß/ Mord/ Sauffen/ Fressen und derglei-
chen/ von welchen ich euch habe zuvor gesagt/ und sage es noch wie zuvor/
daß die solches thun/ werden das Reich Gottes nicht ererben! (ST 86–87)⁵⁴

Diese Bibelstelle liefert das Sündenprogramm, dem die simplicianischen Protagonisten und andere „Welt-Menschen“ (ST 86) im Zehn-Bücher-Zyklus mehr oder weniger verfallen. Am Schluss der *Continuatio* zählt Simplicissimus den Holländern all diese Europa beherrschenden Sünden noch einmal auf. Deswegen will er die Kreuzinsel nicht wieder verlassen, nur hier könne er „dem Allerhöchsten allein dienen: seine Wunder betrachten/ und ihm loben und preysen“ (Co 695). Auf die Kreuzinsel habe ihn „der liebe GOTT ganz wunderbarlicher weiß versetzt“ (Co 696). Dies ist der herausgehobenste Gebrauch des Wortes „wunderbarlich“ in der *Continuatio*.⁵⁵ „Wunderbarlich“ taucht in der gesamten *Continuatio* insgesamt viermal auf (im *Simplicissimus* dreimal). Zweimal begegnet die Vokabel dem Leser in Kapitel XIV. Hier lügt der Pilger Simplicissimus den „Fürwitzigen“, die ihn seiner „Seltzamkeit wegen“ aufnehmen (Co 629), vor, er habe neben anderen Dingen „viel wunderbarliche Brunnen gesehen“ (Co 631). Zwei Seiten weiter heißt es dann: „Gleichermassen wuste ich auch von andern wunderbarlichen Dingen in der Welt auff zuschneiden [...]“ (Co 633). Das gehört zu den „Lugen und Grillen der alten *Scribenten* und *Poeten*“ (Co 629), die er in diesem Kapitel so

53 Laut Breuer zitiert Grimmelshausen „aus der Luther-Bibel von 1546.“ Breuer: Kommentar zu Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Werke* I. 1. In: *Werke* I. 1. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 1989 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 4. 1), S. 701–1084, hier S. 825.

54 Zur Bedeutung von „offenbar“ siehe auch: „Wer vnschuldig lebet/ der lebet sicher/ Wer aber verkeret ist auff seinen wegen/ wird offenbar werden“ (Spr 10, 9); oder „Es ist aber nichts verborgen/ das nicht offenbar werde/ noch heimlich/ das man nicht wissen werde“ (Lk 12, 2) in der *Luther-Bibel* 1545 (wie Anm. 2).

55 Im *Simplicissimus* benutzt Grimmelshausen die Vokabel im ersten Buch beim Traum vom Ständebaum (ST 61), in der Überschrift zum achten Kapitel des zweiten Buchs (ST 142) sowie in der Jupiter-Episode, wo dessen „wunderbarlich Schwert“ (ST 262) die christlichen Religionen dazu veranlassen soll, nach dem erreichten „*Universal-Frieden* der gantzen Welt“ auch untereinander Frieden zu schließen (ST 261).

ausführlich vorträgt, dass wiederum eine poetologische Bedeutung nahe liegt wie bei den ‚Gauckeltaschen‘-Künsten, die wie das unsichtbar machende Nest für Zauberei gehalten werden. Grimmelshausen schließt auch hiermit an den historischen Wortgebrauch an, „wunderbarlich“ wurde auch im Sinne von „monströs“, „sonderbar“ und „seltsam“ benutzt.⁵⁶ Hier wird der alte Streit um Wahrheit und Wahrscheinlichkeit des Erzählens thematisiert.⁵⁷ Der dritte semantische Bereich, dem die Vokabel „wunderbarlich“ zugeordnet wird, ist demnach der der poetischen Lizenz. An dieser Stelle wird poetische Imagination demonstrativ zur bloßen Unterhaltung genutzt und mit der Lüge gleichgesetzt. Die Erzählung „wunderbarlicher“ Dinge und Ereignisse muss der christlichen Wahrheit und Erkenntnis dienen, sonst taugt sie nicht. Das Anhören dieser (oder Lesen entsprechender) Geschichten stellt das Gegenprogramm dar zur christlichen Exegese der Natur, die in der *Continuatio* eingeübt wird.⁵⁸

In der „Relation Johann Cornelissens“ begegnet „wunderbarlich“ dem Leser allerdings bereits vorher, als Simplicissimus die Schiffsoffiziere durch „wunderbarliche Lichter“, Leuchtkäfer, wieder aus der „grausammen Höllen“ bringt (*Co* 691). Der wörtliche Anklang an die Hölle verrät es: Wir haben es mit einem Requisit aus der *Magia naturalis* zu tun, das wie das Vogelnest auf den rechten Weg geleitet. Hubert Gersch versteht die Käfer als Chiffre einer

56 Grimm, *Deutsches Wörterbuch* (wie Anm. 23), Sp. 1855.

57 Rosmarie Zeller schreibt, man könne die beiden *Vogel-Nest*-Romane „auch als Romane über die Wirkung der Imagination bzw. fiktiver Literatur lesen. Die sorgfältige Beseitigung des Vogelnests am Ende des zweiten *Vogelnests* müsste man dann als Zerstörung des Instruments des Wunderbaren, der Fiktionalisierung oder wenn man will der Imaginationsmaschine interpretieren als Zeichen, dass der Zyklus abgeschlossen ist.“ Zeller, *Magia naturalis* (wie Anm. 15), S. 163.

58 Eine Parallelstelle findet sich im ersten Teil des *Vogel-Nest*-Romans. Hier wird eine hyperbolische Lügengeschichte erzählt, die eben kein Exempel darstellt, sondern reine Unterhaltung bleibt (vgl. *VNI* 422–424). Rechulin erkennt daraus: „[...] was es vor eine grosse Thorheit sey/ wann einer sich durch Aufschneiderey und Erzehlung wunderbarer und doch unmöglicher Begegnussen/ [...] groß und ansehnlich machen will; Ein solcher Phantast siehet nicht/ daß andere Leut witzig genug seyn/ seine Lugen außzunehmen/ und seiner Narrheit heimlich zu lachen [...].“ (*VNI* 424) – Der Rückschluss auf *Das wunderbarliche Vogel-Nest* als Roman ist zwingend.

„Erleuchtung geistlicher Art“⁵⁹ und verweist auf Garzonis 25. Diskurs in der *Piazza Vniversale* über die Theologie. Diese hat nach Garzoni

Ursprung und Anfang [...] auß einem Göttlichen Liecht/ sintemal/ wie alle *Theologi* bekennen müssen/ sie [...] durch kein natürliche Kunst/ Wissenschaft/ Fähigkeit oder Weißheit kan [...] begriffen werden/ wann ein Mensch nicht wunderbarer [sic!] vnd übernatürlicher weise von Gott durch seinen Geist erleuchtet wird.⁶⁰

Das ist eine Vorstellung der scholastischen Illuminationslehre, die zwischen *lumen naturale* und *lumen supranaturale*, Vernunftlicht und Gnadenlicht, unterscheidet.⁶¹ Der einzige der von Simplicissimus überall eingeritzten frommen Sprüche, den der holländische Kapitän Cornelissen wörtlich überliefert, befasst sich mit diesem theologischen Problem:⁶²

Ach allerhöchstes Gut! du wohnest so im Finstern Liecht!
Daß man vor Klarheit groß/ dem grossen Glantz kan sehen nicht. (Co 683)

Dieter Breuer spricht von einem „mystische[n] Oxymoron zur Bezeichnung Gottes“,⁶³ das auf dessen Unergründlichkeit verweise. Gleichzeitig impliziert die Formulierung Gottes Unsichtbarkeit in der Welt, obwohl sie seine Schöpfung ist und er als Erstes Licht und Finsternis geschieden hat.⁶⁴ Christian

59 Vgl. Hubert Gersch: *Geheimpoetik. Die „Continuatio des abentheuerlichen Simplicissimi“ interpretiert als Grimmelshausens verschlüsselter Kommentar zu seinem Roman*. Tübingen 1973 (Studien zur deutschen Literatur 35), S. 154–156.

60 *Piazza Vniversale, das ist: Allgemeiner Schauwplatz/ oder Marckt/ und Zusammenkunfft aller Professionen/ Künsten/ Geschäften/ Händlen und Handwercken* [etc.] Erstlich durch Thomam Garzonum [...] zusammen getragen [...]. Franckfurt am Mayn 1619, S. 152.

61 Vgl. Gersch, *Geheimpoetik* (wie Anm. 59), S. 155.

62 Der zweite warnt vor jener Frucht, deren Genuss ohne ihren (anagogischen) Kern in den Wahnsinn führt, vgl. Co 687.

63 Breuer, Kommentar zu *Werke* I. 1 (wie Anm. 53), S. 1043. Siehe auch die historische Kontextualisierung bei Hubert Gersch: „Der Gedankenzusammenhang von dem göttlichen Licht, das bei unmittelbarer Anschauung blendet, und dem Buch der Welt, in dem die göttliche Ausstrahlung in mittelbarer, gebrochener Form faßlich ist, war [...] dem Barockzeitalter geläufig.“ Gersch, *Geheimpoetik* (wie Anm. 59), S. 127–128.

64 „Vnd Gott sprach/ Es werde Liecht/ Vnd es ward Liecht. Vnd Gott sahe/ das das Liecht gut war. Da scheidet Gott das Liecht vom Finsternis/ vnd nennet das liecht/ Tag/ vnd die finsternis/ Nacht. Da ward aus abend vnd morgen der erste Tag“ (1. Mose 1, 3–5); zitiert nach der *Luther-Bibel* 1545 (wie Anm. 2).

Hecht hat die Darstellung des göttlichen Gnadenlichts als *lumen gloriae*, Glorienlicht, in der Sakralkunst ausführlich ikonographisch untersucht:⁶⁵

Wie sowohl die klassische Philosophie als auch die scholastische Theologie betont, ist Gott [...] dem Menschen ungleich. Deshalb kann der Mensch mit seinen natürlichen Kräften zwar die Existenz Gottes erkennen, die natürlichen Erkenntnismöglichkeiten reichen aber nicht aus, Gottes Wesen zu durchdringen [...]. Erwähnt sei der erste Timotheusbrief (1 Tim 6, 16), wo es ausdrücklich heißt, der unendliche Gott lebe in unzugänglichem Licht. Der natürliche Mensch, genau genommen seine Geistseele, bedarf also einer ihm an sich nicht zukommenden Fähigkeit, um Gott „zu schauen“. Diese Fähigkeit wird als ein übernatürliches Licht bezeichnet, als ‚lumen gloriae‘. Wenn es dem Menschen zuteil wird, geschieht die beseligende Schau Gottes, die ‚visio beatifica‘. Letztlich beschreiben diese Begriffe die Vergöttlichung des Menschen bei der Aufnahme der Seele in den Himmel.⁶⁶

Die Formulierung „im Finstern Licht“ spielt damit nicht nur auf den ersten Tag und die Schöpfung an, sondern auch auf den letzten, auf Leben und Tod, Auferstehung und Erlösung. Sie wird durch die Beschreibung der Leuchtkäfer flankiert, „welche auß dem Finstern wie die helle Stern“ hervor glänzen und „im Finstern leuchten“ (Co 690). An anderen Stellen im simplicianischen Zyklus begegnet Gott dem Leser als „Numen“, einmal auch „lumen“.⁶⁷ Als „Numen“ tritt er im Zusammenhang mit heidnischen Göttern auf, was religionsgeschichtlich stimmig erscheint.⁶⁸ Jupiter, auf den Simplicissimus nicht

65 Vgl. Christian Hecht: *Die Glorie. Begriff, Thema, Bildelement in der europäischen Sakralkunst vom Mittelalter bis zum Ausgang des Barock*. Regensburg 2003, S. 31–34 u. ö.

66 Christian Hecht: Das Licht der sakralen Himmelsikonographie. In: *Projektierte Himmel*. Hrsg. von Jörg Jochen Berns und Thomas Rahn. Wiesbaden 2019 (Wolfenbütteler Forschungen 154), S. 317–331, hier S. 324. 1. Tim 6, 16 lautet in der *Luther-Bibel* 1545 (wie Anm. 2): „Der da wonet in einem Liecht/ da niemand zu komen kann/ welchen kein Mensch gesehen hat/ noch sehen kan.“

67 In der *Courasche* ist vom ‚lumen‘ die Rede: „Hingegen kan ich nicht leugnen/ daß auch etliche wären/ die der *Courage* nichts nachfragten/ sondern sie vielmehr verachten: Ja verfolgten/ als ehreten; ohne Zweifel darum/ weil sie von einen grösseren *lumen* erleuchtet [...]“ (Zitiert nach: Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Courasche*. In: *Werke*. I. 2. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 1992 [Bibliothek der Frühen Neuzeit 4. 2], S. 9–151, hier S. 104).

68 „Numen“ bezeichnet in der antiken Literatur göttliche Eigenschaften und Kräfte, ab der augusteischen Zeit auch die einzelne Gottheit. Vgl. Lemma „Numen“ in: *Paulys Real-Encyclopädie der Classischen Altertumswissenschaft*. Neue Bearbeitung, begonnen von Georg Wissowa, unter Mitwirkung zahlreicher Fachgenos-

weit von Dorsten in Westfalen trifft, sagt: „Jch will einmal die Welt straffen/ es wolle mirs dann das grosse *Numen* nicht zugeben!“ (ST 253). Jupiter mahnt auch das „Christlich Volck zum Gebet an das höchste *Numen* ohnablässig“ an (ST 262), um die wahre christliche Weltreligion zu erlangen. Der heidnische Jupiter kämpft im Geiste für die christliche Religion und ordnet sich deren Gott unter. Das Götterkonzil im zweiten Teil des *Vogel-Nestes* thematisiert das große *Numen* gleich fünfmal.⁶⁹ Über dem heidnischen existiert noch der christliche Himmel. Das große *Numen*, das dort waltet, verfügt über mehr Macht, Güte und Menschenliebe als die heidnische Götterwelt. Diese ist vor allem ein „lustiges *Spectacul*“ (VN II 605), das der christlichen Allegorese dient. Spiegelbildlich dazu verhält es sich mit dem höllischen Reichstag in der *Continuatio*: „Belial“ erinnert „Lucifer“ angesichts dessen Wut über den Westfälischen Frieden daran, dass auch er machtlos sei, wenn „das *Numen*“ Europa „ein anders gönnet“ (Co 570). Allein der christliche Gott ist geschichtsmächtig, sein Wille aber unergründlich. Das *lumen supranaturale*, Gnadenlicht, hängt vom göttlichen Willen ab, es ist mit Gottes Gnade gleichzusetzen. Zedlers protestantisch geprägtes *Universal-Lexicon* verweist unter dem Lemma „Gnadenlicht“ lediglich auf „Gottes Gnade“ und damit auf Luthers Rechtfertigungslehre.⁷⁰ Luther setzt Gottes Gnade voraus. Grimmelshausen dagegen steht in der katholisch-scholastischen Tradition, in der man sich Gnade erst durch Umkehr, Reue und Buße erwerben muss. Es bleibt auf der

sen hrsg. von Wilhelm Kroll. 34. Halbbd. Stuttgart 1937, S. 1273–1291. Breuer verweist darauf, dass dieser Sprachgebrauch der „humanistischen Mythologieaneignung“ entspricht. Breuer, Kommentar zu *Werke* I. 1 (wie Anm. 53), S. 880.

69 Nur eine Minderheit dient „dem großen *Numen* allein“, die „unzählbare Menge“ aber verwandelt sich „auß Menschen in Bestien“ (VN II 606). Phöbus klagt, „alle Menschen“ befänden sich auf „Irrwegen“ und will die Welt zur Strafe in Brand setzen. Doch Jupiter entgegnet, dies wäre „wider die Güte deß grossen *Numinis*“ (VN II 608). Merkur soll Auskunft geben über die Frage, warum die Menschen nicht auf dem Weg wandeln, „welchen ihnen das grosse *Numen* [...] gezeigt“ (VN II 609). Schuld ist nach Merkurs Auffassung das „holde Gelt“, wohingegen Pluto behauptet, es gebe auch andere Ursachen, weswegen die Menschen „wider deß höchsten *Numinis* Willen“ (VN II 610) der Hölle zuliefen. Als Jupiter dann verfügt, zur Strafe Krieg nach Europa zu schicken, protestieren „die friedliebende Götter“: „Aber Jupiter liesse sich diese Einred nicht irren/ sondern sagte/ das grosse *Numen* wird die seinige schon zu erhalten wissen“ und mögliche unschuldige Opfer „in seinem Himmlischen Reich ergötzen.“ (VN II 611)

70 Vgl. Zedlers *Universal-Lexicon* (wie Anm. 6), Bd. 11. Halle, Leipzig 1735, Sp. 1–4.

Kreuzinsel zu seiner Erkenntnis nichts, als das Buch der Natur immer wieder zu lesen und zu kommentieren. Die „gantze weite Welt“ ist ein „grosses Buch“, in dem Simplicissimus die „Wunderwercke Gottes“ erkennt (*Co* 676).

Im Leben auf der Insel erfüllt Simplicius die dreiteilige Lehre des Einsiedels, seines Vaters: er erkennt sich selbst, er meidet in der Einsamkeit böse – jede! – Gesellschaft, und er übt sich täglich in Demut, Reue und Buße.⁷¹

Das *Wunderbarliche Vogel-Nest* will vor allem auf die unsichtbare Anwesenheit Gottes in der Welt verweisen. Diese Botschaft ist dem „*Simplicianischen* Autor“ so wichtig, dass er in der „Vorrede an den geneigten Leser“ erklärt, er habe

in dem Ersten Theil seines wunderbarlichen Vogel-Nests nichts anderst gesucht/ als die Menschen zu erinnern/ daß sie jederzeit in allem ihrem Thun und Lassen/ Handel und Wandel die Göttliche Gegenwart vor Augen haben/ und solche kein Augenblick ohnbetrachtet oder ausser Acht lassen sollen [...]. (*VN II* 457)

Dies wird in der kurzen „Vorrede“ sogar noch einmal für den Leser wiederholt und zugleich auf beide Romanteile bezogen, denn es ist das, „was ihn das Vogel-Nest lehret“ (*VN II* 458).

Das programmatische Titelkupfer zum *Vogel-Nest*-Roman

Dem Leser soll klar werden, dass die quasi-göttliche Perspektive, die er bei Betrachtung des für den gesamten Roman programmatischen Titelkupfers einnimmt, täuscht.⁷² Zwar vermag er das Unsichtbare zu sehen, den Satyr, der

71 Tarot, *Nosce Te Ipsum* (wie Anm. 51), S. 528. Auch das Unsichtbarkeitsmotiv taucht bereits in der *Continuatio* auf: Der Schiffspfarrer meint, Simplicius müsse „ein heiliger Mann: und Gottes wohlgefälliger Diener und Freunde seyn“, während sich das einfache Schiffsvolk sorgt, er „könnte auch wol ein Zauberer seyn“ (*Co* 685). So gerät Kapitän Cornelissen ins Zweifeln: „wer weiß! vielleicht stehet er unsichtbar unter uns?“ (*Co* 686). Hier zeigt die Unsichtbarkeit wieder ihre doppelte Auslegungsmöglichkeit. Die Szene spricht von der Unsichtbarkeit des Bösen, zugleich spielt sie auf Jesus an, der unter den Jüngern wandelt und vor ihren Augen unsichtbar wird, als sie begreifen, dass er tatsächlich auferstanden ist: „Da worden jre augen geöffnet/ vnd erkenneten jn. Vnd er verschwand fur jnen.“ *Luther-Bibel* 1545 (wie Anm. 2), Lk 24, 31.

72 Ich kann an dieser Stelle nicht mehr auf die Forschungsdiskussion zum Titelkupfer des ersten Teils eingehen. Vgl. etwa Andreas Solbach: *Gesellschaftsethik und*

wegen seines Vogelnestes wie das Nest selbst unsichtbar sein müsste. Er sieht auch den seinem Wesen nach unsichtbaren engelartigen Putto und erkennt den Lauf der Welt. Dennoch erinnert der eigene Blick auf die beiden die Welt ausforschenden allegorischen Figuren spätestens nach der Lektüre des *Vogel-Nestes* an die Tatsache, dass jemand vorhanden ist, der alles sieht, auch den Betrachter des Titelpupfers, jemand, der seine geheimsten Gedanken ebenso kennt wie der Leser jene der Vogelnest-Träger. Das wie ein Spiegel von der Satyrgestalt gehaltene Vogelnest kehrt die Blickrichtung um.⁷³ Den Lauf der Welt zu begreifen, heißt hier nicht nur, den Wahn zu durchschauen (die Masken), sondern vor allem, Gottes unsichtbare Gegenwart stets vor Augen zu haben und sich selbst zu erkennen. Der Satyr hält sich das Vogelnest auch als Spiegel vor und dem Leser die eigene Maske hin. Die abgenommene Maske steht für die Selbsterkenntnis Rechulins und des Kaufmanns. Die skatologisch-schamhafte Geste, mit der Maske das Hinterteil zu verdecken, verweist auf den Schluss des *Vogel-Nest*-Romans. Der Kaufmann hat seine Sündhaftigkeit schon erkannt, scheut aber aus Scham noch davor zurück, dem Pater das unsichtbar machende Vogelnest und die anderen Zaubermittel zu übergeben. „Mein Sohn/ antwortet der *Pater*, solche Schamhaftigkeit rühret abermahl auß List und Vormahlung deß leidigen Sathans her“ (*VN II* 642). Hinter dem Betrachter des Titelpupfers, so die Botschaft, steht noch ein weiterer, unsichtbarer Betrachter. Erkenne die Sündhaftigkeit der Welt, *nosce te ipsum* und behalte das Unsichtbare im Gedächtnis: „Den was sichtbar ist/ das ist Zeitlich/ Was aber vnsichtbar ist/ das ist ewig.“⁷⁴

Romantheorie. Studien zu Grimmelshausen, Weise und Beer. New York [u. a.] 1994 (Renaissance and Baroque 8), S. 155–157, oder Hillenbrand, *Erzählen* (wie Anm. 29), S. 82–83.

73 Der Handspiegel ist ein geläufiges emblematisches Element, auch im satirischen Roman, man denke an das Titelpupfer des *Dyl Ulenspiegel*, der dem Betrachter den Spiegel vorhält, den er bereits im Namen und damit im Buchtitel trägt. Über das Bedeutungsregister erschließen sich in den *Emblemata. Handbuch der Sinnbildkunst des XVI. und XVII. Jahrhunderts*. Hrsg. von Arthur Henkel und Albrecht Schöne. Stuttgart 1967 unter dem Stichwort „Selbsterkenntnis“ weibliche und männliche Figuren, die sich im Handspiegel betrachten, vgl. etwa Sp. 1291 und Sp. 1346. Siehe dieselben Motive auch bei Gabriel Rollenhagen: *Sinnbilder. Ein Tugendspiegel* [1611/1613]. Bearbeitet, mit einem Nachwort versehen und hrsg. von Carsten-Peter Warncke. Dortmund 1983 (Die bibliophilen Taschenbücher 378), S. 394–395.

74 *Luther-Bibel* 1545 (wie Anm. 2), 2 Kor 4, 18.

Das Thema der unsichtbaren Präsenz Gottes wird bereits im I. Buch des *Simplicissimus Teutsch* mit dem Augen- und *Curiositas*-Motiv etabliert und begegnet im Zehn-Bücher-Zyklus wiederholt in zentralen poetologischen und christlich-allegorischen Passagen.

Grimmelshausen-Einflüsse bei Joachim Ringelnatz

Wenn Kurt Tucholsky als Peter Panter in der *Weltbühne* 1922 schreibt, dass seine geringe Schulbildung nicht ausreiche, um sagen zu können, wie man einen Stein lateinisch bezeichne, an dem nicht nur etwas Glimmer, ein Stück Quarz und „ein bißchen sowas und bißchen sowas“ sitze, dann spielt er damit auf ein Buch von Hans Bötticher an (der sich zu der Zeit schon Joachim Ringelnatz nannte), das ein „Fressen für ‚Einflüsse‘ suchende Doktoranden“ wäre, weil alles darin enthalten und es gleichzeitig „so ziemlich das seltsamste, was man sich denken kann“, sei.¹ An etwas Appetit und – um in Panter's Bild zu bleiben – Geologie soll es nicht scheitern (seinen Sarkasmus überhörend), zumal nicht nur in dem von Tucholsky besprochenen *Ein jeder lebt's*, sondern in weiten Teilen des Ringelnatz'schen Œuvres verschiedene literarische Einflüsse nachweisbar zu sein scheinen. Walter Pape teilt allerdings in seiner Ringelnatz-Monographie Tucholskys Einschätzung nicht: „Tucholsky übertreibt, hier ein Anklang, da eine ähnliche Wendung ist noch kein Einfluß.“²

Es ist aber möglich, so die hier vertretene These, eine nicht unwesentliche Wirkung des *Simplicissimus Teutsch* von H. J. Chr. v. Grimmelshausen auf das literarische Schaffen von Joachim Ringelnatz aufzuzeigen und neben der expliziten Nennung in den Realien Spuren Grimmelshausen'scher Motive in

-
- 1 Peter Panter [d. i. Kurt Tucholsky] in *Die Weltbühne* 18 (1922) Bd. 2, Nr. 44, S. 482 vom 2. 11. 1922; wiederabgedruckt in den *Gesammelten Werken*. Hrsg. von Mary Gerold Tucholsky und Fritz J. Raddatz. Bd. 1. Reinbek bei Hamburg 1960, S. 1065–1066 (hier zitiert nach Joachim Ringelnatz: *Erzählungen*. In: *Das Gesamtwerk in sieben Bänden*. Hrsg. von Walter Pape. Zürich 1994, Bd. 4, S. 370. – Die Gesamtausgabe wird im Folgenden abgekürzt als *Gesamtwerk* zitiert); Tucholsky hat vor allem zeitgenössische Autoren im Sinn, z. B. Wilhelm Raabe oder Thomas Mann.
 - 2 Walter Pape: *Joachim Ringelnatz. Parodie und Selbstparodie in Leben und Werk*. Mit einer Joachim-Ringelnatz-Bibliographie und einem Verzeichnis seiner Briefe. Berlin, New York 1974 (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte [...] N. F. 62 [186]), S. 121.

den autobiographischen Schriften, den Erzählungen und den Gedichten auszumachen und an Beispielen darzustellen.³

Wahrscheinlich hat Ringelnatz den *Simplicissimus* zunächst über den Umweg der berühmt-berüchtigten Münchener Künstler-Kneipe dieses Namens kennengelernt. Dort (ab Herbst 1908), wo sich die Bohème der Zeit traf, war er als ‚Hausdichter‘ der Wirtin Kathi Kobus nicht zuletzt durch seine „Simplicissimus-Träume“ bekannt und beliebt geworden.⁴ Von den hier verkehrenden Künstlern, Literaten und Privatiers – „Lebenslustige und Lebensdurstige aus allen gebildeten Ständen verschiedener Nationen zusammengewürfelt“⁵ –, war es der Bibliophile Carl Georg von Maassen, der dem nur mangelhaft schul- und überhaupt nicht akademisch gebildeten Verfasser des „zweite[n] Simplicissimuslied[es]“⁶ seine Bibliothek zur Verfügung stellte und neben anderen Werken der Weltliteratur auch Grimmelshausens Hauptwerk empfahl:⁷

-
- 3 Die ersten Ergebnisse werden hier in Form eines „Werkstattberichtes“ geliefert; falls Zeit und Gelegenheit es erlauben, sollen weitere Beispiele, Analysen und Interpretationen in einer ausführlicheren Arbeit zusammengestellt werden. Für seine Ermunterung zur Form des Werkstattberichtes und seinen mir oft gegebenen freundlichen Rat danke ich an dieser Stelle Hans-Joachim Jakob sehr.
- 4 Ralf Georg Czapla kommt das Verdienst zu, in den *Simpliciana* auf Ringelnatz hingewiesen zu haben; er stellt detailliert die Simplicissimus-Künstlerkneipe und die Münchener Moderne der Zeit dar, aber leider nur an zwei Stellen einen Bezug zum *Simplicissimus Teutsch* her: hinsichtlich der häufigen Verkleidung Ringelnatzens als Frau schreibt Czapla: „Sie wäre an sich nicht der Erwähnung wert, wäre sie nicht in Grimmelshausens *Simplicissimus* gewissermaßen vorgebildet.“ (Ralf Georg Czapla: Ringelnatz, Mühsam, Ball und andere. Kathi Kobus’ „Simplicissimus“-Künstlerkneipe als Treffpunkt der Münchner Moderne. In: *Simpliciana* XXIII [2001], S. 29–52, hier S. 43); zum zweiten Bezug Czaplas siehe unten Anm. 16. Möglicherweise hat Bötticher auch schon im Haus seines Vaters Georg Bötticher und in dessen illustren Bekannten- und Freundeskreis von Grimmelshausen gehört; z. B. zählte zu den Leipziger Freunden der Maler und Bildhauer Max Klinger (vgl. Pape, Ringelnatz [wie Anm. 2], S. 18), der einige wenige graphische Werke zum *Simplicissimus Teutsch* geschaffen hat; später (wohl April 1918) schrieb Ringelnatz in einem Brief an Annemarie Ruland, in dem es unter anderem um die Frage geht, ob sie bei Klinger Modell stehen solle: „Klinger ist unser größter Bildhauer.“ (Joachim Ringelnatz: *Briefe*. Hrsg. von Walter Pape. Berlin 1988, S. 101–102).
- 5 Joachim Ringelnatz: *Simplicissimus Künstler-Kneipe und Kathi Kobus*. In: *Kleinere autobiographische Schriften*. In: *Gesamtwerk*, Bd. 5, S. 211.
- 6 Ringelnatz, *Simplicissimus Künstler-Kneipe* (wie Anm. 5), S. 218.
- 7 Die Schullaufbahn des jungen Bötticher ist legendär und von schönen Anekdoten geziert; seinen endgültigen Verweis vom Gymnasium erhielt er, weil er sich in einer Pause zum Leipziger Zoo begeben und dort von Samoanerinnen, die auf ihn während einer Völkerschau eine magische Anziehungskraft ausübten, tätowieren

Sehr oft gingen wir, Seebach, ich, die baltischen Freunde und was sich sonst gerade dazufand, noch in später Nacht zu Herrn von Maassen. Der besaß eine behagliche, originelle Wohnung und eine große, interessante Bibliothek, hauptsächlich Bücher der Romantiker. Maassen stammte aus Hamburg. Er war ein hochgebildeter Mann von mitreißendem Humor, und er bot seinen vielen Bekannten liebenswürdige Gastfreundschaft. [...] Sie waren auch alle einmal in Paris gewesen, hatten alle einmal in Monte Carlo gespielt. So sprach und stritt man auch zumeist über Bücher, Kunst und Gastrosophisches. [...] So kam ich dazu, die besten Bücher zu lesen. ‚Tristram Shandy‘ – ‚Gargantua und Pantagruel‘ – ‚Simplicius Simplicissimus‘ – Gontscharows ‚Oblomow‘.⁸

Die Münchener Freunde nahmen sich Hans Böttichers an, besonders Thilo von Seebach unterrichtete ihn in Latein, Geschichte, Literaturgeschichte; nicht selten brachte er in dieser Zeit zum Ausdruck, sich als ungebildet und hinter den anderen zurückgesetzt zu fühlen; außerdem hatte er immer wieder Geldnöte.⁹

Im Sommer 1911 reiste er mit Seebach von München ab und über Berlin und Danzig ins Baltikum; den Winter verbrachte er alleine in einem kleinen Häuschen am Strand der Ostsee bei Riga in dürftigen Verhältnissen, Kälte und

lassen hatte (Joachim Ringelnatz: *Mein Leben bis zum Kriege*. In: *Gesamtwerk*, Bd. 6, S. 25); im Schulbuch wird vermerkt: „[...] ein Schulrüpel ersten Ranges;“ (Angelika Wilhelm: *Wurzener Wurzeln: Joachim Ringelnatz, Herkunft und Vaterhaus*. In: *Ringelnatz! Ein Dichter malt seine Welt*. Hrsg. von Frank Möbus, Friederike Schmidt-Möbus, Frank Woesthoff und Indina Woesthoff. Göttingen 2000, S. 15–23, hier S. 22). Auf der folgenden Tollerschen Privat-Realschule, der „Presse“, fragte er den einzigen Lehrer, den er wirklich mochte, Dr. Dörny, mitten im Unterricht, ob er kurz „in den Puff gehen“ könne. (Ringelnatz, *Mein Leben bis zum Kriege* [wie in dieser Anm.], S. 38)

8 Ringelnatz, *Mein Leben bis zum Kriege* (wie Anm. 7), S. 246.

9 Später schrieb er im Rückblick auf die Zeit in München: „Ich fühlte mich weit hinter diesen soviel jüngeren Menschen [gemeint sind Bruno Frank und Willy Speyer; D. L.] zurück. Sie hatten die Bildung, die Zeit zum Schreiben. Sie hatten Geld. Geld schien mir auf einmal der Schlüssel für alles. Geld zum Gesundwerden. Geld zum Arbeitenkönnen. Geld zum Lernen. Geld zum Reisen. Ich fing an, Lotterie zu spielen.“ (Ringelnatz, *Mein Leben bis zum Kriege* [wie Anm. 7], S. 246); Bötticher erwog auch, das Abitur nachzuholen um studieren zu können, bat deshalb seine Tante um Geld; nicht selten bekam er seinen ungewöhnlichen und abenteuerlichen Bildungsweg zu spüren – zu einigen Künstlergesellschaften in München hatte er als Nichtakademiker keinen Zutritt: „[...] ich litt bitter darunter, daß fast alle meine Bekannten studiert hatten oder doch gebildeter waren als ich.“ (Ringelnatz, *Mein Leben bis zum Kriege* [wie Anm. 7], S. 242); vgl. auch Pape, *Ringelnatz* (wie Anm. 2), S. 32–39.

Hunger ausgesetzt, melancholischen Gemüts. Der Vermittlung einer Freundin war es zu verdanken, dass es ihn von hier aus in eine der größten privaten Bibliotheken Preußens führen sollte, in der auch eine Erstausgabe des *Simplissimus Teutsch* vorhanden war.¹⁰ Der Weg dahin war nicht ganz eben, da schon die Post in dem damals zu Russland gehörenden Lettland eigenwillig verlief:

Frau Dora Kurs in Eisenach kümmerte sich nach wie vor eifrigst um mein Schicksal. Nun schrieb sie, daß sie durch die Zeitung eine Stellung für mich als Privatbibliothekar ermittelt hätte. Sie hatte einem Grafen Yorck von Wartenburg meine Adresse mitgeteilt, damit er sich direkt an mich wenden könnte. Auf dieses Schreiben wartete ich nun aufgeregt. Und es traf eines Tages ein, das heißt nur ein leerer Briefumschlag, aus dem gräflichen Fideikommiß. Ich fragte den Briefboten, wo der Inhalt des Kuverts wäre. Er zuckte die Achseln. Wanjka lachte, als ich ihr die Geschichte erzählte. ‚Gib ihm fünfzig Kopeken‘, sagte sie. Am nächsten Tag zeigte ich dem Briefträger nochmals das leere Kuvert und schenkte ihm fünfzig Kopeken. Am übernächsten Tag hatte er den Brief zu dem Kuvert gefunden. Graf York von Wartenburg fragte nach meinen Vorkenntnissen und erbat Zeugnisse. Die ließ ich mir aus München zuschicken. Auch Seebach stellte mir ein Empfehlungsschreiben aus. Ich hungerte und fror.¹¹

Tatsächlich erhielt er – nach noch einigen zu zahlenden Kopeken für weitere Korrespondenz – die Stellung. Seine Freude darüber kommt in einem Brief an Walburga Müller zum Ausdruck:

Bilderlingshof, 31. Jan. 12

Zuverlässige, Beständige! [...] Ich habe eine herrliche, köstliche kaum glaubliche Stellung bekommen. Als Bibliothekar beim Grafen Yorck v. Wartenburg in der Nähe Breslaus. 50000 Bände u. wertvolle Kunstsammlungen ordnen, 3 Stunden Arbeit täglich; kein Honorar aber alles frei

10 Es handelt sich um die Bibliothek der Grafen Yorck von Wartenburg auf Schloss Klein-Oels in Schlesien; über Yorck schreibt Ringelnatz später: „*Dr. jur. et phil. h. c.* Heinrich Graf Yorck von Wartenburg war der belesenste Mensch, den ich je kennengelernt habe.“ (Ringelnatz, *Mein Leben bis zum Kriege* [wie Anm. 7], S. 278). In Günter Brakelmanns Biographie Peter Yorcks von Wartenburg, der als Mitglied des ‚Kreisauer Kreises‘ Widerstand gegen das Nazi-Terrorregime leistete und nach dem Hitler-Attentat vom 20. Juli verhaftet und am 8. August 1944 in Berlin ermordet wurde, ist auch ein Photo eines Teils der Bibliotheksräume abgedruckt; (vgl. Günter Brakelmann: *Peter Yorck von Wartenburg. 1904–1944. Eine Biographie*. München 2012, S. 36). Ringelnatz beschrieb Peter als „besonders drollig“ (*Mein Leben bis zum Kriege* [wie Anm. 7], S. 279).

11 Ringelnatz, *Mein Leben bis zum Kriege* (wie Anm. 7) S. 272–273.

u. Zeit zu eigenen Arbeiten! Fein, gelt! (Diese Bedingungen nur *Dir* (diskret) mitgeteilt). Aber ich sitze noch mit einigen Schulden u. Ausgaben für Umarbeitung meiner äußeren Haut fest. Wenn – wirklich nur wenn! – Dir's möglich ist ohne Fatalitäten dann greif mir noch einmal mit ein paar Mark unter die Arme! [...] Ich denke am 1. März anzutreten beim Grafen [...]. Verzeihe Eile u. Schrift Deinem glücklichen Hans.¹²

Yorck von Wartenburg, den Ringelnatz später vor allem in dem Kapitel „Klein-Oels“ aus *Mein Leben bis zum Kriege* und in einer kleinen Erzählung¹³ nicht nur vorteilhaft schilderte, hatte eine Neigung zu Prüfungen und Wissensabfragen, denen auch sein angehender Bibliothekar unterzogen wurde; glücklicherweise hatte dieser aber bei Maassen seinen Prüfungsgegenstand nicht nur gelesen, sondern lieben gelernt:

Tausende von Bänden waren überhaupt noch nicht katalogisiert. Diese und neue Bücher [...] hatte ich nun bibliothekskundig einzutragen. Durch Maassen und Seebach verstand ich das ja. Graf Yorck hatte mich gleich zu Anfang einer Art Prüfung unterworfen. Unter ausgesucht höflichen Worten – er war im Leben wie in seinen Briefen – führte er mich ins Gewölbe, zog ein Buch heraus und fragte: ‚Wie würden Sie dies zum Beispiel katalogisieren?‘ Ich hatte Glück, daß ich dieses Buch nicht nur ganz genau kannte, sondern innig liebte. Es war die Erstausgabe des *Simplicius Simplicissimus* von Grimmelshausen.¹⁴

-
- 12 Brief an Walburga Müller. In: Ringelnatz, *Briefe* (wie Anm. 4), S. 18–19. Die Bibliothek war tatsächlich wesentlich umfangreicher als Ringelnatz angibt, es waren weit mehr als doppelt so viele Bände, ungefähr 120.000 Stück. (Alexander Kluy: *Joachim Ringelnatz. Die Biografie*. Hamburg 2015, S. 114–115, gibt 150.000 Bände an). Den Grundstock bildete die Bibliothek Ludwig Tiecks, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts angekauft worden war. Der Klein-Oelser Bestand wurde 1945 nahezu vollständig von der sogenannten Trophäenkommission in die Sowjetunion gebracht und befindet sich heute in Bibliotheken in Moskau und St. Petersburg. (<https://www.kulturstiftung.de/die-allrussische-staatliche-m-i-rudomino-bibliothek/>, Abruf vom 31. 10. 2019) Um sich eine Vorstellung vom Wert der ehemaligen Yorck'schen Bibliothek machen zu können seien hier (neben der *Simplicissimus*-Erstausgabe) exemplarisch einige Kostbarkeiten genannt: Erstausgaben von Cervantes, die Originalpartitur von Mozarts *Don Giovanni*, Handschriften von Goethe und Schiller, der Nachlass Wilhelm Diltheys.
- 13 Ringelnatz, *Mein Leben bis zum Kriege* (wie Anm. 7), S. 275–299; die kleine Erzählung: *Der tätowierte Apion*. In: *Ein jeder lebt's*. In: *Erzählungen*. In: *Gesamtwerk*, Bd. 4, S. 46–53; auch in den Erzählungen *Das Grau und das Rot* und *Phantasie* ist die Zeit in Klein-Oels verarbeitet worden (*Gesamtwerk*, Bd. 4, S. 59–71 und S. 71–100).
- 14 Ringelnatz, *Mein Leben bis zum Kriege* (wie Anm. 7), S. 278.

Diese innige Liebe war auch nach den ersten Kriegsmonaten noch nicht verblasst, als Ringelnatz an Alma Baumgarten Ende November 1914 von Wilhelmshaven aus schrieb:

Liebe Landratte, anbei ein paar Bücher in Eile genannt. [...] mehrere Lieblingsbücher von mir sind: ‚Oblomow‘, von Gontscharow (Roman) teuer (deshalb leih ich Dir’s) [...] Kipling [...] Alarcon [...] Die Abenteuer des Simplicius Simplicissimus von Grimmelshausen (bei Reklam 80 Pfennige) [...].¹⁵

Es scheint festzustehen, dass Ringelnatz den *Simplicissimus Teutsch* gerne gelesen, dass er ihn sehr geschätzt hat; bestimmt ist auch in der äußerst ungewöhnlichen und abenteuerlichen Vita des jungen Hans Bötticher ein Grund dafür zu sehen, dass ein Buch wie der *Simplicissimus* eine derartige Wirkung entfalten konnte.¹⁶ Als ehemaliger Schiffsjunge und Seemann, der viele Mißgeschicke, Härten und Gefahren auf Segelschiffen und Dampfern erfahren und erlebt hat, der im Krieg zum Offizier und Kommandanten eines Minensuchbootes avancierte, der sich als autodidaktischer Schriftsteller sah, weil er seine Schulzeit nicht zum Lernen gebraucht hatte (Lehrer galten ihm als „Dunkelmenschen“),¹⁷ als jemand also, der früh Lebenserfahrung gesammelt hatte, konnte er sich in dem Grimmelshausen’schen Werk wiederfinden. Vielleicht auch, weil er, schon bevor er den *Simplicissimus* gelesen hatte, in einer für seine gutbürgerliche Herkunft ungewöhnlichen Art und Weise mit einer Lebenswelt konfrontiert, ja in eine involviert war, die manchmal vergangenen Zeitaltern näherzustehen schien als seiner Gegenwart im beginnenden 20. Jahrhundert, nimmt man z. B. seine Erlebnisse als entlaufener Schiffsjunge im Dschungel Mittelamerikas, als mitunter musizierender Landstreicher,

15 Ringelnatz, *Briefe* (wie Anm. 4), S. 55–56. Wahrscheinlich handelt es sich bei der genannten *Simplicissimus*-Ausgabe um die 1910 wiederaufgelegte, von Philipp Lenz herausgegebene (Reclams Universal Bibliothek Nr. 761–766). Die Ausgabe weist erhebliche Eingriffe in Form von Auslassungen, Kürzungen und orthographischen Anpassungen des Herausgebers auf, die mit einer Rücksichtnahme auf Sittlichkeit und Jugendgefährdung begründet werden.

16 So konstatierte schon Ralf Georg Czapla im oben genannten Beitrag: „Worauf Ringelnatzens Vorliebe für Grimmelshausen gründete [...] läßt sich vielleicht aus der Lebensgeschichte des Dichters erklären. Man wäre geneigt, sie ihrerseits für einen Schelmenroman zu halten, bürgten nicht Memoiren und Erinnerungen von Zeitgenossen für ihre Authentizität.“ (Czapla, „Simplicissimus“-Künstlerkneipe [wie Anm. 5], S. 38–39).

17 Ringelnatz, *Mein Leben bis zum Kriege* (wie Anm. 7), S. 16.

der durch England, Holland und Belgien zog und schließlich im Gefängnis landete, das ihm mehr wie ein Kerker vorkam, oder seine Arbeit als Schlangenträger auf dem Jahrmarkt in „Malferteiners Schlangenbude“.¹⁸

Nicht nur die Affinität zu dem Abenteuerlichen, dem Komischen, Derb-Komischen (die sich auch darin zeigt, dass ihm Rabelais so gut gefiel, von dem er vielleicht etwas von seiner Wortakrobatik übernommen hat – möglicherweise ist der erste Teil des Namens seiner Seemannsfigur ‚Kuttel Daddeldu‘ aus Rabelais’ *Gargantua* entlehnt, dessen Geburt eben dadurch plötzlich eingeleitet wird, dass sich Gargamelle an Kutteln überfressen hatte¹⁹ – und den er später in einem Interview sofort nach Grimmelshausen als denjenigen nennt, der „verdammte auf [ihn] gewirkt“ hat),²⁰ sondern auch eine sehr intensive und bedeutungsschwere Nähe hinsichtlich der Betrachtung, Bewertung und Gestaltung des Materiellen in der Dichtung führen, wie zu zeigen sein wird, bis zu Grimmelshausen zurück.

Bei Ringelnatz ist die Hin- und Zuwendung zu den Dingen seit seiner frühesten dichterischen Betätigung immer wieder festzustellen. Dabei lässt sich die Verarbeitung und Gestaltung der Stoffe – hier im literaturtheoretischen und wortwörtlichen Sinn – in drei unterschiedliche, sowohl motivische wie auch stilistische Stränge aufteilen:

Der erste Strang fasst beseelte und sprechende Dinge in sich; schon in den frühen Gedichten aus den beiden Sammlungen *Kleine Wesen* und *Was Topf und Pfann’ erzählen kann* (beide 1910) treten eine Feder, ein Funke, ein Nagel, ein Wassertropfen, ein Knopf, eine Kartoffel, gelbe Rüben, ein Pudding etc. auf. Vor allem aber in der *Schnupftabaksdose* mit dem Untertitel „Stumpfsinn in Versen“ (1912) sind es die titelgebende Dose, die „Friedrich der Große | Sich selbst geschnitzelt“²¹ hat, die Lampe und der Spiegel, ein „männ-

18 Joachim Ringelnatz: *Ein Tag in Malferteiners Schlangenbude*. In: *Kleinere autobiographische Schriften*. In: *Gesamtwerk*, Bd. 5, S. 156–169; vgl. dazu auch Ringelnatz, *Mein Leben bis zum Kriege* (wie Anm. 7), S. 151–154; und Joachim Ringelnatz: *Matrosen. Erinnerungen, ein Skizzenbuch: handelt von Wasser und blauem Tuch*. In: *Gesamtwerk*, Bd. 5, S. 131–132.

19 Vgl. das dritte bis sechste Kapitel des *Gargantua und Pantagruel*; welche Ausgabe Ringelnatz in seiner oben zitierten Empfehlung meinte, ist nicht auszumachen; Ausgaben der Übersetzung von Johann Gottlob Regis erschienen 1906 und wieder 1911 bei Müller in München und Leipzig.

20 Siehe das vollständige Zitat am Schluss dieses Beitrages und die Anm. 69.

21 Joachim Ringelnatz: *Die Schnupftabaksdose*. In: *Gesamtwerk*, Bd. 1, S. 63–81, hier S. 65.

licher Briefmark“,²² ein Schwefelholz, eine Ringelnatter, ein Brikett, ein Pflasterstein, die bekannten Ameisen auf ihrem Weg nach Australien; aber auch in anderen Werkteilen viele und vieles mehr, die Ringelnatz' Beliebtheit bis heute andauern lassen.

Im zweiten Strang werden dem Leser, vor allem in den „Kuttel Daddeldu“-Gedichten, Dinge vor Augen geführt, die durch ihre Exotik, Seltenheit oder auch durch ihre Skurrilität auf sich aufmerksam machen. Bringt Kuttel Gegenstände von seinen Seefahrten mit, dann hat es damit immer etwas auf sich: Gleich im ersten Gedicht des Bandes *Kuttel Daddeldu oder das schlüpfrige Leid* (1920), „Vom Seemann Kuttel Daddeldu“, will er aus „Sidnee“ kommend, in „Le Haver“ angelandet, „Albatrosknochen“, „Haifischrückgrat“, „Schals“, „[d]en Elefanten“, „die Saragossabuttel“ der Mary schenken („[d]er anderen Mary; das war seine feste Braut“). Doch kommt es alles ganz anders, und schließlich muss er, nachdem er morgens um vier „[z]wischen Nasenbluten und Pomm de Schwall auf der Pier“ – die Substantivierung und der Neologismus erzeugen gewissermaßen auch eine Verdinglichung – ohne alle diese Sachen erwacht ist, ein „Renntiergeweih“, „eine Schlangenhaut“, „[z]wei Fächerpalmen“ und „Eskimoschuhe“ kaufen: „Das brachte er aus Australien seiner Braut“.²³

Ob er sich solcher mitgebrachter Dinge – „Bananensack“, „Feigen“, „sechs Stück Kolibri“, „Wanzen“, eine „Masse Chinesischer Tassen“ – als Weihnachtsgeschenke bedienen will (es kommt nicht dazu), wie in der „Weihnachtsfeier des Seemanns Kuttel Daddeldu“ aus der *Gebatikten Schusterpastete*²⁴ oder als Mitbringsel für seine vielen, in verschiedenen Häfen sitzenden Kinder in „Kuttel Daddeldu und die Kinder“ („Whiskyflasche, | Zündhölzer, Opium, türkischen Knaster, | Revolverpatronen und Schweinsbeulenpflaster“, „Elefantenzähne – Kamerun“, mit „Kognak begoßnes malaiisches Huhn“, aus „Friedrichroda ein Straußenei“, aus „Tibet einen Roman von Karl May“, einen „Eskimoschlips aus Giraffenhaar“, ein „Stückchen versteinertes Drome-

22 Ringelnatz, *Schnupftabaksdose* (wie Anm. 21), S. 65.

23 Joachim Ringelnatz: *Kuttel Daddeldu oder das schlüpfrige Leid*. In: *Gesamtwerk*, Bd. 1, S. 101–102. „Pomm de Schwall“: Vermutlich verballhornt aus: pommes de cheval = Pferdeäpfel (korrekt: grottin de cheval); für den interessanten Hinweis danke ich Klaus Haberkamm sehr herzlich.

24 Joachim Ringelnatz: *Die gebatikte Schusterpastete*. In: *Gesamtwerk*, Bd. 1, S. 123–125.

dar“),²⁵ – die Exotik und Ausgefallenheit der Dinge an sich und das Arrangement so unterschiedlicher Sachen und Eigenarten erzeugen nicht nur einen nicht unerheblichen Anteil an dem Bild, das sich der Leser von der Figur „Kuttel“ macht, sondern lassen einen wesentlichen Aspekt der Ringelnatz’schen Schreibart in den Kontext der Ironisierung und Verballhornung der auch im 17. Jahrhundert diskutierten „Curiositas“ rücken.

Der dritte Strang hat keine komischen oder lustigen Dinge mehr zum Gegenstand. Ganz im Gegenteil werden hier motivisch wie stilistisch melancholische, ja morbide Bilder erzeugt, wenn Ringelnatz vor dem Auge des Lesers nicht nur merkwürdige Dinge, sondern auch Tote vorbeiziehen lässt. Dabei sind es fast immer ein Fluss oder eine Strömung, die die Dinge mit sich oder heranzuführen. Schon gleich zu Anfang seiner Kindheitserinnerungen in *Mein Leben bis zum Kriege* heißt es von seinen frühesten Erlebnissen, dass er mit einem Dienstmädchen an dem Rand „eines trostlos schlammfarbenen Wassers“²⁶ stehe; dieses Dienstmädchen spielt auch bei der nächsten Erinnerung eine Rolle, in der es um ein furchterregendes Kreuz geht:

Das Dienstmädchen machte mich offenbar gern gruseln. Denn andermal zog sie mich auf einem Friedhof trotz meines weinenden und schreienden Protestes vor ein Kreuz, an das ein großer, schreckeneinflößender, nackter Mann genagelt war. Das ist meine am weitesten zurückreichende Erinnerung.²⁷

Auch am Anfang des *Simplicissimus*²⁸ wird ein angsteinflößendes, schreckliches Kreuz geschildert. Hier fürchtet sich der ‚Bub‘, der sich im Wald in einem hohlen Baum versteckt, vor dem ‚Einsiedel‘ mit seinem großen Kreuz:

[...] da wurde ich eines grossen Manns gewahr/ [...] umb Hals und Leib hatte er ein schwere eiserne Ketten gewunden wie *S. Wilhelmus*, und sahe sonst in meinen Augen so scheußlich und fürchterlich auß/ daß ich anfienge zu zittern/

25 Ringelnatz, *Schusterpastete* (wie Anm. 24), S. 131–133.

26 Ringelnatz, *Mein Leben bis zum Kriege* (wie Anm. 7), S. 5.

27 Ringelnatz, *Mein Leben bis zum Kriege* (wie Anm. 7), S. 5.

28 Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Der abentheurliche Simplicissimus Teutsch und Continuatio des abentheurlichen Simplicissimi*. In: *Werke* I. 1. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 1989 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 4. 1). – Der Text wird im Folgenden nach der Edition von Breuer mit den Siglen *ST* bzw. *Co* und Seitenangaben in runden Klammern zitiert. Von der Heranziehung der Reclam-Ausgabe, die Bötticher im oben genannten Brief anführt, wird abgesehen, da es auch denkbar ist, dass er sich in der Zeit in Klein-Oels Exzerpte aus der Erstausgabe gemacht hat – leider sind viele Notizen, Manuskripte etc. in Berlin durch einen Bombenangriff im Zweiten Weltkrieg zerstört worden.

wie ein nasser Hund/ was aber meine Angst mehret/ war/ daß er ein Crucifix
ungefähr 6. Schuh lang/ an seine Brust druckte [...]. (ST 32–33)

Merkwürdig offen bleibt bei beiden Beispielen die Frage im Raum stehen, warum solch eine ‚Kreuzangst‘ überhaupt geschildert wird. Es gibt in der Einsiedel-Episode des *Simplicissimus* ein weiteres Motiv, das Ringelnatz zur Verarbeitung angeregt haben könnte: Nur sehr schwer kann der kleine Simplicius von dem geliebten verstorbenen Einsiedel Abschied nehmen. Er gräbt ihn mehrmals ein und wieder aus. Ein ähnliches Vorgehen ist in Hans Böttichers Gedicht „Seemannstreue“ bis zur Geschmacklosigkeit – „Alwine“ wird nicht nur einen Tag lang ein- und wieder ausgegraben – weitergetrieben. Walter Pape macht als Vorbild für Böttichers Gedicht neben „den zahllosen Verwesenden in der deutschen Dichtung vor dem ersten Weltkrieg“ eine Heine-Parodie Hans von Gumpenbergs aus, bei dem aber das Aus- und Eingraben nicht thematisiert ist.²⁹ Auch wenn der Vergleich der Treue des kleinen Simplicius mit der ‚Seemannstreue‘ aus dem *Kuttel Daddeldu oder das schlüpfrige Leid* sehr weit hergeholt ist, könnte eine Anregung aus dem ersten Buch des *Simplicissimus* stammen, weshalb beide einmal nebeneinander gestellt werden sollen:

[...] als sich aber mein allerliebster Einsidel nicht mehr auffrichten wolte/
stiege ich zu ihm ins Grab hinunder/ und fieng ihn an zu schüttlen/ zu küssen
und zu liebeln/ aber da war kein Leben mehr/ weil der grimmige ohnerbittliche
Todt den armen *Simplicium* seiner holden Beywohnung beraubt hatte;
ich begosse/ oder besser zu sagen/ ich balsamirte den entseelten Körper mit
meinen Zähren/ und nachdem ich lang mit jämmerlichem Geschrey hin und
her geloffen/ fieng ich an/ ihn mit mehr Seufftzen als Schauffeln voller
Grund zuzuscharren/ und wann ich kaum sein Angesicht bedeckt hatte/
stiege ich wieder hinunder/ entblöste es wieder/ damit ichs noch einmal se-
hen und küssen möchte/ solches trieb ich den gantzen Tag/ biß ich fertig
worden/ und auff diese Weis die *funeralia exequias* und *luctus gladiatorios*
allein geendet [...]. (ST 50–51)

Seemannstreue

Nafikare necesse est.
Meine längste Braut war Alwine.
Ihrer blauen Augen Gelatine
Ist schon längst zerlaufen und verwest. –
Alwine sang so schön das Lied:
„Ein Jäger aus Kurpfalz“.

29 Pape, *Ringelnatz* (wie Anm. 2), S. 53–54.

Wie Passatwind stand ihr der Humor.
– Sonntags morgens wurde sie bestattet
In der Heide, wo kein Bäumchen schattet,
Und auch ihre Unschuld einst verlor.

Donnerstags grub ich sie wieder aus.
Da kamen mir schon ihre Ohrlappen
So sonderbar vor.
Freitags grub ich sie dann wieder ein.

Niemand sah das in der stillen Heide. –
Montags wieder aus. Von ihrem Kleide,
Das man ihr ins Grab gegeben hatte,
Schnitt ich einer Handbreit gelber Seide,
Und die trägt mein Bruder als Krawatte. –

Gruslig wars: Bei dunklem oder feuchten
Wetter fing Alwine an zu leuchten.
Trotzdem parallel zu ihr verweilen
Wollt ich ewiglich und immerdar.
Bis sie schließlich an den weichen Teilen
Schon ganz anders und ganz flüssig war.

Aus. Ein. Aus; so grub ich viele Wochen.
Doch es hat zuletzt zu schlecht gerochen.
Und die Nase wurde blauer Saft,
Wodrin lange Fadenwürmer krochen. –
Nichts für ungut: Das war ekelhaft. –
Und zuletzt sind mir die schlüpfrigen Knochen
Ausgeglitten und in lauter Stücke zerbrochen.

Und so nahm ich Abschied von die Stücke.
Ging mit einem Schoner nach Iquique,
Ohne jemals wieder ihr Gebein
Auszugraben. Oder anzufassen.

Denn man soll die Toten schlafen lassen.³⁰

Die „Seemannstreue“ kann auch zitiert werden, weil hier das in Ringelntatzens Werk so häufig hervortretende Dingliche, das Wesen, das Eigenleben, die Verwandlung oder Verwertung der Dinge in eigenartigem „schwarzen“ Humor, wenn nicht grotesk demonstriert wird: die aus dem Stoff des gelben Kleides entstehende Krawatte lässt Alwines Kleid ‚weiterleben‘. Alles in dem Gedicht verändert sich, wird flüssig, verwest, wird von Würmern zerfressen, fängt an zu leuchten, flieht. Mit der Wandelbarkeit und Vergänglichkeit der Dinge, der Vergänglichkeit allen Seins wird erneut das Motiv aufgegriffen,

30 Ringelntatz, *Kuttel Daddeldu oder das schlüpfrige Leid* (wie Anm. 23), S. 103–104.

das in so vielen Texten Ringelnetzens wiederkehrt, allerdings ohne den sonst so intensiven Bezug zum Wasser, sieht man von dem ins Obszöne abgleitenden ersten Vers, dem „Passatwind“-Vergleich und dem schließlich doch genommenen Abschied in der letzten Strophe ab, der durch die Fahrt über das Meer nach „Iquique“ erfolgt. Die thematische und motivische Verknüpfung der Dinge mit dem Wasser findet sich schon in den Darstellungen der ersten Kinderjahre. Auf das oben genannte, die Lebenserinnerungen einleitende kurze Kapitel „Frühestes“ folgt „An der Alten Elster“ mit der eigentümlichen Beschreibung der Eindrücke, die dieser Fluss bei Bötticher hinterlassen hat; es beginnt – für eine Schilderung von unbedarften Kindertagen – nicht gerade euphemistisch: „An der Stelle, wo wir wohnten, floß die Alte Elster zwischen zerklüfteten Abhängen trüb und ernst dahin.“³¹ Auch in den dann folgenden Passagen wird ein Zug ins Düstere, Morbide beibehalten, wenn hinsichtlich des weiten Ausblicks auf Fluss und Wiesen von dem hohen Elternhaus herab lakonisch erzählt wird: „Ich sah über diesem Gelände einen Fallschirmabsprung aus einem Freiballon. Der Schirm entfaltete sich nicht.“ Und schon im nächsten Absatz: „Noch weiter im Hintergrund lag die Sporthalle. Ich sah sie abbrennen.“³²

Es sind schließlich dieser Fluss und später die „Strömung“, die in so vielen Texten Ringelnetzens nicht nur im Literalsinn die Dinge tragen und mit sich führen, sondern zu Sinnbildern, möglicherweise zu Symbolen werden:

Für mich war der größte Eindruck der Fluß mit seiner Uferromantik. Zwischen den Löchern und dem wirren Gestrüpp der steilen Abhänge kletternd, kämpfend, forschend, erlebte ich die Abenteuer meiner Sehnsucht voraus. Der Fluß trug seltsame Gegenstände vorbei. Am andern Ufer war eine Pferdeschwemme [...]. Einmal, zweimal trieben dort Leichen an.³³

Die auffällige Häufung der pejorativen Beschreibungen, das Morbide, gedrängt auf nur wenigen Seiten gleich zu Beginn seiner „Selbstbetrachtung“,³⁴ auch dass sich in seinen anderen Werkteilen solche Dinge (und Leichen) führende Ströme und Strömungen finden, verdeutlicht, dass die Motivik der Ver-

31 Ringelnetz, *Mein Leben bis zum Kriege* (wie Anm. 7), S. 5.

32 Ringelnetz, *Mein Leben bis zum Kriege* (wie Anm. 7), S. 6.

33 Ringelnetz, *Mein Leben bis zum Kriege* (wie Anm. 7), S. 7. Diese Fluss-Kindheits-erlebnisse hat Ringelnetz auch in einem Ölbild „Am Fluß“ und in dem Gedicht „An der alten Elster“ (in *Flugzeuggedanken*) festgehalten.

34 Ringelnetz, *Mein Leben bis zum Kriege* (wie Anm. 7), S. 5.

gänglichkeit, der Vanitas und des *Memento mori*, die wie das Motiv des Kuriosen auch für Grimmelshausen und seine Zeit von nicht geringer Bedeutung waren, in Ringelnatzens Erzählungen und Gedichten nicht hinter den oft so heiter und lustig erscheinenden Fassaden vergessen werden darf. Einige Beispiele für alle drei Stränge im Ringelnatz'schen Werk sollen im Folgenden näher betrachtet werden.

I. Beseelte und sprechende Dinge

Schon der junge Hans Bötticher war an der sich in Einzelheiten präsentierenden großen und weiten Welt interessiert. In einem Brief, an seine Schwester im Sommer 1896 am ersten Ferientag geschrieben, antizipiert er vorfreudig: „Wie schön das werden wird, wenn wir erst [...] Schlangen, Eidechsen, Käfer, Blumen, Tannenzapfen, Steine, Muscheln, Äpfel, Birnen [...] sammeln [...]“. ³⁵ Dieses Suchen und Sammeln sollte er Zeit seines Lebens beibehalten. Selbst im Krieg legte er sich in dem Standort Seeheim ein Terrarium an, hielt dort Reptilien und Amphibien, gestaltete Landschaften etc., worin immer auch das Bestreben zum Ausdruck kommt, die Welt im Kleinen, im Detail zu schauen. ³⁶ Die größte Vielfalt erzeugte er aber in seiner Dichtung. Die oben genannten Beispiele sind nur einige wenige aus einem großen Kaleidoskop, einer bunten Bilderfolge von Dingen aus Ringelnatzens Gedichten, mit denen er einer langen Tradition folgt, nicht nur der aus Fabeln und Märchen, sondern auch anspruchsvollerer Literatur. Die schon von zeitgenössischen Rezensenten und Kritikern in den Vordergrund gerückten formalen Ähnlichkeiten der Ringelnatz'schen Gedichte mit beseelten Dingen aus Werken von Heine, Scheffel oder Morgenstern oder mit den zuletzt von Walter Pape ermittelten Märchen Andersens bergen allerdings einige Fallstricke. So hat Ringelnatz selbst schon in Bezug auf die ihm attestierte Nähe zu Christian Morgenstern eine solche bestritten, weil er zu der Zeit, als seine *Schnupftabaksdose* entstanden sei, noch kein Wort von Morgenstern gelesen habe. Es soll hier der Versuch gemacht werden, von dieser Diskussion abzurücken und Grimmelshausens

35 Ringelnatz, *Briefe* (wie Anm. 4), S. 5.

36 Zahlreiche Erwähnungen dieses Terrariums finden sich in dem Kapitel „Batterie Seeheim“ in Joachim Ringelnatz: *Als Mariner im Krieg*. In: *Gesamtwerk*, Bd. 7, S. 324–361; auch in Briefen aus der Seeheimer Zeit, z. B. an Annemarie Ruland: „5 Schlangen 28 Eidechsen“ (Ringelnatz, *Briefe* [wie Anm. 4], S. 101), findet das Terrarium Erwähnung.

Hauptwerk unter die möglichen Vorbilder einzureihen, da in der *Continuatio des abentheurlichen Simplicissimi* ‚Baldanders‘ in Rekurs auf Hans Sachs dem Simplicius anbietet, ihm beizubringen, wie man mit Dingen reden könne:

O ja/ antwortet Baldanders/ ich kan sie [die Menschen; D. L.] eine Kunst lernen/ dardurch sie mit allen Sachen so sonst von Natur stumm seyn/ als mit Stühlen und Bäncken/ Kesseln und Häffen etc. reden können/ massen ich solches Hanß Sachsen auch vnderweisen/ wie dann in seinem Buch zusehen/ darinn er ein baar Gespräch erzehlet/ die er mit einen Ducaten und einer Roßhaut gehalten; [...] Alß er diß geschriben/ wurde er zu einem grossen Aichbaum/ bald darauff zu einer Sau/ geschwind zu einer Bratwurst/ und unversehens zu einen grossen Baurentreck (mit Gunst) er machte sich zu einem schönen Kleewasen/ und ehe ich mich versahe/ zu einem Kühefladen; item zu einer schönen Blum oder Zweig/ zu einem Maulbeerbaum/ und darauff in einem schönen seidenen Teppich etc. [...]. (Co 604–605)

Es ist sehr wahrscheinlich, dass Ringelnatz bei seiner *Simplicissimus*-Lektüre an dieser Episode großen Gefallen gefunden hat; es entspricht seinem Umgang und seiner lyrischen Erfahrung mit den Dingen, wenn Vielfältigkeit, Wandelbarkeit, Vergänglichkeit, Komik und Witz, Derbheit und märchenhafte, mystische oder phantastische Weltaneignung in eins fallen. Auch das für ihn so bedeutende und oft im Leben wie in der Dichtung erfahrene Motiv des Weitergehens und der Flucht ist hier enthalten, denn schließlich „verändert er [„Baldanders“; D. L.] sich in einen Vogel“ (Co 605) und fliegt davon. Aber nicht nur generell, hinsichtlich der sprechenden Dinge oder des Sprechens mit Dingen, sondern auch ganz konkret scheint Ringelnatz hier fündig geworden zu sein. So erinnert z. B. sein Gedicht, das mit „Schindluder“ überschrieben ist, motivisch an die in dem oben angeführten *Continuatio*-Zitat erwähnte „Roßhaut“, mit der sich Grimmelshausen auf *Die ellend klagent roßhaut*³⁷ von Hans Sachs bezieht. Die Ausgestaltung ist aber so kurz wie lapidar: „Es war ein Pferd, das war ergraut | Und wurde deshalb abgebaut. | Man nahm zuerst ihm seine Haut. [...]“³⁸ Dann folgt, die Chronologie beeinträchtigend, etwas vom Leidensweg des lebenden Pferdes und schließlich sein Tod.

37 Hans Sachs: *Schwanck. Die ellend klagent roßhaut*. In: *Sämtliche Werke*. Bd. 5. Stuttgart 1870 (Bibliothek des Literarischen Vereins 106), S. 146–153.

38 Das „Schindluder“-Gedicht ist eine Reminiszenz an das Motiv, es geht mit den folgenden Versen nicht in die Details der Verwertung, sondern vor allem auf den Tod des Tieres ein; es endet aber typisch Ringelnatzisch (und möglicherweise hat Ringelnatz auch die Vignette des Titelblattes der *Continuatio* vor Augen): „Aus dem Kadaver aber floh | Ein Pegasus, der furzte froh.“ (Joachim Ringelnatz: *Gedichte*

In Bezug auf die in der Baldanders-Episode thematisierten Dinge stellt Dieter Breuer in dem Kommentar seiner Grimmelshausen-Ausgabe fest, dass *Simplicissimus* „[d]erartige alltägliche dingliche Anreize für die Einbildungskraft des Poeten“ auch an anderen Stellen des Romans, z. B. bei der Hexen-Episode oder der Schatzhebungs-Episode „ausphantasiert“ habe – hier, in der Baldanders-Episode, werde es ihm nun bewusst gemacht.³⁹ D. Breuer weist in diesem Zusammenhang auch noch auf die im Titelkupfer des *Simplicissimus* dargestellten Gegenstände hin, was auf Ringelnatz ausgedehnt werden kann: In den Umschlag- beziehungsweise Buchdeckelillustrationen einiger seiner Werke finden sich solche Ansammlungen und Darstellungen von Dingen wieder, so z. B. auf dem Buchdeckel von *Kuttel Daddeldu oder das schlüpfrige Leid* ein Schiff, ein Herz, Fisch, Pfeife, Weinglas, Flasche, Anker, Vogel und so weiter (Abb. 1).⁴⁰

Aus der *Continuatio* könnte Ringelnatz auch ein Motiv der vielzitierten „Schermesser-Episode“ übernommen haben. Der von Grimmelshausen sehr detailreich geschilderte ‚Werdegang‘ und ‚Leidensweg‘ eines Hanfsamens, der, nachdem er zunächst zu einer Hanfpflanze heranwächst, geerntet und dann als Rohstoff und schließlich als Produkt jeweils zahlreiche Stationen und Verarbeitungen durchlaufen muss, bis er als „Bogen Papier“ (*Co* 612) in einer „Cantzeley“ (*Co* 611) von Simplicius als Klopapier benutzt sein Ende findet, scheint in der „Skizze“ *Das Gedicht*⁴¹ anzuklingen. Ringelnatz geht es allerdings nicht um den ‚Lebensweg‘ des Papiers selbst, sondern um den eines Gedichtes, das auf ihm notiert wurde. Übereinstimmung ist aber hinsichtlich

dreier Jahre. In: *Gesamtwerk*, Bd. 2, S. 65). Der Pegasus wird von Ringelnatz öfter in Anspruch genommen, z. B. als sein eigener „armer“, der befeuert werden müsse (vgl. das Kapitel „Der Rote Münchhausen“ in *Mein Leben bis zum Kriege* [wie Anm. 7], S. 299–303, hier S. 301).

39 Dieter Breuer in seinem Kommentar zu *Co* 604. In: *Werke* I. 1 (wie Anm. 28), S. 1016–1017.

40 Aufbau und Art der Darstellung erscheinen wie eine in die Moderne übertragene Gestaltung barocker Titelblätter, bei denen häufig den Werktitel umrahmend verschiedene Gegenstände oder allegorische Figuren arrangiert sind. Gute Abbildungen vieler Titel- oder Umschlagillustrationen der Ringelnatz’schen Werke finden sich in dem Ausstellungsband: *Joachim Ringelnatz. Dichtung und Kunst vor Beginn des Nationalsozialismus*. Hrsg. von Delfina Jałowik und Jürgen Kaumkötter. Kraków 2017; vgl. auch S. 192, auf der der Einband des *Geheimen Kinder-Spiel-Buchs* (s. u. Anm. 47) mit einer ähnlichen Darstellung von Dingen wiedergegeben ist.

41 Joachim Ringelnatz: *Verstreut Gedrucktes*. In: *Gesamtwerk*, Bd. 4, S. 289–296.

des ‚Ablebens‘ des Papiers gegeben – es landet wie das ‚Schermesser‘ in der *Continuatio* im Klosett:

Er notierte fließend, und zwar, was schon für sein Talent sprach, nicht auf Büttenpapier [...] sondern er bekritzelte einen großen, gebrochenen Bogen gelben Packpapiers [...]. Hier ergab sich eine Stockung. Es fiel Karl nichts ein, [...] was sich gleichzeitig auf Lenz reimte. Deshalb zerknitterte er den Packbogen und schleuderte ihn in den Papierkorb. [...] Bei der nächsten Zimmerreinigung erspähten die von Habsucht geschärften Augen der Frau Janke den gelben Bogen; sie zog ihn hervor, glättete, faltete ihn zwiefach und verwahrte ihn.⁴²

Damit beginnt die Schilderung des Werdegangs des Papiers und des Gedichtes darauf: Die nächste Verwendung findet es zu Weihnachten, als mit ihm eine „blanke, etwas hinkende Lampe“,⁴³ Tannenzweige und Äpfel eingewickelt und als Paket nach Königsberg geschickt werden. Von dort aus reist es wiederum als Verpackungsmaterial mit der Post an einen Zollinspektor nach Wirballen. Wie es ihm dann weiter ergangen ist, erfährt der Leser kurze Zeit später: „Längst war das gelbe Packpapier in Wirballen einer unrühmlichen Todesart erlegen.“⁴⁴

42 Ringelnatz, *Verstreut Gedrucktes* (wie Anm. 41), S. 289–290.

43 Ringelnatz, *Verstreut Gedrucktes* (wie Anm. 41), S. 290.

44 Ringelnatz, *Verstreut Gedrucktes* (wie Anm. 41), S. 292. Das Motiv des ‚Lebens‘ oder ‚Werdeganges‘ einer Sache beziehungsweise eines Dinges ist von Ringelnatz oft ausgestaltet worden, so wird z. B. in einem Gedicht aus der schon oben erwähnten kleinen Sammlung *Was Topf und Pfann’ erzählen kann* vom Wasser berichtet, dass es in einem Topf erhitzt anfangs „zu brummen“, worauf es in direkter Rede anfängt, sein Leid zu klagen; wie es von seiner idyllischen Bergquelle in diesen Topf gekommen sei, wie es so schön im Sonnenschein im Tal über die Steine gesprungen, über „Mühlenrädchen“ geflossen, aber schließlich, nachdem es in ein großes schwarzes Loch einer Stadt eingelaufen und in weitere Röhren aufgeteilt in der Küche angekommen sei: „So kam ich in der Küche an | Und war schon ganz zufrieden –“; mit erneutem Perspektivwechsel heißt es dann in den anschließenden beiden letzten Versen berichtend: „Da ging dem Wasser der Atem aus, | Denn es begann zu sieden! –“ (Joachim Ringelnatz: *Was Topf und Pfann’ erzählen kann*. In: *Gesamtwerk*, Bd. 1, S. 16–17); oder auch der Werdegang einer Scherbe aus einer Bierflasche, die ins Meer gespült vom Sand zu einem funkelnden Ding geschliffen, dann gefunden und in einen Ring gefasst, noch als „verkannte, aber doch bewunderte | Abenteuerin“ viele Jahrhunderte durchlebte (Joachim Ringelnatz: „*Der Nachlaß*“. In: *Gesamtwerk*, Bd. 2, S. 237–238); bei den „Abschiedsworten“ an eine Pellkartoffel ist eine ähnliche Situation gegeben, wie bei der Vollziehung des Urteils über das ‚Schermesser‘ im *Simplicissimus*, wo Simplicius sozusagen die letzten Worte spricht. Bei Ringelnatz heißt es: „Jetzt schlägt deine schlimmste

Das Gedicht war aber vorher, bevor es mit dem als Klopapier verwendeten Packpapier hätte ‚sterben‘ müssen, von einer Köchin auf eine Postkarte übertragen worden, die „weit hinein ins Russische, über Moskau und Samara nach Turkestan, nach Taschkent“ reiste, dann von einem deutschen Krämer erworben wurde, der die Verse darauf als seine eigenen ausgab und später mit goldenen Buchstaben auf weiße Seide malte und sie seiner frommen Tante zum 80. Geburtstag zwischen die Bibel legte; ihr Sohn, ein Kapitän, erbte und verwandelte es dann auf einer Fahrt nach Australien mit einer dazu erfundenen Melodie in ein Lied, das er immer vor sich her sang; das Lied wiederum wurde zu einem Lieblingslied der Matrosen und „irrte [...] fürder zu Wasser um den Erdball, bis es in Deutschland wieder an Land und in eine Garnison geriet“ und Soldatenlied wurde; zunächst lange vergessen, wurde es später von einem Literarhistoriker fälschlich als altes Volkslied angesehen und in einer Mappe abgelegt: „So kam es abermals auf Papier [...].“ Dann erlebte es noch zwanzig Jahre lang „die wechselvollsten Abenteuer, die sich aber, so wunderbar und lehrreich sie sind, hier nicht berichten lassen [...].“⁴⁵ Wenn auch die individuelle Ausgestaltung, besonders das Weiterleben des Gedichtes bzw. Liedes nach dem Versenken des Papiers im Klosett völlig abgelöst von der möglichen Vorlage, frei und erfindungsreich, aber in der seemännischen Färbung überaus „Ringelnatzisch“ erfolgt, ist sie dennoch in methodischer Hinsicht sehr interessant, geht es doch um den Werdegang eines Gedichtes, das zum Lied wird – eigentlich eine Inversion der historischen Genese der Lyrik – und das dann durch einen sich irrenden Literaturwissenschaftler wieder zu Papier kommt. Neben dem Spiel mit den Motiven des Werdens und Vergehens, der Unbeständigkeit und der Exotik ist es ein Ringelnatz’scher Hieb auf die Stubengelehrten, der auch als Grimmelshausen’scher durchgehen könnte.

Stunde, | Du Ungleichrunde, | Du Ausgekochte, du Zeitgeschälte, | Du Vielgequälte, | Du Gipfel meines Entzückens. | Jetzt kommt der Moment des Zerdrückens | Mit der Gabel! – – Sei stark! | Ich will auch Butter und Salz und Quark | Oder Kümmel, auch Leberwurst in dich stampfen. | Mußt nicht so ängstlich dampfen [...].“ (Joachim Ringelnatz: *Gedichte, Gedichte von Einstmals und Heute*. In: *Gesamtwerk*, Bd. 2, S. 103)

45 Ringelnatz, *Verstreut Gedrucktes* (wie Anm. 41), S. 292–293.

II. Kurioses, Raritäten, Exotica

Von den Dielen des Elternhauses bis zu den entlegenen Teilen der Welt erstreckten sich Ringelnatzens Entdeckungslust und Sammelreviere, seine Beute war alles und jedes: Aus einer Ritze im Fußboden zog er als kleiner Junge mit seinen Geschwistern: „Knöpfe, Stecknadeln, Nähnadeln, Haarnadeln, aufregend ein Pfennig, Perlen, hurra ein Groschen, vor allem aber viel wollige[n] und stäubende[n] Schmutz.“⁴⁶ An die eingehenden Schilderungen seiner ausgefallenen Kinderspiele und Abenteuer, seiner eigentümlichen Phantasie, an die beiden später entstandenen seltsamen „Kinderbücher“,⁴⁷ sei hier nur erinnert. Für die eigentliche Ausgestaltung des Themas waren aber sicherlich seine Schiffsjungen-Erlebnisse und die folgende Erfahrung der Welt, seine Seefahrt, maßgeblich; Ringelnatz ist an den verschiedenen Enden der Welt gewesen, mit offenen Augen für Raritäten, Exotisches, Neues:

Im Strandwasser wimmelte es von Kattfischen, welche die Abfälle, die wir aus dem Faß schütteten, gierig verschlangen. [...] Ein Arbeiter versprach, mir am nächsten Montag einige Schlangen und Skorpione mitzubringen. In Brodys Hof hatte ich auch einen Gürteltierpanzer und ein Haifischgebiß erbeutet.⁴⁸

Er schildert in dem Gedicht „Hamburg“ in der zweiten Strophe mit den Seeleuten und deren mitgebrachten Kuriositäten auch sich selbst: „Dann die, die aus den Schiffen sich verstreuen: | Unangenehme, plumpe Wunderlinge, | Sie schenken bluterlebte Wunderdinge [...]“⁴⁹ Der Werdegang – das meiste geht auf den stürmischen Fahrten wieder kaputt oder verloren – der Raritäten ist in den autobiographischen Schriften nachzulesen; die Wirkung hingegen, auch die poetologische, die von der Erwähnung und Verarbeitung dieser Dinge ausgeht, ist in den Gedichten auszumachen. Dass Ringelnatz die besondere Wirkung wohl bewusst und wichtig war, zeigen indirekt die Mitteilungen seiner Erlebnisse als Schlangenträger; die Arbeit in der schon oben genannten Schlangenbude war eine Überbrückung seiner stellungslosen Zeit in Hamburg

46 Ringelnatz, *Mein Leben bis zum Kriege* (wie Anm. 7), S. 11.

47 Joachim Ringelnatz: *Geheimes Kinder-Spiel-Buch*. In: *Gesamtwerk*, Bd. 1, S. 175–190; und Joachim Ringelnatz: *Kinder-Verwirr-Buch*. In: *Gesamtwerk*, Bd. 2, S. 5–22.

48 Joachim Ringelnatz: *Mein Schiffsjungentagebuch*. In: *Mein Leben bis zum Kriege* (wie Anm. 7), S. 40–147, hier S. 103.

49 Joachim Ringelnatz: *Reisebriefe eines Artisten*. In: *Gesamtwerk*, Bd. 1, S. 218.

(1901), während der er immer wieder vergeblich versucht hatte, auf einem Schiff anzuheuern. In einer später erschienenen kleinen Erzählung berichtet Ringelnatz über diese Bude, die Truppe und die Wirkung auf die Zuschauer, und auch in *Mein Leben bis zum Kriege* heißt es dazu:

Eine Riesenschlange wurde dort vorgeführt. Fünf Männer in Matrosenanzügen trugen sie auf den Schultern. Der kleinste davon und der einzige, wirkliche Seemann war ich. Ich trug das Schwanzende. Herr Malferteiner, der Budenbesitzer, im dunkeln Anzug und mit Lackschuhen, erklärte mit durchdringender Stimme: ‚Die Riesenschlange! – *Bo – a – – constrictorr!* – Ihre Heimat ist Südamerika. [...] Menschen und Tieren wird sie gefährlich durch ihre gräßliche Gewalt [...]. Denn sie ringt in der Freiheit mit dem Löwen und dem Tiger und besitzt auch die Kraft, dem größten und stärksten Büffelochsen [...] alle Knochen zu zerbrechen [...]‘ (Pause zum Staunen.) [...].⁵⁰

Die ersten Seiten der kleinen Erzählung erschienen in der *Literarischen Welt* 1930 unter dem Titel *Aus dem Kuriositätenkabinett der „L. W.“ Bericht aus einer wandernden Menagerie*.⁵¹ Die *Literarische Welt* hat mit der Metapher im ersten Teil des Titels ganz passend nicht nur die Schlangenbude, sondern auch Ringelnatzens Bericht darüber in den Kontext der Wunderkammern, Raritäten- und Kuriositätenkabinette gestellt. Liest man die Schilderung aber genau, so geht Ringelnatz über das „Staunen“ hinaus. Er legt dem Chef der Truppe, Malferteiner, völlig korrekt in den Mund, dass die Würgeschlange in Südamerika beheimatet ist, dann aber lässt er ihn stark übertreibend von der „grässlichen Gewalt“ sprechen, die selbst vor Löwen und Tigern nicht haltmache. Ganz bewusst scheint Ringelnatz nicht ins Hyperbolische, sondern ins Lügenhafte zu schwenken, zu offensichtlich ist es, dass diese beiden Großkatzen nicht auf dem amerikanischen Kontinent vorkommen. Sensationslust und lügenhafte Übertreibung bis zur völlig freien Erfindung bei der Schilderung von entlegenen Weltteilen oder Kuriositäten ist auch ein wiederkehrendes Thema im *Simplicissimus*. Besonders die ‚Schermesser‘-Episode der *Continuatio*, die Ringelnatz schon für das Sprechen mit Dingen und für die Wandelbarkeit der

50 Ringelnatz, *Mein Leben bis zum Kriege* (wie Anm. 7), S. 151.

51 Zitiert nach Walter Papes Anmerkungen zu Ringelnatz, *Malferteiners Schlangenbude* (wie Anm. 18), S. 369. Eine ähnliche Kategorisierung, allerdings in Bezug auf eine andere Textsorte, nimmt Catharina Oerke vor. Sie beschreibt Ringelnatzens *Schnupftabaksdose* als „lyrische Kuriositätensammlung“. (Catharina Oerke: Lyrische Schmetterlinge. Über die humanen Tiergedichte des Joachim Ringelnatz. In: *Joachim Ringelnatz*. Hrsg. von Heinz Ludwig Arnold. München 2000 [Text + Kritik. H. 148], S. 49–58, hier S. 49)

Dinge zum Vorbild dienen konnte, thematisiert den freien Umgang im Bericht von weit entfernt liegenden Kuriositäten und Ereignissen:

MEin Gast-Herr hatte ein halbes Tümmelgen da er mich heimbrachte/ dahero wolte er desto genauer von mir wissen/ woher/ wohin/ was *profession* und dergleichen; und da er hörete/ daß ich ihm von so vielen unterschiedlichen Ländern die ich mein Tage durchstrichen/ zusagen wuste/ welche sonst nicht bald einem jeden zusehen werden/ als von der Moscau/ Tartarey/ Persien/ *China*, Türckey/ und unsern *Antipotibus*, verwundert er sich trefflich und *tractirte* mich mit lauter Veltliner und Oedtsch-Wein/ er hatte selbst Rom/ Venedig/ Ragusa/ Constantinopel und Alexandriam gesehen/ als derowegen ich ihm viel Warzeichen und Gebräuch von solchen Oertern zu sagen wuste/ glaubte er mir auch was ich ihm von ferneren Ländern und Stätten auffschniede/ dann ich regulierte mich nach Samuels von Golau Reumen/ wann er spricht

Wer lügen will der leug von ferne!

Wer zeugt dahin erfährets gerne?

Und da ich sahe daß es mir so wol gelunge/ kam ich mit meiner Erzählung fast in der gantzen Welt herumber; da war ich selbst in deß *Plinij* dicken Wald gewesen/ [...] log aber auch etwas mehrers darzu/ weil ich sahe daß ers so haben wolte; massen er sich mit solchen und dergleichen Geschwätz wie die Kinder mit den Märlein auffziehen liesse [...]. (Co 610–611)

Im XIV. Kapitel der *Continuatio* mit der Überschrift „Allerhand Auffschneidereyen deß Pilgers/ die einem auch in einem hitzigen Fieber nicht seltsamer vorkommen können“ (Co 628–634), heißt es dann: „[...] wann mich aber jrgents ein Fürwitziger meiner Seltzamkeit wegen auffnam/ umb etwas wunderlichs von mir zuhören/ so *tractirte* ich denselben wie ers haben wolte [...]“ (Co 629); und schließlich: „*In Summa Summarum* ich wuste von seltsamen und verwunderungs würdigen Sachen nit allein etwas daher zulügen/ sonder hatte alles selbst mit meinen aigen Augen gesehen [...].“ (Co 633). Bei Ringelnatz ist diese Kunst auch zu finden. Als Burgenführer auf der Burg Lauenstein in Oberfranken bedient er die Leichtgläubigen und Sensationslüsternen mit frei erfundenen Einfällen:

Jedenfalls gefiel es mir von nun an, gelegentlich das Blaue vom Himmel herunterzulügen. [...] Manchmal unverschämt weitgehend. ‚Mit dieser Lichtschere wurde Katharina von Medici erwürgt.‘ [...] Ich hob eine Art dörflichen Klosettdeckels hoch, und man sah in einen tiefen dunklen Schacht, sah Loch, Dunkelheit, weiter nichts. Aber ich fügte mit gehobener Stimme hinzu: ‚Sie sehen in der Tiefe zwei Gerippe, die durch einen goldenen Ring miteinander verbunden sind.‘ Alles drängte sich vor, starrte ernst hinunter. ‚Sehen Sie es?‘ fragte ich einen der Neugierigen. ‚Nein!‘ sagte er

ehrlich. ‚Sie müssen sich hierher stellen. – So – Dort unten! – Sehen Sie es?‘ ‚Ja!‘ sagte er nickend. ‚Ja!‘⁵²

Die Lichtschere werden die Ahnungslosen nicht gerade gefordert haben, doch einen Schimmer des Goldrings zu sehen schon eher – es macht den Eindruck, als habe sich von Grimmelshausens Zeit bis zu Ringelnatz nicht sehr viel daran geändert, dass manch einer gerne belogen werden will.

Ringelnatz wollte sich diese Eigenart auch in seinem in München eröffneten Tabakladen zu Nutze machen, den er folgendermaßen ausstattete:

Das Ladenschild ließ ich gelb anstreichen und darauf mit blauen Buchstaben schreiben: ‚Tabakhaus Zum Hausdichter.‘ An der Tür las man ‚on parle français‘, ‚english spoken‘, sowie einige Phantasiezeichen, die so taten, als verstünde ich Chinesisch. Ein *stud. med.* lieh mir ein menschliches Gerippe. Das legte ich ins Schaufenster, wo es zwischen Zigarrenkisten und Zigaretenschachteln herumwühlte. Dazu einen Riesenkäfer, ferner künstlich ausgestopfte Gebilde, die wie exotische Tiere aussahen, Bilder, Stiche ‚verkäuflich‘ und Totenköpfe aus Gips [...] und Trophäen aus meiner Seefahrtszeit.⁵³

Auf einer Werbekarte heißt es: ‚[...] Vorzügliche Cigarren und Cigaretten. (Bisher noch kein Todesfall). [...] Sehensw. Kunstschatze u. Merkwürdigkeiten. Treffpunkt der gebildeten Raucherwelt [...].‘⁵⁴ Der Laden bestand nicht sehr lange. Die Gründe dafür kann man in seinen eigenen Schilderungen nachlesen, aber auch im *Kuriositäten-Kabinett* Emil Szittyas, das nicht kuriose Dinge, sondern kuriose Menschen seiner Zeit vorstellt:

Das war der idealste Tabakladen, der mir jemals begegnete. Alle hatten wir dort Kredit. Wenn wir kein Geld hatten, sagte uns H. B. R. in gemütlichem sächsischen Dialekt: ‚Na, nehmt euch doch etwas aus meiner Kasse.‘ Selbstverständlich existierte der Tabakladen nicht lange. Bötticher behausdichtete allabendlich dreimal den Simpl und bekam dafür sechs Mark. Er ist der beste Trinker, den ich kenne. Else Lasker-Schüler hat eine unheimliche Angst vor ihm.⁵⁵

52 Ringelnatz, *Mein Leben bis zum Kriege* (wie Anm. 7), S. 308.

53 Ringelnatz, *Mein Leben bis zum Kriege* (wie Anm. 7), S. 233.

54 Ein Photo der Karte und auch eine Außenansicht des Tabakladens in der Schellingstraße sind bei Michael Fürst: Irr-, Um- und Nebenwege im Leben des Joachim Ringelnatz. In: *Ringelnatz! Ein Dichter malt seine Welt* (wie Anm. 7), S. 62–69, hier S. 64 und 65, abgebildet.

55 *Das Kuriositäten-Kabinett. Begegnungen mit seltsamen Begebenheiten, Landstreichern, Verbrechern, Artisten, religiös Wahnsinnigen, sexuellen Merkwürdigkeiten, Sozialdemokraten, Syndikalisten, Kommunisten, Anarchisten, Politikern*

Aufschlussreich ist auch ein weiterer Blick von außen auf die Ringelnatz'sche Vorliebe für Raritäten und Exotisches, weil er mehr als zwanzig Jahre nach der Aufgabe des Tabakladens, in Ringelnatzens letzten Lebensjahren erfolgte: Der Frankfurter Feuilleton-Redakteur Max Geisenheyner hatte Ringelnatz gesehen, als dieser im Begriff war, einen Kleider-Trödelladen zu betreten. Er machte ein Photo von dem Moment, schrieb das Gedicht „Ein belauschter Dichter“ dazu und veröffentlichte beides im Stadtblatt der „Frankfurter Zeitung“ vom 21. 4. 1932. Das lyrische Ich spricht in dem Gedicht Ringelnatz an und fragt zwar noch, was er denn in dem Laden suche, stellt aber sofort eigene Vermutungen an, die veranschaulichen, wie sehr Ringelnatz mit seiner Kunstfigur ‚Kuttel‘ gleichgesetzt wurde:

[...]
 Ringelnatz – Kuddeldaddeldu!
 Suchst Du hier Ruh?
 Oder alte Selbstbinder
 Für die überseeischen Kinder?
 Suchst Du Kanarienvogeleier,
 Einen Span von Apollos erster Leier?
 Oder Kleider, Schuhe, Panamas

und Künstlern. Gesammelt von Emil Szittyá. Konstanz 1923. S. 259. Das *Kuriositäten-Kabinett* ist nicht nur wegen seiner Schilderung der Simplicissimus-Künstlerkneipe und des Ringelnatzschen Tabakladens interessant; es spielt mit dem barocken Titel, der im Original in rhombenförmiger Gestalt auf dem Titelblatt prangt, aber auch mit seinem ersten Kapitel (S. 5–10), das mit „Ich“ überschrieben ist, auf das 17. Jahrhundert an; in dem genannten Kapitel geht es um die ungeklärte Herkunft des Erzählers, die auch entfernt an die erste Passage des *Simplicissimus* erinnert: „Es ist nicht gut möglich, ganz objektiv über sich zu schreiben, weil man doch manche Eigenschaft besitzt, die zu nett ist, um über sie zu berichten; [...] Es gibt Menschen, die glauben, daß mein Vater aus sehr altem Adel stamme; meine Mutter dagegen soll eine Jüdin sein. Manche Eingeweihte wissen aber, daß ich aus einer Krautjunkerfamilie stamme. Nach anderer Lesart soll ich der letzte Sproß einer nach Ungarn eingewanderten finnischen Familie sein. Ich las einmal einen Brief, in dem behauptet wurde, ich wäre von Geburt Zigeuner. Viele nennen mich auch einen Juden (was mir manchmal sogar unangenehm ist.). Positiv weiß ich das: ein Verwandter von mir war der berühmte Frauenmörder Hugo Schenk. In meinen Verwandtenkreis gehört auch Professor Schenk, der seinerzeit großes Aufsehen damit erregte, daß er behauptete, ein Mittel gefunden zu haben, mit dem man bei schwangeren Frauen die Geburt so regeln könne, daß je nach Wunsch ein Junge oder ein Mädchen auf die Welt komme. Es gibt unter meinen Vorfahren auch einen berühmten Seeräuber, der das Modell zu dem Kriminalroman ‚Nobody‘ war. Ich bilde mir ein, daß ich die Reinkarnation dieser meiner Vorfahren bin.“

Für die überseeischen Mamas?
[...]⁵⁶

Ringelnatz antwortete ebenfalls mit einem Gedicht und einem Photo, er habe Seestiefel für die Auftritte seiner Theaterreise gesucht und gekauft. Es ist aber bei Weitem nicht immer so trivial. Wenn in dem Gedicht „Logik“ im Meer bei Norderney nachts um drei Uhr ein „Suahelischnurrbarthaar“ treibt, dann ist das nicht nur ein Kuriosum, das die Frage erlauben soll, was so ein Schnurrbarthaar „am Kattegatt“ mache und so logische Schlüsse demonstriert beziehungsweise – nicht nur in Bezug auf die Größenverhältnisse von Meer und Haar – *ad absurdum* führt. Es verweist vielmehr auf das für Ringelnatz so elementare Treibgut und, wie Hermann Korte herausgearbeitet hat, auf ein Prinzip Ringelnatz'scher Reimkunst, der „poetischen Dynamisierung“:

Logik
Die Nacht war kalt und sternenklar,
Da trieb im Meer bei Norderney
Ein Suahelischnurrbarthaar. –
Die nächste Schiffsuhr wies auf drei.
[...]⁵⁷

Die besondere Wirkung, so H. Korte, zeige sich an der Destruktion pathetisch aufgeladener Wörter durch ungewöhnliche Reimpaarungen wie bei „sternenklar“ und „Suahelischnurrbarthaar“.⁵⁸

Das nächste Beispiel soll hier angeführt werden, nicht nur weil die im Eingangszitat von Peter Panter bemühte Geologie auf ganz neue Pfade gebracht werden könnte, sondern vor allem, weil es in einem Detail noch einmal einen besonderen Aspekt des Kuriosen widerspiegelt:

Steine am Meer
Eine schöne Freude am Strande ist mir das: mit dem Blick nach unten über

56 Geisenheyners Gedicht ist mit der Antwort Ringelnatzens und den beiden Photos abgedruckt in Joachim Ringelnatz: *Gelegenheitsgedichte*. In: *Gesamtwerk*, Bd. 2, S. 360–361. Interessant ist Geisenheyners „Span von Apollos erster Leier“. Diese vermutete Kuriosität weist über die bei Ringelnatz üblichen Exotica und Raritäten hinaus und erinnert an die zuletzt von Dieter Martin analysierten fiktiven Antiquitäten der Frühen Neuzeit (Dieter Martin: „Wunderliche Antiquitäten“. Frühneuzeitliche Inventare fiktiver Dinge. In: *Simpliciana* XXXIX [2017], S. 161–181).

57 Ringelnatz, *Schnupftabaksdose* (wie Anm. 21), S. 80.

58 Hermann Korte: „Es reimt sich was, / Und es schleimt sich was“. Der Reim bei Joachim Ringelnatz. In: *Joachim Ringelnatz* (wie Anm. 51), S. 37–48, hier S. 46.

die Millionen von Steinen und Steinchen zu wandern, zu steigen, zu kriechen. Um in ihrer mannigfaltigen Masse Formenwunder und Farbenwunder zu entdecken. Um Anregendes, Aufregendes, Seltsames zu finden [...]. Ich finde immer etwas. Erfreulicherweise am wenigsten das, was leider auch ich suche, wie außer mir viele Menschen, Dinge von Geldwert oder Sammelwert. [...] Aber ich finde sonsterlei. Selbstverständlich die bekannten, immer ähnlich sich wiederholenden Steinformen. Die Kugel, das Ei, der Pilz. [...] Oder der Donnerkeil, um den so unklare Sagen ziehn. Neben der billigen Kartoffel hebe ich anderes Eßbare auf. Als läge das meinem Interesse am nächsten. Gurke, Käse oder Käsescheibe, Wurststücke, Früchte. Ebenso auffallend häufig zeigen sich Tierähnlichkeiten. Vögel, Hunde, Robbe, Fisch, Säugetiere, Nagetiere, alle Tiere. Ein Würfel, ein Kobold, orthopädische Modelle, ein Medaillon, ein Napoleon, ein Hammer. Ein anderer Stein, der mir wieder entgleitet und an einem härteren zerschellt, ist nun eine Urne mit Deckel. Ich spähe weiter: ein Magengeschwür, wie ich es einmal in Spiritus sah, dann etwas, was ich nicht nennen darf, dann ein Knochen. Ein rührendes Stück Madonna, eine Nase, verschiedene Nasen. Meine eigene Nase fand ich noch nicht. [...]⁵⁹

Der Stein, der Ringelnatz in *Steine am Meer* an ein „Magengeschwür“ in Alkohol konserviert erinnert, scheint wie aus dem Regal einer Wunderkammer herausgegriffen, in denen häufig auch Organe oder Körperteile, Mißbildungen oder ungeborenes Leben aufbewahrt und ausgestellt wurden.⁶⁰ Es ist in diesem Kontext mehr als skurril, dass Ringelnatz und seine Frau in einer Glaskuppel ein Kinderskelett – genauer das winzige Skelett eines Embryos – aufbewahrten, das sie zu Weihnachten in einer feierlichen Zeremonie hervorholten. Die befreundete Schauspielerin Asta Nielsen berichtet darüber: „Da wurde die Tür geöffnet, und heraus kam eine Glaskuppel, die sich über dem Skelett eines Embryos wölbte [...]. Sehr wenige bekamen die Erlaubnis, das kleine Gerippe zu bewundern.“⁶¹ Wenn es auch so aussieht, als bestehe der Strang der Kuriositäten und Exotica bei Ringelnatz vor allem aus dickem

59 Joachim Ringelnatz: *Steine am Meer*. In: *Kleinere autobiographische Schriften*. In: *Gesamtwerk*, Bd. 5, S. 249–251, hier S. 249.

60 In dem Gedicht „Kurz vor der Weiterreise“ in *Reisebriefe eines Artisten* gibt es wieder eine Aufzählung von Dingen, die dem lyrischen Ich in Berlin gestohlen wurden, darunter neben einer gelben Tasche, Frack, zwei „Unterwäschen“, den guten Hosen, Hemden, Kragen, „Onkel Karls Uhr“, den „Metamorphosen des Tacitus“ auch ein „Glas mit dem Bandwurm in Spiritus“. (Ringelnatz, *Reisebriefe eines Artisten* [wie Anm. 49], S. 200)

61 Ariane Walsdorf: „Wenn ich einen Anfang wüßte – säng ich ein Lied aus Inmirländ“. Zu den Gedichten von Joachim Ringelnatz. In: *Ringelnatz! Ein Dichter malt seine Welt* (wie Anm. 7), S. 85–91, Zitat S. 90 (dort ist auch ein Photo von Ringelnatz mit dem Skelett im Glasbehälter abgedruckt).

Seemannsgarn, so scheint doch das Skurrilste von den angeführten Dingen Realität gewesen zu sein.

III. Vergänglichkeit im Strom der Dinge

Der Mann mit dem unruhigen fahlen Gesicht begann Gedichte zu rezitieren. Gedichte von ihm selbst; aber von solch sprudelnder Lustigkeit, daß es mir unerklärlich war, wie ein Mensch, in dessen Zügen so viel Gram und innere Zerrissenheit lagen, überhaupt noch wissen konnte, was Heiterkeit und Lebensbejahung sei. – Und alles lachte mit ihm; aber ich bemerkte trotzdem, daß in seinen Augen eine endlose Trauer war [...] die er zu verbergen suchte und die doch immer hervorsprang, ungebändigt. [...] Ich fragte, ob die humoristische Poesie ihm so sehr liege; ob er sich ausschließlich damit beschäftige. – ‚Nein‘, sagte er darauf, und es schien als sei die Stimme ernster geworden, – ‚das tue ich, um Geld zu verdienen. Die Leute wollen lachen, und da muß ich mit ihnen lachen.‘ [...] Hierauf erzählte er mir lange, daß er andere Gedichte mache, lyrische; wie kein Verleger seine Sachen drucken wolle, weil sie nicht nach dem Geschmack des Publikums seien [...]. – Hier sei er lustig, weil er bezahlt werde.⁶²

Der die Gedichte rezitierende Mann war Joachim Ringelnatz. Leclère, von dem die zitierte Passage stammt, war nicht der einzige, der sich nicht von der lustigen Maske der Bühnenfigur täuschen ließ, vielmehr sehr feinfühlig erkannte, wie es dahinter aussah. Erich Kästners Feststellung und Frage:

Es ist so traurig, daß sich die meisten gewöhnt haben, über Ringelnatz als einen Hanswurst und Suppenkaspar zu lachen. Merken denn so wenige, daß man keine Kabarettnummer, sondern einen Dichter vor sich hat?⁶³

verdeutlichen, wie stark die Verengung der öffentlichen Beurteilung ausgeprägt war. Doch soll es hier nicht um diese Verkennung, sondern um die von Ringelnatz selbst gelieferte Erklärung der Intention seiner Außendarstellung gehen, weil sie hinsichtlich der Rezipienten sehr stark an Grimmelshausens Rechtfertigung seines lustigen Stils in der oft zitierten Eingangspassage der *Continuatio* mit dem „Pillulen“- und Hülsen/Kern-Vergleich erinnert. Dem Publikum beziehungsweise dem Leser, so heißt es dort, könne die eigentliche Botschaft nur vermittelt werden, wenn man auch „zu zeiten etwas possierlich auffziehe“ (Co 563). Wenn sich aber jemand einbilde, er erzähle nur deshalb,

62 Aus René Leclères *Münchener Erinnerungen*, hier zitiert aus den Anmerkungen in Ringelnatz, *Mein Leben bis zum Kriege* (wie Anm. 7), S. 381.

63 Zitiert nach Pape, *Ringelnatz* (wie Anm. 2), S. 190.

weil er „die Leut zum lachen bewögen möchte; so findet sich derselbe weit betrogen! dann viel lachen ist mir selbst ein Eckel [...].“ (Co 563)

Ob den Leser Ringelnatz dieses Diktum des simplicianischen Erzählers bewogen haben mag, die lustigen und komischen Motive und Passagen im *Simplicissimus* und in der *Continuatio* anders zu werten oder auch die vielen Kriegs- und Gewaltdarstellungen besser zu verstehen, darf hypothetisch gefragt werden. Die eminente Bedeutung der Kriegserfahrung des simplicianischen Erzählers für die Hermeneutik, Motivik, Stilistik des Romans ist Ringelnatz wohl nicht verborgen geblieben. Es lohnt sich aber auch ohnedies, Beispiele aus Ringelnatzens Kriegsschilderungen heranzuziehen, nicht nur, weil die jeweilige Kriegserfahrung beide Autoren auf ihre Weise geprägt hat, sondern vor allem, weil – wie in dem Gedicht „Die Strömung“ – zunächst wieder das Wesen der Dinge und die Vergänglichkeit im Vordergrund zu stehen scheinen; auch fehlen die schon bekannten aber nur oberflächlich unsinnig erscheinenden Details nicht, so das „Speichelchen“ – man denke an die Unmöglichkeit, dieses im Wasser überhaupt wahrnehmen zu können, wie auch schon bei dem „Suahelischnurrbarthaar“ – oder „nichts“ in der vierten Strophe. Aber dann, in den letzten Versen, wird es essentiell; und ganz gegensätzlich zu den so oft angeführten belebten oder beseelten Dingen in der Ringelnatz'schen Dichtung sind alle Dinge tot, unbedeutend und im „Grunde stets dasselbe“:

Die Strömung

Die Strömung strömte Süd-Nord-West
Und bog sich dann im Bogen.
In ihrer Mitte kam ein Rest
Von einem Boot gezogen.

Dann kam ein Wasserleichelchen;
Es war von außen offenbar
Noch ziemlich frisch.
Dahinter trieb ein Speichelchen,
Das abgesondert war
Von einem Fisch.

Dem folgte sehr viel Kohlendreck,
Das Wasser wurde trüber.
Dann gondelte verdorbener Speck
Fischunterzupft vorüber.

Dann trieb ein Balken stumpf vorbei,
 Dann nichts, dann ein Stück Dichtung,
 Ein Flaschenkork und andrerlei, –
 Alles in gleicher Richtung.

Dann kam ein Rest von einem Boot.
 Ihm folgte eine gelbe
 Chinesenleiche, stark zersetzt.
 Und alles, was ich sah, war tot,
 War unbedeutend und zuletzt
 Im Grunde stets dasselbe.⁶⁴

Es ist davon auszugehen, dass in dem Gedicht neben der oben erwähnten Vorliebe für das Motiv des Wassers, das die Dinge mit sich führt, hier die Verarbeitung eines Kriegserlebnisses zu sehen ist, das auch der kleinen Erzählung *Nordseemorgen 1915* zugrunde liegt. Das Kriegsschiff „S.M.S. Yorck“ war Anfang November 1914 auf die eigene Minensperre gelaufen und gesunken, es gab hunderte Tote. Ringelnatz hatte unter anderem den Befehl, nach Leichen und Leichenteilen zu „fischen“. An Rolf von Hoerschelmann schrieb er am 12. November 1914: „Außerdem haben wir mitunter Extraaufgaben wie z. B. kürzlich bei der Yorckgeschichte, wo wir den Befehl erhielten nach etwaigen losgerissenen Minen zu suchen u. zu schießen u. treibende Mützen, Hängematten, Korkwesten, Leichen etc. zu fischen. Es ist oft bitter kalt u. stürmisch u. wir schlafen zum Teil in nassen Kojen.“⁶⁵ Im *Nordseemorgen*

64 Ringelnatz, *Reisebriefe eines Artisten* (wie Anm. 49), S. 213–214. Man darf sich von der einige Male aufscheinenden Durchbrechung der düsteren Stimmung, etwa durch die Diminutive in der zweiten Strophe, nicht davon ablenken lassen, „Die Strömung“ als penible Ausarbeitung des *Memento-mori*-Motivs zu verstehen. Vgl. dazu auch Hermann Korte: „Die harmlos-heitere, schlichte Reimbildung erschöpft sich nicht in bloßer Reimkonvention, sondern ist eine verdeckte Form ironischen Sprechens. [...] Man sollte sich von der harmlos-harmonischen Fügung von Reimpaaren wie ‚West‘ und ‚Rest‘ und ‚Bogen‘ und ‚gezogen‘ nicht täuschen lassen – die Geschichte [...] ist echter Spuk- und Schauderstoff [...].“ (Korte, „Es reimt sich was“ [wie Anm. 58] S. 38)

65 Ringelnatz, *Briefe* (wie Anm. 4), S. 51–52; fünf Tage später, am 17. November heißt es in einem Brief an Alma Baumgarten: „Mit der Yorck-Geschichte hatte ich viel zu thun; wir fischten nach Leichen u. liegen noch ganz dicht an dem Wrack, wo heute noch viele Leichen drin sind. Ja Marine ist brav u. friert jetzt eklig [...].“ (Ringelnatz, *Briefe* [wie Anm. 4], S. 52–53); und am gleichen Tag auf einer Feldpostkarte an Erna Krauß: „L/E. Also nachträglich meine Gratulation zum Geburtstage; wieviele mögen an diesem Tage gestorben sein, zerrissen, erschöpft, erschossen, erstochen, verbrannt, erfroren, erstickt – – ? Nicht weit von hier, wo ich heute Wache gehe, d. h. mitten in der See ragt ein zersprengter Rumpf

1915 ist der Blick dieses Spähenden und Ausschauhaltenden auf das Treibgut überhaupt nicht martialisch, sondern eher poetisch geschildert:

Die ruhige Stunde entfaltet ihre eigene Pracht. Des Meeres mattgraues Gewand bewegt sich in sanften Tälern und Hügeln, als atmeten darunter tausend Lungen. Und die Strömung führt stetig unterschiedliche, fremde Dinge auf Reisen links oder rechts [...] vorbei [...]: Reisigstücke, verworfen und mißachtet, niemand mag sich erinnern, daß sie einst so viel duftige Schönheit getragen haben; eine offene Blechdose voll Spuren von Putzpomade, [...] eine hölzerne Bank [...] und ein unerkennbarer Gegenstand; einmal auch eine Marinemütze, in ihr Band ist der Name eines berühmten Generals aus dem Befreiungskriege gestickt, und Korkbrocken und Kombüsenabfälle. [...] Heute nach tagelangem, gigantischem Wüten gibt sich die See wieder mild und gütig. Sie setzt einen erschöpften Papierstreifen barmherzig auf die Ankerkette des Wachtbootes ab. Und der müde Zettel klammert sich um die kalten Kettenglieder und weint in blauen Strähnen Worte einer Mutter ins Wasser: – dieser großen, grausamen Zeit. Ich ... Nacht, daß Gott unserem tapferen und ... terlande beistehen und dich ... letzten Sohn erhalten möge. Sei ... und innig umar ... alten schwerbesorgten – –.⁶⁶

Die Situation ist zwar mit dem Titel in das Jahr 1915 verlegt, bezieht sich aber meines Erachtens auf die „Yorckgeschichte“. Mit der Marinemütze, auf deren Band der Name eines „berühmten Generals aus dem Befreiungskriege“ zu lesen ist, kann Ringelnatz nur auf den preußischen Generalfeldmarschall

aus dem Wasser, der noch ein paar hundert Leichen birgt, die an 10 Tage schon darin faulen. Es ist die Yorck, ein Name, der mich an fürnehme Zeiten erinnert.“ (Ringelnatz, *Briefe* [wie Anm. 4], S. 53); besonders dieses Schreiben erinnert stilistisch an Grimmelshausen, wenn die verschiedenen Todesarten in Akkumulation oder archaisierende Formulierungen wie „an 10 Tage“ oder „fürnehme“ gebraucht werden. Auch in der autobiographischen Erzählung *Als Mariner im Krieg* (wie Anm. 36) berichtet Ringelnatz in dem Kapitel „In See auf ‚Blexen‘ und ‚Vulkan‘“ (S. 45–102, besonders S. 71–73) von dem „Yorck“-Unfall“ (S. 73).

- 66 Joachim Ringelnatz: *Nordseemorgen 1915*. In: *Die Woge*. In: *Gesamtwerk*, Bd. 4, S. 118. In anderen kleinen Erzählungen aus der *Woge* finden sich auch stilistische Anklänge an Grimmelshausens Schreibart, wenn Ringelnatz bestimmte Charaktere in plattdeutschem Dialekt oder Fremdworte falsch sprechen lässt: „Nee, ik glöve, he het’s mit de Angst kregen [...] he is bang“, und „Schreyer fügte in anstrengendem Hochdeutsch und mit besonders schlauem Ausdruck hinzu: ‚Torpedermaat ist melangscholisch. He denkt an Seemansgrab oder hat Sehnsucht nach sin Fru.‘“ (Joachim Ringelnatz: *Totentanz*. In: *Die Woge* [wie in dieser Anm.], S. 122); oder auch auf S. 123: „,Dat hest du all fofftein mal vertellt.‘ ‚Nur das äußerst Allgemeine [...]‘ ‚Na, dann lög mal too!‘“ Zum Vergleich im *Simplicissimus*: „[...] ich [...] wurde aber gleich von fünff Reutern erblickt/ und angeschryen: Junge/ kom heröfer/ oder schall my de Tüfel halen/ ick schiedte dick/ dat die de Dampff zum Hals utgaht [...].“ (ST 31)

Johann David Ludwig Graf Yorck von Wartenburg (1750–1830) und damit auf das 1914 gesunkene Schiff angespielt haben. Neben der Mütze, den Reisigstücken, Korkbrocken, Kombüseabfällen, einer Dose, einer Bank und einem nicht erkennbaren Gegenstand ist es aber vor allem ein besonderes Treibgut, das die schon oben beschriebene Ringelnatz'sche Darstellungsweise von Dingen erneut in den Vordergrund stellt: ein Brief – und damit auch ein Text – der als Ding verlebendigt wird; die See, ebenfalls personifiziert oder besser anthropomorphisiert, setzt „barmherzig“ einen „erschöpften“ Überrest des Briefes an der Ankerkette ab. Der Erzähler sieht, wie das Wasser des Meeres die Schrift vom Papier wäscht: der „müde Zettel“ der sich an die Ankerkette „klammert“ – diese wird, obwohl Symbol der Hoffnung und der Zuversicht als „kalt“ beschrieben – „weint in blauen Strähnen“ die auf ihm geschriebenen Worte in das Meer. Im Strom der Dinge geht letztendlich alles ineinander über. Anfang und Ende werden undefinierbar.

In dem letzten Beispiel, dem Gedicht „Sinnender Spatenstich“, führt Ringelnatz noch einmal vor, wie die Dinge der Erde – hier unter der Erde – in das Dasein treten, so unterschiedliche Formen annehmen, zu verschiedenen Wesen werden können; wie in ‚Baldanders‘-Manier die Erde den Keim von Zwiebeln, Puppen oder Autoöl in sich trägt. Entstehen, Verpuppen und Verwandeln, Metamorphose ist Programm. Das Gestorbene, der Abfall, die Fäule und – hier entscheidend – ein besonderer Witz erzeugen Leben. Es ist ein feiner Unterschied zwischen dem Lachen, vor dem schon der Grimmelshausen'sche Erzähler einen Ekel empfand und dem hier in Anschlag gebrachten „feine[n] Humor“:

Unter der Erde murkst etwas,
Unter der Erde auf Erden.
Pitschert, drängelt. – Was will das
Ding oder was wird aus dem Ding,
Das doch in sich anfing, einmal werden??

Knolle, Puppe, Keim jeder Art
Hält die Erde bewahrt,
Um sie vorzubereiten
Für neue Zeiten.

Die Erde, die so viel Gestorbenes deckt,
Gibt dem Abfall, auch Sonderlingen,
Asyl und Ruhe und Schlaf. Und erweckt
Sie streng pünktlich zu Zwiebeln, zu Schmetterlingen.
Zu Quellen, zu Kohlen – – –

Unter der Erde murkst ein Ding,
Irgendwas oder ein Engerling.
Zappelt es? Tickt es? Erbebt es? –
Aber eines Tages lebt es.
Als turmaufkletternde Ranke,
Als Autoöl, als Gedanke – – –

Fäule, Feuchtigkeit oder feiner Humor
Bringen immer wieder Leben hervor.⁶⁷

In einer der wenigen erhaltenen Aufzeichnungen eines Gesprächs mit Ringelnatz⁶⁸ steht an markanter Stelle noch einmal, in welchem Maße der „alte Grimmelshausen“ Ringelnatz beeinflusst und vor allem wie dieser auf ihn „gewirkt“ habe. Das Zitat soll hier mit seiner Erwähnung der auch Grimmelshausen so eigentümlichen „Dauer im Wechsel“ – und der Ruhe – abschließend an das Motto der Festschrift erinnern:

„Ich bin ein uraltes Kind,‘ [...] Was hab’ ich schon alles getrunken ... Nie genug, nie genug. Ach ja, ich bin Deutscher; stamm’ ich aus Passau, Leipz’ch oder von der Waterkant? Ich weiß es nicht. Meine Heimat ist die See, meine Heimat ist das Abenteuer, die Dauer im Wechsel. Oder eigentlich auch nicht. Seht, heute mit meinen einundvierzig Jahren liebe ich eine Häuslichkeit, ich liebe es, mein Heim auszuschnücken, in Ruhe zu lesen, rauchend zu ruhen. Vielleicht gerade deshalb, weil ich fünfunddreißig Berufe gehabt habe und in ebensovielen Ländern herumgekommen bin. Ich war Auslagenarrangeur, Hirte, Tapezierer, Sekretär bei zwei Fürsten und so weiter ... hauptsächlich aber Seemann. Und nebenbei schrieb ich immer wieder. [...] Ich begann als Schiffsjunge auf einer Segelbarke. [...] Am meisten bekam ich zu hören, daß ich jenen Köpfen gleichsehe, die aus einer Witzkiste an langen Spiralfedern hervorschnellen. [...] Die Wirtin Kathi Kobus hat mich in die Schule genommen, Schwabing. ‚Die elf Scharfrichter‘, Wedekind, Wolzogen, Mühsam. Dort scheiterten meine ersten Versuche. Drum machte ich andere, auf anderen Gebieten. Zum Beispiel im Leben. Ich habe es selbstverständlich weit gebracht. Ich bin Mitarbeiter des ‚Simplizissimus‘ und der ‚Weltbühne‘ Jacobsohns. Apropos, ‚Simplizissimus‘! Der alte Grimmelshausen hat verdammt auf mich gewirkt, dann Rabelais, dann Tristram Shandy, Gontscharow, der Däne Bergsøe mit seiner ‚Alten Fabrik‘ und der ‚Anton Reiser‘ des Karl Philipp Moritz. All diese Werke empfahlen mir alte Freunde, denn ich kannte jene kaum dem Namen nach, ich, der

67 Joachim Ringelnatz: *Gedichte, Gedichte von Einstmals und Heute*. In: *Gesamtwerk*, Bd. 2, S. 110–111.

68 Walter Pape nennt es „[d]as einzige umfangreichere und zweifellos authentische Gespräch [...]“; (Joachim Ringelnatz: *Vermischte Prosa*. In: *Gesamtwerk*, Bd. 5, S. 367).

Autodidakt. – Wie, Walt Whitman? Sie nahmen es als selbstverständlich an, daß ich ihn kenne? Nein, kenne ich leider nicht.⁶⁹



Abb. 1: Buchdeckelillustration von Joachim Ringelnatz: *Kuttel Daddeldu oder das schlüpfrige Leid*. Berlin 1920.

⁶⁹ Das Gespräch ist in dem Essay *Joachim Ringelnatz, der dichtende Seefahrer* von Adelbert Muhr am 26. 2. 1924 im *Neuen Wiener Journal* erschienen. Hier zitiert aus dem Anhang zu Ringelnatz, *Vermischte Prosa* (wie Anm. 68), S. 367–368.

GÁBOR TÜSKÉS (BUDAPEST)

Grimmelshausen-Reminiszenzen im Werk des Musikhistorikers Bence Szabolcsi

Nun lese ich eine größere Arbeit über den Dreißigjährigen Krieg. Es ist ein grausames Buch [...], ich fürchte immer, dass meine Hand blutig davon wird. Ich denke darüber nach, was jene machen konnten, die abgesondert und anders lebten, die – könnte ich vielleicht so sagen: auf einem Berg über der Stadt lebten, während unten jeden Tag Köpfe und Arme an die Tore genagelt wurden. Ich ahnte schon längst, was es bedeutet, dass Simplicissimus zu einem Eremiten flüchtet, der im Wald zu singen pflegte. Es wundert mich nicht, dass man so sehr an die Zauberei glaubte. Jeder war ein Zauberer, der fähig war, *nicht* hinzuhören.

Ich lese Pirro und daneben die deutsche Literatur des 17. Jahrhunderts, die wesentlich zügelloser, rauher, schmerzhafter und tiefer ist, als der französische Klassizismus: Böhme, Angelus Silesius und Grimmelshausen.

Ich sehe auch hier etwas Ähnliches; einen großen Gesinnungswandel der neuen Generation. ‚Kampf gegen das 19. Jahrhundert.‘ ‚Kampf gegen den philosophischen Positivismus des 19. Jh.‘ Vorlesungen von Universitätsprofessoren! ‚Magie und Mystik.‘ Bücher und Vorlesungen: ‚Die neue Mystik.‘ ‚Die philosophische Mystik des Mittelalters.‘ [...] Dilthey [...] (1883: ‚Einleitung in die Geisteswissenschaften‘) wird neu aufgelegt. Angelus Silesius, Grimmelshausen in einer Reihe von Neuausgaben.

Die drei Zitate stammen aus drei Briefen, die Bence Szabolcsi aus Leipzig am 29. November 1921, am 31. Mai und am 25. November 1922 an Zoltán Kodály schrieb.¹ Geboren im Jahre 1899, wurde Szabolcsi 1917 Schüler von Zoltán

1 Die Zitate im Original: „Egy nagyobb munkát olvasok most a harmincéves háborúról. Irtóztos könyv, [...] mindig félek, hogy véres lesz tőle a kezem. Azon gondolkodom, mit csinálhattak azok, akik külön és másképp éltek, akik – talán így mondhatnám: hegyen éltek a város felett, míg odalenn mindennap fejeket és karokat szegeztek a kapukra. Már régen gyanítottam, mit jelent, hogy Simplicissimus egy remetéhez menekül, aki énekelni szokott az erdőben. Nem csodálom, hogy úgy hittek a varázslatban. Varázsló volt mindenki, aki tudott *nem* odafigyelni.“ „Pirrot olvasom; és mellette a 17. század német irodalmát, mely sokkal zabolátlanabb, nyersebb, fájdalmasabb és mélyebb, mint a francia klasszicizmus: Böhmet, Angelus Silesiust és Grimmelshausent.“ „Valami hasonlót látok itt is; nagy megfordulását az új generációnak. ‚Harc a 19. század ellen.‘ ‚Kampf gegen den philosophischen Positivismus des 19. Jh.‘ Egyetemi tanárok előadásai! ‚Magie und Mystik.‘ Könyvek és előadások: ‚Die neue Mystik.‘ ‚Die

Kodály, Leó Weiner, Ernő Dohnányi und Jenő Hubay an der Musikhochschule Budapest im Fach Kompositionslehre.² Als 1919 Kodály aus ideologischen Gründen von der Hochschule entfernt wurde, ging der Unterricht in Kodálys Wohnung in privater Form weiter. Zwischen Oktober 1921 und Februar 1923 studierte Szabolcsi am Konservatorium und an der Hochschule für Musik zu Leipzig drei Semester lang Komposition und Musikwissenschaft und promovierte dort am 27. Februar 1923 mit einer Arbeit unter dem Titel *Benedetti und Saracini. Beiträge zur Geschichte der Monodie* bei Hermann Abert.³ In diesen anderthalb Jahren schrieb er insgesamt siebenundzwanzig Briefe an Kodály; in den Semesterferien hielt er sich oft bei Kodály auf. Szabolcsis Briefe sind im Kodály-Nachlass erhalten geblieben, Kodálys Briefe an Szabolcsi aus dieser Zeit, mindestens acht bis zehn an der Zahl, sind im Zweiten Weltkrieg verschwunden.⁴

philosophische Mystik des Mittelalters.' [...] Dilthey, [...] (1883: ‚Einleitung in die Geisteswissenschaften‘), újra kiadják. Angelus Silesius, Grimmelshausen egy csomó új kiadásban.“ Ferenc Bónis: Szabolcsi Bence levelei Kodály Zoltánhoz [Die Briefe Bence Szabolcsis an Zoltán Kodály]. In: Ferenc Bónis: *Mozarttól Bartókiig. Írások a magyar zenéről*. Budapest 2000, S. 249–301, hier S. 265, 273–274, 290–291. – Szabolcsis Nachlass befindet sich in der Handschriftenabteilung der Bibliothek der Ungarischen Akademie der Wissenschaften (im Folgenden MTAK Kt). Für meine Forschungen waren vor allem die Dokumente aus den folgenden Beständen wichtig: Ms. 5636/1–204; Ms. 5637/1–186; Ms. 5638/1–411 (Korrespondenz); Ms. 5645/48; Ms. 5650/31–54 (Gedichte, Erzählungen, Tagebücher); 5651/1–39 (gemischte Notizen und Materialsammlungen); 5652/1–9 (Kalender, Adressbücher); 5652/10–58 (Aufzeichnungen zur Musikgeschichte, vor allem zur jüdischen Musik); 5657/1–17 (Schulhefte). – Für ihre Hilfe bei der Forschung danke ich Ferenc Bónis, Rumen István Csörsz und András Wilhelm, Budapest, für die Durchsicht des Beitrags danke ich Dieter Breuer, Aachen, herzlich. – Sämtliche Texte Szabolcsis zitiere ich in eigener Übersetzung.

- 2 J[ózsef] U[jfalussy]: Bence Szabolcsi. In: Bence Szabolcsi, Aladár Tóth: *Zenei lexikon*. Átdolgozott új kiadás. Hrsg. von Dénes Bartha, Red. Margit Tóth. Budapest 1965, S. 433–435. – Kollegbuch Szabolcsis an der Musikhochschule Budapest, Eintragungen zum 1. und zum 2. Semester 1920/21. MTAK Kt, Ms. 5636/100.
- 3 Bence Szabolcsi: *Benedetti und Saracini. Beiträge zur Geschichte der Monodie*. Diss. Leipzig 1923. Die Leipziger Promotionsurkunde Szabolcsis vom 27. Febr. 1923: MTAK Kt, Ms. 5636/90. Typoskripte der Dissertation: MTAK Kt, Ms. 5646/1. und 5654/19.
- 4 Bónis, Szabolcsi Bence levelei (wie Anm. 1), S. 252. Vgl. *Jahrbuch der Philosophischen Fakultät zu Leipzig für das Jahr 1923*. I. und II. Teil. I. Halbjahresband, S. 79–80.

In den Briefen, oft mit Noten illustriert, berichtet Szabolcsi regelmäßig und eingehend, stellenweise auch kritisch über die Vorlesungen, über seine Professoren und über seine Lesestoffe, teilt persönliche Eindrücke und Reflexionen zu diversen Fragen der Musikgeschichte mit und bietet wiederholt an, für Kodály Bücher zu erwerben. Szabolcsi verlor seine Mutter mit elf, seinen Vater mit sechzehn Jahren;⁵ Kodály wurde für ihn nicht nur „der“ Meister, sondern für lange Zeit auch der einzige, zentrale Stern seines Universums. Die Briefe zeigen Szabolcsis Aufgeschlossenheit für die „große Welt“ und machen auf die Wurzeln seiner Zurückhaltung gegenüber abstrakten musiktheoretischen Spekulationen aufmerksam. Sein Interesse für die Geschichte der alten ungarischen Musik entstand ebenfalls in den Leipziger Jahren.

Aber worin besteht die Bedeutung Bence Szabolcsis für die Musikwissenschaft und wie kam es zu diesen Erwähnungen Grimmelshausens bzw. *Simplicissimi* in den Briefen, die durch weitere Hinweise im handschriftlichen und gedruckten Werk ergänzt werden?

Zum Werk und zur Biographie Szabolcsis

Szabolcsis Bedeutung für die internationale Musikwissenschaft ist in Fachkreisen wohlbekannt.⁶ Sie liegt vor allem darin, dass er die hochentwickelten philologischen und geistesgeschichtlichen Methoden der deutschen musikwissenschaftlichen Schule mit den historisch-stilistischen Ansprüchen der französischen Musikwissenschaft kombinierte und diese durch die von Bartók und Kodály angeregte Verfahrensweise ergänzte, die die mündliche Überlieferung neben die schriftliche Tradition stellte. Er war Mitbegründer der ungarischen Musikwissenschaft, verhalf dieser zu internationaler Anerkennung und beschäftigte sich eingehend mit dem Werk mehrerer neuzeitlicher und moderner Klassiker, so u. a. mit dem von Händel, Bach, Haydn, Mozart, Beethoven, Liszt, Bartók und Kodály. Seine Arbeit passte sich ein in die Strömungen der internationalen Musikwissenschaft und nahm manche ihrer Erkenntnisse und theoretisch-methodischen Grundlagen vorweg.

Die Hauptaufgabe der Musikgeschichtsschreibung sah Szabolcsi in der historischen Untersuchung der „Biographie“, des „praktischen Lebens“ und

5 György Kroó: *Szabolcsi Bence*. Bd. I–II. Budapest 1994, S. 50.

6 Ferenc Bónis: Szabolcsi, Bence. In: *The New Grove Dictionary of Music and Musicians*. Vol. 18: *Spiridion–Tin whistle*. Ed. by Stanley Sadie. London 1980, S. 484–485 (mit Bibliographie); Kroó, *Szabolcsi* (wie Anm. 5), S. 397–399.

der „Lebensumstände“ der Musik.⁷ Häufig bezog er auch ethische, philosophische und literaturhistorische Fragestellungen in die Ausführungen mit ein; seine Ergebnisse auf dem Gebiet der vergleichenden Melodie- und Volksmusikforschung, der allgemeinen Musik- und Stilgeschichte und im Bereich der jüdischen (hebräischen) Musik sind international anerkannt. Aus seinen Beiträgen zur Verbindung zwischen Vers und Melodie in der ungarischen Literatur stellte er einen eigenen Band zusammen.⁸ Béla Bartók würdigte ihn in einem 1943 erschienenen Artikel der *Universal Jewish Encyclopedia* als einen der bedeutendsten Musikologen Ungarns.⁹ Für sein Werk erhielt er 1933 den Baumgarten-, 1951 und 1965 den Kossuth-, 1971 den Herder-Preis.

Szabolcsi publizierte seit 1923 in deutscher, seit 1959 auch in englischer, französischer, tschechischer, rumänischer und bulgarischer Sprache in Leipzig, Wien, Budapest, New York und London. Die Anzahl der nicht ungarischsprachigen Bücher, die zum Teil auch in einer Neuauflage erschienen sind, liegt bei etwa fünfzehn,¹⁰ die Zahl der Beiträge und Artikel in internationalen Fachzeitschriften und Sammelbänden beträgt etwa hundert. Er übersetzte den

7 Kroó, *Szabolcsi* (wie Anm. 5), S. 403–404.

8 Bence Szabolcsi: *Vers és dallam. Tizenöt tanulmány a magyar irodalom köréből* [Vers und Melodie. Fünfzehn Beiträge aus dem Bereich der ungarischen Literatur]. Budapest 1959. In diesem Buch untersucht Szabolcsi vor allem den kreativen Prozess der Wechselwirkung zwischen Wort und Melodie und beschreibt die musikalische Erfahrungsgeschichte von Dichtern. Sein Interesse an diesem Thema gründet zum Teil im Werk Kodálys, zum Teil in der Leipziger Studienzeit. Sein Professor Hermann Abert veröffentlichte gerade damals das Buch: *Goethe und die Musik*. Stuttgart 1922.

9 Béla Bartók: Szabolcsi, Bence (Benedict). In: *The Universal Jewish Encyclopedia*. Vol. X. New York 1943, S. 138.

10 *Probleme der alten ungarischen Musikgeschichte*. Leipzig 1926; *Zoltán Kodály, ein Meister des Liedes*. Wien 1927; *Zoltán Kodály: Chormusik*. Wien 1928; *The Twilight of Ferenc Liszt*. Transl. by András Deák. Budapest 1959; *Franz Liszt an seinem Lebensabend*. Aus dem Ungarischen übers. von József Sternberg. Budapest 1959; *Bausteine zu einer Geschichte der Melodie*. Budapest 1959; *A History of Melody*. Transl. by Cynthia Jolly, Sára Karig. New York 1965 (2. Auflage London 1966); *Béla Bartók. Leben und Werk*. Leipzig 1961 (2. Auflage Leipzig 1968); *Béla Bartók. His Life in Pictures*. Transl. by Sára Karig, Lili Halápy. London [u. a.] 1964; *Bartók par l'image*. Trad. par Pál Justus. Budapest 1964; *Geschichte der ungarischen Musik*. Übers. von István Frommer und Georg Knepler. Budapest 1964 (2. Auflage Leipzig, Budapest 1965); *A Concise History of Hungarian Music*. Transl. by Sára Karig. Budapest 1964 (2. Auflage London, Budapest 1964); *Tanzmusik aus Ungarn im 16. und 17. Jahrhundert*. Budapest, Kassel 1970.

Text mehrerer Werke Bartóks und Kodály ins Deutsche,¹¹ veröffentlichte ausgewählte Schriften und Briefe Bartóks auf Deutsch¹² und adaptierte ein Buch Kodály über die ungarische Volksmusik ins Deutsche.¹³ Ein Teil seiner deutsch- und englischsprachigen Bücher wurde in internationalen Fachzeitschriften und Tageszeitungen regelmäßig, stellenweise auch kritisch, rezensiert.¹⁴ Ab Mitte der 30er Jahre trat Szabolcsi mehreren internationalen Gesellschaften bei.¹⁵ 1959 war er der Hauptorganisator des internationalen Haydn-Kongresses in Budapest.¹⁶

Für die wissenschaftlichen Arbeiten, aber auch für die Briefe Szabolcisis ist ein eigener, literarisch-essayistischer Stil, eine Art „dichterische Prosa“ charakteristisch.¹⁷ Er verfügt über eine bedeutende Darstellungskraft, die Sätze sind oft angefüllt mit Bildern, Zitaten, Assoziationen und gefärbt mit einem subjektiv-affektiven Ton. Über die Arbeiten zur Musikwissenschaft hinaus schrieb er auch einige Essays zu Fragen der Weltliteratur, so z. B. über Stendhal¹⁸ und Kafka. Kafkas Werke repräsentieren für Szabolcsi vor allem das Krisenbewusstsein um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert; vergleichbare

11 Zoltán Kodály: *Psalmus Hungaricus*. Wien 1924; Zoltán Kodály: *Spinnstube. Ein ungarisches Lebensbild aus Siebenbürgen*. Wien 1932; Béla Bartók: *Cantata profana. Für gemischten Chor, Tenorsolo, Baritonsolo und Orchester. Worte nach ungarischen Volksliedertexten*. Wien 1957.

12 Béla Bartók. *Weg und Werk. Schriften und Briefe*. Zusammengestellt von Bence Szabolcsi. Budapest 1957.

13 Zoltán Kodály: *Die ungarische Volksmusik*. Übertragen von Bence Szabolcsi. Budapest 1956.

14 So z. B. *Schweizerische Musikzeitung/Revue Musicale Suisse*; *Musica*; *Music & Letters*; *Die Musikforschung*; *Beiträge zur Musikwissenschaft*; *The Times Literary Supplement*; *Musik und Gesellschaft*; *Daily Telegraph and Morning Post*; *Neue Zürcher Zeitung*; *Composer*; *Records and Recording*. MTAK Kt, Ms. 5657/28–122.

15 So z. B. Deutsche Musikgesellschaft e. V. Leipzig (1935); Royal Asiatic Society (1936); International Folk Music Council (1948); Société Internationale de Musicologie, Basel (1959); Internationale Heinrich Schütz Gesellschaft e. V. (1967); Georg-Friedrich Händel-Gesellschaft, Halle (Saale) (1963); Gesellschaft der Freunde des Internationalen Musiker-Brief-Archivs e. V., Berlin (1960). Die entsprechenden Dokumente im Nachlass: MTAK Kt, Ms. 5636/153–155, 157, 167, 168, 178–180, 194, 5638/157.

16 Die entsprechenden Dokumente im Nachlass: MTAK Kt, Ms. 5637/157–186.

17 Kroó, *Szabolcsi* (wie Anm. 5), S. 419–420.

18 Bence Szabolcsi: Stendhal és Rossini [Stendhal und Rossini]. In: *Kortárs* 2 (1958), 9, S. 469–472.

Erscheinungen aus der Musik der Zeit werden in einer posthum veröffentlichten Schrift von 1964 anhand der Werke Kafkas erläutert.¹⁹

Um die Entstehung, den Kontext und die Bedeutung der drei Zitate besser zu verstehen, lohnt es sich, einen Blick auf die frühen Jahre Szabolcsis zu werfen.²⁰ Sein Vater, Miksa Szabolcsi (geb. Weinstein) war ab 1883 Berichterstatter des Wochenblattes *Egyenlőség* [Gleichheit], ab 1884 Herausgeber der *Jüdischen Pester Zeitung*, ab 1886 Redakteur und Herausgeber des Blattes *Egyenlőség*. Der Vater setzte sich für die Gleichberechtigung und für die Assimilation des ungarischen Judentums ein; als guter Kenner des Talmud stellte er 1905 eine Anthologie aus dem Talmud und aus dem Midrash zusammen.²¹ Szabolcsi bekam eine orthodoxe Erziehung und lernte am Talmud-Tora-Institut der Israelitischen Glaubensgemeinde von Pest mehrere Jahre lang hebräisch.²² Unter seinen handschriftlichen Aufzeichnungen aus den Gymnasialjahren in ungarischer Sprache findet man frühe literarische Versuche, so vor allem Gedichte, Erzählungen und tagebuchartige Notizen,²³ es findet sich aber auch eine Übersetzung ins Ungarische, datiert vom November 1914, mit dem Titel „Idill. A 30-éves háború idejéből“ [Idylle. Aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges], eine erste Spur für Szabolcsis Interesse am 17. Jahrhundert.²⁴ Darin reflektiert er die eigene Zeit, den Ersten Weltkrieg, zugleich aber auch sich selbst.

Nach dem Tod des Vaters wurde er von seinem älteren Bruder, Lajos Szabolcsi, unterhalten, der später auch die Kosten des Studiums in Leipzig übernahm. Parallel zum Studium an der Musikhochschule Budapest begann er im Herbst 1917 an der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Budapest zu studieren.²⁵ Neben Vorlesungen zur Rechts- und

19 Bence Szabolcsi: Kafka-problémák [Kafka-Probleme]. In: *Évkönyv*. Hrsg. von Sándor Scheiber. Budapest 1976, S. 354–364. Vgl. Kroó, *Szabolcsi* (wie Anm. 5), S. 599–600.

20 Vgl. Kroó, *Szabolcsi* (wie Anm. 5), S. 27–71.

21 *Gyöngyszemek a Talmudból és a Midrásból* [Perlen aus dem Talmud und aus dem Midrash]. Hrsg. von Miksa Szabolcsi. Budapest 1905.

22 Zeugnisse und Urkunden aus den Jahren 1912 bis 1916: MTAK Kt, Ms. 5636/102–106.

23 MTAK Kt Ms. 5650/31–54.

24 Kroó, *Szabolcsi* (wie Anm. 5), S. 83.

25 Kollegbuch Szabolcsis an der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät und an der Philosophischen Fakultät Budapest, 1917/21 und 1923/24. MTAK Kt, Ms. 5636/59. Die deutsche Übersetzung des Kollegbuches: MTAK Kt, Ms. 5636/62.

Musikwissenschaft wohnte er auch Vorlesungen zur Geschichte bei. Von hier wechselte er nach anderthalb Jahren, am 3. April 1919, zur Philosophischen Fakultät, brach jedoch im September des gleichen Jahres seine dortigen Studien ab. In seinem Kollegbuch aus dieser Zeit findet man Vorlesungen u. a. zur Theorie der Literaturgeschichte (Zsolt Beöthy) und zur Geschichte der ungarischen Literatur 1850–1900 (Frigyes Riedl). Seine erste Publikation (1917) enthält Übersetzungen aus den apokryphen Büchern der Bibel in Versform, der erste musikwissenschaftliche Artikel erschien mit dem Titel *Zsidó zene, zsidó zenészek* [Jüdische Musik, jüdische Musiker] im darauf folgenden Jahr. Nach einer handschriftlichen Aufzeichnung vom 23. Januar 1918 war ihm der große Epochenwechsel durch den Weltkrieg völlig klar.²⁶

Sein erstes Buch veröffentlichte Szabolcsi mit 22 Jahren über Mozart.²⁷ In Leipzig studierte er neben Musikwissenschaft Universalgeschichte und Kunstgeschichte als Nebenfächer. Über die musikwissenschaftlichen Vorlesungen hinaus nahm er auch Kurse der Geschichtswissenschaft, der Kunstgeschichte und der Philosophie auf.²⁸ In den deutschsprachigen Mitschriften des Kollegs „Universalgeschichte“ finden sich u. a. Ausführungen zum Dreißigjährigen Krieg. Zu seinen Leipziger Professoren gehörten z. B. die Musikwissenschaftler Stephan Krehl, Sigfrid Karg-Elert, Hermann Abert und Friedrich Blume, aber auch der bekannte Kunsthistoriker, Literatur- und Sprachwissenschaftler André Jolles, der Historiker Walter Goetz und der Kunsthistoriker Wilhelm Pinder. Szabolcsis Briefe an Kodály aus Leipzig sind besonders ausführlich, die Leipziger Mitschriften, eine noch unerschlossene Quelle für die deutsche Hochschulgeschichte, wurden ebenfalls sorgsam angefertigt und aufbewahrt.²⁹ All das zeigt, dass Szabolcsis enzyklopädische Orientierung in Leip-

26 Kroó, *Szabolcsi* (wie Anm. 5), S. 85–86.

27 Bence Szabolcsi: *Mozart: kísérlet* [Mozart: Ein Versuch]. Budapest 1921; Kroó, *Szabolcsi* (wie Anm. 5), S. 126–127.

28 Kollegbuch Szabolcsis am Konservatorium und an der Hochschule für Musik zu Leipzig 1921/23. MTAK Kt Ms. 5636/84; Studien und Sittenzeugnis Szabolcsis 17. Okt. 1921–24. Jan. 1923, datiert vom 24. Jan. 1923. MTAK Kt, Ms. 5636/89.

29 MTAK Kt, Ms. 5650/55–68. Deutschsprachige Aufzeichnungen aus der Leipziger Zeit: Materialsammlung zur und Konzept der Dissertation, Mitschriften der Vorlesungen zur Geschichte, Kulturphilosophie, Kunstgeschichte und Musikgeschichte, Referate. Ms. 5645/32: Die Zauberflöte. (Stellung, Ethik, Form, Motivik). Typoskript eines Leipziger Referats, Mai 1922. Vgl. auch Szabolcsis Briefe aus Leipzig an Familienmitglieder und an weitere Personen in ungarischer Sprache: MTAK Kt, Ms. 5638/350–411.

zig systematisch weitergeführt und die Ausbildung zum Musikhistoriker, zum Philologen und zum Musikästheten erfolgreich und auf hohem Niveau abgeschlossen wurde. Da er seine Studien an der Universität Budapest durch den Aufenthalt in Leipzig unterbrach, musste er nach der Rückkehr nach Ungarn ein Semester an der Philosophischen Fakultät nachholen.³⁰ Im Kollegbuch aus dieser Zeit finden sich wieder literaturwissenschaftliche Vorlesungen, so u. a. eine „Einführung in die Ästhetik“ (László Négyesy) und eine „Geschichte der deutschen Literatur im 16. und 17. Jahrhundert“ (Jakob Bleyer). Sein Gesuch, die Leipziger Promotionsurkunde in Ungarn zu nostrifizieren, wurde vom Universitätsrat im Oktober 1924 aus administrativen Gründen abgelehnt.³¹

Es sei noch erwähnt, dass Szabolcsi in der Zwischenkriegszeit umfangreiche Forschungsarbeit zur ungarischen und zur vergleichenden Musikgeschichte leistete und als Verlagslektor und Musikkritiker, als Redakteur einer Musikzeitschrift und Mitherausgeber eines Musiklexikons tätig war. Die handschriftlichen Notizen im Nachlass aus dieser Zeit zeigen eine umfassende und systematische Orientierung in der Fachliteratur und den Quellen nicht nur der Musikgeschichte, sondern auch der Geschichte sowie der Literatur- und Kunstgeschichte. Im Herbst 1946 wurde er zum ordentlichen Professor an der Musikhochschule Budapest ernannt und im Juli 1948 zum korrespondierenden, im Jahre 1955 zum ordentlichen Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften gewählt.³² In den internationalen Handbüchern der Musik finden sich mehrere Artikel über ihn;³³ sein Leben und Werk hat György Kroó in einer zweibändigen Monographie aufgearbeitet.³⁴

30 Bescheid des Dekans der Philosophischen Fakultät Budapest vom 14. Juni 1923: MTAK Kt, Ms. 5636/63.

31 Bescheid des Universitätsrats Budapest vom 30. Okt. 1924: MTAK Kt, Ms. 5636/64.

32 Diplom der korresp. Mitgliedschaft, datiert vom 6. Dez. 1948: MTAK Kt, Ms. 5636/162.

33 Péter Halász: Szabolcsi, Bence. In: *Die Musik in Geschichte und Gegenwart. Allgemeine Enzyklopädie der Musik*. Bd. 13. Bearb. von Friedrich Blume und Ludwig Fischer. Kassel [u. a.] 1966 (2., vollständig neu bearb. Ausgabe 1994–2008), S. 16–17; Bónis, Szabolcsi (wie Anm. 6); F[erenc] B[óni]s: Szabolcsi, Bence. In: *Sohlmans Musiklexikon*. Vol. 5. *Particel–Øyen*. 2., revid. och utridgade uppl. Huvndred. Hans Åstrand. Stockholm 1979, S. 585. Die Korrektur bzw. das Manuskript der beiden letzten Lexikonartikel im Nachlass: MTAK Kt, 5657/22, 26.

34 Kroó, *Szabolcsi* (wie Anm. 5).

Weitere Grimmelshausen-Reminiszenzen im Werk

Die Lektüre Grimmelshausens machte auf Szabolcsi einen tieferen Eindruck, als dies die drei Zitate auf den ersten Blick erahnen lassen. Das zeigen neben einer Miniaturerzählung jene Hinweise, die in einigen Aufsätzen, Essays und Büchern zu finden sind. Unter den handschriftlichen Aufzeichnungen im Nachlass findet sich das Konzept einer kleinen allegorischen Erzählung in deutscher Sprache mit dem Titel „Die Geschichte von der wunderbaren Insel“, datiert vom 21. April 1924.³⁵ Die Erzählung, die bisher unveröffentlicht blieb, verdient in diesem Kontext eine besondere Aufmerksamkeit (siehe Anhang). Der schwer lesbare, grammatisch nicht immer korrekte, autographe Text wurde auf ein ausgerissenes Blatt eines Notizbuchs doppelseitig geschrieben und mit zahlreichen Korrekturen versehen. Die wunderbare Insel, „weit am Ende der Welt“, wird von einem einsamen, „mächtigen Zauberer“ bewohnt. Fünf Gelehrte versuchen, die Insel und den Zauberer zu erkunden, alle fünf bilden sich jedoch ein völlig unterschiedliches Urteil, bis sie erkennen, dass sie statt des Zauberers nur die „erste Pforte“ des Schlosses, „darin der Zauberer wohnte“, beschrieben haben. Stumm und beschämt kehren sie zurück und erwähnen nie im Leben, was ihnen auf der Reise begegnet ist.

Die Parallele mit der einsamen Insel, auf die Simplicissimus auf der Pilgerreise nach dem Schiffbruch in der *Continuatio* (Kap. 19–23) verschlagen wird, liegt auf der Hand, wobei das Inselmotiv sich in eine lange Reihe von literarischen Inselutopien einfügt und auch wesentliche Unterschiede im Vergleich zu Grimmelshausen vorliegen. Eine Insel mit Zauberer und Ankömmlingen gibt es auch in Shakespeares *Der Sturm*. Grimmelshausen integriert die Inselutopie in einen größeren Handlungszusammenhang und desillusioniert die Hoffnungen, die die Humanisten an die Inselutopie knüpfen. Für Simplicius ist die Inselexistenz nur ein zeitweiliger Aufenthalt, „ein Rückzugsort für begrenzte Zeit“, „eine Zeit der geistlichen Rekreation“,³⁶ während Szabolcsis „Zauberer“ dauerhaft mit seiner Insel verbunden erscheint. Die Figur des einsamen Zauberers bleibt in der Erzählung rätselhaft. Er könnte z. B. ein Symbol der Musik bzw. der Kunst sein und die kleine Geschichte könnte als eine Parabel der Unerkennbarkeit oder Unerschließbarkeit der Musik bzw. der Kunst

35 MTAK Kt Ms. 5645/48.

36 Dieter Breuer: Grimmelshausens Inselutopie. In: *Simpliciana* XXIX (2007), S. 193–205, hier S. 201–202.

gedeutet werden. Aber der Hinweis auf den „Zauberer“ im anfangs zitierten, zeitnah entstandenen Brief vom 29. November 1921, „der fähig war, *nicht* hinzuhören“, legt eine andere Interpretation nahe. Der „Zauberer“ im Brief ist der singende Eremit im Wald, bei dem der junge Simplicissimus vor marodierenden Soldaten Zuflucht findet und zwei Jahre verbringt. Szabolcsi fügt dort noch hinzu: „Ein jeder war ein Zauberer“, d. h. all jene, die vor dem Greuel des Krieges geflüchtet sind. Der unsichtbare „Zauberer“ der Erzählung ist vielleicht ein Symbol des Künstlers, des schaffenden Intellektuellen, der sich aus den Wirren des Alltags zurückzieht und für fremde Augen unerreichbar bleibt. Der traditionsbeladene Topos vom Künstler als geheimnisvoller Zauberer und Außenstehender mag dabei mitgespielt haben. Es kann auch sein, dass die Figur des Zauberers durch den verschlossenen Charakter Zoltán Kodály inspiriert wurde.

In einem kurzen Beitrag von 1936 mit dem Titel „Tusch und Speisefolgenlied“ in ungarischer Sprache beschäftigt sich Szabolcsi mit der Frage, ob zwischen den Gattungen der Hofmusik wie *sonnade, batture, toccato, touche, fanfare* und dem Tusch der Zigeuner- bzw. Volksmusik im 19. und 20. Jahrhundert ein Zusammenhang besteht.³⁷ Der Ausgangspunkt ist eine Stelle aus dem *Ungarischen oder Dacianischen Simplicissimus* (1683) Georg Daniel Speers, der von Szabolcsi als „ein Spross der Mode des deutschen Schelmenromans, beginnend mit dem großen Simplicissimus-Roman Grimmelshausens“, bezeichnet wird.³⁸ Aus den weiteren Ausführungen geht hervor, dass Szabolcsi nicht nur Grimmelshausens und Speers Werke kennt, sondern auch den ungarischen Erneuerungsversuch des Schelmenromans von Mór Jókai mit dem Titel *Szép Mikhál* [*Schöne Mikhal*, 1877, deutsch: 1877] und den Beitrag Hans Joachim Mosers über Georg Daniel Speer von 1933. Den *Ungarischen Simplicissimus* zieht Szabolcsi vor allem als Quelle für die Musikgeschichte heran. Er zitiert weitere Hinweise auf den Brauch des Tuschs aus der deutschen und der ungarischen Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts und stellt die Hypothese auf, dass die von Speer erwähnte höfische Gepflogenheit, „zu jedem

37 Bence Szabolcsi: Tus és fogásnóta [Tusch und Speisefolgenlied]. In: *Tükör* 4 (1936), 7, S. 502–504; wieder abgedruckt in: Bence Szabolcsi: *Válogatott írásai* [Ausgewählte Schriften]. Hrsg. von András Wilhelm. Budapest 2003, S. 144–147.

38 „Ez a könyv – a Grimmelshausen nagy Simplicissimus-regényével megindult német kalandregény-divat szülötte – [...]“. (Szabolcsi: *Válogatott írásai* [wie Anm. 37], S. 144).

Gericht eine besondere Melodie oder Sonate“ zu spielen, ein Vorgänger des Tuschs in der ungarischen Volksmusik sein könnte.

Georg Daniel Speer und sein *Musicalisch-Türckischer Eulen-Spiegel* (1688) werden auch in einer Monographie Szabolcsis mit dem Titel *Weltliche Melodien Ungarns im 17. Jahrhundert* von 1951 erwähnt, wobei er auch die Melodie zweier ungarischer Tänze aus dem Werk Speers neu ediert.³⁹ Auf den inhaltlichen Zusammenhang zwischen dem *Ungarischen Simplicissimus* und dem *Türckischen Eulen-Spiegel* weist Speer im Titel und in der Dedikation des letzteren Werkes hin.⁴⁰ Speers Name, der *Ungarische Simplicissimus* und der *Türckische-Eulenspiegel* werden auch in Szabolcsis Monographie zur Geschichte der ungarischen Musik vom Mittelalter bis zum 17. Jahrhundert mehrmals erwähnt bzw. zitiert.⁴¹

Grimmelshausens Name kommt in einem längeren Essay Szabolcsis mit dem Titel „Der Scheideweg. Studien über die Musik des 17. Jahrhunderts“ in einem viel breiteren Kontext vor. Eine erste Fassung des Essays wurde mit dem Titel „Drei Porträts“ 1961 veröffentlicht,⁴² die endgültige Version erschien 1963 als Einleitung zu einem Sammelband, den Szabolcsi aus seinen Beiträgen zusammenstellte.⁴³ Der Biograph Szabolcsis, György Kroó, bewertet den Essay, den Szabolcsi mit der ungewöhnlichen Widmung „Meinen Komponisten-Freunden“ versah, als „eine der bedeutendsten Schriften“ des Musikhistorikers. Der Text ist in fünf Abschnitte gegliedert, die Untertitel

39 Bence Szabolcsi: *A XVII. század magyar világi dallamai* [Weltliche Melodien Ungarns im 17. Jahrhundert]. Budapest o. J. [1951], S. 121–122.

40 Zoltán Falvy: Daniel Speer magyar táncai [Ungarische Tänze Daniel Speers]. In: *Magyar Zenetörténeti tanulmányok Szabolcsi Bence 70. születésnapjára*. Hrsg. von Ferenc Bónis. Budapest 1969, S. 75–89, hier S. 77; Zoltán Falvy: Der „Türckische Eulen-Spiegel“ des „Ungarischen Simplicissimus“. In: *Das Ungarnbild in der deutschen Literatur der frühen Neuzeit. Der „Ungarische oder Dacianische Simplicissimus“ im Kontext barocker Reiseerzählungen und Simpliziaden*. Hrsg. von Dieter Breuer und Gábor Tüskés. Bern [u. a.] 2005 (Beihefte zu *Simpliciana* 1), S. 321–340, hier S. 321–327.

41 Bence Szabolcsi: *A magyar zene évszázadai. Tanulmányok a középkortól a XVII. századig* [Jahrhunderte der ungarischen Musik. Beiträge vom Mittelalter bis zum 17. Jahrhundert]. Hrsg. von Ferenc Bónis. Budapest 1959, S. 221–222, 229, 236 und S. 366–367.

42 Bence Szabolcsi: Három arckép [Drei Porträts]. In: *Magyar Zene* 1 (1961), 7–8, S. 103–115.

43 Bence Szabolcsi: *A választút és egyéb tanulmányok* [Der Scheideweg und andere Beiträge]. Budapest 1963, S. 5–35. Wieder abgedruckt in: Szabolcsi, *Válogatott írásai* (wie Anm. 37), S. 454–477.

sind die Folgenden: 1. Die Traurigkeit des Jahrhunderts. „Vor Tagesanbruch“; 2. Gesualdo oder der Schrecken; 3. Gagliano oder die Anpassung; 4. Monteverdi oder die Antwort; 5. Die Krise und der Besieger der Krise, die Gemeinsprache. Anhand von Beispielen aus dem 17. Jahrhundert geht es hier um die Frage nach der Rolle der jeweiligen experimentellen Musik, nach der Wahl des Künstlers zwischen Anpassung und Widerstand, letztlich um die Frage nach der Verantwortung der Intellektuellen. Szabolcsi stellt die möglichen Verhaltensweisen des Künstlers am Beispiel der drei Tondichter dar, schildert die wichtigeren Prozesse in der Musik der Zeit und schließt mit der Feststellung, dass das Neue in der Musik immer nur durch die Erneuerung des „Ganzen“, durch den Sieg über die Anarchie, durch eine neue Form und eine neue, organische Struktur gefunden werden kann. Im letzten Satz wendet er sich an „späte Generationen“, d. h. an die Komponisten der eigenen Zeit, die aus dem Beispiel „ebenfalls lernen können“.

Grimmelshausens Name und sein Hauptwerk werden gleich im ersten Abschnitt zweimal erwähnt, in dem Szabolcsi die Zeit der Glaubenskriege schildert und die Haltungen der Intellektuellen mit den Begriffen „Ernüchterung“, „Verbitterung“, „Flucht“ und „Kritik“ charakterisiert.

Der Held des *Simplicissimus* von Grimmelshausen flüchtet aus einem brennenden Dorf in den Wald, vor marodierenden Söldnern zur Natur, in die Einsamkeit und das Eremitenleben, dann wieder hinaus unter die Menschen, um Schicksale jeder Art im wahnsinnigen Chaos der kriegerischen Welt auszuprobieren. Grimmelshausens großer deutscher Zeitgenosse, Schütz, durchwandert den selben Weg der großen Flucht, von seinen ersten Psalmen durch die flammenden Visionen der Bibel bis zu den späten Passionen und Oratorien [...].⁴⁴

Und etwas später, um die Sehnsucht des Menschen nach der Flucht im 17. Jahrhundert zu exemplifizieren und seine Vorahnung der Errettung auf einer Insel oder auf dem Festland zu beweisen, reflektiert Szabolcsi weiter:

44 „Grimmelshausen *Simplicissimus*ának hőse egy égő faluból menekül az erdőbe, fosztogató zsoldosok elől a természethez, a magányba és a remeteéletbe, de aztán újra ki az emberek közé, végigpróbálni mindenfajta sorsot a háborús világ zűrzavarában. Grimmelshausen nagy német kortársa, Schütz a nagy menekülésnek ugyanezt az útját járja végig, első zsoldosaitól, a biblia lángoló vízióin kersztül a kései passiókig és oratóriumokig; [...].“ Szabolcsi, *Válogatott írásai* (wie Anm. 37), S. 456.

Der Flüchtende flieht also so, dass er sich insgeheim stärker weiß als die Daheimgebliebenen, als jenes Sodom und Gomorra, welches er – so empfindet er – hinter sich lässt. Nicht nur Don Juan und Faust werden in dieser Zeit geboren, sondern auch die Helden der Reise, des Abenteuers und der Insel, die Utopien des modernen Menschen, schon nicht mehr ganz im Sinne von Morus und Campanella: *Simplicissimus* und Schelmuffsky werden geboren, und kurz danach Robinson und Gulliver und Gil Blas und die anderen: der spanische Picaro mischt sich unbemerkt mit der Utopie und mit der Moralität, die Satire mit der Straßenkomödie, Cervantes mit Le Sage, Moscherosch mit Quevedo, und nach wenigen Jahrzehnten entfaltet der moderne europäische Roman seine Flügel.⁴⁵

Simplicissimus ist hier also ein Exempel der Flucht, Grimmelshausen wird mit Schütz parallelisiert und sein Hauptwerk wird mit wenigen Hinweisen in die Entstehungsgeschichte des modernen Romans eingefügt.

Die dritte Schrift, in der Grimmelshausen und *Simplicissimus* erwähnt werden, ist ein geschichts-, musik- und kulturphilosophischer Essay aus den Jahren 1964/65, der mit dem Titel „Aquileias Störche. Eine Skizze über den Untergang der Kulturen“ erst 1992 posthum erschien.⁴⁶ Der Titel weist auf die von Jordanes und Prokopios festgehaltene Legende hin, wonach Etzel die aus Aquileia wegziehenden Störche als Zeichen der bevorstehenden Vernichtung der Stadt für seine Soldaten gedeutet habe. Im ersten Teil geht Szabolcsi aus einer vergleichenden Untersuchung von drei großen Krisenperioden der europäischen Geschichte à la Burckhardt, Huizinga und Ortega y Gasset aus, wobei ein unwiderruflicher Beginn des Niedergangs der europäischen Kultur – als einer Insel im 20. Jahrhundert – postuliert wird. Im Zentrum des zweiten Teils steht die Frage nach der Verbindung des kulturellen Niedergangs zu den Prozessen der Musik in Krisenperioden. Die Ausführungen kulminieren in der

45 „A menekülő tehát úgy menekül, hogy titokban erősebbnek tudja magát az otthonmaradóknál, annál a Sodománál és Gomorránál, melyet – úgy érzi – maga mögött hagy. Nemcsak Don Juan és Faust születnek ebben a korban, hanem az Utazás, a Kaland és a Sziget hősei is, a modern ember utópiái, már nem egészen Morus és Campanella szellemében: *Simplicissimus* és Schelmuffsky születnek, s nemsokára Robinson és Gulliver és Gil Blas meg a többiek: a spanyol kalandortörténet észrevétlenül egybefolyik az utópiával és a moralitással, a szatíra az utcai komédiával, Cervantes Le Sage-zsal, Moscherosch Quevedóval, s alig pár évtized múlva kibontja szárnyait a modern európai regény.“ Szabolcsi, *Válogatott írásai* (wie Anm. 37), S. 457.

46 Bence Szabolcsi. Aquileia golyói. (Vázlat a kultúrák pusztulásáról). In: *Holmi* 4 (1992), 6, S. 775–789; wieder abgedruckt in: Szabolcsi, *Válogatott írásai* (wie Anm. 37), S. 520–535. Das Manuskript: MTA Kt Ms. 5647/33.

Hervorhebung und Charakterisierung der „großen Brückenwerke“, die eine einmalige Synthese des Alten und des Neuen in der Musik verwirklichen.⁴⁷

Im ersten Teil führt Szabolcsi die Idee aus, wonach in Krisenperioden die Sehnsucht nach einer „Insel der Glücklichen“ in den Künsten immer wieder auftaucht.

Diese zauberhafte Insel – schreibt er – wurde zu einem wichtigen Symbol der europäischen Dichtung; manchmal ging es um eine Insel einer Pilgerfahrt oder eines Meeresabenteuers – eines Schiffsbruchs – mit glücklicher Rettung, wie im *Sturm* Shakespeares, im *Simplicissimus* Grimmelshausens oder im *Robinson*.⁴⁸

Im Folgenden zählt er weitere Beispiele für die literarische und bildkünstlerische Adaptation des Inselmotivs bis zum 20. Jahrhundert auf und versucht, gemeinsame Züge dieser Insel als Zufluchtsort zu finden. „Aquileia“ ist für Szabolcsi ein Symbol all dessen, was von den Intellektuellen zuerst vernichtet, dann aber von ihnen selbst wieder aufgebaut und erneuert wurde. Der exemplarische Hinweis auf den *Simplicissimus* wiederholt die Idee der früher erwähnten Schrift und stellt diese in einen breiteren kulturgeschichtlichen Kontext. Szabolcsi greift hier zugleich das Motiv der kleinen Erzählung von 1924 auf, in der die ferne Insel als Wohnsitz eines für die Gelehrten unerkennbaren Zauberers erscheint.

Szabolcsi vergaß Grimmelshausen und seinen *Simplicissimus* bis an seinen Lebensabend nicht. 1972, also ein Jahr vor seinem Tode, veröffentlichte er ein Büchlein, in dem er seine sechs Beiträge über Kodály versammelt. Im letzten, mit „Kodály und die Berge“ betitelten Kapitel schildert er seine persönlichen Erinnerungen an Kodály und zeichnet ein besonders sensibles Porträt seines Meisters. Im Abschnitt, in dem er Kodálys introvertierte, wortkarge, sich oft in Schweigen hüllende Persönlichkeit beschreibt, erwähnt er, dass er ihn immer mit Hans Sachs aus den *Meistersingern* verglich. „Manchmal – fügt Szabolcsi hinzu – ‚spielte‘ ich mit ihm in der Phantasie anders: Er war der Eremit Grimmelshausens und ich der aus dem brennenden Dorf geflohene, im

47 Kroó, *Szabolcsi* (wie Anm. 5), S. 601–608.

48 „Az európai költészet egyik legfőbb szimbólumává lett ez a varázsos sziget; néha egy zarándokút vagy szerencsés megmeneüléssel végződött tengeri kaland – hajótörés – szigetről volt szó, mint Shakespeare *Viharjában*, Grimmelshausen *Simplicissimus*-ában vagy a *Robinsonban*.“ Szabolcsi, *Válogatott írásai* (wie Anm. 37), S. 527.

Wald herumirrende Simplicissimus...“⁴⁹ Diese Bemerkung im Rückblick, die doppelte symbolische Identifizierung mit den zwei simplicianischen Figuren zeigt, dass Grimmelshausens Werk für Szabolcsi noch ein halbes Jahrhundert nach den ersten brieflichen Hinweisen bedeutungsvoll und wichtig war und dass er seine *Simplicissimus*-Lektüre mit der Gestalt Kodálys eng verband.

Mögliche Quellen und Anregungen für die Grimmelshausen-Lektüre Szabolcsis

Nun ergibt sich die Frage, wann und wie Szabolcsi auf Grimmelshausen und seinen Roman zum ersten Mal aufmerksam wurde. Auf diese Frage kann mangels konkreter Hinweise nur eine hypothetische Antwort gegeben werden. Die Bemerkung „Ich ahnte schon längst [...]“ im ersten Leipziger Brief vom 29. November 1921 weist darauf hin, dass Szabolcsi Grimmelshausens Roman bereits vor seinem Leipziger Studium in irgendeiner Form kannte. Was die gerade gelesene „größere Arbeit über den Dreißigjährigen Krieg“ war, verrät er nicht, es könnte aber durchaus auch der *Simplicissimus Teutsch* gewesen sein. Die Hervorhebung des Motivs des im Wald singenden Eremiten deutet vermutlich auf ein eigenes Lektüererlebnis hin.

Aus dem zweiten, auf den 31. Mai 1922 datierten Brief geht eindeutig hervor, dass er nun Grimmelshausen „liest“, was die Hypothese erlaubt, dass er zuvor nur den Namen des Autors und das Sujet des Romans kannte und erst jetzt das Werk in die Hände nahm. Dies scheint der Hinweis im dritten Brief indirekt zu bestätigen, wonach „Angelus Silesius, Grimmelshausen in einer Reihe von Neuauflagen“ vorliegen. Der Name Pirro im zweiten Brief weist auf den französischen Musikwissenschaftler André Pirro hin, dessen Buch über die Ästhetik Johann Sebastian Bachs 1907 veröffentlicht wurde.⁵⁰ Zwischen 1910 und 1923 erschien der *Simplicissimus* in mindestens vier verschiedenen Ausgaben,⁵¹ welche von diesen Szabolcsi sah bzw. las, können wir nicht feststellen.

49 „Néha meg mást, játszottam vele‘ képzeletben: ő volt Grimmelshausen Remeté-je, én pedig az égő faluból menekült, erdőben bolyongó Simplicissimus...“; Bence Szabolcsi: *Úton Kodályhoz* [Auf dem Wege zu Kodály]. Budapest 1972, S. 57.

50 André Pirro: *L'esthétique de Jean-Sébastien Bach*. Paris 1907.

51 Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen: *Der abenteuerliche Simplicissimus teutsch*. Hrsg. von Philipp Lenz. Leipzig [1910]; Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen: *Werke in vier Teilen*. Hrsg. und eingeleitet von Hans Heinrich

Es kann sein, dass Kodály selbst Szabolcsi auf Grimmelshausens Werk aufmerksam gemacht hat,⁵² es ist aber auch möglich, dass er einen Artikel des Germanisten József Turóczi-Trostler über Grimmelshausen und über den *Ungarischen Simplicissimus* während seiner Studien an der Musikhochschule oder an der Philosophischen Fakultät in Budapest entdeckt und gelesen hat. Turóczi-Trostler veröffentlichte zwischen 1913 und 1917 insgesamt fünf Beiträge und eine Besprechung zu diesem Thema in deutscher und ungarischer Sprache in verschiedenen Zeitschriften; von einigen Beiträgen standen auch Sonderdrucke zur Verfügung.⁵³ In den Jahren 1914 und 1916 publizierte er einen längeren Aufsatz in zwei Teilen zum Thema „Ungarische Elemente in der deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts“, in dem Grimmelshausen und Speer in gleicher Weise erwähnt werden.⁵⁴ Turóczi-Trostler unterrichtete 1919 einige Monate lang an der Philosophischen Fakultät in Budapest Komparatistik, im August wurde er aber entlassen. Szabolcsi studierte gerade in diesen

Borcherdt. Berlin [u. a.] o. J. [1921]; *Der Abenteuerliche Simplicissimus*. Berlin [1923]; *Simplicius Simplicissimus. Der abentheuerliche Simplicissimus deutsch*. Hrsg. von Will Vesper. Leipzig 1923.

- 52 Diese Hypothese hält András Wilhelm, der Herausgeber der ausgewählten Schriften Szabolcsis, in seinem Brief vom 30. März 2018 für nicht unwahrscheinlich. Er erwägt auch die Möglichkeit, dass Aladár Tóth, ein Studienkollege Szabolcsis an der Musikhochschule Budapest, ihn auf den Roman Grimmelshausens aufmerksam gemacht hat. András Wilhelm erinnert sich auch an eine Vorlesung, in der Szabolcsi Grimmelshausen in Verbindung mit Schütz erwähnte und betonte, dass der Roman im Original gelesen werden sollte.
- 53 József Turóczi-Trostler: Német kalandorok Magyarországon a XVII. században [Deutsche Abenteurer in Ungarn im 17. Jahrhundert]. In: *Magyar Figyelő* 3 (1913), 4, S. 366–383; József Turóczi-Trostler: J. H. Scholte: Probleme der Grimmelshausenforschung. I. Groningen, J. B. Wolter, 1912. 8-^r 256 l. [Rezension]. In: *Egyetemes Philologiai Közlöny* 38 (1914), S. 718–720; József Turóczi-Trostler: Zur Quellengeschichte des „Simplicissimus“. In: *Euphorion* 21 (1914), S. 695–702; József Turóczi-Trostler: A „Magyar Simplicissimus“ és a „Török Kalandor“ forrásai [Die Quellen des „Ungarischen Simplicissimus“ und des „Türkischen Abenteurers“]. I–III. In: *Egyetemes Philologiai Közlöny* 39 (1915), S. 104–112, 181–193, 291–300; József Turóczi-Trostler: Ungarische Stoffe in der deutschen Literatur des XVII. Jahrhunderts. In: *Ungarische Rundschau* 4 (1915), S. 157–179; József Turóczi-Trostler: Adalékok a „Handschuh“ és a Grimmelshausenféle „szalonnalopás“ magyar tárgy történetéhez [Angaben zur ungarischen Stoffgeschichte des „Handschuh“ und des „Speckdiebstahls“ bei Grimmelshausen]. In: *Egyetemes Philologiai Közlöny* 41 (1917), S. 250–251.
- 54 József Turóczi-Trostler: *Magyar elemek a XVII. század német irodalmában* [Ungarische Elemente in der deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts]. I–II. Temesvár 1914–1916.

Monaten an der Philosophischen Fakultät, in seinem Kollegbuch findet sich jedoch keine Spur davon, dass er Turóczi-Trostlers Vorlesungen besucht hätte.⁵⁵

Für die Lektüre einer Schrift Turóczi-Trostlers durch Szabolcsi spricht, dass er in den Anmerkungen zu seinem Buch über die weltlichen Melodien Ungarns im 17. Jahrhundert aus dem Jahre 1951 auf einen ungarischsprachigen Beitrag des Germanisten aus dem Jahre 1915 hinweist.⁵⁶ Die Bibliothek Kodálys ist erhalten geblieben, darin findet sich heute jedoch keine einzige Schrift Turóczi-Trostlers; Grimmelshausens Name taucht dort ebenfalls nicht auf.⁵⁷ Das Interesse an Grimmelshausen und seinem Werk konnte indirekt auch das Erscheinen des ersten Teils des simplicianischen Romanzyklus Jenő J. Tersánszky 1922 in Budapest anregen.⁵⁸

Fazit: Für Bence Szabolcsi war Grimmelshausens Roman in mehrfacher Hinsicht ein Stimulans. Er interessiert sich nicht für die musikalischen Bezüge im Werk;⁵⁹ für eine politische Deutung des *Simplicissimus*, wie bei manchen Germanisten der Zeit,⁶⁰ findet sich bei ihm ebenfalls keine Spur. Seine Vorliebe für das 17. Jahrhundert, die unmittelbaren Zeitumstände, der Erste Weltkrieg und die Lektüre des Werkes in Leipzig mögen wesentlich zu seinem

55 Turóczi-Trostler gab einige Jahrzehnte später die ungarische Übersetzung des *Ungarischen Simplicissimus* heraus: *Magyar Simplicissimus* [Ungarischer Simplicissimus]. Übers. von Elemér Varjú. Hrsg. und eingeleitet von József Turóczi-Trostler. Budapest 1956.

56 Der zitierte Beitrag: Turóczi-Trostler, A „Magyar Simplicissimus“ és a „Török Kalandor“ forrásai (wie Anm. 53). Vgl. Szabolcsi: *A XVII. század magyar világi dallamai* (wie Anm. 39), S. 122.

57 Schriftliche Mitteilung von Teréz Kapronyi, Mitarbeiterin des Zoltán Kodály Gedenkmuseums und Archivs, Budapest, 8. Juni 2018.

58 Jenő J. Tersánszky: *Kakuk Marci ifjúsága* [Marci Kakuks Jugend]. Budapest 1922 [1923]. Vgl. Gábor Tüskés: *Zur Metamorphose des Schelms im modernen Roman. Jenő J. Tersánszky: „Marci Kakuk“*. Im Auftrag der Grimmelshausen-Gesellschaft hrsg. von Peter Heßelmann. Münster 2015 (Wissenschaftliche Schriften der WWU Münster. Reihe XII 14). Die Jahrgänge der Münchener Zeitschrift *Simplicissimus* (1896–1914) waren auch in Budapest zugänglich, so z. B. in der Bibliothek des Eötvös-Collegiums; eine Anregung für Szabolcsi durch die Zeitschrift war ebenfalls möglich. Vgl. Géza Laczkó: *Királyhágó. Regény* [Königspass. Roman]. Budapest 1971 (1. Ausgabe 1936), S. 303, 309.

59 Vgl. z. B. Italo Michele Battafarano: Die „*Sinfonia con rosignolo*“ von Niccolò Castiglioni. Eine musikalische Interpretation des Nachtigallenliedes aus Grimmelshausens „*Simplicissimus*“. In: *Morgen-Blanz* 3 (1993), S. 235–243. Die musikalische Grimmelshausen-Rezeption wurde meines Wissens noch nicht eigens untersucht.

60 Dieter Breuer: *Grimmelshausen-Handbuch*. München 1999 (UTB 8182), S. 265.

Interesse beigetragen haben. Etwa zur gleichen Zeit wie Hermann Hesse und Thomas Mann erkannte er die Aktualität des Romans als Zeit- und Sittenbild des Dreißigjährigen Krieges und aktualisierte das Werk zuerst, wie die meisten deutschen Autoren des 20. Jahrhunderts,⁶¹ unter dem Blickwinkel des Krieges, um dann Einsiedlerleben und Inseldasein des *Simplicissimus* als Beispiel für die Flucht des Künstlers aus der Welt in Krisenzeiten immer wieder heranzuziehen. Die zwei Romanfiguren, *Simplicissimus* und der Eremit,⁶² haben Szabolcsis Selbstsicht langfristig mitbestimmt; sie dienten ihm als symbolische Identifikationsmuster für sich selbst und für seinen großen Lehrer, Zoltán Kodály.

61 Peter Heßelmann: Zum Grimmelshausen-Bild bei Schriftstellern des 20. Jahrhunderts. In: *Simpliciana* IV/V (1983), S. 173–198.

62 Die Einsiedelei als letzte Zuflucht und Schule menschlicher Gesittung steht im Zentrum des II. Teils von Karl Amadeus Hartmanns Oper *Simplicius Simplicissimus* und wird zum Wendepunkt in der Handlung. Barbara Bauer: Karl Amadeus Hartmanns Oper „*Des Simplicius Simplicissimus Jugend*“. Ein Überlebensmodell im nationalsozialistischen Deutschland. In: *Simpliciana* X (1988), S. 251–299; Klaus Wolfgang Niemöller: Die Oper „*Simplicius Simplicissimus*“. Karl Amadeus Hartmanns Beitrag zur Grimmelshausen-Rezeption in Entstehung (1934/35), Uraufführung (1949) und Neufassung (1956). In: *Simpliciana* XXIII (2001), S. 247–261; Peter Heßelmann: Karl Amadeus Hartmanns Oper „*Simplicius Simplicissimus*“ in Frankfurt a. M. In: *Simpliciana* XXXI (2009), S. 539–541; Klaus Haberkamm: Karl Amadeus Hartmanns Oper „*Simplicius Simplicissimus*“ im Theater Osnabrück. In: *Simpliciana* XXXIV (2012), S. 454–455.

Anhang

[Bence Szabolcsi]

Die Geschichte von der wunderbaren Insel.

Eines Tages kam die Nachricht ins Land, dass weit, weit am Ende der Welt eine wunderbare Insel sei, allein von einem großen und mächtigen Zauberer bewohnt. Die Leute wurden von unwiderstehlicher Neugier ergriffen und reisten massenhaft an die Küste des großen Ozeans, wo [!] man zur Insel überfahren zu können glaubte.

Doch vergebens. Die See war ewig stürmisch, es brausten turmhohe Wellen gegen das Ufer, jeder Versuch war hoffnungslos. Allein fünf Gelehrten [!] wagten es, mit [!] der stürmischen Flut zu trotzen. Und sonderbarer Weise gelang es ihnen, nach einer mehrere Tage währenden, aber stürmischen und gefährlichen Reise an der Insel zu landen.

Es war gegen Abend. Die fünf Gelehrten fanden sich mitten in einer wilden und unbekanntem Welt. Sie fürchteten sich. Vor ihnen unerforschte, tiefe Wälder, wilde Schluchten und in der Abendsonne glühende Felsen, ringsum das ewig brausende Meer. Sie mussten tiefer in die Wildnis hinein. Plötzlich riefen sie alle zur gleichen Zeit:

– Sehet, da steht er!

Und wirklich, nicht weit von ihnen ragte eine unermesslich hohe weiße Gestalt zum [!] dämmernden Horizont. Sie bewegte sich nicht und alles um ihr [!] war todesstille [!].

– Ich sehe ihn ganz klar – sagte der erste Gelehrte. – Er ist es, der große Zauberer. Ich will ihn euch beschreiben. Er ist himmelhoch und ganz einsam. Zu ihm führt kein Weg. Er ist aber ganz nahe.

– Ich sehe ihn viel bestimmter – sprach der zweite. – Ich will ihn euch analysieren. Er trägt ein unermessliches Leid und eine unermessliche Freude. Furchtbare Leidenschaften, fast in der Art des Barock. Er ist gar nicht hoch, vielmehr erstreckt er sich auf der Erde, und seine Arme reichen bis zum Ende der Welt. Jeder Weg führt zu ihm, aber er selbst ist furchtbar weit [!].

– Ihr seht ihn entschieden falsch – entgegnete der dritte. – Seine Bedeutung liegt nicht darin, o nein! Ich will ihn euch erklären. Er verkündet eine neue

Religion. Er verkündet jede Religion. Er ist der neue Mensch. Er liebt den Menschen.

– O wie du dich irrst! – rief der vierte. – Ihr versteht ihn gar nicht! Ich will ihn euch interpretieren. Er verneint jede Religion. Er will keine menschliche Gebundenheit. Er ist der ewig alte Mensch. Nein, er ist ja gar kein Mensch! Er hasst die Menschen, er dient allein der Natur und den ewigen Gesetzen, die durch ihn in seiner Umgebung wirken. Und darum ist er einem Jeden fremd...

– Ich kann eure leeren Reden nicht ohne Antwort lassen – unterbrach ihn der fünfte. – Seht, ich will ihn euch weder erklären, noch analysieren, weder interpretieren, noch beschreiben. Ich will ihn nur lieben und verstehen. Und ich weiß, dass ihr ihn ganz unrichtig vorstellt. Er hat mit seiner großen Liebe die Welt besiegt und die Natur dient ihm, wie ein ergebener Sklave. Er beherrscht alles und ist doch keinem feindselig oder fremd. Er ist auch gar nicht verlassen. Seht ihr, wie er da steht, alles überragend, mitten einer [!] tropischen Welt, so herrlich schimmernd unerreichbar, alles umfassend, hoch und würdevoll!

Sie taten noch einige Schritte und blieben dann bestürzt stehen. Was sie aus der Ferne erblickt und dann erklärt und beschrieben haben, war ein großes Marmortor. Die erste Pforte des großen Schlosses, darin der Zauberer wohnte.

Da standen sie nun ohne ein Wort zu sagen und in ihre Herzen zog eine große und bittere Demut ein. Dann wandten sie sich um und kehrten zum Ufer wieder. Sie verließen stumm und beschämt die Küste und erwähnten nie in ihrem Leben, was ihnen auf ihrer Reise begegnet ist.

Der Zauberer aber blieb einsam auf der Insel des großen Ozeans.

1924. IV. 21.

Bewegte Helden – Aufbrüche zur Selbstfindung und Menschwerdung bei Grimmelshausen und Kehlmann

Der junge Simplicius ist zu Beginn des Romans *Simplicissimus Teutsch* (im XIII. Kapitel) unschlüssig, ob er im Wald verbleiben, das Erbe des Einsiedlers antreten oder in die „weite Welt“ aufbrechen soll.¹ Er entschließt sich für den Aufbruch und macht sich zu Fuß auf den Weg, weil sein Zuhause zerstört worden ist und er die Welt beschauen will. Er gelangt über Umwege nach Hanau. Dort wird er zunächst als feindlicher Spion verdächtigt und steigt schließlich mit Hilfe des Stadtpfarrers zum Pagen des Gouverneurs Ramsay auf. Diese Karriere ist für den Sohn eines Spessart-Bauern bereits ein beachtlicher gesellschaftlicher Erfolg, ein sozialer Aufstieg.²

Ähnlich verläuft in Daniel Kehlmanns Roman *Tyll*³ der Impuls zum Aufbruch (und zum Vagabundieren) der Protagonisten: Der junge Tyll und das Mädchen Nele entfliehen beide, anfangs nur als gedankliches Hirngespinnst – später auch wirklich – der dörflichen Enge und werden zu Gauklern, da ihnen

-
- 1 Grimmelshausen: *Der abentheurliche Simplicissimus Teutsch und Continuatio des abentheurlichen Simplicissimi*. Hrsg. von Rolf Tarot. Tübingen 1967 (Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Unter Mitarbeit von Wolfgang Bender und Franz Günter Sieveke hrsg. von Rolf Tarot). – Der Text wird im Folgenden nach der Edition von Tarot mit Siglen *ST* und *Co* sowie Seitenangabe in runden Klammern zitiert. „Dahero fieng ich wieder an zu gedencken/ was ich doch immermehr anfangen solte? im Wald zu bleiben war mir unmöglich/ weil mir alles so gar hinweg genommen worden/ daß ich mich nicht mehr auffhalten konte/ nichts war mehr übrig/ als noch etliche Bücher/ welche hin und her zerstreut/ und durcheinander geworffen lagen [...]“. (*ST* 51). Zur Kennzeichnung eines „Weltbildromans“ siehe Friedrich Gundolf: Grimmelshausen und der „Simplicissimus“. In: Friedrich Gundolf: *Beiträge zur Literatur- und Geistesgeschichte*. Ausgewählt und hrsg. von Victor A. Schmitz und Fritz Martini. Heidelberg 1980 (Veröffentlichungen der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung Darmstadt 54), S. 205–226, hier S. 205.
 - 2 In den „Flegeljahren des Kapitalismus“ (Egon Friedell) kommt der Individualisierung eine immer größere Bedeutung zu; in Kriegszeiten sind sozialer Aufstieg und die Erlangung von Ruhm gebunden an das (Kriegs-)Glück. Der Aufstieg des Simplicius vom Trossjungen zum Jäger von Soest stellt diese karrieristische Möglichkeit *par excellence* vor.
 - 3 Daniel Kehlmann: *Tyll*. Reinbek bei Hamburg 2017. – Der Text wird im Folgenden mit Sigle *Tyll* und Seitenangabe in runden Klammern zitiert.

dieses Milieu und die dort vorhandenen persönlichen Entwicklungsmöglichkeiten nicht reichen: „Beide denken an Prag. Gerade weil es nur ein Wort ist, weil sie nichts darüber wissen, klingt es so verheißungsvoll wie aus einem Märchen.“ (*Tyll* 87)

Der Grund für den Aufbruch ist im *Tyll* der Verheißung frei setzende Name der Stadt Prag, die böhmische Hauptstadt steht hier als Sinnbild für die große Welt. Beide Kinder wollen diese Welt beschauen, dem dörflichen Rahmen entfliehen; sie möchten mit eigenen Augen beschauen, was der Fernraum, die Weite, die im Namen der Residenzstadt Prag versinnbildlicht ist, für sie zu bieten hat.

Sie suchen nach dem Sinn des Lebens. Weil es in dieser Besinnung stets um das fundamental Menschliche, um Hoffnungen, Wünsche und das je eigene Selbstverständnis im Verständnis einer Sinnstiftung geht, können die Leserinnen und Leser des *Tyll* der geschilderten Lebenspraxis nicht wirklich distanziert gegenüber stehen.⁴

Es werden überzeitliche Grundkonstituenten menschlichen Daseins verhandelt, die Ganzheitlichkeit menschlicher Selbstvergewisserung rückt in den Blick. Das Ganze des Kehlmanschen Welt- und Selbstverhältnisses, die Suche nach dem Sinn des menschlichen Daseins steht nicht nur anschaulich in der literarischen Illusion gegeben da, sondern verweist zugleich auf überzeitliche Ereignisse der eigenen menschlichen Selbstfindung als der überzeitlich-intersubjektiven, der existentiellen und menschlichen Grunderfahrung schlechthin.

Das kleine Dorf ermöglicht als Zweckverband das geordnete Zusammenleben der Menschen; der einzelne Bewohner geht in der dörflichen Gemeinschaft auf; die Macht des Dorfes ist erkennbar am Gehorsam, der den Dorfbewohner definiert, wobei es unwichtig ist, ob dieser aus Furcht, Liebe oder Einsicht die Macht- und Ordnungsstruktur⁵ (und damit auch zugleich die Ge-

4 Das, was die beiden Romane lesenswert macht, kann gebündelt werden in der Eigenart der präsentierten Lebensführung ihrer Protagonisten, einer Lebenspraxis, die der Rezipient – auch aufgrund der Affinität zur je eigenen Lebensführung und Sinnstiftung – für sich persönlich entziffern kann. Hans Blumenberg: *Die Lesbarkeit der Welt*. Frankfurt a. M. ²1983, S. 113: „Entziffern‘ heißt [...] das Durchdringen der Bildhülle am Leitfaden ihrer möglichen metaphorischen Verweisungen, der Vorstoß auf den Kondensationskern der Konfigurationen [...].“

5 In den großen Hanse- und Handelsstädten des Reichs werden zuerst die Kaufleute, Händler und Handwerker die neuen Träger eines freiheitlichen Selbstbewusst-

setze und Regeln des Dorfes) anerkennt und sich bzw. das eigene Dasein daran ausrichtet: „Dann ist man auf dem Dorfplatz mit der Kirche, der alten Dorflinde und dem Brunnen. Neben der Kirche steht das Pfarrhaus, neben dem Pfarrhaus das Haus, in dem der Amtmann wohnt.“ (Tyll 38)

Dorfstruktur und zu schuldender Gehorsam bedingen in Kehlmanns Roman *Tyll* die psychosoziale Einstellung der Menschen, welche die einfältige Autorität verinnerlichen müssen.⁶ Im Gegensatz hierzu wird die Außenwelt im Roman zum mannigfaltigen, zugleich aber auch zum verlockenden Ort. Die Welt des dörflichen Nahraums korreliert mit dem Andersort – da draußen, was durch die Selbstbefreiungs- und Verselbstständigungstendenzen⁷ lockt und daher sehr anziehend auf den jungen Tyll wirkt:

Auf der hinteren Seite des Dorfplatzes ist ein Zaun. Öffnet man das Gatter und geht über das große Feld, das auch dem Steger gehört, ist man schon wieder im Wald, und wenn man sich nicht zu sehr vor der Kalten fürchtet und immerfort weiterwandert und im Unterholz den Weg nicht verliert, so

seins. Das städtische Bürgertum stellt als soziale Gruppe die alten Machtpositionen der Aristokratie (und die damit verbundene Ständeordnung) in Frage. Da die sozialen Ordnungen sich allmählich aufzulösen beginnen, erscheinen sie auch nicht länger als heilsbringend. Vgl.: hierzu Otto Brunner: *Sozialgeschichte Europas im Mittelalter*. Göttingen ²1978 (Kleine Vandenhoeck-Reihe 1442), S. 88–95.

- 6 Beide Romane spüren literarisch nach, wie in der Frühen Neuzeit tradierte soziopolitische Machtpositionen (Ordnungsgefüge) aufbrechen: Die althergebrachte, hierarchische Sozialordnung weicht einer Auffassung, in der verschiedene Macht- und Führungsinstanzen nahezu ebenbürtig nebeneinander bestehen können. Zugleich macht sich auch aufgrund des entstandenen Ordnungsvakuums Angst vor einer fehlenden Führung und Lenkung breit. Im Heiligen Römischen Reich war im Spätmittelalter eine über den Personenverband und über personale Abhängigkeiten strukturierte kulturelle und soziale Ständeordnung geschaffen worden, der ein bestimmtes Weltbild entsprach, das auf Gott als höchsten Regenten ausgerichtet war. Durch die Folgen der Konfessionskriege wird diese Einheit des Reiches, der Kirche und der feudalen Ständeordnung zerstört. Das Scheitern zahlreicher politischer Reformbemühungen verdeutlicht die Schwächen der Zentralgewalt im Reich, da die zahlreichen aufstrebenden Territorien und ihre Landesfürsten erkannten, dass sie mit Hilfe der konfessionellen Gegensätze ihre eigennützigen politischen Interessen gegenüber Kaiser und Reich stärken konnten.
- 7 Jeder Verselbstständigungsprozess des Individuums gegenüber tradierten Ordnungen ruft Reaktionen hervor. Grimmelshausen reflektiert in seinen Figuren die gescheiterten Weltmenschen mit irrationalen und eigennützigen Intentionen und Handlungen. Diese führen zwangsläufig zu inneren Zerreißproben, die der Autor für den Leser, der möglicherweise eben auch ein solcher ‚Weltmensch‘ ist, unterschiedlich charakterisiert: Olivier präsentiert als Figur den „radikalen Unmenschen“, Simplicius wird hingegen über weite Teile des Romans als „läuterungswürdig“ vorgestellt.

ist man in sechs Stunden beim Hof von Martin Reutter. Wenn einen dort der Hund nicht beißt und man weitergeht, ist man in drei Stunden im nächsten Dorf, das auch nicht viel größer ist. (*Tyll* 38–39)

Der dörfliche Nahraum wird umgrenzt, also de-finiert, der Zaun bildet die künstlich gezogene Grenze, eine Einhalt gebietende Demarkationslinie, die von den Menschen gezogen wurde, zum Schutz gegen Angriffe von außen und als Ort des Zusammenhaltes der dörflichen Gemeinschaft (*locus cohaesivus*) nach innen: „Irgendwer liegt immer im Dreck und zimmert an den Zäunen, sie gehen ständig kaputt, aber sie müssen standhalten, sonst entkommt das Vieh, oder die Tiere des Waldes zerstören das Korn.“ (*Tyll* 37)

Die ausgewiesene Delimitation schafft die sozialphilosophische Dimension: Die dörfliche Gemeinschaft umfasst dann all die Aspekte, die ein Schaffen und Tätigsein der einzelnen Akteure näher erläutern, umgrenzt die Handlungen, durch die sich die Subjekte der einzelnen Familien als Gruppen des Dorfes formieren. Mitgedacht werden unausgesprochen stets Auswirkungen auf die kollektive Identität der Dorfbewohner und auch Konflikte:⁸ Kehlmanns Text setzt hier *ex negativo* die Kriterien, welche gegeben sein müssen, damit strukturell noch von einer dörflichen Gemeinschaft gesprochen werden kann.

Reicht das Gefühl der Zusammengehörigkeit des ökonomisch ausgerichteten Familiengroßverbandes, oder benötigen die Romanfiguren auch gegenseitige Anerkennung, um sich als soziales Wesen auszeichnen zu können?

Wer nun, wie die Protagonisten der Romane, die engen Grenzen des Dorfes überschreiten will, der muss den Mut aufbringen und das Gatter öffnen, um sich auf den Weg zu machen. Diese Bewegung ist mitunter sehr gefährlich, denn sie führt durch das Unterholz des dunklen Waldes. Kehlmann teilt seinem Leser mit, dass jeder Aufbruch der Aufbruchwilligen ein Verstoß gegen die Gemeinschaft ist, denn das Dorf kann nur ein geordnetes Gemeinwesen bilden, wenn die Menschen, die in ihm leben und arbeiten, in eben diesem Dorf verbleiben. Wenn sich jeder Dorfbewohner aufmachte, die weite Welt

8 Zu den Sozialkonflikten vgl. Egon Friedell: *Kulturgeschichte der Neuzeit. Die Krisis der europäischen Seele. Von der Schwarzen Pest bis zum Ersten Weltkrieg*. Berlin [u. a.] o. J., S. 183–184 bzw. S. 380–381, und Gerhard Schneider: *Der Libertin. Zur Geistes- und Sozialgeschichte des Bürgertums im 16. und 17. Jahrhundert*. Stuttgart 1970 (Studien zur allgemeinen und vergleichenden Literaturwissenschaft 4), S. 79–81, hier bes. S. 79: „Mit der fortschreitenden ökonomischen Entwicklung und der damit zusammenhängenden sozialen Differenzierung verstärkten sich die sozialen Konflikte.“

zu besehen, dann wäre das Dorf bald nicht mehr; so wird die organisierte Dorfgesellschaft vorgestellt, die sich als Zweckgemeinschaft erhalten muss.

Der Einzelne geht aber in dieser Gesellschaft nicht ganz und unmittelbar auf, das Dorfleben bleibt den beiden Protagonisten in Kehlmanns *Tyll* zunächst rein äußerlich und betrifft nur die Kontrolle ihrer Gesinnung bzw. der daraus abgeleiteten Handlungsoptionen.⁹ Der Wunsch des Aufbruchs und das sich daran anschließende permanente Unterwegssein (auch die damit einhergehende stete Rastlosigkeit: die Bewegung) transformieren zum Sinnbild der getriebenen Seele der Handlungsträger der Romane: Tyll und Simplicius sind ‚bewegte Helden‘, die auf der Suche nach dem Sinn ihres Lebens am Ende des Weges entweder als Höhlenbewohner auf einer unbewohnten Insel stranden oder als Verschüttete im tiefen, dunklen Berg landen.

Beide enden literarisch gesprochen im *dead end*, in der lebensbiografischen Sackgasse und benötigen daher eine *κατα-στροφή*, die Peripetie, die Um-Wendung der Seins-Ausrichtung. Nach einer solchen Um-Wendung verlangt es sie erst dort, entweder finden sie die Seelenruhe oder den Tod. Tyll und Simplicius werden in ihrer Anfälligkeit für moralische Verderbtheiten in gewisser Weise zur Typisierung des ‚Herrn Omne‘. Die von beiden Autoren zu Beginn ihres Werks beschriebene Ausgangssituation (der Wald; das Dorf) verlangen nach Handlungen: Um sich gegen Bedrohungen des Lebens zu wappnen, müssen Simplicius und Tyll dabei stets flexibel reagieren.

Beide sind Nonkonformisten. Sie arrangieren sich in ihrem Aufbruch geschickt mit den äußeren Umständen und Gegebenheiten und vermögen so ihre Existenz in schweren Zeiten zu sichern; nur so können beide überleben. Das Verlassen der angestammten Heimat des Nahraumes (des elterlichen Hofes

9 Wenn Autoritäten (im Fall des Simplicissimus Teutsch der Einsiedler-Vater) nicht länger vorgeben, was zu geschehen hat oder ob (bzw. wie) zu handeln ist, sondern das Individuum nun eigenständig entscheiden muss, dann kann diese Entscheidung schon Mühsal und Qual bedeuten. Diese Last führt zum Beispiel im Roman bei Simplicius als naheliegende Überlebensstrategie dazu, dass er aufgrund seines geringen Erfahrungsschatzes in den Lehren und – das Vorbild des Einsiedlers erinnernd – im Gottvertrauen einen Halt sucht: „Gleich wie aber meine Erfahrung schlecht und gering war/ also konte ich auch nichts rechtschaffenens schliessen/ das beste war/ daß ich mich GOtt befahl/ und mein Vertrauen allein auff ihn zu setzen wuste/ sonst hätte ich ohn Zweiffel *desperiren* und zu Grund gehen müssen [...].“ (ST 43) Vgl. zur Rolle des Einsiedlers Rainer Gruenter: *Simplex Eremita: zum Einsiedler in Grimmelshausens „Simplicissimus“*. In: *Wolfenbütteler Barock-Nachrichten* 18 (1991), S. 1–10.

im Wald des Dorfes) in den beiden Romanen meint „Handeln als Aufbruch“. Die Autoren stellen ihre Figuren damit zugleich ins (soziale) Abseits.¹⁰ Abseits meint hier im mehrfachen Sinne zum einen physikalische Bewegung in die Abkehr, das aktive Ablegen des Alltags; es bedeutet, den Weg in die Fremde zu gehen. Zum geographisch und sozial abgelegenen Ort selbst vorzustoßen meint für die Figuren eine Trennung von dem Altbekannten.

Die Figuren isolieren sich, wollen auf sich selbst gestellt sein und bleiben dabei (als Angehörige nichtprivilegierter Schichten) stets dem Wirken der Schicksalsmächte ausgeliefert: Tyll und Simplicius durchleben als Picaros die Vielgestaltigkeit der menschlichen Daseinsform in den wechselhaften Zeiten des Krieges, beide lernen existenzielle Ausnahmesituationen und Nöte kennen und erfahren die Wechelseiten des Ruhmes, der Karriere und des körperlichen Begehrens, mit anderen Worten, sie bekommen beide die gesamte Palette der Realität des Weltmenschen-Daseins im Positiven und Negativen an Leib und Seele zu spüren.¹¹

Doch in der Abkehr zeigt sich zugleich auch eine ganz einfache, vordergründige Lösung des Problems: Im Aufbruch suchen Simplicius und Tyll das andere, unorthodoxe Dasein – ganz im Sinne der Charakteristik bzw. Motivik der *Novela Picaresca* – und den hierzu passenden Ort. Die Hauptfiguren lösen sich aus den engen sozialen Schranken und fliehen aus den bisherigen Verortungen; die Vision vom Ständebaum dient im *Simplicissimus Teutsch* als „Klammer im Roman“.¹²

10 Wo mag in den beiden Romanen dieses Abseits als Ort liegen? Dem weiteren Verlauf der Romane folgend kann sich dieser U-topos kaum in der Welt der Menschen auffinden lassen. Die gefassten Entscheidungen, Dorf bzw. Wald zu verlassen, treffen Tyll und Simplicius in der Situation großer existenzieller Not; durch den *appetitus societatis* geraten beide Figuren immer tiefer in die sozialen Abhängigkeiten der menschlichen Gesellschaft. Als „Weltmenschen“ stehen sie unter dem Zwang der Gesellschaft und müssen die entsprechenden Sitten, Rituale, Normen, Gesetze und Verpflichtungen der Gemeinschaft beachten.

11 „Indessen ists doch gewiß/ daß ein Welt-Mensch/ welcher aller Untugenden und Thorheiten gewohnt/ und selbsten mit macht/ im wenigsten nicht empfinden kan/ auff was vor einer bösen Sprossen er mit seinen Geferten wandelt.“ (ST 74)

12 Zur Klammerfunktion der Vision vom Ständebaum vgl. Peter Heßelmann: *Gaukelpredigt. Simplicianische Poetologie und Didaxe. Zu allegorischen und emblematischen Strukturen in Grimmelshausens Zehn-Bücher-Zyklus*. Frankfurt a. M. [u. a.] 1988 (Europäische Hochschulschriften. Reihe I. Deutsche Sprache und Literatur 1056), S. 159–167, hier bes. S. 159: „Mit der Darstellung der in die Wirren kriegerischer Auseinandersetzungen verwickelten maroden Ständegesellschaft auf

Das „Adieu Welt“ (Co 457–463),¹³ welches im V. Buch dem Leser eher hypothetisch-spekulativ den Sinn des Daseins nahebringen soll, wird in der *Continuatio* dann tatsächlich umgesetzte Lebenspraxis.

Grimmelshausen lässt Simplicius nach einer langen Reise, die zu einer wahren Odyssee ausartet, auf hoher See Schiffbruch erleiden und ihn in Begleitung eines portugiesischen Zimmermanns und einer „Abysiner Christin“ (Co 555) auf einer unbewohnten Insel irgendwo weit vor den Küsten des südlichen Afrikas stranden. Das endlose Meer trennt von nun an die beiden Schiffbrüchigen von der europäischen Zivilisation. Der Schiffbruch (*nauf-rágo*) erleidende Simplicius ist somit in gewisser Weise schon das *desdeñado* der göttlichen Gnade.

Es ist ein Ausdruck der subjektiven Selbstermächtigung und angebunden an ein Wissen, welches deutlich macht, dass jede Veränderung immer auf die innere Haltung der Menschen zur Welt zielt:

Dort aber ist der Junge nie gewesen. Und obwohl mehrere Leute, die schon anderswo waren, ihm gesagt haben, dass es dort genauso sei wie hier, kann er nicht aufhören, sich zu fragen, wo man wohl hinkäme, wenn man einfach immer weiterginge, nicht bloß zum nächsten Dorf, sondern weiter und weiter. (*Tyll* 38–39)

Im Roman *Tyll* lässt Kehlmann die Hauptfigur im Krieg zu den Mineuren gehen, dort landet Tyll in der dunklen Verschüttung, in der völligen Dunkelheit und Isolation des Berges:

Ja, das ist dumm gewesen. Mineure sterben fast immer, aber das haben sie ihm erst unter der Erde erzählt. Von fünf Mineuren sterben vier. [...] Das

höherer Ebene stellt der Erzähler einen Beurteilungsmaßstab für das bisher und zukünftig episch Geschilderte bereit. Das Traumbild, das den Blick für die sich über dem Literalsinn erhebende allegorische Dimension schärft, steckt damit den sozialkritischen Rahmen ab, in dem nicht nur das Binnengeschehen des Romans und das Schicksal Simplicii zu sehen ist. Die Vision ist, nach rückwärts und vorwärts gleichermaßen verklammert, als bedeutungsgeladener Knotenpunkt in der Romanstruktur zu betrachten.“

13 Vgl. Peter Triefenbach: *Der Lebenslauf des Simplicius Simplicissimus. Figur, Initiation, Satire*. Stuttgart 1979, S. 176: „Das Subjekt kehrt sich nach der Anerkennung seiner Schuld gegen die Welt, die Objektivität seines Leidens. Der Erzähler bedient sich der Verachtung des Hoflebens aus Guevaras Schriften, weil die Wirkung auf ihn überwältigend war. Indem er die Anklage und Beschimpfung der Welt in seine Lebensbeschreibung einflacht, macht er sie sich zu eigen.“

Gute ist, dass er sich darum wohl keine Sorgen mehr machen muss. Es sieht nicht danach aus, als würden sie hier rauskommen. (Tyll 404–406)

Solche tragischen Umstände lassen sich nicht ändern, die innere Haltung des Menschen zu ihnen schon.¹⁴ In der extremen Notsituation, in der explosionsartigen Verschüttung und anschließend auch im dann eingebrochenen Schacht, denken die Betroffenen an Gott:¹⁵

„Gott, Allmächtiger, Herr Jesus Christ, steh uns bei“, hat der Matthias vorhin noch gesagt, und der Korff hat geantwortet: „Aber Gott ist hier nicht!“, und der Eisenkurt hat gesagt: „Gott ist überall, du Schwein“ und der Matthias hat gesagt „Hier unten nicht“ und dann haben alle gelacht, doch dann hat es einen Knall gegeben und einen Luftstoß so scharf und heiß, dass er sie zu Boden geworfen hat. (Tyll 397)

Von dieser Bedrängnis und der Unfreiheit der Verschütteten kommend kehren wir zum Beginn des Romans zurück. Es gilt: Nicht alle Begrenzungen sind vom Menschen gemacht („Auf der hinteren Seite des Dorfplatzes ist ein Zaun.“). Jeder Wunsch nach Befreiung und Freiheit setzt das Wissen um die unvollendete Beschränktheit von Welt voraus; die sich ihrer selbst und ihrer Bestimmung bewusst werdenden Figuren-Subjekte treten, und zwar mit einer großen Portion jugendlicher Neugier, die aber durchaus mit ernstem Verlangen verwoben zu sein scheint, als frei Handelnde der verlockenden Welt gegenüber.

Von nun an begreifen sie sich als Mitte von Wille und Handlung in der Welt der Objekte.¹⁶ Diesem Lebensentwurf des Eintritts in die Welt und der

14 So fehlen Simplicius – wie er dem Leser bereitwillig eingesteht – zur Entscheidungsfindung die nötigen Erfahrungswerte: Wie soll er sich angesichts der Schlechtigkeit der Welt in dieser verhalten, wenn er doch keine Erfahrung im Umgang mit dieser Welt hat?

15 Als Lösung der Extremsituation fordert die Figur Matthias angesichts der Notlage eine Rückbesinnung zum Glauben und zur Orientierung auf Gott als Vertrauensvorschuss. Vgl. hierzu Paul Tillich: *Wesen und Wandel des Glaubens*. Frankfurt a. M., Berlin 1961 (Weltperspektiven 8), S. 59–60: „Gott ist das fundamentale Symbol des Glaubens, aber es ist nicht das einzige. Alle Eigenschaften, die wir ihm zulegen, wie Macht, Liebe, Gerechtigkeit, sind aus unseren endlichen Erfahrungen genommen und werden symbolisch angewandt auf das, was sich jenseits von Endlichkeit und Unendlichkeit befindet.“

16 Erst sehr schleppend, im Fortgang des Romans, begreifen sich Tyll und Nele als Objekte einer alles umfassenden und beherrschenden Weltökonomie, die sämtliche Lebensbereiche zu determinieren droht. Die Vorstellung des Vorrangs der persönlichen Entscheidungsfreiheit bekommt den faden Beigeschmack einer Deter-

Genese eines Weltmenschen¹⁷ mangelt jedoch jegliche Anbindung an eine christlich-moralische Fundierung im Sinne einer gottorientierten Selbstfindung bzw. Menschwerdung. Über weite Teile der sich entwickelnden Romane handeln die Figuren nicht in Art und Weise von wahren Christenmenschen, sondern als Unmenschen.¹⁸ Das Handeln der Figuren in den beiden Romanen ist entäußerter Ausdruck menschlicher Selbstermächtigung und besteht in dem Wissen, das nicht auf Vollendung der Welt abzielt; verändern und modifizieren lassen sich lediglich die Einstellungen (oder die Grundhaltung) der Figuren zur Welt.

Tyll und Simplicius sind fortan nur mehr auf ihre Entwicklung bedacht und müssen von einer indifferenten Haltung gegenüber den Mitmenschen in einer Katharsis der erneuten Selbstfindung und Menschwerdung geläutert werden. In Grimmelshausens *Continuatio* wird das geläuterte Ich in der Figur des alten Kreuzinsel-Simplicius aber erst verständlich vor der Folie der

mination, wonach die menschlichen Alternativen und Lebenswege fast ausnahmslos von äußeren Faktoren abhängen und somit die vermeintlich just gewonnene Entscheidungsfreiheit wieder in einem neuen Netz von Abhängigkeiten verloren geht. Zum Determinismus vgl. Martin Schneider: *Das Weltbild des 17. Jahrhunderts. Philosophisches Denken zwischen Reformation und Aufklärung*. Darmstadt 2004, S. 214–220.

- 17 Wilhelm Kühlmann: Grimmelshausens „*Simplicius Simplicissimus*“ und der Dreißigjährige Krieg – Historische Signatur und Problemgehalt eines Epochenromans. In: Wilhelm Kühlmann: *Grimmelshausen. An- und Absichten eines vormodernen Modernen*. Heidelberg 2008, S. 31–60, hier S. 53: „Auch Simplicissimus wird zum ‚Weltmenschen‘, d. h. zu einem Menschen, der mit Seinesgleichen erfolgreich umzugehen lernt. Auch er erwirbt – immer lernend, oft staunend, belustigt oder angewidert – teils als Opfer, manchmal als Schwankheld oder gar als betrügerisch-grausamer Täter, die Eigenschaften und Lebenstechniken der List, Klugheit und Anpassung, doch diese kamen in der Tabulatur des frommen Christenmenschen nicht vor.“
- 18 Der Ausdruck „Unmenschlichkeit“ fällt im *Simplicissimus Teutsch* zum ersten Mal im XIV. Kapitel von Buch I im Zusammenhang der Verwünschung des durch die Bauern im Fass lebendig begraben Soldaten. In diesem Kontext stehen auch die Etikettierungen „un-Christliche Grausamkeit“ bzw. Gottesvergessenheit, vgl. ST 40–41. Obgleich Simplicius recht früh vom Einsiedel von einer ‚Bestia‘ zu einem wahren Christenmenschen erzogen worden ist, tritt er nach dem Ableben des Einsiedels gezwungenermaßen in die Welt „hinaus“ und wird durch diese Maßnahme von einem sittenfesten, wenn auch recht einfältigen „Gut-Menschen“ zu einem lasterhaften, hemmungslosen, eigennütigen und ichsüchtigen „Weltmenschen“, der sich selbst und Gott vergisst und sich gegenüber jeder Ordnung und Moral ablehnend verhält.

Vielzahl der anderen dargebotenen Lebensformen (Narr, Jäger, Beau Alman, Eremit, Pilger etc.), die als Abschnitte der Selbst- und Gottesvergessenheit des simplicianischen Lebenswandels den Büchern I bis V zugrunde liegen.

Die Romanfiguren Simplicius und Tyll durchleben als Vagabunden die Vielgestaltigkeit der menschlichen Daseinsformen in den wechselhaften Zeiten des Krieges, sie lernen existenzielle Ausnahmesituationen und Nöte kennen und erfahren die Vorteile menschlicher Grundsituationen des Ruhmes, der Karriere und der körperlichen Begierden – mit anderen Worten: beide Romanfiguren bekommen die gesamte Palette der Realität zu spüren:

Am Morgen ritten sie weiter. Das Dorf Markl war völlig zerstört: durchlöchernte Mauern, geborstene Balken, Schutt und Steine auf dem Weg, neben dem verdreckten Brunnen ein paar alte Leute, die um Essen bettelten. Der Feind sei hier gewesen und habe alles genommen, und das Wenige, das man habe verstecken können, habe danach der Feind genommen, die Soldaten des Kurfürsten nämlich, und kaum seien die abgezogen, sei das, was man vor ihnen noch habe verbergen können, wiederum von den Feinden genommen worden. (Tyll 190)

Die geschilderte Bestialität des Krieges, die verkehrte Welt, die Gott zum Nutzen der Menschen errichtet hat („[...] daß alle solche Ubel von der Güte deß Allerhöchsten/ zu unserm Nutz/ offft notwendig haben verhängt werden müssen [...]“, *ST* 17) und in der Grimmelshausen und Kehlmann ihre Romanfiguren implantieren und innerhalb der beiden Romane nach dem Sinn des menschlichen Lebens fragen lassen, ist eine mehrfach gebrochene, multiperspektivische literarische Fiktion, die in der Frage nach der Menschwerdung ein Lebensgefühl ausdrückt, welches das Wesen des Menschen in der gottgerechten Ordnung sucht. Grimmelshausen und Kehlmann schaffen in den Romanen eine Ordnung¹⁹ und sichern die Selbsterkenntnis der Hauptfiguren in der Orientierung an der Fügung und in der Abhängigkeit von der (göttlichen) Vorherbestimmung, nicht in der unbegrenzten Freiheit der menschlichen Vernunft. Um ein sinnvolles Leben in der Isolation und Abgeschiedenheit gestal-

19 Rainer Hillenbrand: *Erzählperspektive und Autorintention in Grimmelshausens „Simplicissimus“*. Ein poetologischer Kommentar. Frankfurt a. M. [u. a.] 2008, S. 250: „Wegen des häufigen sophistischen Mißbrauchs oder der unbedarften Verwechslung der Instanzen, sei diese poetologische Selbstverständlichkeit noch einmal betont: die Fiktion gehört dem Autor, nicht dem Ich-Erzähler, der innerhalb der Fiktion in diesem Roman selbst nichts erfindet. Es ist kein Lügenroman, sondern ein Bekehrungsroman.“

ten zu können, um somit auf die wichtigen Lebensfragen der *vita contemplativa* adäquate Antworten zu finden, müssen sich letztlich alle Leser angesprochen fühlen: Jeder Mensch soll sich in der Dunkelheit und der Einsamkeit seines Herzens selbst erkennen, somit steht das *Nosce te ipsum!* als orakelhafte Leitdevise über den beiden Romanen. Diese Leseanweisung der Autoren Grimmelshausen und Kehlmann bedingen Autor, Erzähler und Leser gleichermaßen; in gewisser Weise wenden sich die beiden Romane mit ihren kontemplativen Momenten, auf die sie beide zum Ende gehäuft hin zusteuern, gegen den Trend der Zeit, der mit der Absage von der *vita contemplativa* und der verstärkten Hinwendung zur *vita activa* den egozentrierten Menschen immer mehr auf seine diesseitigen sozialen Aufgaben und politisch-ökonomischen Verpflichtungen festzulegen droht. Zu einer Reaktion kann es da nur in der Hingabe an die Intuition kommen. Kehlmann reflektiert dieses Verfahren (erzählerisch in einer Retrospektive) mit Hilfe der Roman-Figur Nele:

Und wirklich, denkt sie jetzt, während sie auf dem Marktplatz eines fremden Dorfes Münzen einsammelt – wäre sie noch einmal in die Bäckerei gegangen, so wäre sie geblieben und hätte bald den Steger-Sohn geheiratet, den älteren, dem vorne zwei Zähne fehlen. Es gibt nur wenige Augenblicke, in denen zweierlei möglich ist, ein Weg so gut wie ein anderer. Nur wenige Augenblicke, in denen man entscheiden kann. (*Tyll* 166)

Die Entscheidungen (vernünftige oder der Vernunft gemäße) sind wichtige Parameter des menschlichen Lebens; auch Romanfiguren entscheiden sich und bleiben (innerhalb der Fiktion) gebunden an Sitte, Moral und Religion, wobei diese Faktoren als Glaube an ein umfassendes System von Werten zu verstehen sind, die den Einzelnen in seiner Individualität übersteigen (*transzendieren*).²⁰

20 Die Folge des Nachdenkens über die Schlechtigkeit der Menschen in der Welt schafft neue Verbindlichkeiten für die menschliche Vernunft, und zwangsläufig ergibt sich für Simplicius die Notwendigkeit, ein System zu finden, das es ihm als Subjekt erlaubt, in Zweifelsfällen zu begründeten persönlichen Gewissheiten und eigenverantwortlichen Handlungsentscheidungen zu gelangen, die sich auch am Maßstab der Mitmenschlichkeit messen lassen können. Mit Petrus Ramus gewinnt der System-Begriff vor allem mit den Ansprüchen universalwissenschaftlicher Vorhaben wieder an Bedeutung, vgl. Wilhelm Schmidt-Biggemann: *Topica universalis. Eine Modellgeschichte humanistischer und barocker Wissenschaft*. Hamburg 1983 (Paradeigmata 1), S. 29–39 (v. a. 1. Kap. III, 4: „Ordo und signatura rerum“). Vgl. auch Lucien Goldmann: *Der verborgene Gott. Studie über die tragi-*

Für die Entscheidung zieht der Entscheidungsträger zunächst Data heran, deren vermutete Bedeutung er mit einem Wertesystem abgleicht; das meint, was ihm nachhaltig beigebracht worden ist, also Gebote, Gesetze und Ermahnungen, werden reflektiert und der Zweck der Entscheidung (die Intention) wird profiliert.²¹

In einer Planungsphase könnten Details bedacht werden, doch am Ende bildet wieder der Abgleichungsprozess die Entscheidung. Sie generiert dann auch den Willen, der die Handlung anstößt und für ihre erfolgreiche Durchführung sorgt. Nach der Aktion folgt eine Bewertung, also ein Vergleich mit dem in der Planung aufgestellten Sollwert. Das Ergebnis der Bewertung ist nun wieder bedeutungsvoll für weitere künftige Einstellungen und Handlungen. Erst in einem zweiten Schritt wird nun über die Art der Durchführung entschieden. In dem o. g. Beispiel bei Kehlmann („Es gibt nur wenige Augenblicke, in denen zweierlei möglich ist, ein Weg so gut wie ein anderer. Nur wenige Augenblicke, in denen man entscheiden kann.“) wird von Nele eine Entscheidung getroffen, die die Intention gegen Zweifel oder Bedenken direkt immunisiert. Neles Wille wird zum Durchsetzungsvermögen, weil nach der Entscheidung (z. B. über die Art der exakten Durchführung) der Entschluss zur Flucht aus dem Dorf feststeht. Wille und Durchsetzung sind unterschiedlich ausgeprägt, helfen jedoch Nele, (innere und äußere) Widerstände zu überwinden. In dieser Ausdeutung der Willensbildung bei Kehlmann kommt ein freier Wille, der der Kausalität nicht unterworfen ist, erst gar nicht vor.

Insofern vertritt der Autor eine wertekonservative Haltung zum Dasein und zur Welt: Kehlmanns Tyll überprüft *a limine* die Möglichkeit der „tragi-

sche Weltanschauung in den „Pensées“ Pascals und im Theater Racines. Frankfurt a. M. 1985 (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 491), S. 57.

21 Im Roman *Simplicissimus Teutsch* trifft der Protagonist (vordergründig) für sich zunächst die freie Entscheidung, im Wald zu verbleiben, die weitere Entwicklung der Ereignisse kann er allerdings – trotz dieses festen Vorsatzes – nicht steuern. Vielmehr wird er zum „Spielball der Ereignisse“, da er unvermittelt zwischen die Fronten von Musketierparteien, die sich im Wald verirrt haben, und der Soldateska feindlich gesinnten Bauern gerät. Beide Parteien bekriegen sich aufs Ärgste, sie behandeln sich unmenschlich. Es wird auf beiden Seiten geraubt, gefoltert, misshandelt und getötet. Simplicius muss sich den Effekten dieser Brutalitäten fügen und den Wald verlassen, da er sich, nachdem sein Hab und Gut geplündert worden ist, einer existenziellen Notsituation ausgesetzt sieht: „Als ich wieder heim kame/ befand ich/ daß mein Feurzeug und gantzer Haußrath/ sampt allem Vorrath an meinen armseeligen Essenspeisen [...] miteinander fort war: Wo nun hinauß?“ (ST 43)

schen Vision“ (Lucien Goldmann), die zu einer besseren und menschlicheren Welt führen kann. Da es in jeder Rückbesinnung über getroffene Entscheidungen stets auch um das Menschliche, um Hoffnungen, Wünsche und das je eigene Selbstverständnis im Sinne einer wahren Menschwerdung geht, kann der Leser der im Roman geschilderten Lebenspraxis nicht distanziert gegenüber stehen.

Es werden nun mal überzeitliche Grundkonstituenten menschlichen Daseins verhandelt, die Ganzheitlichkeit menschlicher Selbstvergewisserung rückt in den Blick. Das Ganze des Welt- und Selbstverhältnisses, die Suche nach dem Menschlichen und dem eigenen moralischen Wesenskern steht dem Leser keineswegs nur anschaulich in der literarischen Fiktion gegenüber, sondern verweist zugleich auf überzeitlich-situative Ereignisse der Selbstfindung und Menschwerdung als der intersubjektiven, existentiell-menschlichen Grunderfahrung schlechthin; hier (und nur hier) liegt dann auch der Verweis auf den Glauben begründet, exakt ein solcher Glaube funktioniert nur abseits jeder Rationalität.²²

In Daniel Kehlmanns Roman *Tyll* brechen im Kapitel „Herr der Luft“ der junge Tyll, die schwangere Agneta und der Knecht des Martin Reutter, Heiner, gemeinsam auf, um von der Mühle das gemahlene Mehl zum Reutter-Hof zu bringen. Dieser Hof liegt sehr abseits und die Reisenden müssen, um zum Hof zu gelangen, einen düsteren und gefährlichen Waldweg einschlagen:

Hätten Sie den breiten Weg genommen, könnten sie schon diesen Nachmittag am Ziel sein, aber der führt zu nahe an der Lichtung mit der alten Weide vorbei. Kein Ungeborenes darf in die Nähe der Kalten kommen. Daher müssen sie den Umweg über den schmalen überwachsenen Pfad nehmen, der viel tiefer durch den Wald führt, vorbei am Ahornhügel und dem großen Mäusetümpel. (*Tyll* 52)

22 Goldmann, *Gott* (wie Anm. 20), S. 57: „Die Vernunft ist ein wichtiger Faktor des menschlichen Lebens, ein Faktor, auf den der Mensch berechtigterweise stolz ist und den er niemals wieder aufgeben können; aber sie ist nicht der ganze Mensch, sie darf und kann nicht dem menschlichen Leben genügen [...] Deswegen bedeutet die tragische Vision nach der amoralischen und areligiösen Periode des Empirismus und Rationalismus eine Rückkehr zu Moral und Religion unter der Bedingung, Religion im weitesten Sinn als Glaube an ein umfassendes Ganzes von Werten zu verstehen, die das Individuum transzendieren.“

Die (irrational anmutende) Wahl fällt also hier auf den Umweg, der weiter und umständlicher, aber sicherer zu sein scheint.²³ Kehlmann schreibt hier von einem „schmalen überwachsenen Pfad“ (einer, der kaum begangen wird!) und bedient die Meinung, dass dieser Umweg sicherer und erkenntnisfördernder sei und dass es durchaus zielführend ist, genau diesen Weg zu gehen.

Um-Weg wird zumeist als Umleitung einer zeit-räumlichen Bewegungsrichtung verstanden und ergibt sich in der Regel in dem Zusammenhang, wo die Entfernung zweier Orte, die aufeinander bezogen werden sollen, exakt benannt wird. Die gerade Richtung einer Bewegung ist dann ohne Umweg; die Abweichung von dieser Geraden wird oft von der Landschaft, der Natur erzwungen. Aus dem Ablösungsprozess der alten Ordnung erwachsen zugleich stärkere Akzentuierungen: Es ergeben sich nun mannigfaltige Rechte und Pflichten des Subjekts, so auch der Sachverhalt der Selbstverantwortung vor der Kulisse der eigenen persönlichen Freiheit.

Diese Freiheit kann unter einem falschen Verständnis durchaus in dem Sinne pervertieren, wie es die Romane aufzeigen, so dass die Menschen sich ihren Mitmenschen gegenüber wie ‚unvernünftige Thier‘ verhalten. Im Laufe der Frühen Neuzeit kommt es zu tiefgreifenden technischen und ökonomischen Innovationen, die das kollektive Bewusstsein sehr nachhaltig geprägt haben. In der Folge dieser neuen Entwicklungen nimmt bei den Menschen das Bewusstsein zu, den Fortschritt und die Geschicke in der je eigenen Entwicklung selbst beeinflussen zu können. Der Blick des einzelnen Menschen richtet sich folglich eher auf die Diesseitigkeit und die persönliche Zukunft. Der Mensch erhofft sich fortan das noch zu Erwartende.²⁴

23 An dieser Stelle muss erwähnt werden, dass das Gehen eines Umweges in der literarischen Strukturierung eines Romans eine sinnreiche Bedeutung einnehmen kann, die über die reine Beschreibung der Ortsveränderung hinausweist, so ergibt sich die Sinnstiftung oft erst aus dem Zweck der literarischen Welterklärung.

24 Franz Borkenau: *Der Übergang vom feudalen zum bürgerlichen Weltbild. Studien zur Geschichte der Philosophie der Manufakturperiode*. Unveränderter reprographischer Nachdruck der Ausgabe Paris 1934. Darmstadt 1971 (Schriften des Instituts für Sozialforschung 4), S. 5: „Ganz grob ausgedrückt, läßt sich das Bestreben, das ganze Naturgeschehen aus mechanischen Prozessen zu erklären, als die Bemühung definieren, alles Naturgeschehen nach Analogie der Vorgänge in einer Manufaktur aufzufassen.“ Borkenau meint hier das Prinzip der Arbeitszerlegung als Grundlage der manufakturrellen Technik. Vgl. ferner Alexander Weber: Über Naturerfahrung und Landschaft in Grimmelshausens „Simplicissimus“. In: *Daphnis* 23 (1994), S. 61–84. Ferner vgl. Joachim Ritter: *Landschaft. Zur Funktion des Ästhetischen*

Bei Kehlmann wird der Umweg, der von den handelnden Figuren des Romans eingeschlagen werden muss, als unerfreulich bewertet, weil er der schnellen Erreichung des Zieles (der positiven Zwecksetzung der Bewegung) zuwiderläuft. Der Umweg bedeutet also eine Verzögerung. Hier allerdings ist dieser Umweg not-wendig: Er ist die sichere Alternative zu einem direkten, aber gefährlichen und anstrengenden Weg. Durch den Um-Weg (hier: auch Not-Wendigkeit im Sinne der *Ἀνάγκη*) wenden sich die Romanfiguren von ihrer Not ab. Der Weg führt an einer Lichtung vorbei; das menschliche Bewusstsein ist determiniert, der Wille ist ein abstrakter Begriff und die Erkenntnis des Wahren ist zugleich die totale Zustimmung.

In der oben beschriebenen Szene wird nicht zwischen Einbildung und Wahrheit differenziert, eher wird das unzureichende Erkenntnisvermögen des Unmittelbaren thematisiert: Zweckdenken und Finalismus sind geprägt vom anthropomorphen Denken und von animistischen Weltvorstellungen. Metaphorisch wird der Umweg, also auch die weitläufigere Bewegung der Gedanken gewählt, um sinnstiftend-existentielle Werte (*Sorge* um existentielle Sicherheit, *Wahrheit*) zu gewinnen.

Die Figuren bei Kehlmann sind von ihrem Wesen her schutzbedürftig, sie benötigen die teleologischen Projektionen in die Natur, weil nur diese zu neuen Lebenserkenntnissen führen können. Kehlmann reflektiert an dieser Stelle die historische Bedingtheit des Finalismus und fokussiert auf die Vorurteile der Menschen in der Frühen Neuzeit: Die gesetzte unveränderliche Natur der Menschen ist nur durch Einsicht in die Wahrheit korrigierbar.

An dieser Stelle drängen sich die *idola tribus* auf, die nach der Idolenlehre Bacons in der menschlichen Natur selbst, also in der Grundkonstitution der Menschengattung, angelegt sind. Dies sind die Fehlerquellen des Denkens, die aufgrund der biologischen Grundausstattung der Spezies Mensch vorliegen, denn die Menschen behaupten sich gegen die übermächtige Natur, indem sie die Wirkzusammenhänge nach dem Vorbild der eigenen Wesenheit erklären: „ ‚Mein Vater meint‘, sagte der Junge, ‚dass auf den Regenwolken die Engel reiten und auf uns heruntersehen‘ “ (*Tyll* 92).

Nach Freud würde man vermutlich eine solche Erklärung sogleich als eine animistische Selbstbehauptung des Menschen gegen die Übermacht der Natur deuten: Das Unbekannte lässt sich dadurch erklären, dass der Mensch das

in der modernen Gesellschaft. Münster 1963 (Schriften der Gesellschaft zur Förderung der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster H. 54), S. 10–17.

eigene Wesen mitbedenkt und nach diesem Vorbild jede Deutung vornimmt.²⁵ Ein solcher Animismus deutet die Welt bekanntlich psychologisch, denn durch die Wahrnehmung innerer, geistiger Vorgänge gelangt der denkende Mensch zur Annahme einer Seele, anschließend erst kommt es zu einer Projektion der psychischen Momente in die Außenwelt. Somit wird die Hypothese vertreten, dass nunmehr diese Außenwelt vom Menschen beeinflusst werden kann.

Auch Grimmelshausen lässt Simplicius mehrfach im Roman an die Sozibilität des Menschen appellieren, weil der Mensch nur in Gesellschaft seine Menschlichkeit ausleben, also seiner Wesensbestimmung nachkommen kann. Der *homo politicus* ist bei Grimmelshausen der wahrhafte *homo humanus et divinus*; dieser Mensch lebt in einem konstanten Dialog mit seiner jeweiligen sozialen Umwelt und gewinnt hieraus seine Persönlichkeit.

Gemäß der Lehre des Augustinus unterliegt der liebende Mensch einer Bewegung, die ihn über die Alltagserfahrung in immer höhere Sphären der Realität bis zur letztbegründenden Erkenntnis des Göttlichen bewegt. Das Ziel dieses Voranschreitens ist die Gottesliebe, die gleichsam den Denkraum vorstellt, bis zu der die Wirklichkeit vom Menschen durchdrungen werden kann. Simplicius setzt den alltäglichen Gefahren des Lebens sein Gottvertrauen gegenüber, im Glauben entschleiert sich geradezu seine strenge Gottesliebe. Simplicius überdeckt die Zweifel am Leben mit einer Überhöhung der Zuwendung ins Religiöse. In diesem religiösen Zurückstecken liegt nun aber eine besondere Wirksamkeit: Nur im tiefen Glauben kann die Angst und die Schutzlosigkeit, die ihn umfasste, in die Hoffnung auf die göttliche Gnade überführt werden.

Die augustinische Vorwärtsbewegung im Aufstieg zum Absoluten durchläuft jeweils drei Konstellationen: die Zuwendung des Menschen zur Außenwelt, zur Innenwelt und letztlich zum Inneren des Herzens. Die frühneuzeitliche Resonanz der Personalität (das Ich) gegenüber einem anderen (das Du) findet einen Ausgangspunkt in der christlichen Trinitätslehre: Es ist das Du des Vaters, welches das Ich des Sohnes nach sich zieht, und das Spiel des göttlichen Mysteriums führt den Menschen zur Enträtselung des eigenen Daseins. Im 17. Jahrhundert existierte noch keine Emanzipation von der Grundform aller göttlichen Erfahrung; erst dadurch, dass die Menschen sich dem Geheimnis der göttlichen Macht verpflichtet fühlen, wird der Mensch zur Person.

25 Vgl. Sigmund Freud: Totem und Tabu. In: Sigmund Freud: *Kulturtheoretische Schriften*. Frankfurt a. M. 1986, S. 287–444, hier S. 376.

Die jeweiligen spezifisch subjektiven Funktionen wie Wahrnehmen, Denken und Selbstbewusstsein ändern sich im Laufe dieses lebenslangen Werdegangs der Person.²⁶

Die in der Literatur geschaffenen, individuellen Schicksale der Romanfiguren Tyll und Simplicius unterliegen einer isorhythmischen Bewegung, die sich aus Impulsivem und Repulsivem zusammensetzt und aus der sich die Figuren, quasi mit dem Wissen um Zu- und Widersprüche, gewissermaßen selbst profilieren, indem sie die Umwelt und die anstehenden Probleme des Lebens aktiv meistern, ihre eigene konstante Einheitlichkeit aufzeigen und sich in der Umkehr befähigen, die Welt und sich selbst zutreffend zu erkennen. In beiden Romanen wird das distanzierte Erkenntnisverhältnis von innerem Ich und äußerer Welt ein elementares Problem: Diese Dichotomie führt zu einem anhaltenden Interesse an den subjektiven Konzessionen, die eine gewisse menschliche Erkenntnis ermöglichen, zugleich aber auch die große staunende Grundhaltung gegenüber Wahrnehmung und Erkenntnis befördern.²⁷

Das Subjekt-Objekt-Modell und der freie Wille offenbaren einen Sachverhalt, der Gefahr läuft, durch die kategorische Separation von Subjekt und Objekt keine ganzheitliche Betrachtung von Welt mehr zu ermöglichen. Grimmelshausen und Kehlmann entfalten eine (äußere und innere) Reise ihrer Helden, von den elterlichen Höfen treten Simplicius und Tyll eine Lebensfahrt an, die, vornehmlich motiviert durch Zweifel am bisherigen Dasein, eine Umkehr zur Bewusstheit wird.²⁸

26 Vgl. den Überblick von Dominik Perler und Markus Wild: Einleitung. In: *Sehen und Begreifen. Wahrnehmungstheorien in der frühen Neuzeit*. Hrsg. von Dominik Perler und Markus Wild. Berlin, New York 2008, S. 1–70.

27 Zum einfältigen Staunen im 17. Jahrhundert siehe Lorraine Daston: Die kognitiven Leidenschaften: Staunen und Neugier im Europa der frühen Neuzeit. In: Lorraine Daston: *Wunder, Beweise und Tatsachen. Zur Geschichte der Rationalität*. Frankfurt a. M. 2001 (Fischer Taschenbücher 14763), S. 89–92.

28 Die „augustinischen Wurzeln“ dieser Umkehr verdeutlicht Alfred Schöpf: *Augustinus. Einführung in sein Philosophieren*. Freiburg, München 1970, S. 55: „In der Zweifelsbewegung vollzieht sich eine Umwendung des Erkennens. Es ist nicht mehr auf Welt gerichtet, sondern kommt vor sich selbst. [...] Der Selbstvergewisserung des erkennenden Ichs stellen sich aber auch hier Schwierigkeiten in den Weg. Hat es sich mittels des Zweifels aus der Außenwelt zurückgezogen, um ihrer Veränderlichkeit zu entgehen, so zeigt sich, daß die Wandelbarkeit auch das Innerste des Ichs ergriffen hat (*si tuam naturam mutabilem inveneris*) und daß dieses in den Fluß der Zeit gebunden ist.“

HANS-JOACHIM JAKOB (Siegen)

Die Exempelfunktion der *historia* in den Paratexten von Johann Ludwig Gottfrieds *Historischer Chronik* (ab 1629)

Je trouve que c'est un défaut des historiens qu'ils s'attachent plus au mal qu'au bien. Le but principal de l'histoire, aussi bien que de la poésie, doit être d'enseigner la prudence et la vertu par des exemples, et puis de montrer le vice d'une manière qui en donne de l'aversion, et qui porte ou serve à l'éviter.

(G. W. Leibniz: *Essais de théodicée, seconde partie* [1710])

Die Aufmerksamkeit der historischen Zunft sollte ihm gewiss sein. 1973 veröffentlichte Hayden White *Metahistory*. Die vielschichtige Studie erregte im Laufe ihrer Rezeption insbesondere wegen ihrer Theorie der historiographischen Narration Aufsehen. White verabschiedet sich vom Bild des Historikers als *alter deus* der Faktographie und vom Geschichtsbuch als erratischer Bastion der objektiven Wahrheit. Der Geschichtsschreiber bedient sich vielmehr bei der Überführung der historischen Einzelereignisse in eine zusammenhängende Darstellung narrativer Verfahren, um einen bestimmten Verlauf der *historia* zu konstruieren. Dieses ‚emplotment‘ lenkt, dramaturgisch optimiert und spannungsreich gestaltet, den Gang der *res gestae* in eine bestimmte Richtung. White unterscheidet vier große Erzählmodelle: die Romanze, die Komödie, die Tragödie und die Satire, die er an historiographischen Werken von Jules Michelet, Leopold von Ranke, Alexis de Toqueville und Jacob Burckhardt exemplifiziert.¹ Die vier Modelle dokumentieren neben dem Nachweis der Konstruktionsmerkmale von Historiographie aber auch das Bestreben nach der Sinnhaftigkeit des Geschichtsverlaufs. *Historia* erscheine nicht als regellose Abfolge von Kriegen und Katastrophen, auftretend in einer uferlosen Quellenmasse, sondern als folgerichtiger Gang der Ereignisse, der sich eben

1 Vgl. zur Begriffsverwendung Hayden White: *Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa*. Aus dem Amerikanischen von Peter Kohlhaas. Frankfurt a. M. 2008 (Fischer Taschenbuch 18020), bes. S. 15–62 („Einleitung. Die Poetik der Geschichte“).

in einem romantischen, komödiantischen, tragischen oder satirischen Erzählstrang abbilden und somit die *res gestae* berechenbar, sinnerfüllt und kohärent erscheinen lasse.²

Auf *Metahistory* sollten weitere Untersuchungen Whites zur historiographischen *narratio* folgen. In dem Aufsatz *The Value of Narrativity in the Representation of Reality* (1980) kommt White auf einen der Gründe zu sprechen, warum die Herbeiführung von Kohärenz für den Historiographen so wichtig erscheint.³ Dieser Grund sei die nachträgliche Moralisierung der historischen Vorgänge, die – wenn schon in der Ereignisfolge nicht unmittelbar erkennbar – im Nachhinein die Guten von den Bösen unterscheidet, gleich die Guten belohnt, die Bösen bestraft und die Gerechtigkeit des Weltlaufs mitsamt der „Vernunft in der Geschichte“ (Georg Wilhelm Friedrich Hegel) herausstellt.⁴ Zur romantischen, komödiantischen, tragischen oder satirischen

2 Zu White und den Reaktionen auf *Metahistory* vgl. z. B. Gerhild Scholz-Williams: Geschichte und die literarische Dimension. Narrativik und Historiographie in der angloamerikanischen Forschung der letzten Jahrzehnte. Ein Bericht. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 63 (1989), S. 315–392, Wulf Kansteiner: Hayden Whites Critique of the Writing of History. In: *History and Theory* 32 (1993), S. 273–295, Peter Burke: Die Metageschichte von „Metahistory“. In: *Metageschichte. Hayden White und Paul Ricœur. Dargestellte Wirklichkeit in der europäischen Kultur im Kontext von Husserl, Weber, Auerbach und Gombrich*. Hrsg. von Jörn Stückrath und Jörg Zbinden. Baden-Baden 1997 (ZIF. Interdisziplinäre Studien 2), S. 73–85, und Ansgar Nünning: „Verbal Fictions?“ Kritische Überlegungen und narratologische Alternativen zu Hayden Whites Einebnung des Gegensatzes zwischen Historiographie und Literatur. In: *Literaturwissenschaftliches Jahrbuch* N. F. 40 (1999), S. 351–380.

3 Hayden White: The Value of Narrativity in the Representation of Reality. In: *Critical Inquiry* 7 (1980), S. 5–27. – In deutscher Übersetzung: Hayden White: Die Bedeutung von Narrativität in der Darstellung der Wirklichkeit. In: Hayden White: *Die Bedeutung der Form. Erzählstrukturen in der Geschichtsschreibung*. Aus dem Amerikanischen von Margit Smuda. Frankfurt a. M. 1990 (Fischer Taschenbuch 7417), S. 11–39.

4 White, Bedeutung (wie Anm. 3), S. 26: „Wenn jede vollständig realisierte Geschichte (*story*) oder wie immer wir diese zwar vertraute, aber konzeptuell unscharfe Größe definieren wollen, eine Form von Allegorie ist, wenn sie auf eine Moral verweist oder den Ereignissen, ob real oder imaginär, eine Bedeutung verleiht, die sie als bloße Aufeinanderfolge nicht besitzen, dann scheint die Schlußfolgerung erlaubt, daß der latente oder manifeste Zweck einer historischen Erzählung in dem Wunsch liegt, dem erörterten Geschehen eine moralische Dimension zu verleihen. [...] Damit liegt die Vermutung nahe, daß Narrativität sicherlich im Falle des faktischen und wahrscheinlich auch in dem des fiktionalen Geschichtenerzählens eng verbunden ist mit dem Impuls oder gar eine Funktion des Impulses

Erzählweise tritt nun noch eine weitere dramaturgische Ebene hinzu, die auf den ewigen Widerstreit zwischen tugend- und lasterhaftem menschlichen Verhalten abhebt, signifikant gefasst im Begriff des ‚moralischen Dramas‘.⁵ So schließt White seine Ausführungen mit der Frage: „Können wir jemals Geschichten erzählen, ohne zu moralisieren?“⁶

Die forcierte Verbindung von Geschichte und Moral geht indes bis in die Antike zurück und findet im Topos *historia magistra vitae* ihre schlagwortartige Verknappung, die auf Cicero zurückzuführen ist:

Quis cohortari ad virtutem ardentius, quis a vitiis acrius revocare, quis vituperare improbos asperius, quis laudare bonos ornatius, quis cupiditatem vehementius frangere accusando potest, quis maerorem levare mitius consolando? Historia vero, testis temporum, lux veritatis, vita memoriae, magistra vitae, nuntia vetustatis, qua voce alia nisi oratoris immortalitati commendatur?⁷

Der Topos sollte seine Beliebtheit über das Mittelalter und die Frühe Neuzeit bis ins 18. Jahrhundert behalten.⁸ Im Sinne der *magistra vitae* erscheinen die

ist, die Realität zu moralisieren, das heißt, sie mit dem Gesellschaftssystem zu identifizieren, das die Quelle jeder für uns vorstellbaren Moral bildet.“

5 White, Bedeutung (wie Anm. 3), S. 35: „Die Forderung nach Geschlossenheit in der historischen Erzählung impliziert meiner Meinung nach einen moralischen Sinn, eine Forderung, wonach reale Ereignisfolgen hinsichtlich ihrer Signifikanz als Elemente eines moralischen Dramas zu bewerten sind.“

6 White, Bedeutung (wie Anm. 3), S. 39.

7 Marcus Tullius Cicero: *De oratore. Über den Redner*. Lateinisch-deutsch. Hrsg. und übersetzt von Theodor Nüßlein. Düsseldorf 2007, S. 144. – In deutscher Übersetzung S. 145: „Wer kann feuriger zur Tugend auffordern, wer energischer von Lastern abhalten, wer Schurken schärfer tadeln, wer die Guten schöner loben, wer die Leidenschaft nachdrücklicher niederzwingen, indem er sie anklagt, wer die Trauer sanfter lindern, indem er tröstet? Was aber die Geschichte angeht, die Zeugin der Zeiten, das Licht der Wahrheit, das Leben der Erinnerung, die Lehrerin des Lebens, die Kündlerin der alten Zeit – durch welche andere Stimme als die des Redners wird ihr Unsterblichkeit verliehen?“

8 Vgl. zum Topos vorzüglich Reinhart Koselleck: *Historia Magistra Vitae. Über die Auflösung des Topos im Horizont neuzeitlich bewegter Geschichte*. In: *Natur und Geschichte. Karl Löwith zum 70. Geburtstag*. Redaktion: Hermann Braun und Manfred Riedel. Stuttgart [u. a.] 1967, S. 196–219, Rüdiger Landfester: *Historia Magistra Vitae. Untersuchungen zur humanistischen Geschichtstheorie des 14. bis 16. Jahrhunderts*. Genève 1972, bes. S. 131–164, Eckhard Keßler: *Historia magistra vitae. Zur Rehabilitation eines überwundenen Topos*. In: *Der Gegenwartsbezug der Geschichte*. Hrsg. von Ralf Schnörken. Stuttgart 1981, S. 11–33, und

aufgezeichneten *res gestae* schon deshalb als unschätzbar wertvoll, weil sie der *veritas* verpflichtet sind. Mit größter moraldidaktischer Effizienz kann die wissbegierige Nachwelt nun im Idealfall (!) aus den historischen *exempla* vorbildliches Verhalten zur Nachahmung genauso annehmen wie verdammungswürdiges zur Abschreckung. Dennoch offenbart sich insbesondere in der frühneuzeitlichen Historiographie bereits ein fundamentaler Unterschied zu Whites stilistisch verführerischen, auf Kohärenz ausgelegten und final auf eine bestimmte Pointe konzentrierten Beispielen aus dem 19. Jahrhundert. Je nach historiographischer Textsorte war eine narrative Entfaltung gegebenenfalls überhaupt nicht angestrebt. Die große Geschichtserzählung zersplittert in eine Unzahl einzelner Historien – auf die frühneuzeitliche Chronistik wird noch zurückzukommen sein. In weiterer Abweichung zu White, der mit der Inszenierung des ‚moralischen Dramas‘ ein zusätzliches ‚emplotment‘ andeutet, ist die Moralisierung aber in der Regel kein Bestandteil einer historiographischen Darstellung. Der Topos wird schon aus Gründen von Legitimierung und Autorisierung bevorzugt in den programmatischen Paratexten von Geschichtswerken ausgeführt und soll den Leser zu einer moralischen Ausdeutung der nun folgenden Historien weit eher auffordern, als dass eine ethische Explikation der Geschichtsdarstellung selbst eingeschrieben wäre. Besagte Ausdeutung kann ohne die Grundannahme, dass die Geschichte prinzipiell wiederholbar ist und daher nach ihrem Studium die Fehler der Vergangenheit vermeidbar sind, nicht auskommen.⁹

Und auch noch in anderer Hinsicht unterscheiden sich die Geschichtsentwürfe speziell des 17. Jahrhunderts, vor einigen Jahrzehnten noch ein kaum beachtetes Feld zwischen Humanismus und Aufklärung (Ulrich Muhlack),¹⁰

Ulrich Muhlack: *Geschichtswissenschaft im Humanismus und in der Aufklärung. Die Vorgeschichte des Historismus*. München 1991, S. 44–66.

9 Vgl. zur durchaus kniffligen Erkenntnistheorie einer exemplarischen Geschichtsauffassung Keßler, *Historia* (wie Anm. 8), S. 13–14, zum ausgeprägten Konstruktionscharakter einer den *res gestae* aufoktroierten historischen Sinnhaftigkeit Muhlack, *Geschichtswissenschaft* (wie Anm. 8), S. 54–55.

10 Vgl. als Forschungsberichte Helmut Zedelmaier: „Im Griff der Geschichte“: zur Historiographiegeschichte der Frühen Neuzeit. In: *Historisches Jahrbuch* 112 (1992), S. 436–456, Stefan Benz: Geschichtskultur. Neuerscheinungen zur Historizität und ihren sozialen Orten in der Frühneuzeit. In: *Archiv für Kulturgeschichte* 88 (2006), S. 157–201, zur konfessionellen Chronistik im frühen 17. Jahrhundert Martin Hille: *Providentia Dei, Reich und Kirche. Weltbild und Stimmungsprofil altgläubiger Chro-*

von den Darstellungen des 19. Jahrhunderts: Im konfessionellen Zeitalter ist noch eine Vielfalt von historiographischen Textformen zu verzeichnen. Parteilichkeit prägte das Interesse der Geschichtsschreiber, überhaupt etwas zu Papier zu bringen. In einem wegweisenden Aufsatz differenziert Andreas Kraus zwischen konfessioneller Kirchengeschichtsschreibung, Hofhistoriographie und konfessioneller Landes- und Klosterschichtsschreibung.¹¹ Insbesondere Stefan Benz ist den Entstehungsbedingungen einer spezifisch katholischen Historiographie im 17. Jahrhundert nachgegangen.¹² In einem Forschungsbericht erweitert Benz die Perspektive von historiographischen Darstellungen im engeren Sinne auf auch medial ganz unterschiedliche Formen der Auseinandersetzung mit der *historia* unter dem Begriff einer ‚Geschichtskultur‘ und diskutiert die zugehörigen Untersuchungen.¹³ Speziell im Hinblick auf das ausgeprägte Chronikwesen unterscheidet Martin Hille für das 16. und frühe 17. Jahrhundert Gegenwartschronistik, Bistumsgeschichtsschreibung, städtische Chronistik, monastische Historiographie, Landesgeschichtsschreibung, Adelschronistik und Selbstzeugnisse.¹⁴ Abhängig von Entstehungskontext und parteilicher Ausrichtung berufen sich die Autoren auf unterschiedliche Legitimierungsstrategien für ihre Konstruktion von *historia*.

Die Chronistik des Barock stellt wiederum einen Sonderfall der Historiographie dar, wobei die kiloschweren seriellen Chroniken aus dem Hause des äußerst geschäftstüchtigen Frankfurter Verlegers Matthäus Merian des Älteren (1593–1650), die *Historische Chronik* (1629–1634) und das *Theatrum Europaeum* (1633–1738), weitere Sonderfälle innerhalb des Sonderfalls markieren.¹⁵ Laut White ist die Chronik neben den Annalen eine derjenigen historischen Darlegungsformen, die sich einem ‚emplotment‘ am rigorosesten entziehen: „Genauer ausgedrückt: die Chronik ist gewöhnlich gekennzeichnet durch

nisten 1517–1618. Göttingen 2010 (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 81), S. 22–30.

11 Andreas Kraus: Grundzüge barocker Geschichtsschreibung. In: *Historisches Jahrbuch* 88 (1968), S. 54–77.

12 Vgl. Stefan Benz: *Zwischen Tradition und Kritik. Katholische Geschichtsschreibung im barocken Heiligen Römischen Reich*. Husum 2003 (Historische Studien 473), programmatisch bes. S. 11–24.

13 Vgl. Benz, *Geschichtskultur* (wie Anm. 10), zum Leitbegriff S. 157–158.

14 Vgl. Hille, *Providentia Dei* (wie Anm. 10), S. 533–534.

15 Vgl. zu Merian in erster Linie Lucas Heinrich Wüthrich: *Matthaeus Merian d. Ä. Eine Biographie*. Hamburg 2007.

ihr Scheitern, narrative Geschlossenheit zu erlangen.“¹⁶ Die knapp 2000 Seiten der *Historischen Chronik* in ihrer Erstausgabe und die zehntausenden des *Theatrum Europaeum* können diese These nur nachhaltig bestätigen, legt doch auch die historische Zunft eine gewisse Reserviertheit bei den Merian'schen Großpublikationen an den Tag. Winfried Becker hält für das *Theatrum Europaeum* und verwandte serielle Kompendien ihre „kruden Präsentationen langer Aktenexzerpte“ und die „Weitschweifigkeit ihrer langatmigen Erzählungen“ fest.¹⁷ Vorherrschend seien die „meist bieder und korrekt chronologisch gegliederten, teils ermüdend nüchtern gehaltenen deutschen Periodika mit breit inserierten Aktenstücken“.¹⁸ Gerade im Vergleich zu französischen periodischen Darstellungen aus der *historia* fehle – ganz im Sinne von Whites Einschätzung der Chronik – in deutschsprachigen Publikationen eine durchgängige *narratio*: „Zu dieser quasi literarischen Verarbeitung in Form einer gefällig angeordneten Erzählung haben sich maßgebliche deutsche Periodika nicht durchringen können.“¹⁹

Die größtenteils von Johann Ludwig Gottfried (um 1584–1633) redaktionell betreute *Historische Chronik* stellt einen Leser, der an einer kontinuierlichen Lektüre interessiert ist, auf eine harte Probe.²⁰ Die immense Fülle an Stoff – von den Anfängen der Geschichte bis ins frühe 17. Jahrhundert – ist einzig nach Maßgabe der Chronologie organisiert und zerfällt so vollends in eine unüber-

16 White, Bedeutung (wie Anm. 3), S. 15–16.

17 Winfried Becker: Theologische oder säkulare Geschichtsbetrachtung? Einige Überlegungen zur Zeitgeschichtsschreibung des 17. Jahrhunderts. In: *Ecclesia militans. Studien zur Konzilien- und Reformationsgeschichte. Remigius Bäumer zum 70. Geburtstag gewidmet*. Bd. II: *Zur Reformationsgeschichte*. Hrsg. von Walter Brandmüller, Herbert Immenkötter und Erwin Iserloh. Paderborn [u. a.] 1988, S. 637–659, hier S. 638.

18 Becker, Geschichtsbetrachtung (wie Anm. 17), S. 646.

19 Becker, Geschichtsbetrachtung (wie Anm. 17), S. 645.

20 Vgl. zu Gottfried grundlegend Lucas Heinrich Wüthrich: Der Chronist Johann Ludwig Gottfried (ca. 1584–1633) – nicht identisch mit Johann Philipp Abele –. In: *Archiv für Kulturgeschichte* 43 (1961), S. 188–216, zur *Historischen Chronik* Lucas Heinrich Wüthrich: *Das druckgraphische Werk von Matthaeus Merian d. Ae.* Bd. 3: *Die grossen Buchpublikationen I*. Hamburg 1993, S. 61–112 (mit ausführlichen bibliographischen Beschreibungen aller acht Bände und der jeweiligen Ausgaben), nach S. 391 (Abbildungen, unpag.), knapp Ulrike Valeria Fuss: *Matthaeus Merian der Ältere. Von der lieblichen Landschaft zum Kriegsschauplatz*. Frankfurt a. M. [u. a.] 2000 (Europäische Hochschulschriften. Reihe XXVIII. Kunstgeschichte 350), S. 138–143 und S. 231–232, sowie Wüthrich, *Merian* (wie Anm. 15), S. 137–143.

schaubare Menge atomisierter Einzelhistorien. So moniert der Goethe-Forscher Ernst Beutler (1885–1960) den enervierenden Orientierungsmangel in der Chronik:

Gottfried erzählt die Ereignisse wenig im Zusammenhang, im Grunde reiht er sie Jahr für Jahr aneinander, so daß der Leser bald vom deutschen, bald vom griechischen Kaiser, bald von den Türken und bald von den Sizilianern hört und die Weltgeschichte ein noch verwirrteres Gebilde zu sein scheint, als sie ohnehin schon ist. Nie wird nach dem „Warum“ gefragt, sondern es wird einfach berichtet, und zwar im Grunde meist von Bluttaten. Geschichte, das heißt: Heereszüge, Mordanfälle, Grausamkeiten, Foltern.²¹

In einer frühen Arbeit urteilt Lucas Heinrich Wüthrich, der maßgebliche Experte für Merian und sein Werk, über Gottfrieds Textpräsentation gleichfalls wenig schmeichelhaft:

Daß er [Gottfried] aber an diesem Ziel stets vorbeischießt und sich an den einzelnen Ereignissen der Geschichte, besonders an den argen, jeweils berauscht, zeigt seine Unfähigkeit, das Prinzip seiner Schreibweise immer im Auge zu behalten. Selbst der über das rohe Mosaik von Anekdoten und Abscheulichkeiten gebreite Mantel der vier Monarchien erweist sich als überflüssig.²²

Die Statements von Beutler und Wüthrich lenken den Blick von den Textakkumulationen auf die Paratexte der Chronik. Das Titelblatt, die Vorrede und die Widmung sind die textuellen Schauplätze, auf denen Gottfried und Merian nun die Attraktivität ihrer Publikation für Käufer und Leser herauszustellen haben. Der Nutzen der Geschichte, die Lehrhaftigkeit der einzelnen Historien und die sich daran anschließende Tugendinstruktion sind entscheidende Argumente für die Ausbildung der Rezipienten in der *prudentia civilis*.²³ Gottfried und Merian bedienen sich unterschiedlicher Argumentations-

21 Ernst Beutler: Ludwig Gottfrieds „Historische Chronik“. In: *Goethe-Kalender* 34 (1941), S. 275–292, hier S. 277–278. Beutlers Verdikt: „Es ist der Punkt des größten Tiefstandes der deutschen Geschichtsschreibung.“ (S. 284)

22 Wüthrich, *Chronist* (wie Anm. 20), S. 201. Wüthrich betont nochmals den Mangel an Zusammenhang: „Er [Gottfried] reiht seine Anekdoten, aus denen sich seine Geschichte zusammensetzt, fast stakkatomäßig aneinander, ist unfein in den Übergängen und unfähig, die einzelnen Kapitel miteinander zu verbinden.“ (S. 204)

23 Vgl. zur analogen *argumentatio* in den Paratexten des *Theatrum Europaeum* Peter Heßelmann: Zur Theorie der *historia* in den Paratexten des „*Theatrum Europaeum*“. In: *Das „Theatrum Europaeum“*. *Wissensarchitektur einer Jahrhundert-*

strategien bei ihrem Anschluss an die Vorteile einer *historia pragmatica*. Seit 2009 liegt in der von Wüthrich besorgten Briefausgabe Merians auch eine Auswahl der besonders aussagekräftigen Vorreden und Widmungen der *Historischen Chronik* leicht greifbar wieder vor, die als solide Quellenbasis für die Paratext-Poetik von Gottfried und Merian gelten kann.²⁴

1. Das illustrierte Titelblatt der *Historischen Chronik*.

Marion Kintzinger hat in ihrer maßgeblichen Studie zur Titelblatt-Ikonographie frühneuzeitlicher Geschichtswerke bereits eine Interpretation des Titelbildes der Erstausgabe vorgelegt, deren Ergebnisse hier nur kurz referiert werden müssen.²⁵ Das Titelblatt setzt sich zusammen aus der mittigen Titelei, dem oberen Viertel mit zwei medaillonartig eingefassten Tieren links und rechts und einer liegenden Figur in der Mitte und dem unteren Viertel mit drei Tierbildern, die beiden äußeren quadratisch eingegrenzt und das mittlere als Medaillon angeordnet. Die rechteckig umfasste Titelei wird flankiert von zwei stehenden Figuren und nimmt damit gut 50 Prozent des Blatts ein. Der Interpretationsschlüssel zu den Figuren findet sich in der Titelei, in der von der „Außtheylung der vier Monarcheyen“²⁶ die Rede ist, mithin eine Anspielung auf die Prophetie Daniels von den vier Königreichen (Dan 7). Die assyrisch-

chronik. Hrsg. von Flemming Schock, Nikola Roßbach und Constanze Baum unter Mitarbeit von Désirée Müller. Wolfenbüttel: Herzog August Bibliothek 2011 (<http://diglib.hab.de/wdb.php?dir=ebooks/ed000081> [Abruf v. 27. 07. 2019]; unpag., daher zitiert mit Abschnitt und Absatz), Abschn. 3, Abs. 2: „Eine prudentistische Sozialethik und Moralauffassung – in allen Bänden des *Theatrum Europaeum* nach wie vor determiniert durch eine religiöse Fundierung – durchzieht das Werk, das dem Selbstverständnis nach der Gattung ‚historische Chronik‘ zuzuordnen ist. Kluges Verhalten zielt auf die ethische und lebenspraktische Maxime der Erlangung von Glückseligkeit im privaten und öffentlichen Lebensbereich. Klugheitslehren zufolge soll die Kardinaltugend der Klugheit als *prudentia civilis* nicht nur dem *homo politicus* zu einem erfolgreichen weltgewandten und moralisch richtigen Handeln verhelfen.“

24 Matthäus Merian d. Ä.: *Briefe und Widmungen*. Hrsg. von Lucas Heinrich Wüthrich. Hamburg 2009, S. 168–191. – Der Text wird im Folgenden nach der Edition von Wüthrich mit der Sigle *B* und Seitenzahlen in runden Klammern zitiert.

25 Marion Kintzinger: *Chronos und Historia. Studien zur Titelblattikonographie historiographischer Werke vom 16. bis zum 18. Jahrhundert*. Wiesbaden 1995 (Wolfenbütteler Forschungen 60), S. 71–73, Abbildung des Titelblatts S. 259, Abb. 28. – Leicht greifbar auch bei Wüthrich, *Werk* (wie Anm. 20), nach S. 391 (unpag.), Abb. 47.

26 Kintzinger, *Chronos* (wie Anm. 25), S. 259.

babylonische, die medopersische, die griechisch-mazedonische und die römische Monarchie konkretisieren sich darin als Symboltiere – Kintzinger zufolge Löwe, Bär, Panther und apokalyptisches Tier, mithin abgebildet in den vier Ecken des Blatts, wobei man beim Panther (unten rechts) schon einige Phantasie walten lassen muss. Angelehnt an das Monarchien-Schema verkörpern die Figuren links und rechts neben dem Titelei-Block nach Kintzinger die Gründer des ersten (assyrisch-babylonischen) und letzten (römischen) Königreichs, Nimrod und Julius Cäsar. Über der Titelei befindet sich die Figur des Chronos als Verkörperung der Zeit, ausgestattet mit einer Sense und einem Stundenglas, ungewöhnlich kontemplativ in einem aufgeschlagenen Buch lesend. Insbesondere mit der Visualisierung des Chronos reihen sich Merian und Gottfried souverän in die ikonographischen Traditionen anderer Geschichtsdarstellungen aus dem 16. und frühen 17. Jahrhundert ein.²⁷

Als Annoncierung einer *historia universalis* erscheint das Titelblatt somit bestens geeignet, auch wenn man berücksichtigt, dass Merian in seinem nächsten historiographischen Großprojekt, dem *Theatrum Europaeum*, auf die *historia particularis* – die Europas – ausweichen wird.²⁸ Der *Historischen Chronik* kann man noch nicht einmal den Vorwurf machen, dass sie als Weltchronik Anfang des 17. Jahrhunderts mitsamt Vier-Monarchien-Modell nicht mehr zeitgemäß sei, da die Ägide z. B. eines Otto von Freising nun unwiderfürlich vorbei ist. So hält Arno Seifert fest: „In Deutschland selbst herrschte die alte Monarchienlehre nach der Jahrhundertmitte [des 17. Jahrhunderts] zunächst noch so gut wie unangefochten.“²⁹ Die Abfolge der Königreiche er-

27 Vgl. zur Chronos-Figur Kintzinger, *Chronos* (wie Anm. 25), S. 59–65. – Es sei darauf hingewiesen, dass Wüthrich einzelne Figuren des Titelblatts anders interpretiert, vgl. Wüthrich, *Werk* (wie Anm. 20), S. 66.

28 Vgl. zum Zusammenhang von Universal- und Partikulargeschichte prononciert Muhlack, *Geschichtswissenschaft* (wie Anm. 8), S. 97–150.

29 Arno Seifert: *Der Rückzug der biblischen Prophetie von der neueren Geschichte. Studien zur Geschichte der Reichstheologie des frühneuzeitlichen deutschen Protestantismus*. Köln, Wien 1990 (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte 31), S. 127. – Vgl. zu den Fährnissen der Lehre von den vier Königreichen im 17. Jahrhundert das gesamte Kapitel („Apologeten und Neuerer in Theorie und Praxis“), S. 122–136, zu Gottfrieds Chronik S. 132. – Vgl. aus der Perspektive der Titelblatt-Ikonographie auch Kintzinger, *Chronos* (wie Anm. 25), S. 203–206.

scheint als stabiles Ordnungs- und Orientierungsmodell, das die perpetuierte Unübersichtlichkeit des Weltlaufs in geordnete Bahnen lenkt.³⁰

2. Gottfrieds und Merians Vorreden der *Historischen Chronik*.

Wüthrich unterteilt die vorredenartigen Passagen in die entsprechenden Textteile aus der ersten Folioausgabe von 1642, die mit der Vorrede von Teil I (1629–1630) der Chronik weitgehend identisch sind (B 168–178), in den Schluss der einschlägigen Passage von 1642, wiederum deckungsgleich mit der zweiten Vorrede der Erstausgabe (B 179–181) und in den entsprechenden Textteil aus Teil II (1630) der Chronik (B 186–189). Zuvor hatte Wüthrich Gottfried als Urheber der vorredenartigen Passagen identifiziert,³¹ die aber überwiegend von Merian unterschrieben sind. Daher wird der Sprecher in der Folge diplomatisch „Vorredner“ genannt.

(a.) Rhetorisch versiert, beginnt der Vorredner mit der Berufung auf die Heilige Schrift. Sündenabschreckung und Tugendhinführung dürfte sich wohl kaum prägnanter als in der Formel „Laß ab vom bösen, vnd thue gutes“ (B 168; Ps 34, 15) ausdrücken lassen.³² Gott sehe und höre alles, sowohl im Hinblick auf die Gerechten als auch auf diejenigen, die Böses tun und deren Strafe unausweichlich ist, „daß er [Gott] jhr gedächtnuß außrotte von der erden“ (B 168–172; vollständig Ps 34, 16–17). Gott belohne die Tugendhaften und bestrafe die dem Laster Verfallenen. Zur Veranschaulichung des göttlichen Willens erscheint es jedoch ratsam, die unbedarften Gläubigen durch möglichst eingängige Beispiele zu unterrichten. Hier wendet sich die Argumentation von der Theologie zur Historiographie und exemplarischen Geschichtsauffassung, kann man sich doch keine bessere Konkretisierung

30 Vgl. zur Verteilung der vier Monarchien über die acht Bände der *Historischen Chronik* B 177, Anm. 20: „Die 1. Monarchie ist die babylonische (1717–3410 der jüdischen Zählung von Beginn der Welt an; 1. Teil der Erstausgabe von Gottfrieds Chronik, 1629). Die 2. Monarchie ist die medo-persische (3410–3620, von Darius bis Cyrus; 2. Teil, 1630). Die 3. Monarchie ist die griechische (3620–3902, von Alexander bis Ariovist; 3. Teil, 1630). Die 4. Monarchie ist die römische (4.–8. Teil, 1631–1634): 4. Teil, 1631, von Caesar 3902 bis Maximian 297 n. Chr.; 5. Teil, 1631, von Konstantin 312 bis Otto III. 998; 6. Teil, 1632, von Heinrich II. 1002 bis zum Ende Ostroms 1453; 7. Teil, 1633, von Maximilian I. 1493 bis zum Untergang der Armada 1588; 8. Teil, 1634, von Rudolf II. 1608 bis zum Prager Fenstersturz 1618.“

31 Wüthrich, Chronist (wie Anm. 20), S. 200.

32 Vgl. zur Tugendinstruktion in der *Chronik* auch Wüthrich, Chronist (wie Anm. 20), S. 200.

vorstellen, „dann durch artige vorstellung viel schöner vnd lebhafter exempel, wie tugend belohnet, die laster gestrafft, es den frommen zuletzt wol, den bösen aber vbel gangen“ (B 172). Besagte Exempel sind erfüllt von der Dignität der *veritas*, „welches dann allein durch die historien vnd warhaffte erzehlung vergangener dingen geschicht.“ (B 172) Die Deklinationsübungen der männlichen Schüler lassen sich mit der Einübung in die Grundlagen von „tugend vnd erbarkeit“ (B 172) vergleichen, wofür die Geschichte einen fast unerschöpflichen Fundus von Historien bereithält. Als Explikation dient eine weitere Bibelstelle. Der Anklagebrief des Propheten Elia an den gottlosen König Joram verdichtet sich zum Substrat einer exemplarischen Geschichtserzählung, die ohne Beiwerk die Missetaten Jorams darlegt, ihren moralischen Sinn aber gleichzeitig durch die Ankündigung der göttlichen Bestrafung erhält, die folgerichtig den Übeltäter und seine Familie heimsucht (2. Chr 21, 12–20).

Aber nicht nur die biblische Geschichte stellt eine Schatzkammer für *exempla* dar, auch „heydnische historien“ (B 172) sind vorzüglich geeignet. So nahm sich Themistokles die Taten Miltiades' zum Vorbild.³³ Aeneas schwor seinen Sohn Ascanius darauf ein, es ihm an Tugendhaftigkeit nachzutun: „*Disce puer virtutem ex me verumque laborem*“ (B 174).³⁴ Überhaupt

33 Hier bietet sich Plutarch als Quelle an (vgl. B 173, Anm. 5), auch wenn die Stelle in der Themistokles-Vita nicht unbedingt die Verehrung eines großen Vorbilds beschreibt. Vgl. die deutsche Übersetzung: Plutarch: *Griechische Heldenleben. Themistokles – Perikles – Alkibiades – Alexander – Pyrrhos*. Übertragen und hrsg. von Wilhelm Ax. Stuttgart 1942 (Kröners Taschenausgabe 66), S. 1–35, hier S. 4: „So verblendet soll Themistokles in seinem Ehrgeiz gewesen sein, sich von seiner Sucht nach großen Taten derart haben hinreißen lassen, daß man ihn nach der Schlacht bei Marathon, als Miltiades' siegreiche Führung gegen die Perser in aller Welt verkündet wurde, nur in tiefen Gedanken sah. Nachts schlief er nicht, wollte auch von den gewohnten Gelagen nichts wissen, und als man verwundert fragte, weshalb er sich so verändert habe, gab er zur Antwort: ‚Miltiades' Siegeszeichen läßt mich nicht schlafen.‘ “

34 In Übersetzung lautet die ganze Stelle im zwölften Gesang von Vergils *Aeneis*: „Als er [Aeneas] auch seinen tüchtigen Schild an der Seite und den Panzer am Leib hat, umarmt er, völlig gewappnet, seinen Ascanius, gibt ihm, soweit es der Helm erlaubt, noch einen Kuß zum Abschied und spricht: ‚Lerne, mein Sohn, von mir Standfestigkeit und redliches Bemühen, glückliches Handeln von anderen. Nun wird meine Rechte dich schützen im Kampf und zu hohen Ehren bringen, du aber denke daran, wenn du bald ins Mannesalter gelangt bist, und bei der Erinnerung an das Vorbild der Deinen sporne dein Vater Aeneas dich an und Hector, dein

sollten die Taten und Verdienste der Vorfahren die nachfolgenden Generationen dazu anspornen, vorbildliches Verhalten nachahmend in ihrem eigenen Lebenswerk fortzusetzen. Anders herum finden die „bösen vnd vnartigen“ „nicht weniger schrecklich exempel deß gerechten zorns Gottes, der grosse vnd vbermessige sünden, mit grewlichen straffen jederzeit strengiglich angesehen vnd gerochen hat“ (B 174). In der Folge argumentiert der Vorredner aus der Perspektive der Chronik-Rezipienten und bringt dabei die altbekannte Formel *prodesse et delectare* nach Horaz ins Spiel – generieren die Historien doch nicht nur „nutz“, sondern dienen sie gleichermaßen der „lust vnd ergetzung“ (B 174).³⁵ In jeder Hinsicht ideale Leser stellen Könige und hohe Würdenträger dar, die die weltlichen Lustbarkeiten des Hofes demonstrativ ignorieren und sich stattdessen dem Studium der Geschichtswerke widmen. Besagte ergötzliche Lektüre kann sogar medizinisch-therapeutische Wirkungen entfalten. So geschehen bei dem Stadtherrn von Florenz, Lorenzo de Medici (1449–1492). Er „ist von einem beschwerlichen fieber ohne alle chur vnd artzneyen widerumb gesund worden“ (B 174), als man ihm die Geschichte der ‚treuen Weiber von Weinsberg‘ erzählte. 1140 kapitulierte die von Konrad III. belagerte Burg Weinsberg. Der König gab den Frauen der Burg freies Geleit mit der Zusatzklausel, dass sie so viel mitnehmen dürften, wie sie auf dem Rücken zu tragen vermochten. Die Frauen nahmen den Kaiser beim Wort und schulterten kurzerhand ihre zum Tode verurteilten Männer, denen sie so das Leben retteten.³⁶

In der Folge stellt der Vorredner die besonderen Vorteile der Chronik nochmals heraus. Der zentrale Nutzen, „daß männiglich zu wahrer gottesfurcht vnd tugenden durch gute exempla auffgemundert würde“ (B 174–176), sieht sich flankiert von dem angenehmen Eindruck, „daß es an der lieblichkeit vnd belustigung der gemuther vnd augen nicht ermangelte.“ (B 176) Hier blendet der Vorredner nun dezidiert zur ‚Augen-Belustigung‘ über und zu den

Onkel!“ – P. Vergilius Maro: *Aeneis*. Lateinisch-deutsch. Hrsg. und übersetzt von Gerhard Fink. Düsseldorf, Zürich 2005, S. 587.

35 Vgl. zur Betonung des Unterhaltungsmoments in der Chronik Wilhelm Voßkamp: *Untersuchungen zur Zeit- und Geschichtsauffassung im 17. Jahrhundert bei Gryphius und Lohenstein*. Bonn 1967 (Literatur und Wirklichkeit 1), S. 46–47.

36 Vgl. zur Geschichte Uwe Israel: Von Fakten und Fiktionen in der Historie. Das neuzeitliche Leben der ‚Weiber von Weinsberg‘. In: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 52 (2004), S. 589–607, zur Lorenzo-de-Medici-Variante unter Hinzuziehung einer Quelle von 1606 S. 595, Anm. 49.

optischen Attraktionen, die seine Chronik zu bieten hat. Die visuelle Dimension des Geschichtswerks sieht sich legitimiert über den Topos des barocken Welttheaters mit der Bühne als audiovisuellem Medium. Hier spielt sich nun ab, „was sich jederzeit denckwürdiges in dieser grossen *tragicomoedia*, so noch in der welt agirt wirdt, zugetragen“ (B 176). Die Bildlichkeit von Tragikomödie und Theater verweist aber genauso auf die *Theatrum*-Literatur der Frühen Neuzeit, prophetisch die Titelei des späteren *Theatrum Europaeum* vorwegnehmend.³⁷ Die anschauliche Seite der Chronik manifestiert sich in „schönen, der schrifft vnnd histori gemässen kupferstücken“ (B 176), die nicht nur dem visuellen Vergnügen dienen, sondern einen hermeneutischen Prozess in Gang setzen sollen, der Text und Bild wechselseitig erhellt und „auch die in den figuren angedeutete geschichten in der beygefügtten histori nachzuschlagen ursach geben werden“ (B 176). So entsteht vor den Augen des Lesers eine „gemahlte chronica, oder historisch gemälde, vnd gemahlte historia“ (B 176). Ein weiteres wichtiges Qualitätskriterium der Chronik sind die genauen Angaben der Daten, für deren exakte Ermittlung der Vorredner sogar die Kenntnisse von einem „gelehrten mann auß der *calculation* vnd fürtrefflicher männer zu vnsern zeiten genawer außrechnung“ (B 176) eingeholt hat.³⁸ Am Ende der ersten Vorrede rechtfertigt der Vorredner sein Strukturierungsmodell der Vier-Monarchien-Lehre und umreißt sein avisiertes Publikum, da die Chronik doch „mehr dem kunstliebenden teutschen leser vnd gemeinen mann zum besten gemeynet ist, als hochgelehrten vnd vberwitzigen“ (B 176). Der Vorredner schlägt sich auf die Seite des „gemeinen Mannes“ und weitet so geschickt den Rezipientenkreis der Chronik aus.³⁹

37 Vgl. zur Metaphorik von Tragikomödie und Theater Wüthrich, *Chronist* (wie Anm. 20), S. 201, zur Schauspielmetapher im *Theatrum Europaeum* Heßelmann, *Theorie* (wie Anm. 23), Abschn. 2. 2, Abs. 1: „Geschichte wird als Theaterstück aufgefasst, als auf der Weltbühne von Gott aufgeführtes Schauspiel. Die dargebotenen Szenen haben *exemplum*-Charakter und dienen den auf dem *theatrum mundi* agierenden Schauspielern wie den Zuschauern zur Erkenntnis der *providentia Dei* sowie zur moralischen *doctrina* im Sinne der Tugendinstruktion.“

38 Vgl. zur Wichtigkeit der richtigen Datierung auch Kintzinger, *Chronos* (wie Anm. 25), S. 73.

39 Eine möglichst breite Leserschaft dürfte ohnehin im Interesse der Autoren historiographischer Werke gewesen sein, vgl. Renate Prieur-Buhlan: „*Die Teutschen den Teutschen zu teutsch/ sich selbs darin/ als in einem Spiegel zu ersehen/ fürgestellt*“. *Die Buchillustration der deutschen nationalen Geschichtsschreibung der Frühneuzeit*. Diss. Köln 1988, S. 290: „Auch viele Bücher historischen Inhalts wurden nicht nur für Gelehrte geschrieben, sondern versuchten, einen möglichst

Gegen missliebige ‚hochgelehrte‘ und ‚übergescheite‘ Zeitgenossen verwahrt sich der Vorredner gleich mehrmals, was sich wie ein roter Faden durch den Text zieht. In den ersten Zeilen geraten sofort „viel weltweise gelehrte leuthe, bey den heyden, die man *philosophos* genandt“ (B 168), in den Fokus der Kritik, deren langwierige Ausbreitungen der Ethik umständlich das herbeiführen, was ein einschlägiges Bibelzitat (Ps 34, 15) kompakt und sofort einsichtig vermittelt. Hier stehen sich also Philosophie und Theologie gegenüber. Der bereits erwähnte Themistokles nimmt sich die Taten von Miltiades zum Vorbild, „dadurch er mehr zur mannheit vnnnd hertzhafften resolutionen bewogen worden, als durch alle schrifftten vnd vermahnungen der philosophen, die er gehöret hatte.“ (B 172–174) Nun geht es gleich um die Auspielung der *historia* gegen die *philosophia*.

(b.) In der zweiten Vorrede der Erstausgabe erfolgen weitere Differenzierungen zum Bildprogramm der Chronik. Ohnehin soll es in der Folge keinesfalls nur um das Andenken der „monarchen vnnnd grossen potentaten“ gehen, sondern vielmehr um „viel gelehrter, streitbahrer vnd anderer in den historien berühmter männer vnnnd weiber meldung“ (B 178). Es dürfte – mit Berufung auf Plinius – im besonderen Interesse der Leser liegen, die in der Geschichtserzählung auftretenden Persönlichkeiten mit einem genauen Bild verbinden zu können und zu registrieren, „wie solche leuth außgesehen vnd gestaltet gewesen“ (B 178). Die visuelle Konkretisierung großer Frauen und Männer dient nun keineswegs nur der Befriedigung der Neugier, sondern ist gut 150 Jahre vor Johann Caspar Lavaters *Physiognomischen Fragmenten* (1775–1778) ganz im Sinne der Tugend- und Lasterdidaktik der Chronik zu sehen, „daß die erfahren in der *physionomy* bejahren, die natur hab die innwendige zuneygungen deß gemüths zu tugenden, oder lastern, durch gewisse lineamenten vnd anzeigungen deß angesichts zuerkennen geben“ (B 178). Bislang war die Rede von Kupferstichen, die einzelne Historien veranschaulichen, denkbar etwa in einer für das Geschehen besonders aussagekräftigen Szene oder auch in einem Simultanbild. Nun rückt das Porträt an die zentrale Stelle, verweist der Vorredner doch umso eindringlicher auf die Seriosität des Produktionsprozesses der Bildnisse, um dadurch größtmögliche Authentizität zu garantieren. Hier spielen nun die Quellen eine wichtige Rolle: seien es Marmorbildnisse, goldene, silberne oder kupferne Münzen, „edelgestein, darinn dise an-

weitgefächerten Leserkreis, also auch ungeübte, ‚non-professional lay-reader[s]‘, anzusprechen.“

gesichter, gleich wie die signet, oder pittschafft zu vnser zeit, geschnitten“ (B 178) – oder Gemälde. Sogar die Herkunft der Bildquellen wird ausführlich dargelegt: die in Stein gehauenen und öffentlich aufgerichteten Bildnisse der Griechen und Römer, die von zu Ehren gekommenen Persönlichkeiten oder ihren Nachfahren geprägten Münzen, schließlich die ungemein diffizil zu bearbeitenden Edelsteine, die als Ringe eingefasst getragen wurden. Der Vorredner beruft sich hier auf die Antikensammlung des römischen Klerikers Fulvio Orsini (1529–1600). Ein illustriertes Inventar der Sammlung lag seit 1577 gedruckt vor. Merian könnte eine spätere, 1606 publizierte Ausgabe benutzt haben.⁴⁰

(c.) Die Vorrede zum zweiten Teil von 1630, signiert von Gottfried und Merian, befasst sich in erster Linie mit praktischen Fragen der Präsentation, gilt es im vorliegenden Band doch „die fürnembsten historien der zweyten oder Persianischen Monarchy“ (B 186) darzulegen. Hier gab es nun gleich mehrere Hindernisse in der Überlieferung zu bewältigen. Für die Profangeschichte hat zu gelten, dass „die heydnischen historien die ersten 3000. jahr vber entweder gar fehlen, oder sehr dunckel vnnd mangelhafft sind“ (B 186). So musste die Heilige Schrift vermehrt zu Rate gezogen werden. Andererseits ist nur wenig „von den Jüdischen Geschichten“ (B 188) in der Bibel dingfest zu machen, so dass hier wiederum „auß heydnischen, aber doch bewehrten *scribenten*“ (B 188) zitiert werden muss. Explizit quellen- und überlieferungskritisch unternehmen Gottfried und Merian eine Volte gegen sagenhafte Konstruktionen der europäischen und vaterländischen Geschichte, in denen unzutreffend z. B. historische Persönlichkeiten aus der Antike europäische Städte gründen. Solche Geschichten sind gar nicht erst in die Chronik eingegangen: „weil solches handgreiffliche fabeln sind, haben wir sie billich außgelassen, vnd dessen an seinem orth vrsachen angezeygt“ (B 188). Abschließend fassen Gottfried und Merian die chronographischen, moraldidaktischen, heilsgeschichtlichen und visuellen Charakteristika ihrer Chronik nochmals bündig zusammen.⁴¹

40 Vgl. B 181, Anm. 24.

41 Größtmögliche Ausführlichkeit und Vollständigkeit war gerade nicht das Ziel der Chronisten, beide haben sich damit zufrieden gegeben, „nechst näher außrechnung vnd anzeygung der zeit, (welches das vornembste in einer chronica ist) die denckwürdigsten historien, darinnen allerhand schöne exempel, sowohl der tugenden als der laster zu betrachten vorkommen, vnd mancherley veränderung der regimenten,

3. Merians Widmungen der *Historischen Chronik*.

Die Textsorte ‚Widmung‘ fokussiert die in den Vorreden noch allgemein an den Leser gerichtete Ansprache auf konkrete Adressaten. Im ersten Teil geht die Widmung an Georg II., Landgraf von Hessen-Darmstadt (1605–1661) (*B* 180–183), im zweiten Teil an Johann Heinrich Gabelin, Obersekretarius im Herzogtum Arenberg (*B* 184–187)⁴² und im achten Teil (1634) an die Basler Familie Faesch (*B* 188–191). In vieler Hinsicht erscheinen die Widmungen als Re-Kombination von verschiedenen Argumentationsbausteinen, die je nach Adressat unterschiedlich angeordnet werden.

(a.) Die visuelle Dimension der Chronik rückt – wiederum – in das Zentrum der Widmung zu Ehren von Georg II. Unter versierter Ausnutzung devotionsrhetorischer Formulare verweist Merian auf die festlichen Rituale anlässlich des Ablebens von Ludwig, Landgraf von Hessen, dem Vater von Georg II., drei Jahre zuvor. Merian wurde das besondere Verdienst zuteil, alle funeralen Schriftstücke für den Druck vorzubereiten, eine Sammlung, die „samt der *procedur, inscriptionibus, epitaphijs, clagschriefften* vnnnd anderm durch kupfferstückh auffß papier gebracht vnd für augen gestellet wurde“ (*B* 180). Im Zuge der Produktion der Kompilation glaubt Merian eine besondere Vorliebe Georgs II. für formvollendete bildliche Darstellungen entdeckt zu haben, für die „kunst deß mahlens ins gemeim“ (*B* 182). Hier kann Merian nun mit zwei neuen Werkstücken aufwarten, die kunstsinnig „mit kupfferstückhen gezieret“ (*B* 182) sind, der deutschen Übersetzung von Philipp Sidneys *Arcadia* (1629) und dem vorliegenden zweiten Teil der Chronik. Merian hat die *Arcadia* kurzerhand der Fürstin Sophie Leonora von Jülich-Kleve-Berg gewidmet, der Frau von Georg II. Im Landgrafen selbst erkennt Merian den idealen Rezipienten, der gleichermaßen den bildenden Künsten gewogen wie an der Geschichte interessiert ist:

Vnd wie ich mir keinen zweiffel mache, E. F. Gn. werden an den historien selbst vnnnd dero lesen, gleich wie vor ihme viel andere potentaten, fürsten vnnnd herrn gethan, vnnnd insonderheit in fleißiger wahrnehmung der zeiten ihr fürstlich gemüth zu ergötzen gelegenheit haben, Also will ich nicht weniger hoffen, dieselben werden iro die beygefügte figuren gnedig belieben

in welchen die weißheit vnnnd vorsehung Gottes scheint, anzudeuten, vnd mit kupfferstückhen zur zier vnnnd nutz vor augen zu stellen“ (*B* 188).

42 Leider sind keine weiteren biographischen Angaben ermittelbar (*B* 185, Anm. 1).

lassen, weil dieselben zu erlustigung vnnnd erklärungs der geschichten meys-
tentheils gerichtet sind. (B 182)

Die erwähnte Tradition der Lektüre von Historien durch Machthaber erscheint wie ein Anklang an die zeitgenössischen Fürstenspiegel, in denen die Formel von der Lehrhaftigkeit der *historia* eine besondere Rolle einnahm – und mit Georg II. wird schließlich explizit ein Landgraf adressiert.⁴³ Auch hier greift die Kombination von *prodesse* und *delectare*, dient die Rezeption doch mindestens ebenbürtig der ‚Ergötzung‘ und ‚Belustigung‘, besonders durch das Bildmaterial.⁴⁴ Die bislang nur angedeutete Hermeneutik zwischen Text und Bild erlangt eine leichte Präzisierung, sind die Kupferstücke doch auch für die „erklärungs der geschichten“ von Vorteil.

(b.) Folgt bei Georg II. die Geschichte auf die Kunst, so geht in der Widmung zum zweiten Teil der Chronik für den Obersekretarius Johann Heinrich Gabelin das Interesse an der *historia* der Wertschätzung der *ars* voran. Den Nutzen der Geschichte und ihre immense Bedeutung für die Belange der aktuellen „Politik“ muss man Gabelin nicht erst noch langwierig erklären – „weil E. E. nicht allein in den historien trefflich erfahren, wol wissend, daß kein besserer meister *ad vitam politicam & formandos mores* mag gefunden werden“ (B 184). So verbringt der Obersekretär seine „frey- vnd nebenstunden“ bevorzugt mit der „lesung vergangener geschichten“, empfindet aber auch Wohlbehagen angesichts „der löblichen kunst deß mahlens vnd kupfferstechens“ (B 184) – die Chronik wird nun beiden Bereichen gerecht. Merian lässt es sich auch hier nicht nehmen, nochmals die historiographische Didaxe herauszustellen: „benebens viel auserlesnen und nachdencklichen historien, *moralien* vnd lehren“, wahrheitsgetreu illustriert „mit schönen geschichtmässigen kupfferstücken“ (B 184).

43 Vgl. Rainer A. Müller: Die deutschen Fürstenspiegel des 17. Jahrhunderts. Regierungslehren und politische Pädagogik. In: *Historische Zeitschrift* 240 (1985), S. 571–597, hier S. 591: „Geschichte ist in allen frühmodernen deutschen Fürstenspiegeln das fundamentale, umfassende Medium der Bildung. Wohl nirgendwo sonst galt der Ausspruch Ciceros von der ‚*Historia magistra vitae*‘ uneingeschränkter als hier.“ – Im gleichen Tenor Kintzinger, *Chronos* (wie Anm. 25), S. 177.

44 Nochmals B 182: „Langt derowegen an E. F. Gn. mein vnderthenig bitten, die geruhen gegenwertige Chronica in gnaden, vnd vnder dero hohen fürstlichen namens protection gnedig annehmen, sich derselben zur lust vnd ergötzung nach belieben gebrauchen, vnnnd mein Gnediger Fürst vnd Herr seyn vnnnd bleiben.“

(c.) In der Widmung zum letzten (achten) Teil der *Historischen Chronik* ist nun eine Gruppe von elf Personen angesprochen – die Gebrüder Faesch aus Basel. Aus der Namensreihe dürfte insbesondere der Jurist Remigius Faesch (1595–1667) herausstechen. Nach dem Adligen Georg II. und dem Obersekretarius Gabelin, für die Kunstgenuss wohl eher eine Beschäftigung in raren Mußestunden darstellte, gerät mit Remigius Faesch nun ein *connaissanceur par excellence* in den Blick Merians. Faesch hatte eine Italienreise Anfang der 1620er Jahre für kunstgeschichtliche Studien genutzt und jahrzehntelang Exponate zusammengetragen, die in das Faesch'sische Kunstkabinett Eingang finden sollten.⁴⁵ Eine aufwendige Sonderausgabe der nun bereits von Merians Sohn Caspar in die Wege geleiteten *Topographia Galliae* (1655–1661) war Bestandteil der Faesch'sischen Büchersammlung.⁴⁶

Merian beginnt seine Ausführungen mit der Berufung auf die vaterländische Pflicht, die ein jeder hat, das Beste aus sich herauszuholen und seinen Teil für das Gemeinwohl beizutragen. Gewährsmänner sind „der berühmte römische *Orator Tulliu[s]*“ (B 190), spricht Cicero, dessen Formel *historia magistra vitae* aber gerade nicht zitiert wird, und der Kirchenlehrer Johannes Chrysostomos. Die vaterländische Pflicht und die Arbeit für das Gemeinwohl haben Merian zu den Mühen angespornt, mit denen er die Chronik erarbeitet hat. Merian spielt die Bedeutung der Textteile seines Geschichtswerks systematisch herunter und streicht den Wert der Bildteile umso deutlicher heraus. Die Darlegung der *res gestae* ist noch kein Alleinstellungsmerkmal seiner Chronik gegenüber anderen Geschichtsbüchern, „daß nit allein der herrliche nutz vnd frommen, welcher auß den historien herzufließen pfliget, so anderswo gnugsamb außgeföhret wird, vnd also dieses orths zu repetiren unnöthig“ (B 190). Auch wenn Merian hier immerhin den letzten von acht Bänden seiner Chronik zu annoncieren hat, so versteht er sein Werk doch als kurzgehaltenes Kompendium (!) der notwendigsten Historien. *Brevitas* und Kurzweil stellen sich im Vergleich zu dickleibigen anderweitigen Geschichtsfolianten – wie

45 Vgl. André Salvisberg: „... mit grosser Müh, Sorgfalt und Unkosten, in dreissig und mehr Jahren zusammen geleet...“ Das Museum Faesch. In: *Die grosse Kunstkammer. Bürgerliche Sammler und Sammlungen in Basel*. Hrsg. vom Historischen Museum Basel. Basel 2011, S. 81–94, hier S. 83: „Als Sammler betätigte Remigius Faesch sich seit den späten 1620er Jahren, mit dem meisten Nachdruck wohl in den 1640er Jahren. Die Sammlung richtete er zuerst in seinem Haus an der Steinenvorstadt ein, ab 1653 in seinem Haus am Petersplatz.“

46 Salvisberg, Müh (wie Anm. 45), S. 87.

nicht anders zu erwarten – durch die Bebilderung der Chronik ein, die „durch geschichtsmässige figuren dem Lesenden anmüthig gemacht“ (B 190) wird, „wie nicht weniger dasjenige, so vnderschiedliche scribenten in grossen wercken vnnnd vielen büchern beschrieben, in einem *compendio* verfasst vnd repraesentiret werden möchte.“ (B 190) Möglicherweise schwebt Merian eine Ausstellung der Chronik als Exponat in der Faesch'schen Kunstkammer vor – ein Buch-Theater der visualisierten Geschichte.

Summa summarum sind Merian und Gottfried auf der Höhe des zeitgenössischen Diskurses über die Exemplarität von Geschichte. Als Vergleichsfolie bietet sich hier z. B. die konfessionelle deutsch- und lateinischsprachige Chronistik an, die in der Regel ihre eigenen Auffassungen vom Nutzen der Geschichte den Werken voranstellt.⁴⁷ Einzelne Bausteine aus diesem Legitimierungsdiskurs tauchen bei Merian wieder auf, andere erscheinen umgedeutet und mit anderen Schwerpunkten versehen.⁴⁸ Als Spezifikum der paratextuellen Präsentation der Chronik entpuppt sich das visuelle Moment – die immensen Vorteile einer durch Bilder begleiteten *historia* werden ständig herausgestellt. Merians und Gottfrieds Publikation war nun keinesfalls die erste illustrierte Chronik,⁴⁹ hat mit 329 Bildern, dazu 31 Tafeln mit 357 Portraitbüsten historischer Persönlichkeiten, jedoch einen auch quantitativ beeindruckenden Bildbestand aufzubieten.⁵⁰ Sowohl paratextuell als auch über die Para-

47 Vgl. zum einschlägigen Schrifttum Joachim Knappe: „*Historie*“ in *Mittelalter und früher Neuzeit. Begriffs- und gattungsgeschichtliche Untersuchungen im interdisziplinären Kontext*. Baden-Baden 1984 (Saecula spiritalia 10), S. 365–389, zu den topischen Argumenten bes. S. 370–374 („Die Aufgaben der Historie“).

48 Vgl. zur Abfolge der Argumente in den Vorreden Voßkamp, *Untersuchungen* (wie Anm. 35), S. 42: „Bei der Behandlung der Geschichte zeigt schon die Reihenfolge der geschichtlichen Erörterung: zuerst Ethik und Theologie mit eingefügten Bibelzitat, dann die Geschichte, in vielen Vorreden die der Theologie und Moralphilosophie untergeordnete Rolle der Geschichte. Als Musterbeispiel kann dafür – neben der Vorrede BIRKENS zur ARAMENA – die Vorrede Matthäus MERIANS zur historischen Chronik Ludwig GOTTFRIEDS gesehen werden.“

49 Vgl. zur Chronikillustration im 15. und 16. Jahrhundert Prieur-Buhlan, *Teutschen* (wie Anm. 39), resümierend S. 280–316 und S. 371–377, zu England im 16. Jahrhundert James A. Knapp: *Illustrating the Past in Early Modern England. The Representation of History in Printed Books*. Aldershot 2003. Dennoch ist Wüthrich nach wie vor zuzustimmen: „Die Geschichte der historischen Illustration ist noch wenig aufgeheilt, das macht sich hier ungünstig bemerkbar.“ – Wüthrich, *Werk* (wie Anm. 20), S. 63.

50 Wüthrich, *Merian* (wie Anm. 15), S. 140. – Vgl. zu den einzelnen Abbildungen Wüthrich, *Werk* (wie Anm. 20), S. 84–105.

texte hinausgehend schreiben sich Gottfried und Merian durch die Visualisierungen des Chroniktextes geschickt in einen Diskurs ein, der in der Historiographie möglicherweise noch weitere Kreise zog als der über *historia magistra vitae*. Es ist der Legitimierungsdiskurs über Augenzeugenschaft, Autopsie, Vor-Augen-Stellen, die Wahrnehmung von geschichtlichen Ereignissen ‚mit eigenen Augen‘ und das Sehen an sich als wichtigstes Erkenntnisinstrument vergangener Geschehnisse, der wiederum topisch in die Geschichtswerke einfließt.⁵¹ Zu trennen von dieser paratextuellen Werbestrategie sind das faktische Zustandekommen der Kupferstiche und die dazugehörigen Sachzwänge.⁵² So urteilt Wüthrich vernichtend: „Die quasi photographisch-objektive Wiedergabe von historischen Abscheulichkeiten und Sensationen halten sich nicht an überprüfbare Quellen und sind weitestgehend erfunden.“⁵³ Für das frühneuzeitliche Druckwesen und seine Kupferstich-Manufakturen ist in der Tat anzunehmen, dass absolut pragmatisch vorhandene oder brauchbare Vorlagen aus anderen illustrierten Werken bevorzugt zum Einsatz gelangten und nicht aufwendig buchstabengetreu zur illustrierenden Historie ein Neustich geschaffen wurde. Eine ausgreifende Untersuchung zur Ikonographie der Kupferstiche könnte hier weitere Aufschlüsse bringen.⁵⁴ Dennoch: Es ergibt sich die Frage, ob nicht nur Pragmatismus und Zweckgebundenheit die Auswahl der zu illustrierenden Historien und ihre bildkünstlerische Realisierung beeinflusst haben. In den Blick rücken vielmehr Text-Bild-Beziehungen,

51 Vgl. z. B. Markus Völkel: Im Blick der Geschichte: *historia* und Historiographie in gelehrten Diskursen der Frühen Neuzeit (1500–1750). In: *Diskurse der Gelehrtenkultur in der Frühen Neuzeit. Ein Handbuch*. Hrsg. von Herbert Jaumann. Berlin, New York 2011, S. 859–902, hier S. 870: „Die Metaphorik des ‚Sehens‘ dominiert den Diskurs über *historia* und Historiographie in der Frühen Neuzeit derart gewaltsam, daß es den anderen Elemente[n] dieses Diskurses niemals gelingt, ihrer Gravitationskraft zu entrinnen, sie im Gegenteil immer wieder in sie zurückfallen, um dort erneut mit Sehmetaphern aufgeladen, d. h. ‚gleichgeschaltet‘ zu werden.“

52 Vgl. Gustav Friedrich Hartlaub: Merian als Illustrator. In: *Zeitschrift des deutschen Vereins für Kunstwissenschaft* 6 (1939), S. 29–49, zur *Historischen Chronik* bes. S. 43–49, und alle genannten Arbeiten von Wüthrich.

53 Wüthrich, *Merian* (wie Anm. 15), S. 143. – *Historia* gleicht Wüthrich zufolge in der Chronik ohnehin einer Schreckenskammer: „Entsprechend seiner [Gottfrieds] pessimistischen Einstellung besteht die Welthistorie aus einer Abfolge meist grausamer Einzelereignisse, die ungeschönt und mit geradezu sadistisch-masochistischer Erzähllust dem Betrachter vor Augen geführt werden.“ (S. 140).

54 Wüthrich, *Werk* (wie Anm. 20), S. 64: „Eine ausführliche Arbeit über die Herkunft der Bildthemen und ihre Ausgestaltung mit Figuren aus dritter Hand wäre ein wirkliches Desideratum.“

mögliche Verfahren der Leserlenkung und Hierarchisierung und Kanonisierung der – Beutler und Wüthrich zufolge – uferlosen Historienmasse; nur die wichtigsten Geschichten bekommen eine Abbildung. Vielleicht sind es sogar erst die Kupferstiche, die dem Mäander der disparaten Chronikerzählungen so etwas wie Kohärenz verschaffen.⁵⁵ Und vielleicht gewinnen die illustrierten Historien erst durch das visuelle Material ausgeprägten exemplarischen Charakter. Eine genaue Bestimmung der Text-Bild-Beziehungen in der Chronik steht indes noch aus. Methodisch wäre z. B. an die einschlägige Studie von Marion Keuchen anzuknüpfen, die ein Untersuchungsraaster für illustrierte Bibeln erarbeitet hat und damit Merians *Icones Biblicae* (1627) analysiert.⁵⁶

Der Topos *historia magistra vitae* mit seiner moraldidaktischen Funktionalisierung der *res gestae* bildet einen Baustein des Legitimierungsdiskurses im Geschichtswerk, den Gottfried und Merian in Vorreden und Widmungen präsentieren – hinzu kommen Quellensicherung und -kritik, Extrapolation fehlender Daten, Authentizitäts- und absoluter Wahrheitsanspruch. Der Topos steht aber so eng wie keine andere genannte Rechtfertigungsfigur der Chronik in Verbindung mit dem Bildprogramm – eröffnet sich insbesondere mit den 357 Portraitbüsten doch ein gewaltiges Reservoir der physiognomischen Tugend- und Lasterbetrachtung. Hier re-formuliert sich ohnehin die *ars historica* als *ars* der Kupferstichherstellung mit der *historia universalis* als Bilderfolge und -galerie, die die Unzahl der Chronikhistorien visuell strukturiert und die durchaus ihren Platz in einem Kunstkabinett behaupten könnte. Abschließend bleibt zu fragen, ob Reinhart Koselleck noch zuzustimmen ist, dass der Topos im 18. Jahrhundert seine Berechtigung verloren hat.⁵⁷ Gerade die versierten Geschichtsdarstellungen des 19. Jahrhunderts eröffnen einer moralisierenden *interpretatio* der *historia* mit White doch ganz andere Möglichkeiten, als sie

55 Diese Funktion hat Bernd Posselt in einem spätmittelalterlichen Vorgänger der *Historischen Chronik*, Hartmann Schedels *Weltchronik* (1493), ausfindig gemacht. Vgl. Bernd Posselt: *Konzeption und Kompilation der Schedelschen Weltchronik*. Wiesbaden 2015 (Monumenta Germaniae Historica. Schriften 71), S. 405: „Über die Abbildungen, die konzeptionell das zweite, den Texten gleichberechtigt gegenüberstehende Grundelement der Schedelschen Weltchronik sind, wird so die eigentliche Kohärenzstiftung auf makrostruktureller Ebene vorgenommen.“

56 Vgl. Marion Keuchen: *Bildkonzeptionen in Bilder- und Kinderbibeln. Die historischen Anfänge und ihre Wiederentdeckung in der Gegenwart*. 2 Tle. Göttingen 2016 (Arbeiten zur Religionspädagogik 61). Tl. 1, S. 46–56 (zum Untersuchungsraaster), S. 93–115 (zu den *Icones Biblicae*).

57 Vgl. Koselleck, *Historia* (wie Anm. 8).

der paratextuellen Leser-Instruktion in der Chronistik der Frühen Neuzeit zur Verfügung standen.

KLAUS HABERKAMM (Münster)

„[...] massen deß Menschen freyer Will/
der Sterne Zwang nicht unterworffen/ Jerem. 10.“
Zum Astrologie-Begriff in Schwenters
und Harsdörffers Erquickstunden

Gewiß ist es/ daß die *Astronomia* vñ *Astrologia* sehr hoch
und werth zu halten seyn/ wie sie dann auch die Alte sehr
hoch gehalten vñ gerühmt haben.

(Grimmelshausen: *Ewig-währender Calender*)

I.

Die seit Jahrtausenden überlieferte Astrologie blieb auch im 17. Jahrhundert eine starke geistige Macht, obgleich sie zunehmend umstritten war. Ihre zeitgenössischen Anhänger nahmen noch immer teil an einem „der großartigsten Versuche systematisch-konstruktiver Weltbetrachtung, der je vom menschlichen Geist gewagt wurde“.¹ Dieses im Sinne Ernst Cassirers grandiose Experiment erlebten die Astrologiegläubigen als von siderischen Kräften massiv beeinflusste Lebenswirklichkeit. Mit dieser waren auch Daniel Schwenter (1585–1636), u. a. Mathematikprofessor an der Universität Altdorf, und der Nürnberger Polyhistor Georg Philipp Harsdörffer (1607–1658) konfrontiert. Reagierten die beiden Protestanten auf diese Herausforderung als Kenner, gar Befürworter oder als Gegner des umfassenden und prägenden öffentlichen Phänomens? Ist die alternative Fragestellung angemessen? Im Folgenden soll anhand ihres Fortsetzungswerks *DELICIAE PHYSICO-MATHEMATICÆ Oder Mathemat- vnd Philosophische Erquickstunden* (1636, 1651 und 1653) nach dem Astrologie-Begriff beider prominenter Gelehrter gefragt werden. Die Ausführungen werden Einblick bieten in die Auseinandersetzung relativ auf-

1 Ernst Cassirer: Die Begriffsform im mythischen Denken. In: Ernst Cassirer: *Wesen und Wirkung des Symbolbegriffs*. 5., unveränderte Auflage Darmstadt 1976, S. 1–70, hier S. 35 (Ursprünglich: *Studien der Bibliothek Warburg* 1. Leipzig, Berlin²1922). – Die astrologische Weltansicht beanspruche „der Form nach nichts Geringeres als dasjenige, was die moderne naturwissenschaftliche Naturerklärung leistet.“ (S. 35)

geklärter Intellektueller mit der zeitgenössischen „Sternenkunde“ und, bedenkt man die Leser des dreibändigen Werkes und seiner Neuauflagen mit, ansatzweise in die Mentalität der gebildeten deutschsprachigen Gesellschaft des 17. Jahrhunderts.²

II.

Die Entstehungsgeschichte der *Deliciae Physico-Mathematicae* hat Jörg Jochen Berns prägnant dargestellt:³

An der Abfassung des dreibändigen Werkes [...] waren zwei Autoren beteiligt: Daniel Schwenter und Georg Philipp Harsdörffer. Schwenter entwickelte das Konzept des ersten Bandes, dessen Publikation er nicht mehr erlebte. Harsdörffer übernahm das Konzept und modifizierte es auch, als er 1651 und 1653 diesem ersten Bande zwei weitere folgen ließ. (S V)

Harsdörffer behält auch Schwenters Vorgabe bei, um der Reinheit der deutschen Sprache willen die erörterten „*problemata*“ „Auffgaben“ und „Fragen“ (S 3) zu nennen. So will er wie sein Vorgänger im Sinne Horaz’ „mit Nutz vnd Lust etliche Astronomische vnd Astrologische Auffgaben vnd Fragen tractiren.“ (S 307)

-
- 2 Die einschlägige wissenschaftsgeschichtliche, kultur- und literaturwissenschaftliche Forschung erwähnt die Astrologie der *Erquickstunden* selten und allenfalls *en passant*, gelegentlich sogar irrig. Am ausführlichsten sind die Bemerkungen Kaspar Rudels: Harsdörffer als mathematisch-naturphilosophischer Schriftsteller. In: *Festschrift zur 250jährigen Jubelfeier des Pegnesischen Blumenordens* [...]. Hrsg. von Theodor Bischoff und August Schmidt. Nürnberg 1894, S. 301–403, hier S. 335–336 und S. 381–382. – Der Text wird im Folgenden mit Sigle R und Seitenangabe zitiert. – Entsprechend sparen die vorliegenden Analysen der drei Titelblätter bzw. -kupfer deren astrologische ikonographische Elemente aus.
- 3 Georg Philipp Harsdörffer, Daniel Schwenter: *Deliciae Physico-Mathematicae oder Mathematische und Philosophische Erquickstunden*. Neudruck der Ausgabe Nürnberg 1636. Hrsg. und eingeleitet von Jörg Jochen Berns. Frankfurt a. M. 1991 (Texte der Frühen Neuzeit 3). – Georg Philipp Harsdörffer: *Delitiae Mathematicae et Physicae. Der Mathematischen und Philosophischen Erquickstunden Zweyter Teil*. Neudruck der Ausgabe Nürnberg 1651. Hrsg. von Jörg Jochen Berns. Frankfurt a. M. 1990 (Texte der Frühen Neuzeit 3). – Georg Philipp Harsdörffer: *Delitiae Philosophicae. Der Philosophischen und Mathematischen Erquickstunden Dritter Teil*. Neudruck der Ausgabe Nürnberg 1653. Hrsg. von Jörg Jochen Berns. Frankfurt a. M. 1990 (Texte der Frühen Neuzeit 3). – Die Texte werden im Folgenden mit den Siglen S, H/I sowie H/II und Seitenangaben zitiert.

Berns skizziert außerdem die Verbindung beider Autoren und die kulturgeschichtlichen Voraussetzungen für die Symbiose ihres Œuvre:

Beide waren gebürtige Nürnberger, beide kannten sich von der nürnbergischen Universität Altdorf her, und beide standen somit unter dem Einfluß des besonderen geistigen Klimas dieser freien Reichsstadt, die als europäische Metropole des Kunsthandwerks, des Waffenhandwerks und Instrumentenbaues, aber auch als Entstehungs- und Publikationsort naturwissenschaftlicher und technologischer Literatur berühmt war. (S V)

Der komplexe Traktat Schwenters verdeutscht die lateinische Komponente seines barocktypischen Doppeltitels, *DELICIAE PHYSICO-MATHEMATICÆ*, mit „Mathemat. vnd Philosophische Erquickstunden“. Das von diesen drei Spezifikationen des Unterhaltungsgenres angekündigte Programm schließt unausgesprochen die Astrologie ein. Ein Indiz für diesen Sachverhalt ist mit Harsdörffers Intention bereits angeführt worden. Weiterführend ist es das Zitat aus der im Wesentlichen gleichnamigen und gleichartigen Enzyklopädie Harsdörffers in der Überschrift dieser Studie, das ein zentrales Axiom der Astrologie formuliert: Es ist dort von „der Sterne Zwang“ (H/I 303) oder, an anderer Stelle, präzisierend „von der Sterne gewalt über die Menschen“ (H/I 301) die Rede. Thematisiert wird in dem spielerisch-didaktisch ausgerichteten Gesamtwerk mithin der astrale Einfluss auf die sublunare Region des Kosmos und besonders der Erde. Damit ist vor allem auf die sieben Planeten des ptolemäischen Weltmodells, aber auch die Fixsterne und Tierkreiszeichen abgehoben. Die Vereinbarkeit der Astrologie mit der viele Disziplinen umfassenden Mathematik konstatiert Harsdörffer in der Widmung seines I. Bandes an den hessischen Landgrafen Wilhelm VI. grundsätzlich: „Begeret einer viel dinge zu wissen/ so kan sie [die „Mathesis“. K. H.] (vermittelst der Sternkunst) errathen beedes vergangene und zukünfftige: Zeichen und Wunder weiß sie zuvor/ und wie es von Stunden zu Stunden ergehen soll.“ (H/I ohne Paginierung) Die „Sternkunst“ ist hier offensichtlich ebenso Astrologie wie Astronomie.

Nach Schwenter haben von „der *Astronomiâ* vnd *Astrologiâ* [...] viel vor-trefflicher Männer geschrieben“, dazu „wichtige vnd nutzliche Fragen auß beeden erörtert“ (S 309). Die an dieser Stelle separat aufgeführten Disziplinen werden jedoch in der Frühen Neuzeit noch nicht oder nicht immer strikt

getrennt.⁴ So weist der Autor zwar einen Hauptabschnitt seiner Schrift differenzierend als „die *Astronomiam* vnd *Astrologiam* oder Stern-Sehers Kunst betreffend“ (S 307) aus, behandelt aber dessen astrologischen Inhalt weitgehend unter dem Stichwort „Astronomie“. Nur der Hinweis auf die Horoskopstellerei verschiedener Herrscher lässt erkennen, dass der Kontext astrologisch gemeint ist, zumal diese Vorliebe im selben Satz ausdrücklich der Astronomie zugeordnet wird:

Adrianus der Käyser hat jhme auff alle Jahr sein *Nativitet* selbstem gestellet/ geschweige allhie *Alphonsi* deß Königs/ *Caroli V. Ferdinandi I. Maximiliani* deß Käysers/ *Philippi* deß Königs in *Hispania*, *Philiberti* deß Hertzogen von *Savoia*, *Rudolphi secundi* vnd anderer hohen Potentaten mehr/ welche alle mit einander sich in der *Astronomia* geübet/ vnnd diß alles wegen der Liebligheit vnd deß grossen Nutzes/ den solche Kunst mit sich bringet [...]. (S 308)

Wo bei Schwenter und dann Harsdörffer die Astrologie nominell als Astronomie auftritt, profitiert sie vom Nimbus Letzterer als prinzipiell mathematischer Disziplin. Sie qualifiziert sich so als ein gleichrangiges Thema der mathematisch-physikalisch strukturierten und als philosophisch überhöhten *Erquickstunden*. Sie kann dabei scheinbar fast völlig in der Astronomie aufgehen. Doch ist die Astrologie durchaus auch an sich mathematisch-physikalischer Art und entsprechend anwendbar: „WER,“ führt Schwenter bildkräftig aus,

zur rechtschaffenen Wissenschaft der edlen *Astronomiæ* vnd *Astrologiæ* gelangen/ vnd sich empor mit seinen Gedancken in Himmel schwingen will/ muß dazu gebrauchen folgende Flügel vnd Schwingfedern: Der erste Flügel ist *Arithmetica*, der ander *Geometria*, die zwo Schwingfedern seynd *Optica* vnd *Catoptrica*, ohne welche keiner sich emporheben/ vnd den Namen eines rechtschaffnen *Astronomi* führen kan. Weil wir dann bißhero solche Flügel vnd Schwingfedern zubereitet/ können wir vns jetzt ferner damit empor heben [...]. (S 307)

4 „Ohne Zweifel entspricht die frühneuzeitliche Astrologie kaum mehr unseren heutigen Vorstellungen von akkurater, an der Empirie abgesicherter Wissenschaft; das verhielt sich im 17. Jahrhundert jedoch anders. Denn zu dieser Zeit war zum Beispiel unsere heutige Differenzierung zwischen Astrologie und Astronomie nicht ausgeprägt.“ (Dirk Niefanger: Einführung in die Lektüre des „*Simplicissimus*“. In: Hans Jacob Christoph von Grimmelshausen: *Der abentheuerliche Simplicissimus Teutsch und Continuatio*. Hrsg. von Dirk Niefanger. Ditzingen 2017, S. 895–961, hier S. 935–937 [„11. Astrologie“]).

Der im Zitat anklingende Leitbegriff der Physik manifestiert sich nicht zuletzt in zahlreichen Abbildungen, die die Didaktik des gesamten Opus unterstützen.

Harsdörffer bekundet, „daß diese Mathematische Kunstquellen sich durch alle Wissenschaften/ und also auch in die Tugendlehre (*Ethicam*) ergießen“ (H/I fol.)(r). Und bekräftigend hält er eingangs seines II. Bandes fest, er habe „hier noch etliche besondere Streitfragen auß der Sittenlehre und Naturkündigung/ wie auch auß anderen Theilen der Philosophie mit angefüget“ (H/II fol.)(r). Damit ist über den naturphilosophischen Charakter der *Erquickstunden* hinaus begründet, warum diese gleichermaßen als physikalisch und philosophisch firmieren können. Durch die Berücksichtigung der „Sittenlehre“ rückt denn auch die Philosophie im Titel des III. Bandes an die Spitzenstelle, wie Harsdörffer kommentiert:

DEn Titel dieses Werckes belangend/ ist solcher denen zwey vorhergehenden Theilen gleichständig; ausgenommen/ daß hier das Wort Philosophisch/ unter welchen die Mathematischen Aufgaben/ als ein Theil/ unter seinem Haupttitel/ begriffen werden/ vorgesetzt: weil sonderlich fast der meiste Inhalt Philosophisch/ auf welche billich der erste Name abzielet. (H/II fol. A^r)

Die Mathematik und mit ihr Astronomie und Astrologie sind jetzt der Philosophie als Oberbegriff subsumiert. Doch schon Schwenter spezifiziert einige der dann von seinem Nachfolger pauschal erwähnten „anderen Teile der Philosophie“, indem er explizit ihre Verquickung mit den beiden genannten Fachgebieten herausstellt:

Etwas wenigens aber von dero [der Astrologie. K. H.] Nutz zu reden/ so ists ein *Theologo* zu wissen hoch von nöthen; dann auß den wunderlichen bewegungen der Himlischen Körper nimmet er ab die vnerschöpfliche Weißheit deß Schöpfers/ der es alles so weißlich geordnet: Ja *Ptolemeus* darff sagen/ diese Kunst sey ein Weg zu der Erkandtnuß Gottes/ was es sonsten einem Geistlichen nutze findet man bey dem H. *Augustino*. Daß sie einem *Metaphysico* diene bezeuget *Aristoteles lib. 12. Metaph.* vnd einem *Philosopho* ins gemein in *lib. De Cælo*. *Galenus* erinnert vndd vermahnet die Patienten sie sollen sich keinem Artzt/ welcher der *Astrologia* vnerfahren vertrauen; dann in manchem Zeichen sey ein Artzney kräfttig vnd starck/ in einem andern gantz vndüchtig. Durch Erfahrungheit der *Astronomiæ* seynd die vornembsten Poeten berühmt worden. Ein Historischreiber wird ohne wissenschaftt der *Astronomiæ* sich in vielen versteigen vnd jrren. Was wolten die Schifflcut auff dem Meer ohne verstand der Sternkunst außrichten? Die *Cosmographia* vnd *Geographia* nemen jhren anfang vnd grund auß der *Astronomia*, ja sie dienet allen Menschen insgemein. (S 308–309)

Der terminologischen Fluktuation in dieser Passage liegt offensichtlich die sachlich-argumentative zugrunde. So folgen in dieser Textpassage die mit Hilfe vor allem des Nordsterns navigierenden, also astronomisch verfahrenen Seeleute auf den Geschichtsschreiber, dessen Zuverlässigkeit als hermeneutisch orientierter Gelehrter keineswegs von astronomischen Kenntnissen abhängt. Vielmehr interpretiere er, so die Implikation, das historische Geschehen auf astrologischer Basis. Ähnliches gilt für die „Poeten“ als Künstler, die – wie etwa wenige Jahrzehnte nach Erscheinen der *Erquickstunden* Grimmelshausen in seinem *Simplicissimus Teutsch* – ihre Werke astrologisch strukturieren.⁵

Das Beispiel des Theologen bzw. seiner Disziplin schließlich verweist exemplarisch auf die religiös-christliche Grundierung des philosophisch-mathematischen Diskurses über die ihrer Provenienz nach heidnische Astrologie. Die biblische Absicherung, wie sie sich schon im Titel dieser Studie manifestiert, ist selbstverständlich auch und gerade in einer Abhandlung nach Art der *Erquickstunden* obligatorisch, sind doch Schwenter und Harsdörffer gläubige Christen. Der entschiedenen Priorisierung der Philosophie, wie sie Harsdörffer nicht nur formal vornimmt, ist somit auch die Theologie immanent.

III.

Auch wenn bei Schwenter Astronomie und Astrologie inhaltlich weitgehend zusammenfallen, unterscheidet er doch ihre Funktionen. So betont er mehrmals die Nützlichkeit der Astrologie. Unter diesem Aspekt werden im gesamten VII. Teil seines Traktats die „Auffgaben vnd Fragen/ die *Astronomiam* vnd *Astrologiam* oder Stern-Sehers Kunst betreffend“ erst als astrologische verständlich:

Die *Astrologia* aber/ bringet dasjenige was ein *Astronomus simpliciter* betrachtet dem Menschen zu Nutz: Dann sie nimbt in acht die Art/ Natur/ Eigenschafft/ *Complexion* vnd Qualitäten der Himlischen Zeichen vnd Gestirns/ so wol der Planeten als der Fixstern/ weisend/ welche Zeichen hitzig kalt/ feucht/ drucken oder temperirt seynd/ Item welche Männlich oder

5 Vgl. besonders Günther Weydt: *Nachahmung und Schöpfung im Barock. Studien um Grimmelshausen*. Bern, München 1968, vierter Teil, und – inhaltlich und methodisch unterschiedlich – Klaus Haberkamm: „*Sensus astrologicus*“. *Zum Verhältnis von Literatur und Astrologie in Renaissance und Barock*. Bonn 1972 (Abhandlungen zur Kunst-, Musik- und Literaturwissenschaft 124).

Weiblich vnd was dergleichen/ weissaget auch was inskünfftig geschehen soll [...]. (S 307)

Mit der scheinbaren Nachrangigkeit der Astrologie, die aber paradoxerweise die praktische Erfüllung der Astronomie ist, wird einmal mehr die Einheit beider Teilbereiche unterstrichen. Auch demonstriert diese Textpassage für den Kundigen die jahrtausendealte Konstanz der astrologischen Disziplin, die sich übrigens bis in die Subkultur der Moderne hinein erstreckt. Substanz, Zweck, kosmische Referenzobjekte, Instrumentarium und Methode der Astrologie sind am Firmament orientiert und verändern sich daher durch die Geschichte hindurch nicht bzw. nur minimal. In Übereinstimmung mit dieser langen Tradition hält Schwenter fest, dass nicht nur die „Wandel-“, sondern auch die Fixsterne astrologisch relevante Größen sind.⁶

Eine Komponente dieser ‚Wesensbestimmung‘ der Astrologie besteht in der verhaltenen, doch umso apodiktischeren Feststellung ihrer Prognostizierkompetenz. Dabei klingt der deterministische Charakter der „Sternkunst“ an („soll“). Die massive Einschränkung ihrer Zuverlässigkeit indessen schützt den Professor im öffentlichen Amt taktisch gegen mögliche Kritik an seiner ungeschützten Verlautbarung. Er weiß eben um die teils heftige Kontroverse über die Gültigkeit der Astrologie und besonders ihre Fähigkeit zur Vorhersage:

Allein weil viel vnnützes vnd aberglaubisches dings von den Chaldeern/ Egyptiern vnd Arabern dazu geflicket vnd gesticket/ wird sie nicht vnbillig von vielen hohen vnd gelehrten Personen verworffen/ ja der H. *Augustinus* sondert sie von der Christlichen Kirchen gantz ab/ wer aber was davon zuhalten weitläufftig lesen will/ der besehe *Joannem Piccum Mirandulanum, Franciscum Piccum, Antonium Bernardum Mirandulanum, Michaëlem Medinam vñ Julium Syrenum*. (S 307–308)

6 Die systemische Unveränderlichkeit der astrologischen Anschauungen belegt Jahrzehnte später exemplarisch Grimmelshausens *Ewig-währender Calender* (1670): „Wann ein *Astrologus* nur auff die Zeichen und der Planeten Natur sehen und nicht auch zugleich auff der *Stellarum fixarum* Natur/ zu welchen die Planeten sich verfügen fleissig acht haben will/ der wird in seinen *Judiciis* oft betrogen werden/ und offtmahl das Widerspiel urtheylen: darumb dann ein *Astrologus* in diesen Dingen einen gebürlichen Fleiß anwenden muß.“ – Johann Jakob Christoffel von Grimmelshausen: *Des Abenteurlichen Simplicissimi Ewig-währender Calender*. Faksimile-Druck der Erstausgabe Nürnberg 1671 mit einem erklärenden Beiheft hrsg. von Klaus Haberkamm. Konstanz 1967, Spalte V, S. 183 und S. 185. – Der Text wird im Folgenden nach der Editon von Haberkamm mit Sigle *EC* und Spalten- (römische Ziffer) und Seitenangabe (arabische Zahl) zitiert.

Ohne hier die Astrologie ausdrücklich abzulehnen – er hält sie ja sonst für nützlich –, salviert sich Schwenter, indem er außer auf Augustinus auf verschiedene neuere Experten aus dem Lager der Gegner der Astrologie verweist. Zwar muss er seinem übergeordneten Programm gemäß die Astrologie behandeln, aber er belässt es eben bei der knappen, wenn auch gewichtigen Aussage über die Kompetenz der Astrologie zur Weissagung. Weder führt er dieses Stichwort theoretisierend aus, noch nennt er praktische Beispiele astrologischer Prognostiken, die die von ihm geltend gemachte Nutzenanwendung dieser Weltanschauung belegen könnten. Er macht überdies nicht *expressis verbis* klar, wozu konkret die astrologische ‚Analyse‘ all der von ihm aufgezählten „Himlischen Zeichen“ dienen soll – es sei denn, er verlässt sich auf die einschlägigen Kenntnisse der Rezipienten seines Buches. Stattdessen bietet Schwenter im VII. Teil „Aufgaben“, die vorwiegend astronomischer Art sind, doch offenbar zumindest den Zeitgenossen den beanspruchten astrologischen Nutzen vorführen sollen. So lautet die „I. Auffgab“: „Ob die Sonne am H. Ostertag wann sie auffgehet drey Spring thue?“ (S 310) In der Überlieferung fänden sich, so der Ausgangspunkt des Verfassers, auf der Grundlage des 19. Psalms Ansichten, die der Sonne als „dem grösten Liecht vnd schönsten Zierd am Himmel“ (S 312) zugeschrieben, sie „tante“ (S 310) voll Freude am Auferstehungstag Christi. Die seitenlange Erörterung dieser ‚Problemstellung‘ führt erwartbar zur Ablehnung der Position. Unter anderem argumentiert Schwenter:

Es hat aber kein gelehrter Christ das jemals gerühmet/ oder sich darauff beruffen/ viel weniger haben es die Sternseher bey den gelehrten Heyden gethan: Dann dieselben beweisen augenscheinlich auß jhrer Kunst/ daß weder Sonn noch Mon/ noch einiger Stern/ ein Haar breit auß seinem stand abtrette/ springe oder tante. Sondern die Planeten gehen alle für sich in jhren Circkeln/ ob es gleich scheint/ als ob sie zuruck giengen/ nimmermehr aber gehen sie über oder vnter sich. (S 311–312)

Den „Sternsehern“ kommt also hohe Autorität zu; denn der ‚Planet‘ Sonne und die übrigen Planeten allein reichen als astrologische Indizien nicht aus: Um ihrer astronomischen Kompetenz willen zieht der Autor selbst die Heiden zur Stützung seiner Argumentation heran. Er vertraut auf die astrologische Implikation des ‚neutralen‘ Worts „Sternseher“, zumal die Astronomie immer auch Astrologie ist, wenigstens als deren Voraussetzung. Den Befund der weitgehenden Deckungsgleichheit beider Begriffe bestätigt auch die „II. Auff-

gab“ Schwenters, die „*Ptolemæus* vnd andere Sternseher“ (S 314) und ihre gewagten Ansichten thematisiert:

Nun weiß man aber/ daß der *Astronomorum principia* vnd Gründe/ keine notwendigkeit in der Natur vnd Warheit haben/ sondern seynd nur Schulgedicht/ welche ein jeder endern vnd vor sich erdencken kan/ schadet auch niemand/ ob gleich solche gründe nicht waar/ ist genug daß doch etwas waares vnd gewisses darauß erfolget. (S 314)

Dieses Urteil, das herablassend und nachsichtig zugleich ausfällt, versteht unter den Astronomen offensichtlich die unzuverlässigen Astrologen; die Etikettierung Ptolemäus' und seiner Kollegen als „Sternseher“ meint folglich die Sterndeuter.⁷ Bei dieser schillernden Einschätzung scheint es keine Rolle zu spielen, dass die sonst als seriös eingestufte Astrologie der Ablehnung verfällt. Diese Widersprüchlichkeit ist bei Schwenter wie dann auch bei Harsdörffer symptomatisch für den schwierigen Umgang mit einer heiklen Materie, die zwischen Aberglauben und Wissenschaftlichkeit oszilliert. Will sich der Altdorfer Professor daher eindeutig ausdrücken, benutzt er für den eigentlichen, rein mathematisch reflektierenden Astronomen das Wort „*Mathematicus*“ (S 321), während Grimmelshausens Kalender umgekehrt von der „abergläubischen *Astrologia* etlicher *Mathematicorum*“ (EC IV119) spricht. Wie extrem weit Schwenters wissenschaftlicher Mathematik-Begriff von dem Grimmelshausens entfernt ist, zeigt das Verdikt des simplicianischen Kalenderschriftstellers: „[...] die *Mathematica* aber ist ein verdamliche Kunst/ und derohalben gänzlich verboten. [...] [so] daß alhier durch die *Mathematicos* nit unsere *Astrologi* verstanden werdẽ/ sondern die zauberische Warsager.“ (EC IV 189)

IV.

Christian Meierhofer hat das Konzept der Bände der *DELICIAE* – die er als „popularisierendes, auf breite Vermittlung zielendes Projekt der akademi-

7 Dass auch der allgemeine Sprachgebrauch der Zeit unter den Astronomen Astrologen verstehen konnte, zeigen Schwenters Kinder in der an Herzog August d. J. von Braunschweig-Lüneburg gerichteten „Dedication-Schrift“ des von ihnen veröffentlichten väterlichen Werks (1636): „PHAETON, der *Astronomus*, soll die grosse Brunst im Moren: vnd Welschland/ dardurch im 2429. Jahr nach Erschaffung der Welt/ viel örter eingäschert worden/ zuvorher *prognosticirt* haben: wird derhalben bezüchtigt/ daß er den Himmel angezündet.“ (S fol.)(iii ^r) Der verunglückte mythische Lenker des Sonnenwagens als „Astronomus“, d. h. Astrologe!

schen Nebenstunden, das sich der Unterhaltungsmathematik widmet“,⁸ sieht – noch einmal treffend als Enzyklopädie charakterisiert:⁹

Die *Erquickstunden* bieten Aufgaben und Fragen aus allen Bereichen des frühneuzeitlichen Wissens und der *artes liberales*, nämlich etwa aus der Arithmetik, Geometrie, Stereometrie, also der „Messung Körperlicher ding“ [...], Musik, Optik, Spiegelkunst, Astronomie und Astrologie, Uhrmacherkunst, Gewichtsmessung, künstlichen Bewegung, Schreibkunst, Baukunst, Mechanik und Chemie. (M 20)

Meierhofer folgt dabei weitgehend Schwenters „Ordentliche[m] Verzeichnuß der Künste“ in dessen ‚Sachbuch‘, das 16 Teile umfasst. Seine Wiedergabe gilt für Harsdörffer mit, weil dieser sich in seiner ersten Fortsetzung seinem Vorgänger inhaltlich und formal anpasst. Seine 16 „Theile“ handeln über Meierhofers Angaben hinaus exakt wie bei Schwenter „Von der Feuerkunst (*Pyrabolica*)“ (Teil XI), „Von Lufftwercken (*Pnevmatica*)“ (Teil XII) und „Von den Wasserkünsten (*Hydraulica*)“ (Teil XIII) (H/I ohne Paginierung).

Das Titelblatt von Schwenters *DELICIAE*, das zugleich Titelkupfer ist, nimmt das Inhaltsverzeichnis vorweg. 16 Kartuschen des Stechers „Ioh. Pfañ“, die in einem Oval um den zeittypisch ausführlichen Titel gruppiert sind, zeigen in mit dem Inhaltsverzeichnis korrelierender Reihenfolge, mit Nr. 1 und Nr. 9 oben ansetzend, je einen für das jeweilige Thema repräsentativen Gegenstand bzw. eine passende Tätigkeit. Hier interessiert die Illustration zum „VII Theil“, der „XXXI¹⁰ Auffgaben vnd Fragen/ auß der *Astronomia* vnd *Astrologia* oder Sternseher: vnd SterndeutersKunst“ ankündigt. Auf ihr blickt ein Astronom bzw. Astrologe mit dem Fernrohr zum Firmament. Die Frage erhebt sich nun, ob Schwenter für dieses Thema bewusst den siebten Abschnitt seines Buches reserviert hat, verbinden sich doch mit dieser Ziffer in seiner von zahlreichen, auch säkularen, Siebenersystemen geprägten Epo-

8 Christian Meierhofer: *Georg Philipp Harsdörffer*. Hannover 2014 (Meteore 15), S. 20. – Der Text wird im Folgenden mit Sigle M und Seitenangabe zitiert. – Schwenter hat laut seiner Vorrede die *Récréations mathématiques* (1624) des ihm unbekanntem französischen Jesuiten Jean Leurechon (1591–1670) als Modell benutzt, bearbeitet und erweitert (vgl. z. B. M 20).

9 Bereits 1894 definiert Rudel, Harsdörfer (wie Anm. 2) Harsdörffers Werk als „eine Art populärer Encyklopädie der exakten Wissenschaften“ (R 311), in die er allerdings, ohne dass das Wort fiel, die Astrologie einbezieht.

10 Tatsächlich enthält der siebte Teil 32 Aufgaben (vgl. S 338).

che geradezu zwangsläufig die sieben Planeten der Chaldäischen Reihe.¹¹ Es läge in diesem Falle eine Art astrologische Zahlensymbolik vor. Zunächst scheint Harsdörffer diese Vermutung zu stützen, da im Band 1651 sein „Von der Sternkündigung“ handelnder Teil in der „Ordnung deß Inhalts dieses Werckes“ ebenfalls die Nummer ‚VII‘ trägt. Entsprechend hält auf dem im Vergleich mit Schwenters schlichtem Titelblatt üppig-barocken Gegenstück Harsdörffers der siebte von 16 Putti, die um die zentral platzierte Figurenalle-gorie der Mathematik gruppiert sind,¹² einen Himmelsglobus in die Höhe und in der anderen Hand ein Spruchband mit der Inschrift: „Erforsch deß Himmels Liecht.“¹³ Zieht Harsdörffer dann aber im Folgeband den Teil „Von der Ster[n]kündigung und den Sonnenuhren“ unter die Ziffer IV von nur noch 12 Themen vor¹⁴ und akzentuiert durch die Kopplung der „Sternkündigung“ mit den zuvor einen eigenen Teil einnehmenden Sonnenuhren das astronomische Moment, so erweist sich die Hypothese der zahlensymbolischen Funktion der Kapitelzahl VII als nicht stichhaltig bzw. nur teilweise gültig. Demgemäß be-gründet der Autor unter selbstreferenzieller Berufung auf die „Mathemati-schen und Philosophischen Erquickstunden“ (H/II 279) seine ausschließ-lich-eindeutig astronomische und damit nicht mehr astrologisch-zahlenkombina-torische Einheit von Sternenlehre und Instrumentenkonstruktion: „[...] weil die Sterngelehrten auch die Sonnenuhren aus dem Grund verstehen/ und auf-zeichnen können/ wollen wir darvon auch etliche neue Erfindungen mitanfö-ugen.“ (H/II 279) Freilich besitzen die Begriffe sowohl der „Sterngelehrten“ als

11 Vgl. die Tabelle bei Weydt, *Nachahmung* (wie Anm. 5), S. 341. Sie ordnet den sieben Planeten 15 Sachbereiche zu.

12 Der in Berns' Edition nicht zu identifizierende Stecher hält sich strikt an die Be-schreibung der „*Mathematica*“ oder „*Mathesis*“ in Harsdörffers Widmung an Landgraf Wilhelm: Die Figur werde „als eine Königin/ mit einem gekrönten/ und wegen der hochsteigenden Gedancken beflügeltem Haubte gebildet/ in jhrer Hande einē Scepter oder Königsstab tragend/ als die Beherscherin und Gebieterin aller andrer Künste.“ (H/I ohne Paginierung)

13 Das „Kindlein mit der HimmelsKugel [...]“ verweist auf die „herrliche ordnung der grossen WeltLichter/ jhre Würckung/ Schein und Verfinsterung“; mit seinem Gestus reißt es gleichsam „unsere Gedancken von dem irdischen ab/ und verbindet uns mit himmlischen Betrachtungen.“ (H/I fol.)(3^r). Vgl. H/II 280.

14 Der Löwe mit einem Schild, auf dem der Schatten eines Sonnenuhr-Zeigers auf eine Stunden-Skala fällt, nimmt demgemäß den vierten Platz unter dem Dutzend der „starcken Löwenbilder“ (H/II fol.)(v) ein, das beidseitig den Treppenaufgang zu Salomons Thron flankiert. (Der König ist im Begriff, im Kindesstreit zu ent-scheiden [1. Kön 2]. Vgl. H/II fol.)(IV^r).

auch der „Philosophischen Erquickstunden“, wie gezeigt, astrologische Konnotationen; und der Inhalt des IV. Teils in der Fortsetzung von 1653 erlaubt die Schlussfolgerung nicht, es sei dem Autor ausschließlich um pure Astronomie zu tun. Harsdörffer kündigt die Astrologie keineswegs auf. Vielmehr verlagert sich in diesem Band sein Interesse auf bislang nicht berücksichtigte Aspekte der Disziplin wie die astrologische Erläuterung der „Figuren der Planeten“ (H/II 299), also deren Chiffren. Dass es ihm hier obendrein auch etwa um die „Würcungen und Eigenschafften“ der „himmlischen Zeichen“ (H/II 300) geht, wird zu zeigen sein.

V.

Im ersten von ihm verantworteten Band (1651) der *Erquickstunden* betitelt Harsdörffer die 22. von insgesamt 30 Fragen des VII. Teils: „Was von der Gestirne Wirckung zu halten.“ (H/I 301) Die folgende Argumentation könnte auf Verneinung hinauslaufen, hat aber einen bejahenden Tenor. Gänzlich positiv ist die Antwort im Eröffnungssatz allerdings auch nicht: „HJerrinnen sind die Gelehrten nicht einer Meinung/ und halten etliche zu wenig/ etliche aber zu viel auf der Sterne gewalt über die Menschen.“ (H/I 301) Bei der Einschätzung des astralen Einflusses auf die Menschen, heißt das, gingen einige der gebildeten Diskursteilnehmer zu weit, was immerhin eine solchen Einfluss bejahende Stellungnahme impliziert. Diese wird verstärkt durch den Befund, dass andere Gelehrte diese Einwirkung unterschätzten. Die Meinung der weniger Gebildeten führt Harsdörffer gar nicht erst an, da er bei ihnen vorbehaltlose Zustimmung unterstellt haben dürfte. Die einfachen Leute, wird er gewusst haben, verhielten sich durch die Geschichte hindurch immer unkritisch zur Wirk- und Vorhersage-Kraft der Astrologie, setzten diese meist vorbehaltlos voraus. Der Autor seinerseits bestreitet die siderische „Influenz“ nicht, weswegen er in diesem Zusammenhang auch nicht von Aberglauben spricht. Er muss daher in der Macht der Astrologie eine derart große Bedrohung erkennen, dass er den freien Willen des Christen als Abwehrkraft gegen deren Absolutheitsanspruch mobilisiert.

In diesem Sinne teilt er ebenso schlicht wie entschieden die Ansicht – wobei Sonne und Mond die Planeten allgemein vertreten –,

daß solche entfernte Himmelszeichen nichts würcken auf Erden/ weil der Mond den nicht bescheinen kan/ der in seinem Hause bleibet/ und der keinen

Kopffweh von der Sonnen haben wird/ welcher den Schatten seines Obdaches nicht überschreitet [...]. (H/I 301–302)

Der hier bildhaft geäußerte Gedanke der Vorbeugung tritt noch deutlicher hervor in der Fortschreibung des mit der Hitze der Sonne verknüpften Arguments: „Ja das Feuer/ das stärckste unter allen Elementen kan niemand schaden/ der mit der Hand dardurch fährt/ aber wol dem/ so solche würde darinnen lassen [...]“ (H/I 302). Der Mensch braucht sich nicht zu exponieren, sondern kann sich durch kluge Lenkung seines Willens vor Gefahren, somit auch vor astrologischer Einwirkung, schützen. Unter Beibehaltung der Glut-Metaphorik führt Harsdörffer bekräftigend das Beispiel eines Menschen an, „so ein harter Mann/ daß Er nicht gelidten/ wann jhm eine Kohlen auf der Hande gelegen/ daß man solche herab gethan.“ (H/I 302) Der Mann duldet jedoch keineswegs heroisch, in Wirklichkeit indes fatalistisch-ergeben, die glühende Kohle auf seiner Hand, denn er „hat sie selbst unverzögert von sich geworfen.“ (H/I 302) Mit dieser Pointe übt Harsdörffer deutliche Kritik am astrologischen Determinismus, indem er eindringlich für die Ausübung des freien Willens durch den Menschen plädiert. Rhetorisch fragt er entsprechend: „Was soll der Stern des Menschen freien Willen bezwingen können?“ (H/I 302) Und er unterstreicht diese Auffassung mit Verweis auf das Wesen des Menschen nach dem Sündenfall: „Seine böse Neigung kommen von der bösen Natur/ und nicht von den Sternen.“ (H/I 302). Der Mensch entgeht dem vornehmlich negativen siderischen Einfluss um den Preis seiner Verfallenheit an das Böse. Der religiös-theologisch und astrologisch delikaten Frage nach der Bedingtheit guter Neigungen stellt sich Harsdörffer nicht.

Seinen Abstand von der Position der uneingeschränkten Einwirkung der Sterne auf die sublunar-menschliche Sphäre vergrößert der Kritiker massiv, indem er auf das Zufällige abzielt, das *eo ipso* nicht für astrologische Zwangsläufigkeit spreche. Was diesen Anschein habe, könne nicht astraler Kausalität entspringen:

Ein Thier das ungefehr die Gleichheit eines Buchstabs mit dem Nagel kratzet/ kan deßwegen noch nit schreiben: Was sich ungefehr begiebet/ kan kein Gesetz machen/ und weren die Sternkundiger versichert jhres Glücks und Unglücks/ so würden sie sich auf ein andere Wissenschaftt begeben/ und sehen/ daß der Stern/ in welchem sie die Warheit sagen/ noch nicht aufgegangen. (H/I 302)

Die Astrologen sind demnach dazu verdammt, nicht die Wahrheit äußern und vor allem nicht weissagen zu können, besagt diese Ironie. Die „Sternkundiger“ könnten nicht einmal ihr eigenes Schicksal vorhersagen und sollten daher – bislang ohne astrologische ‚Geschäftsgrundlage‘ – den Beruf wechseln. Das ist ein vernichtendes Urteil, mag es im Rahmen des zeitgenössischen Diskurses für und wider die Astrologie auch nicht originell sein. Ebenso konventionell, aber darum nicht weniger wirksam sind Harsdörffers weitere Einwände gegen die Verbindlichkeit astrologischer Kon-Stellationen, etwa in Horoskopen. Ihr Gewicht lässt auch in diesem Falle die Furcht dessen dialektisch ahnen, der die Einwirkung der Sterne nicht absolut bestreiten kann:

Man sihet auch/ daß die Zwillinge/ welche zu einer Zeit in einem Land/ und unter einem Gestirn vermuthlich geboren werden/ gantz ungleiche Neigungen haben/ wie Jacob und Esau. Es ist auch nicht vermuthlich/ daß 200 und mehr/ die in einer Schlacht umbkommen/ in einem so unglücklichen Gestirn solten geboren seyn. (H/I 302)

Der Polyhistor begnügt sich nicht mit teils biblisch überlieferten Gegenbeweisen, sondern bemüht sich bei seiner Widerlegung auch theoretisch-philosophisch um Stringenz: Das „sichtbare“, d. h. materiell-konkrete Gestirn sei der geistigen Disposition des Menschen nicht kompatibel und könne auf Grund dieser ‚ontischen‘ Unvereinbarkeit nicht effektiv auf diese einwirken. Fixierender Einfluss wäre unvereinbar mit der Freiheit des ‚Gemüthes‘:

Wann die Ursachen und Würckungen gleiches Geschlechts seyn müssen/ so kan das sichtbare Gestirn/ als leibliche und wesentliche Sachen die unsichtbarn/ und geistlichen Neigungen deß Gemüthes nicht beherrschen/ oder verursachen/ welches solcher Gestalt nicht frey seyn würde. (H/I 302)

Als spiele Harsdörffer auf den durchaus belastbaren Hinweis der Anhänger der Astrologie etwa auf Ebbe und Flut als Auswirkungen des ‚Planeten‘ Mond an,¹⁵ führt er insistierend aus: „Zu deme ist die Verbündnuß der Sterne mit den irdischen Sachen uns unbekannt/ und wird sich der Himmel in allen und jeden Stand der beweglichen und unbeweglichen Sterne niemals gantz gleich finden [...]“ (H/I 302). Doch muss der Gelehrte, als solcher in der Sache kompetent und taktisch versiert, immerhin konzедieren – nicht ohne sich auf ‚Gott [, der]

15 Grimmelshausens *Ewig-währender Calender* nennt den ‚Planeten‘ ‚Mon‘ ‚Mutter deß Tawes und Feuchtigkeit‘ (EC V 137) sowie ‚ein ursach deß zu- und abgang deß Wassers‘ (EC V 139) – ein in seiner Anschaulichkeit beliebtes ‚astrologisches‘ Argument.

den Lauf und das Liecht der Planeten“ (H/I 302–303) bestimme, zu berufen –, dass deren „Würckung unsern Leib betrifft/ wie an den Krancken und allen Wachsthumb unwidersprechlich zu sehen.“ (H/I 303) Im Unterschied zum kategorial andersartigen „Gemüth“ mithin sei der Körper des Menschen unzweifelhaft dem Einfluss der „Wandelsterne“ ausgesetzt. Der Autor sieht sich folglich bei aller Berufung auf den freien Willen des Menschen immer erneut genötigt, astrologische Wirkung einzuräumen, möchte diese jedoch relativieren und damit dämpfen. So gelingt es ihm, Verstand, Gemüt und freien Willen als vom Körper unabhängige geistige Instanzen zu etablieren und zu sichern. Der Leib und mit ihm die Moral des Menschengeschlechts aber bleiben bedrängt von der „Influenz“ des untrüglichen, wengleich kognitiv nicht zuverlässig erfassbaren Gestirns:

Weil nun unsre Sitten an der Beschaffenheit deß Leibes hangen/ daß etliche traurig, etliche zornig/ etliche mit kalten feuchtigkeiten angefüllet/ etliche blutreich/ und zu der Liebe geneiget/ saget man recht/ daß die obere ursache die Sterne/ und daß solcher Neigungen von dem Verstand könne eingehalten/ und daß der freye Will dadurch nicht aufgehoben werde. Wegen unsrer Unwissenheit aber ist die Deutung der Sterne sehr ungewiß/ an sich selbst gantz unbetrüglich/ Gleich wie wir noch nicht erlernen/ warzu alle Kräuter dienen/ deßwegen aber sind sie nicht ohne Krafft und Tugend. Etliche ziehen hieher den Spruch in der heiligen Schriff/ wann von der Sterne Ambt besagt wird/ daß sie sollen Zeichen geben/ nemblich auf das zukünfftige/ wie es die Kirchenlehrer auslegen. (H/I 303)

Diese astrologische Anthropologie geht konform mit der in der Frühen Neuzeit noch gültigen Temperamentenlehre: melancholisch („traurig“), choleric („zornig“), phlegmatisch („mit kalten feuchtigkeiten angefüllet“) oder sanguinisch („blutreich/ und zu der Liebe geneiget“). Das Quartett wird hier nicht wie üblich auf die vier „Humores“ zurückgeführt, sondern ist transparent auf die „obere ursache“ der bedingenden Planeten hin: Saturn, Mars, Merkur¹⁶ und Venus, die übrigens als auch astrologische Liebesgöttin für die „venerischen“ Krankheiten“ verantwortlich gemacht wurde. Die Wirkmacht dieser wie aller „Wandelsterne“, muss Harsdörffer einmal mehr zugestehen, ist so verbürgt wie die Heilkraft bestimmter Kräuter, wenn auch noch nicht voll verstanden. Bei dieser Erörterung verschiebt sich die Perspektive von der Ein-

16 Nach Grimmelshausens *Ewig-währendem Calender* ist in Übereinstimmung mit sonstigen astrologischen Zeugnissen Merkurs „eigne Natur kalt und feucht“ (EC V 133).

wirkung der Sterne zu ihrer Prognostik-Funktion, die sogar mit Hilfe der „Kirchenlehrer“ sanktioniert wird. Wenigstens vermögen sie Vor-„Zeichen“ für Kommendes zu sein, ohne indes die Zukunft inhaltlich bestimmen zu können.

Wie sich zeigt, kann Harsdörffer seine astrologiekritische Position nicht bruchlos durchhalten. Obwohl er emphatisch auf der vor dem Zwang des Gestirns bewahrenden Willensfreiheit besteht, verwickelt er sich bei der Darstellung von dessen Einwirkungsmechanismus in Widersprüche. Er muss sich *nolens volens* der Herausforderung des allenthalben virulenten Glaubens an den siderischen Einfluss stellen und diesem sogar objektive Berechtigung zuerkennen. Die Wirkung der Sterne könne unwiderstehlich sein:

Die Sterne ertheilen ihre Würckung dem Lufft/ und derselbe den Menschen/ welcher aber solcher Neigungen/ jedoch wol selten/ widerstehen kan/ wie ein Vollsauffer/ der grossen Durst hat/ und eine volle Flaschen unter den Armen/ sich schwerlich deß trinckens enthalten kan. (H/I 303)

Die Angewiesenheit des Menschen auf das Element der Luft ist verhängnisvoll, denn die Notwendigkeit des Atmens setzt ihn unabdingbar dem Einfluss der Sterne aus. Drastischer als mittels des fatalen Vergleichs mit der Trunksucht lässt sich der astrologische Determinismus kaum formulieren, mag auch eine geringe Chance zur Gegenwehr für den Menschen bestehen. In seinem Fazit des 22. Kapitels kann Harsdörffer daher nicht umhin, wieder einmal zu lavieren:

Daß nun in den Weissagungen der Sterne seher viel Irrthumb begangen werden/ ist gewiß/ aber nicht der Kunst/ sondern den ungelehrten Künstlern bezumessen/ die sie/ wie die Zahnbrecher der Artzney Würdigkeit nicht können vernachtheilen. Wann nur die vornembsten Planeten recht gesetzt werden/ ist nicht von nöthen/ daß der Himmel eine vollständige Gleichheit habe/ aus dem vergangenen ein urtheil von dem zukünfftigen zufassen/ und solches ist mehr vermuthlich/ als sicher und gewiß/ massen deß Menschen freyer Will/ der Sterne Zwang nicht unterworffen/ Jerem. 10. (H/II 303)

Uneingeschränkt bei deutlichem Widerstreben spricht er sich zugunsten der „Kunst“ der Astrologie in ihren beiden untrennbaren Funktionen der Einwirkung und der Prognostik aus. Die Setzung, d. h. Eintragung der „vornembsten Planeten“ in ein Horoskop etwa, reiche für ein zutreffendes „urtheil“ aus, ohne dass jedesmal gleicher Sternenstand herrschen müsse. Irrtümer sind nicht der Astrologie anzulasten, sondern ihren unzulänglichen Adepten. Schließlich könnten auch die „Zahnbrecher“ nicht die Reputation der Dentalmedizin be-

einträchtigen. Allerdings, schränkt der Autor wiederum ein, sei eine astrologische Deutung unumgänglich mehr Mutmaßung als zuverlässige Aussage, gebe es doch keinen Sternenzwang. Harsdörffer ist sich wie viele seiner Zeitgenossen, die eine vermittelnde Haltung in dieser für die zeitgenössische Öffentlichkeit schwerwiegenden Angelegenheit einnehmen, anscheinend nicht sicher und muss das christliche Dogma des freien Willens, wie er es versteht, und den dazu diametral konträren Determinismus der Astrologie letztlich plakativ-unverbunden und nicht weiter reflektiert nebeneinander bestehen lassen.

VI.

Die inhaltliche Reduktion des III. Bandes der *Erquickstunden* gegenüber dem vorausgehenden um vier Teile kommt dadurch zustande, dass Harsdörffer zwar einige neu einführt,¹⁷ aber einen, den über die „*Chymia*“ (XVI.), nicht aufgreift und vor allem einige zu Paaren zusammenfasst. So werden, wie erwähnt, die ursprünglich separaten, weil heterogenen Teile VII und VIII vereint zu „IV. Von der Ster[n]kündigung und den Sonnenuhren“. Das könnte auf eine Ausschöpfung der eigentlich astrologischen Materie im II. Band und somit eine Akzentuierung des genuin astronomischen Inhalts im III. schließen lassen. Und tatsächlich heißt es in Anerkennung der einschlägigen Leistungen im Dänemark nach Tycho Brahe und ohne astrologische Implikate programmatisch, „die himmlische Sternkunst ist heutzutage sehr hoch gebracht/ und gründlich untersucht worden“ (H/II 279); und „weil die Sternelehrten auch die Sonnenuhren aus dem Grund verstehen/ und aufzeichnen können“ (H/II 279), wolle Harsdörffer „darvon auch etliche neue Erfindungen mitanfügen.“ (H/II 279)

Dennoch beschäftigt sich – mit den besagten astrologischen Konnotationen – die XVII. Frage des IV. Teils unter Rückbezug auf den „Vorbericht deß Zweyten Theils“ (H/II 299) damit, „Woher der Planeten Figuren entstanden“ (H/II 299). Noch direkter astrologisch lautet die „XVIII. Frage“: „Was die himmlischen Zeichen für Würckungen haben?“ (H/II 300) Gemeint sind damit die Tierkreiszeichen, die zunächst einmal astronomischer Natur sind. Doch würden ihnen „gewiesse Würckungen und Eigenschafften zugeschrieben/ wie aus folgender Tafel zuersehen.“ (H/II 300) Diese ordnet den Zeichen des Zodiakus die üblichen „Eigenschafften“ der Temperamentenlehre wie

17 „XI. Von der Sittenlehr“ und „XII. Von Politischen und andern Fragen“ (H/II ohne Paginierung).

„Warm und Trocken“ (z. B. „Widder“) oder „Kalt und Feucht“ (z. B. „Skorpion“), die „Beschaffenheiten deß Leibes“, nämlich die bereits erwähnten „Cholera“ (das choleriche Temperament. K. H.), „Melancholia“, „Sangvis“ und „Phlegma“, sowie die vier vorwissenschaftlichen „Elementen.“ zu. Das ist spezifisch astrologisches Gebiet, das den Autor konsequent zu der Frage führt, ob „die Zeichen solche Eigenschafften würclich haben/ und erweisen? oder: ob solche denen Sternen/ welche in denselben lauffen/ beyzuschreiben?“ (H/II 300) Die Antwort Harsdörffers ist klar und wird beispielsweise durch Ausführungen des *Ewig-währenden Calenders* Grimmelshausens bestätigt:¹⁸

Die Sterngelehrten beantworten diese erste Frage/ mit Ja/ und stellen darauf allen Grund ihrer Beurtheilung/ und wollen/ daß das Zeichen den Planeten mehr Stärke/ als daß das Zeichen von den Planeten ihre Würckung empfahen sollte. Sie beruffen sich auf die Erfahrung und langjährige Beobachtung/ die sonder wichtige Ursachen nicht zuverwerffen ist. (H/II 300)

„Daher entstehet auch die Austheilung der Planeten Häuser“ (H/II 300), d. h. die Definition der dem je einzelnen „Wandelstern“ besonders affinen Herrschaftsbereiche des Zodiakus, ergänzt der Autor und führt beispielsweise aus: „Widder“ und „Skorpion“ „weil sie viel Gallen/ und gleichsam von der Natur gewaffnet sind/ werden dem ♂ [„Mars“, K. H.] zugeeignet.“ (H/II 301) Die ausführliche Erläuterung der „Erhöhung oder *exaltatio* deß Planeten“ (H/II 301), in der er „ausser seinem Hause die grosse Stärke hat“ (H/II 301), sowie der Kon-Stellationen der „Gedrittenscheine/ oder *Trigoni*“ (H/II 301) schließlich erfolgt ganz in der Manier einer streng astrologischen Abhandlung, wie wiederum ein Vergleich mit Grimmelshausens *Calendar* zeigt. – Harsdörffer räumt mithin der Astrologie trotz der Akzentuierung der genuinen Astronomie auch in seinem II. Band viel Platz ein. Im I. widmet er sich vornehmlich den Planeten und Fixsternen, im II. den umfassend astrologisch ausgedeuteten Tierkreiszeichen. Lediglich eines dieser beiden Teilgebiete wäre dem System der Astrologie nicht gerecht geworden.

Harsdörffer wirft außerdem die Frage auf (Nr. 32), die eben neben der nach dem siderischen Einfluss auf die sublunare Welt die zentrale der Astrologie ist, „Ob man aus dem Gestirn etwas gewiesses und absonderliches zuvorverkündigen könne?“ (H/II 316) Er geriert sich bei der Beantwortung auch in der

18 Das kalendarische Lehrbuch weiß, „daß die Sonn und all andere Planeten in einem Zeichen so unterschiedliche Würckungen haben/ je nach dem sie deß Zeichens unterschiedliche Angesichter [„Dekane“. K. H.] durchlauffen [...].“ (EC V 43)

Fortschreibung des I. Bandes wie ein veritabler Astrologe. Dass es somit einen dritten Band der *Erquickstunden* mit durchgängig behandeltem Astrologie-Thema gibt, beweist das kontinuierliche Interesse auch und gerade des gebildeten Publikums an dieser Materie und die Befriedigung seiner entsprechenden weltanschaulichen Bedürfnisse. Die Astrologie erlebt paradoxerweise im historischen Niedergang eine letzte Blütezeit.¹⁹

Man müsse „erstlich wissen/ was die Weissagung aus dem Gestirn betreffen solle“ (H/II 316), postuliert Harsdörffer differenzierend. Was natürliche Vorgänge wie das „Wachsthum der Erdsachen“ (H/II 316) angehe, so zeige sich „bey der Sonnen/ dem Mond/ und den Sternen/ daß sie mit/ und in ihrem Lauff ihren Glantz und Eigenschafft der Erden [...] mittheilen.“ (H/II 316) Damit wiederholt er gewissermaßen Einsichten aus seinem I. Band: „Belangend aber die Welthändel insgemein/

als Krieg/ Pestilentz/ Ergiessung der Ströme etc. oder auch von eines jeden Begegnissen absonderlich/ ist solches mit gründlichen Ursachen und gewissen Umständen/ aus dem Gestirn/ nicht zu schliessen/ jedoch/ daß Böses zubeförchten/ mag leichtlich errahten werden: und soviel mehr/ wann die Zeichen ungewöhnlich/ und selten/ wie die Cometen und Wundersterne. (H/II 316–317)

Großereignisse und menschliches Schicksal könnten die Sterne, zu denen ergänzend auch Kometen und andere außergewöhnliche Erscheinungen am Firmament zählen, demnach nicht vorhersagen, schon gar nicht im Detail. Allenfalls taugten außergewöhnliche siderische Phänomene dazu, erfahrungsgestützte Prognosen zu unterstreichen. Dass diese „nichts Gutes bedeuten“ – es geht primär um negative Vorhersagen –, lege der sündhafte, gegen Gott gerichtete Wandel der Welt nahe.²⁰ Von der Verantwortung der Menschen für ihr Handeln gelangt der Autor erneut zum Prinzip der sittlichen Autonomie, denn

19 Vgl. Klaus Haberkamm: Grimmelshausen am Wendepunkt der astrologischen Tradition. In: *Simplicius Simplicissimus. Grimmelshausen und seine Zeit*. Ausstellungskatalog des Westfälischen Landesmuseums für Kunst und Kulturgeschichte Münster in Zusammenarbeit mit dem Germanistischen Institut der Westfälischen Wilhelms-Universität. Ausstellung und Katalog: Peter Berghaus und Günther Weydt. Münster 1976, S. 141–159.

20 In Harsdörffers Warnungen vor Gottes „Zorn und Bestrafung“ (H/II 317) in diesem Kontext will Rudel, Harsdörfer (wie Anm. 2), einen den *Erquickstunden* unangemessenen „Bußpredigerton“ (R 381) erkennen.

mit Sicherheit sei „deß Menschen freier Will der Gestirne Zwang keinesweges unterworffen/

und ob er auch einige Neigung zu diesem/ oder jenen/ bey sich verspüret/ so scheinete solche der bösen Unarte mehr beyzumässen/ als Planeten/ in seiner Geburtsstunde. Dieses ist die entfernte/ jenes die nächste Ursach/ (*Causa remota & proxima.*)“ (H/II 317)

Mit dieser *causa mixta* modifiziert Harsdörffer seine Aussagen im vorausgehenden Band: Völlig aber tritt der astrologische Einfluss nicht hinter der Disposition des Menschen zum Bösen zurück. Andererseits hätten sich „*Conjunctiones* und *Oppositiones*“, häufige Kon-Stellationen also, vor und nach dem Sündenfall gleichermaßen ereignet; mithin „folget nicht/ dz solche Zeichen sich auf alle und absonderliche Dinge erstrecken müssen.“ (H/II 317) Noch einmal: Selbst einem relativ aufgeklärten Geist wie Harsdörffer fällt es angesichts der ‚Virulenz‘ der Astrologie offenbar schwer, eine schlüssige, widerspruchsfreie Haltung ihr gegenüber einzunehmen. Entsprechend holt der Autor unter Rückverweis auf die – oben erörterte – 32. Frage seines I. Bandes und mit Bezug auf Abdias Treus Diskurs „von Verbesserung der *Astrologiæ*, c. 8.“²¹ (H/II 305) zur bezeichnenden Zusammenfassung seiner Darlegungen aus:

Also bleibet es darbey/ daß man noch zuwenig/ noch zuviel/ auf solche himmlische Zeichen halten/ und sie mit kindlicher/ und nicht mit knechtischer Furcht ansehen und betrachten solle. Die Umstände aber/ was sie eigentlich/ und welchem Lande sie Böses bedeuten/ ob auch das angetraute [angedrohte. K. H.] Unglück/ mit hertzlicher Busse/ nicht abgewendet werden möchte/ belangend höhere Ursachen/ ist so schwer/ als ungewiß sonder Göttliche Offenbarung/ zuversichern. (H/II 317)

VII.

Zwischen dem posthumen Erscheinen von Schwenters Traktat (1636) und dessen Fortsetzung durch Harsdörffer (1651) widmet sich der Polyhistor der Astrologie in großem Stil als Künstler: Im V. Teil seiner *Gesprechspiele* (1645) präsentiert er zusammen mit dem Komponisten Sigmund Theophil Staden einen „Musikalischen Aufzug“ (Nr. CCXIII), der die „Sinnkünste“ „Mahlerey/ Music/

21 Abdias Treu: *Discursus Von Grund und Verbesserung der Astrologiæ* [...]. Nürnberg 1643. Kap. VIII ist den „prognosticis der Welthändel“ gewidmet.

und Poeterey“²² zu einem Gesamtkunstwerk *ante litteram* zwecks „Ausbildung der Tugenden“ (GS 398) vereint. Dessen Titel, „Tugendsterne“, hebt zusätzlich auf die sieben „Wandelsterne“ ab. „[...] wie die Planeten die grosse Welt regieren,“ bezieht die Vorrede Makro- und Mikrokosmos aufeinander, „so regieren die VII. Ertztugenden die kleine Welt.“ (GS 402) Zudem hätten die sieben Töne der Tonleiter – in deren „Erkundigung [...] die gantze Music bestehet“ – „eine genaue Verwandtschaft [...] mit den Wirkungen/ welche den Planeten zugeeignet werden“ (GS 634).²³ Steht in Harsdörffers *Erquickstunden* die deterministische Theorie der Astrologie in Spannung zur theologischen Doktrin der Willensfreiheit, ist sie im Singspiel integraler und harmonischer Bestandteil der analogistischen Gesamtstruktur und konstituiert wesentlich deren Kunstcharakter. Der Autor – Kenner, nicht erklärter Anhänger der Astrologie – sucht im christlich fundierten Diskurs diese widerständige Materie zu bewältigen;²⁴ als Künstler beherrscht er sie souverän.

22 Georg Philipp Harsdörffer: *Frauenzimmer Gesprächspiele*. V. Teil. Hrsg. von Irmgard Böttcher. Tübingen 1969 (Deutsche Neudrucke. Reihe Barock 17), S. 101 (neue Paginierung). – Der Text wird im Folgenden mit Sigle GS und Seitenangaben zitiert.

23 Vgl. Klaus Haberkamm: „[...] als da sind die Mahlerey/ Music/ und Poeterey.“ Der Aufzug „Die Tugendsterne“ in Harsdörffers „*Gesprächspielen*“ als „Sinnkunst“. In: *Harsdörffer-Studien. Mit einer Bibliografie der Forschungsliteratur von 1847 bis 2005*. Hrsg. von Hans-Joachim Jakob und Hermann Korte. Frankfurt a. M. [u. a.] 2006 (Bibliographien zur Literatur- und Mediengeschichte 10), S. 135–156.

24 Dabei ist Harsdörffer nicht gefeit gegen einen Rückfall in den tiefsten Aberglauben, wie die 60. und letzte Frage des astrologisch geprägten IV. Teils im II. Band seiner *Erquickstunden* zeigt: „Wie ein Magischer Degen zu bereiten.“ (H/II 346–348) Dazu benötige man „die rechte Zeit nemlich *diem & horam Martis in exaltatione constituti*“ sowie eine Art Legierung, die „in *Conjunctione Saturni und Mercurii* bereitet“ (H/II 346) und mit den Metallen aller sieben Planeten angereichert wird. Ein Zugeständnis an bestimmte Lesererwartungen dürfte als Begründung für diese Skurrilität ausscheiden. Vielleicht aber handelt es sich um eine moraldidaktisch motivierte ‚Vergeltungsmaßnahme‘ Harsdörffers gegen die ihn bedrängende Astrologie, um sie lächerlich zu machen. – Die verwendeten astrologischen Termini finden sich übrigens auch in Grimmelshausens *Simplicissimus Teutsch*: die „Konjunktion“ als erzählerisch weitreichende Metapher für die Verschwörung Oliviers und des Profosen gegen den jungen Herzbruder sowie die „Stunde des Planeten Mars“ als günstigster Zeitpunkt für das Schmieden des Wunderswertes des Teutschen Helden, den „Jupiter“ kreieren will. Vgl. Haberkamm, *Sensus* (wie Anm. 5).

DIETER MARTIN (Freiburg)

Schertz- vnd Anbindungs-Brieffe.

Ernst Christoph Homburgs Namenstagsgedichte im Gattungskontext

Der vielberufene „barocke Eisberg“¹ hat zwar dank intensiver Erschließungsarbeiten der letzten Jahrzehnte einiges von seinem vormaligen ‚Schrecken‘ verloren. Dennoch verbergen sich weite Teile gerade des anlassbezogenen Schrifttums, das im 17. Jahrhundert bekanntlich ein Gros der literarischen Produktion ausmachte, unter der Oberfläche – sei es, dass sich kein Exemplar der in Kleinauflagen erschienenen Einzeldrucke erhalten hat, sei es, dass einzelne casuale Genres bislang eher randständig behandelt wurden. So stehen seit Hans-Henrik Krummachers und Wulf Segebrechts bahnbrechenden Arbeiten der 1970er Jahre die produktivsten Typen der Gelegenheitsdichtung – das Epicedium und das Epithalamium – im Zentrum des Forschungsinteresses.² Dagegen sind Casual-

-
- 1 Gerhard Dünnhaupt: Der barocke Eisberg. Überlegungen zur Erfassung des Schrifttums des 17. Jahrhunderts. In: *Aus dem Antiquariat* 1980, Nr. 10 (Beilage zum *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* – Frankfurter Ausgabe 36 [1980], Nr. 92 vom 4. November 1980), S. A441–A446.
 - 2 Hans-Henrik Krummacher: Das barocke Epicedium. Rhetorische Tradition und deutsche Gelegenheitsdichtung im 17. Jahrhundert. In: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 18 (1974), S. 89–147; Wulf Segebrecht: *Das Gelegenheitsgedicht. Ein Beitrag zur Geschichte der Poetik der deutschen Lyrik*. Stuttgart 1977, bes. S. 152–173; vgl. ferner Ruth Ledermann-Weibel: *Zürcher Hochzeitsgedichte im 17. Jahrhundert. Untersuchungen zur barocken Gelegenheitsdichtung*. Zürich, München 1984 (Zürcher Beiträge zur deutschen Literatur- und Geistesgeschichte 58), und Wolfgang Adam: *Poetische und Kritische Wälder. Untersuchungen zu Geschichte und Formen des Schreibens ‚bei Gelegenheit‘*. Heidelberg 1988 (Beihefte zum Euphorion 22). – Statistisch untermauern lässt sich die quantitative Dominanz der Leichen- und Hochzeitscarmina durch die Daten des VD17 (<http://www.vd17.de>, Abruf 04.02.2019): Unter den insgesamt 65.173 Treffern für die Gattungsklassifikation ‚Gelegenheitsschrift‘ (welche die gesondert klassifizierte ‚Leichenpredigt‘ nicht einschließt) nehmen die Anlässe ‚Tod‘ mit 25.529 Treffern und ‚Hochzeit‘ mit 12.233 Treffern eindeutig die beiden ersten Ränge ein. Für ‚Geburtstag‘ und ‚Namenstag‘ ergeben sich dagegen nur 2.033 bzw. 1.253 Treffer. Selbstverständlich sind die genannten Zahlen mit einiger Vorsicht zu genießen, denn Stichproben lassen daran zweifeln, dass die zusätzliche Kategorie ‚Lyrik‘ stets zuverlässig vergeben worden ist: So sind etwa von den 12.233 Treffern für ‚Gelegenheitsschrift: Hochzeit‘ nur 4.342 auch unter ‚Lyrik‘ verbucht. Jedoch dürfte der Anteil der Hochzeitsdrucke, der Gedichte enthält, erheb-

carmina auf andere Anlässe auch in jüngerer Zeit deutlich weniger erkundet worden.³

Die ungleiche Forschungslage wirkt sich auf das Verständnis einzelner Gedichte aus: Während man die gängigen rhetorischen Inventionenmuster und Dispositionsschemata, an denen sich die mehr oder weniger inspirierten barocken Leichen- und Hochzeitsdichter orientiert haben, recht gut kennt, muss es bei schlechter erforschten Genres deutlich schwerer fallen, die Konventionalität oder ‚Originalität‘ eines Einzelwerks zu ermessen. Wie lohnend es daher ist, auch bei poetologisch vergleichsweise wenig fixierten Spielarten der Gelegenheitsdichtung die ungeschriebenen Regeln eines Genres zu erkunden, um vor diesem Hintergrund dem Verständnis einzelner Gattungsbeispiele näher zu kommen, soll hier an zwei *Schertz- vnd Anbindungs-Brieffen* erprobt und demonstriert werden, die Ernst Christoph Homburg (1607–1681) erstmals in seiner *Schimpff- vnd Ernsthaften Clio* von 1638, einer der frühesten Lyrik-sammlungen der unter dem Einfluss von Martin Opitz und August Buchner dichtenden jungen Generation, veröffentlicht hat. Sie haben in der überarbeiteten Neuauflage von 1642 den folgenden Wortlaut:

lich größer sein. Daher bleibt ungewiss, wie viele der ‚Gelegenheitsschriften‘ tatsächlich Casualcarmina enthalten. Zu bedenken ist zudem, dass jeder Treffer auf je einen Druck referiert, gleich, ob es sich um ein einzelnes Gedicht oder um eine Sammlung mit einer Vielzahl von Gedichten (ggf. von unterschiedlichen Verfassern) handelt. Die Gesamtzahl der überlieferten Einzelgedichte liegt daher um ein Vielfaches höher als die obigen Zahlen vermuten lassen – freilich auch deshalb, weil die Lyriksammlungen von Barockdichtern zahlreiche Casualcarmina enthalten, von denen sich kein vorangehender Einzeldruck erhalten hat.

- 3 Vgl. etwa die Sammelbände: *Göttin Gelegenheit. Das Personalschriftums-Projekt der Forschungsstelle ‚Literatur der Frühen Neuzeit‘ der Universität Osnabrück*. Hrsg. von der Forschungsstelle ‚Literatur der Frühen Neuzeit‘ der Universität Osnabrück. Osnabrück 2000 (Kleine Schriften des Instituts für Kulturgeschichte der Frühen Neuzeit 3), hier S. 209–232, eine Auswahlbibliographie von Martin Klöcker, und *Theorie und Praxis der Kasualdichtung in der Frühen Neuzeit*. Hrsg. von Andreas Keller [u. a.]. Amsterdam, New York 2010 (Chloe 43), sowie die Studie von Martin Klöcker: *Literarisches Leben in Reval in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts (1600–1657). Institutionen der Gelehrsamkeit und Dichten bei Gelegenheit*. 2 Tle. Tübingen 2005 (Frühe Neuzeit 112), hier Tl. 1, S. 489–492. Bei Klöcker bestätigen sich die in Anm. 2 genannten quantitativen Verhältnisse: „Wie zu dieser Zeit auch andernorts üblich, waren in Reval Hochzeit und Tod zahlenmäßig die weit überwiegenden Anlässe, die zur Abfassung und Veröffentlichung eines Gedichts benutzt wurden. [...] Die Geburt von Kindern, Geburtstage und Namenstage wurden demgegenüber weit- aus seltener mit Gedichten bedacht.“ (S. 489–490)

*Schertz- vnd Anbindungs-Briefff/
An seinen geneigten Freund/ als Bruder.*

- WER klopfet an die Thür? Vnd was für tieffes Scharren
Der Füß' erhebet sich? Ich kan nicht länger harren/
Zu sehen/ wer der ist/ so tritt zu vns herein/
Ey solt' es vnsre Lust auch wol Herr Märten seyn?
5 Fürwar er ist es auch/ da kömpt er schon gegangen/
Ach gehet/ lasset ihn mit Reverentz empfangen/
Den Mann von Schlesien/ den wunderwerthen Mann/
So die Beredsamkeit nicht völlig loben kan.
Ja auch Apollo selbst/ der Musen-Printz genennet/
10 Zu singen seinen Rhum sich viel zu schlecht erkennet;
Wie auch Augustus Freund/ muß vngern legen ein/
Ist seiner Leyer gram/ vnd wil nicht Maro seyn.
Ein solcher ist es nun/ O Haus wirst dich bequemen/
Den grossen werthen Gast mit Frewden einzunehmen!
15 O Thür erhebe dich! Dich strecke Tach vnd Fach!
Ihr Sparren dehnet euch! Vergrössre dich Gemach!
Vnd du viel-werther Freund/ Herr Märten/ sey willkommen/
Wir haben deinen Tag mit grosser Lust vernommen/
Drumb bringet Karten her! Hier ist/ hier ist der Mann/
20 (Herzu! herzu! herzu!) der künstlich spielen kan.
Du Junger/ gehe hin/ laß alle Krüg' einfüllen
Mit gutem Spanschen Wein/ man sol vnd muß einhüllen
In die Vergessenheit/ was kräncket vnsern Sinn/
Verstöret Fröligkeit/ nimpt Frewd vnd Lachen hin.

Anbindungs-Briefff gleicher Art.

- HErr Märten ist vorbey/ der hat sein Theil empfangen
Der Mann aus Schlesien: Nun muß das Fest anfangen/
Der/ so es besser kan/ doch auch der beste nicht/
Es gibt es die Gestalt/ ingleichen das Gesicht;
5 Ein Mann von hohem Geist/ mit Gravitet behangen/
Der ist nun Han im Korb/ vnd wil anitzo prangen
Mit seinem Namens-Tag: Ach lasset streichen aus
Sein Lob/ sein volles Lob biß an der Sternen Haus!
Wie können aber wir gnug diesem Ehr erweisen/
10 Der selber Ehr vnd Rhum? mag den Mann völlig preisen/
Der auch die Tugend selbst? mit seiner Sitten-Pracht
Die arme Höflichkeit gantz roht/ vnd schambar macht?
Vnwillig müssen wir die Schwachheit hier bekennen/
Vns grob/ vnd vngeschickt aus Noht-zwang lassen nennen/
15 Die Feder werffen hin/ vnd Opitz flehen an/
Ob er so kühne wer'/ vnd sünge diesen Mann.

Doch gleichwol wollen wir der Fröligkeit nicht sparen:
 Was dieser Held vermag/ das müssen wir erfahren:
 Der hohe Titan ist noch nicht ins Meer hinein/
 20 Wir haben Zeit genug/ vnd können lustig seyn.
 Doch was für einen Trunck vermögen wir zu haben?
 Ich achte Spanschen Wein/ der kan den Magen laben:
 Drumb gib vns diesen hier/ wiltu gelöset seyn/
 Sey Gott befohlen Bier! wir trincken Spanschen Wein.⁴

Eine Annäherung an die beiden formidentischen, aus je 24 paarweise gereimten und wechselnd kadenzierenden Alexandrinern bestehenden Versepieteln, die besonderes Interesse durch ihre Referenzen auf einen kryptischen, vielleicht als Martin („Märten“ [I 4, 17; II 1]) Opitz zu identifizierenden „Mann von [bzw.] aus Schlesien“ (I 7; II 2) wecken, erschwert Homburg, indem er weder Ort noch Zeit der Entstehung nennt und als Adressaten lediglich *seinen geneigten Freund/ als Bruder* (I Titel) angibt, dessen Namen aber verschweigt. Die in Homburgs *Clio* fast konsequent geübte Anonymisierung der oft mit „N. N.“ verrätselten Adressaten und das weitestgehende Fehlen von Einzelüberlieferungen in vorangehenden Casualdrucken⁵ lassen eine genauere Datierung und eine biographische Kontextualisierung der scherzhaften *Anbindungs-Brieffe* nicht zu. Da Homburg bald nach seiner Wittenberger Immatrikulation im Juli 1632 und seinem dortigen Kontakt zum ‚Dichterkreis‘ um Augustus Buchner als Gelegenheitsdichter hervortrat, kommen alle Lebensstationen Homburgs (1635: Hamburg, Groningen, evtl. Leiden; 1636 bis 1638: vorwiegend Hamburg, dann Dresden und Jena) bis zum Erscheinen der

4 Ernst Christoph Homburg: *Schimpff- und Ernsthaffte Clio. Historisch-kritische Edition nach den Drucken von 1638 und 1642. Textband*. Hrsg. und kommentiert von Achim Aurnhammer, Nicolas Detering und Dieter Martin. Stuttgart 2013 (Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart 345), S. 135–137 (im Folgenden wird nach dieser Quelle durch Angabe der römischen Ziffer I bzw. II sowie der jeweiligen Verszahl zitiert). Im Druck von 1638 finden sich die folgenden semantisch und metrisch signifikanten (über bloße graphische Varianz hinausgehenden) Lesarten: I 3 tritt] wil | 5 kömpt er schon] kommet er | 15 O Thür erhebe dich] Erhebe dich O Thür | 24 nimpt Frewd vnd Lachen] vnd nimmet Frewde || II 2 muß] thut | 9 gnug diesem] dem sattsamb | 10 mag den Mann] Wer mag den | 17 gleichwol] aber | 21 Was aber werden wir vor einen Tranck nun haben/ | 23 hier] her | 24 Bier!] Bier/ – Vgl. auch Ernst Christoph Homburg: *Schimpff- und Ernsthaffte Clio. Historisch-kritische Edition nach den Drucken von 1638 und 1642. Kommentarband*. Hrsg. und kommentiert von Achim Aurnhammer, Nicolas Detering und Dieter Martin. Stuttgart 2013 (Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart 346), S. 155–157.

5 Vgl. Homburg, *Clio, Kommentarband* (wie Anm. 4), S. 19.

im Spätjahr 1638 beim Hamburger Druckerverleger Zacharias Härtel hergestellten *editio princeps* seiner *Clio* als Entstehungsorte in Frage.⁶

Während Datierung und Adressierung unklar bleiben, lässt sich der Anlass der Gedichte aufgrund der Binnenordnung von Homburgs Lyriksammlung und anhand ihrer Bezeichnung als *Anbindungs-Brieffe* wenigstens typologisch festlegen: Auch wenn die *Clio* ein „Potpourri von Sujets und Formen“ bietet und keine „systematische Unterteilung etwa in der Art von Opitz’ *Teutschen Poemata*“ aufweist,⁷ sind thematische Einheiten zu erkennen, die Homburg in der Ausgabe von 1638 angelegt und 1642 quantitativ wesentlich ausgebaut hat. Neben einer Folge von zehn Hochzeitsgedichten, einer Gruppe von fünf Epicedien sowie einer Sequenz von enkomiastischen Gedichten auf einzelne Orte findet sich eine geschlossene Reihe von Gratulationsgedichten, die Glückwünsche zu Namenstagen und akademischen Anlässen entbieten. Die zitierten *Anbindungs-Brieffe* sind, auch wenn sie die Namensträger nicht apostrophieren, der Gruppe der Namenstagsgedichte zuzuordnen, wie schon eine Liste der Titel der aufeinanderfolgenden Gedichte zeigt (mit Asterisk versehen sind die in der Erstausgabe von 1638 noch nicht enthaltenen Gedichte):

- Glückwünschung vnd Hirtengedichte/ Auff des Belobten/ vnd Rhumwürdigen Hirten/ *Daphnis*, Namens-Tag/ So eingefallen den Octobris/ etc.
Gesungen von seinem Mit-Hirten *Mirtillo*
- *Auff der Fillis Namens-Tag. *ODE TROCHAICA*
 - *Auff H. Georg Huffners Namens-Tag in Dreßden
Schertz- vnd Anbindungs-Brieff/ An seinen geneigten Freund/ als Bruder
Anbindungs-Brieff gleicher Art
 - *Anbindungs-Gedichte
 - *Anbindungs-Gedichte
 - *Ein Anders
 - *Auff Herrn N. N. Namens-Tag in Dreßden. *ODE TROCHAICA*
 - *Auff seines guten Freundes Namens-Tag in Dreßden⁸

6 Vgl. die Lebensskizze in: Homburg, *Clio, Kommentarband* (wie Anm. 4), S. 2–19, hier S. 5: Mit einem „neulateinischen Epithalamium“ war „Homburg im September 1633 an einer Hochzeitsgabe zur Eheschließung seines Freundes Hieronymus Findekeller“ beteiligt. Das „früheste“ einigermaßen sicher datierbare „Casualcarmen Homburgs in deutscher Sprache“ entstand wohl 1634 anlässlich einer Hochzeit in Dresden (S. 19 und S. 101–102).

7 Homburg, *Clio, Kommentarband* (wie Anm. 4), S. 21–22 (mit genaueren Nachweisen).

8 Homburg, *Clio, Textband* (wie Anm. 4), S. 129–144; vgl. das ausführliche Inhaltsverzeichnis S. 383–391, hier S. 384.

Deutet bereits die ineinander verschränkte Anordnung von fünf auf einen *Nahmens-Tag* verfassten Oden mit fünf *Anbindungs-Briefen* bzw. -*Gedichten* auf synonymen Gebrauch der Genre-Bezeichnungen,⁹ so bestätigt sich ihre Austauschbarkeit dadurch, dass der erste Text der Reihe, die bukolische *Glückwünschung* zu Daphnis' *Nahmens-Tag*, sagt, Fillis werde „schöne Kränze winden/ | Vnd damit den Daphnis binden“, während umgekehrt eines der *Anbindungs-Gedichte* als Anlass explizit den „schöne[n] Namens-Tag“ der Chloris nennt.¹⁰

Die aus Homburgs zehn Namenstags- und Anbindungsgedichten gewonnene Einsicht, dass wir es mit einem nach seinerzeitiger Auffassung einheitlichen Genre mit kohärenten anlassbezogenen Motiven zu tun haben, lässt sich sowohl mit poetologischen Quellen als auch mit der reichen poetischen Praxis des 17. Jahrhunderts untermauern. Der Beitrag der deutschen Dichtungstheorie zum Namenstags- und Anbindungsgedicht folgt erst deutlich *nach* Homburgs Textproduktion, was allgemein zum Symptom „fehlender Vorschriften“ sowie zur Dominanz poetischer Muster gegenüber poetologischen Regeln passt¹¹ und im speziellen Fall auch daher rühren dürfte, dass sich die Festlegungen zum Anbindungsgedicht, anders etwa als die zum Epicedium,¹² nicht auf antike Muster und daran anschließende Kodifizierungen in der neulateinischen Poetik sowie Dichtungspraxis stützen konnten. Fündig wird man daher erst in den späteren Anleitungspoetiken, besonders ausführlich in Balthasar Kindermanns *Der Deutsche Poët* (1664) und deutlich knapper in

9 Keine strikte, jedenfalls keine formale Unterscheidung macht Homburg offenbar zwischen *Anbindungs-Briefen* und *Anbindungs-Gedichte*. Während Homburgs *Oden* in der Regel in sangbaren Strophenformen und seine *Briefe* gewöhnlich in astrophischer Abfolge von Alexandrinerreimpaaren gestaltet sind, besteht das erste der oben gelisteten *Anbindungs-Gedichte* aus Schweifreimstrophen, während die beiden folgenden (*Anbindungs-Gedichte* und *Ein Anders*) den stichischen Alexandriner nutzen; Homburg, *Clio, Textband* (wie Anm. 4), S. 137–140.

10 Homburg, *Clio, Textband* (wie Anm. 4), S. 130 (V. 17–18) und S. 139 (V. 4).

11 Vgl. Stefanie Stockhorst: *Fehlende Vorschriften. Zur Normierung der Kasualpoesie in der barocken Reformpoetik und ihrer Verschränkung mit traditionellen Regelkorpora*. In: *Theorie und Praxis der Kasualdichtung* (wie Anm. 3), S. 97–127; in allgemeinerer Perspektive Stefanie Stockhorst: *Reformpoetik. Kodifizierte Genustheorie des Barock und alternative Normenbildung in poetologischen Paratexten*. Tübingen 2008 (Frühe Neuzeit 128), zur Gelegenheitsdichtung S. 85–93.

12 Vgl. Hermann Wiegand: *Epicedium*. In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte*. Bd. 1. Hrsg. von Klaus Weimar [u. a.]. Berlin [u. a.] 1997, S. 455–457.

Sigmund von Birken's *Teutscher Rede-bind- und Dicht-kunst* (1679) sowie in Magnus Daniel Omeis' *Gründlicher Anleitung zur Teutschen accuraten Reim- und Dicht-Kunst* (1704). Alle drei machen keinen Unterschied zwischen Namenstags- und Anbindungsgedichten: Kindermann bezeichnet die im Kapitel *Von Den Gedichten/ auf vornehmer Leute und guter Freunde/ Namens-Tage* vorgestellten Beispiele ganz selbstverständlich als „Binde-Lieder“ und „Bindegedichte[]“, ¹³ Birken rät für „NamensTag-GlückWünsche“ dazu, die *inventio* „vom Binden und Anbinden“ zu nehmen, ¹⁴ und Omeis überschreibt das betreffende Kapitel mit *Namens-Tag- und Anbind-Gedichte*. ¹⁵

Der synonyme Gebrauch rührt offenbar daher, dass die Poetologen von dem als Quelle dichterischer Erfindung empfohlenen, aber nicht ausführlicher erläuterten, weil als bekannt vorausgesetzten Usus ausgehen konnten, den Namenstagsjubiläum an seinem Ehrentag physisch mit einem Band bzw. stellvertretend mit einem Gedicht an den Gratulanten ‚anzubinden‘ oder ihm im eigentlichen oder übertragenen Sinne ein Geschenk ‚anzubinden‘. Der Wortgebrauch, der im heute noch üblichen ‚Angebände‘ fort dauert, war mindestens seit dem 16. Jahrhundert so gängig, dass man für das Verb ‚anbinden‘ neben der Grundbedeutung „etwas, jmdn. mit einer schnur, einem band u. ä. an etwas befestigen, festbinden“ die davon abgeleitete Semantik ansetzen kann: „jmdn. mit etwas beschenken (zum geburts- oder namenstag), eigentl. ‚ihm ein geschenk (um hals oder arm) anbinden““. ¹⁶ Die stets als Zeichen der ‚Verbundenheit‘

13 Balthasar Kindermann: *Der Deutsche Poët/ Darinnen gantz deutlich und ausführlich gelehret wird/ welcher gestalt ein zierliches Gedicht/ auf allerley Begebenheit/ auf Hochzeiten/ Kindtauffen/ Gebuhrts- und Namens-Tagen [...] kan wol erfunden und ausgeputzet werden [...]*. Wittenberg 1664, S. 325–394, hier S. 325 und S. 358.

14 Sigmund von Birken: *Teutsche Rede-bind- und Dicht-kunst/ oder Kurze Anweisung zur Teutschen Poesy [...]*. Nürnberg 1679, S. 255.

15 Magnus Daniel Omeis: *Gründliche Anleitung zur Teutschen accuraten Reim- und Dicht-Kunst/ durch richtige Lehr-Art/ deutliche Regeln und reine Exempel vorgestellt [...]*. Nürnberg 1704, S. 155–157.

16 Jacob Grimm, Wilhelm Grimm: *Deutsches Wörterbuch. Neubearbeitung*. Hrsg. von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Bd. 2. Leipzig 1998, Sp. 769–771, hier Sp. 770. Die frühesten Belege werden unten in Anm. 33 zitiert. Späteren Datums scheint demgegenüber die Herstellung sogenannter ‚Vivatbänder‘ zu sein. Solche textilen Schmuckbänder mit aufgedruckten anlassbezogenen poetischen Huldigungen lassen sich als Massenphänomen erst seit dem Siebenjährigen Krieg (und von da an durchgehend bis ins 20. Jahrhundert) nachweisen; vgl. den reich bebilderten Katalog von Konrad Vanja: *Vivat – Vivat – Vivat! Widmungs- und Gedenkbänder aus drei Jahrhunderten*. Berlin 1985 (Schriften des Museums für Deutsche Volkskunde 12).

gemeinte Geste des Anbindens dürfte sich, so lassen es die Poetiken ferner erkennen, je nach Vertrautheit und gesellschaftlicher Nähe resp. Distanz zwischen Jubilar und Gratulant stark unterschiedlich manifestiert haben: Während man „das Glück des Patrons“ sinnbindlich „durch einen Wunsch an deßen Hand anbinden“ könne, dürfe man einen ständisch Gleichgestellten physisch an sich binden und von ihm eine unmittelbare Gegengabe einfordern: „Ist es ein guter Freund/ den ich ansinge/ so kan ich ihn zur Frölichkeit aufmuntern/ ihm zum Anbind-Geschenke bringen ein Buch/ einen Kranz u. d. und das Lösen von ihm erwarten. Dann wer gebunden ist/ der muß sich wieder lösen.“¹⁷

Will man von der namenstäglichen Sitte des Anbindens und Lösens sowie von ihrer poetischen Produktivkraft einen deutlicheren Begriff gewinnen, als ihn die Explikationen der barocken Dichtungslehre gewähren, so empfiehlt sich das Studium einschlägiger lyrischer Texte, wie sie in reicher Fülle vor und nach den Namenstags- und Anbindungsgedichten in Homburgs *Clio* erschienen sind. Das sind

- erstens größere Sammlungen, die ganz dem Genre gewidmet sind: Wolfhart Spangenberg *Anbind oder FangBrieffe/ Das ist: Glückwünschunge/ auff [...] Ehren Namen und GeburtsTage*, die 1611, 1623 und 1636 erschienen sind;¹⁸ Alhard Möllers zwischen 1656 und 1678 viermal gedruckte *Bindelust und Namen-Freüde/ Das ist: Ein artlich und kurtz-abgefastes Büchlein/ darinnen uff alle [...] Tauf- und Vornahmen/ mancher art ernsthaft-*

17 Omeis, *Anleitung* (wie Anm. 15), S. 156. Dass sich die Art und Weise des ‚Anbindens‘ entscheidend nach dem sozialen Verhältnis zwischen Gratulant und Jubilar ausdifferenzierte, spiegelt sich bei Kindermann, *Poët* (wie Anm. 13), S. 325–394, deutlich in der hierarchisch nach dem Stand des Adressaten angeordneten Staffe- lung der Gedichtbeispiele wider.

18 Wolfhart Spangenberg: *Anbind oder FangBrieffe/ Das ist: Glückwünschunge/ auff etlicher/ so wol Weibs als Manspersonen/ Ehren Namen und GeburtsTage: nicht allein Kurtzweilig; sondern auch Nutzlich vnd Lehrhaft zulesen [...]*. [Straßburg?] 1611 [VD17 23:273973Q]; dass. [...] vermehret [...] von newem in Truck verfertigt. [Straßburg?] 1623 [VD17 23:297134B]; dass. [...] vermehret [...] von newem in Truck verfertigt. [Straßburg?] 1636 [VD17 7:685253K]. Der letzten Auflage folgt: Wolfhart Spangenberg: *Sämtliche Werke*. Bd. 4/1: *Anbind- oder Fangbriefe. Gelegenheitsdichtungen*. Bearb. von András Vizkelety. *Beschreibung des Glückshafens*. Bearb. von Martin Bircher. Berlin 1981 (Ausgaben deutscher Literatur des XV. bis XVIII. Jahrhunderts 97).

- und lustige Gedichte zu finden*;¹⁹ Eduard Gärteners *AnbindBrieflein/ Oder NahmensTages Ehrbegängnüß* von 1657 und 1659;²⁰
- zweitens zahlreiche casuale Namenstagsgedichte, die als Einblattdrucke oder kleine Broschüren erschienen sind, deren Titel mit den Stichwörtern *Anbindbrief*, *Anbindgedicht*, *Anbinderlein* o. ä. werben;²¹
 - und drittens auf Namenstage gedichtete Texte in Sammlungen von Barocklyrikern wie Johann Plavius,²² Zacharias Lund,²³ Paul Fleming²⁴ und Jacob

-
- 19 Alhard Möller: *Binde-Lust und Namen-Freüde/ Das ist: Ein artlich und kurtz-abgefastes Büchlein/ darinnen uff alle/ so woll Mann- als Weibs-Persohnen gemein-gebräuch- und im Jahr-Buuch befindliche Tauf- und Vornahmen/ mancher art ernsthafft- und lustige Gedichte zu finden*. Magdeburg [u. a.] 1656 [VD17 23:295835P]; dass. Magdeburg [u. a.] 1662 [VD17 23:666736U]; dass. Magdeburg [u. a.] 1666 [VD17 (2 Varianten) 12:120639Q und 23:666928P]; dass. Frankfurt a. M. 1678 [VD17 7:685320X].
- 20 Eduard Gärtener: *AnbindBrieflein/ Oder NahmensTages Ehrbegängnüß/ Das ist: Allerhand lustige und nützliche Schreiben gute Freunde an ihrem Nahmenstag zu beehren/ welche der Jugend/ in Eile ein solches Gedicht zu verfertigen/ sehr dienlich; Nach Ordnung der Mohnaten/ wie auch auf gewisse benänte Tage mit sonderlichem Fleiß in heut zu Tag üblicher Reimart aufgesetzt*. Bremen 1657 [VD17 1:639806H]; dass. Bremen 1659 [VD17 7:685556Y].
- 21 Genannt seien in chronologischer Folge vier sicher vor Homburgs *Clio* datierende Drucke: Georg Gutknecht: *TauffnamensErinnerung vnd AnbindBrief. Dem Edlen vnd Vesten/ Hans Jacob Kieter/ von vnd zu Kornburg etc/ Inn Nürnberg*. [Nürnberg] 1613 [Einblattdruck; VD17 75:6720009V]; Heinrich Schölhammer: *Encomium Terræ, Das ist Lobspruch der Erden. Dem Ehrnvesten vnd wolfürnemen Herrn Christophero Prew [...] auff dessen Tauffnamenstag/ zu einem Anbinderlein zu Ehren gemacht [...]*. Nürnberg 1622 [ein Quartbogen, sechs bedruckte Seiten; VD17 23:233813G]; Wolfgang Ferber: *Kurtzer vnd Wolgemeinter AnbindBriefff An dem Durchleuchtigsten Hochgebornen Fürsten vnd Herrn/ Herrn Johann Görgen [...]. Aus vnterthänigster Hertzlicher Trew/ Geschrieben [...] Am Tage Johannis des heiligen Teuffers*. Dresden [1627] [Einblattdruck; VD17 14:009994K]; Johannes Bohemus: *Auff den NahmensTag der WolEhrenvesten/ Großachtbarn/ Hochgelehrten vnd Hochweisen/ H. Johann Kostens/ Vnd H. Johann Schäffers/ Beyder Rathsheister/ etc. in Hall. Vberschicket dieses AnbindGedichte [...]*. Hall 1636 [vier Quartbögen, 32 bedruckte Seiten; VD17 23:283912W].
- 22 Johannes Plavius: Trauer- und Treuedichte [1630]. In: *Danziger Barockdichtung*. Hrsg. von Heinz Kindermann. Leipzig 1939 (Deutsche Literatur. Reihe Barock. Ergänzungsband), S. 95–98, hier S. 95: „Folgen andere schertz- vnd frewden gedichte neben etlichen vberschriften vnd erstlich etliche bindebriflein“.
- 23 Zacharias Lund: *Allerhand artige Deutsche Gedichte/ Poëmata [...]*. Leipzig 1636, S. 54–56 (*Bindebrieff* und *Ein Anders*).
- 24 Paul Fleming: *Teütsche Poemata*. Lübeck [1646?]; zahlreiche Namenstags- und Geburtstagsgedichte stehen in den Abteilungen *Anderes Buch Poetischer Wälder/ Von Glückwünschungen* (S. 36–122, hier S. 57 ein als *Anbinde-Brieff* bezeichnetes

Schwieger,²⁵ die in der Regel auf reale Anlässe und nicht erhaltene Casualdrucke oder -handschriften zurückgehen dürften.

In diesem (hier nicht detailliert aufzuschlüsselnden) Korpus wird eine breite casuale Praxis sichtbar, die von ambitionierten Dichtern ebenso getragen wurde wie von ‚Pritschmeistern‘.²⁶ Die reich sprudelnden Quellen spiegeln ein reges soziales Interesse an einem Genre wider, das – wie Gärteners „*der Jugend/ in Eile ein solches Gedicht zu verfertigen/ sehr dienliche Anbind-Brieflein*“ und die mehrfach aufgelegte *BindeLust* des sonst mit Briefstellern²⁷ hervorgetretenen Alhard Möller zeigen – zugleich einen eigenen Markt für einschlägige Mustersammlungen geschaffen hat.

Da die Namenstagsdichter, wie von den Poetologen empfohlen,²⁸ ihre Einfälle oft aus dem Motivbereich des ‚Bindens und Anbindens‘ nehmen und daher ihren (im mehrfachen Wortsinne) ‚Verbindlichkeiten‘ schaffenden Zweck explizit benennen, geben die poetischen Texte einen guten Einblick in die damalige soziale Gratulationspraxis. Als Beispiel mag der Eingang der *Fürstlichen Brandenburgischen Schnur* dienen, mit welcher der kurfürstliche Pritschmeister Wolfgang Ferber seinem Dienstherrn im Jahre 1638, also gleichzeitig mit der Erstauflage der *Clio*, aufgewartet hat:

Gedicht), *Neues Buch Der Poetischen Wälder* (S. 187–230), *Vierdtes Buch der Oden/ Von Glückwünschungen* (S. 397–484) und *Anderes Buch der Sonnetten/ Von allerhand Glückwünschungen* (S. 559–598, hier S. 562 ein Sonett *Bey einem Angebinde* und S. 563–564 eines mit dem Titel *Als ihn einer seiner vertrauesten Freunde angebunden hatte*); vier an Fleming gerichtete Namenstagsgedichte seiner Freunde finden sich in der Abteilung *Absonderliches Buch Poetischer Wälder* (S. 231–267, hier S. 236, 237–238, 250–251 und 252–253).

25 Jacob Schwieger: *Lustiges Lust-Kämmerlein. Darinnen allerhand Anbindungs-Hochzeit- und Neu-Jahrs Gedichte zu finden*. Stade 1655 [VD17 7:685791X]; Jacob Schwieger: *WandlungsLust Welche In allerhand Anbindungs- Hochzeit- Neu-Jahres- und LiebesSchäffereien bestehet*. Hamburg 1656 [VD17 23:279898M]; Jacob Schwieger: *Schau-Hauß/ Welches Mit allerhand Anbindungs- und Neu-JahrsGedichte [...] gezieret*. Hamburg 1656 [VD17 1:639289A].

26 Als „Churf. S. Pritzschenmeister“ zeichnet Wolfgang Ferber seinen *AnbindBrieff* von 1627 (wie Anm. 21).

27 Möller brachte gleichzeitig mit seiner *BindeLust* zwei epistolarische Anleitungen heraus: *Viridarium Epistolicum, Das ist: Ein Lust-Garte/ Vieler [...] Send-Schreiben [...]*. Frankfurt a. M. 1655 [VD17 1:657947U]; dass. Magdeburg 1660 [VD17 23:623742U und 12:646133G]; *Praxis Epistolica, Das ist: Eine kurtze jedoch grund-richtige Anleit- und Unterweisung [...]*. Wolfenbüttel [u. a.] 1663 [VD17 39:143189M]; mehrere Neuauflagen bis 1688.

28 Vgl. Anm. 14.

- Es ist ein feiner Brauch auffkommen bey den Alten
 Vnd wird auch noch bey vns zu dieser Zeit erhalten/
 Daß/ wenn eins guten Freunds Geburts- vnd Namenstag
 Verhanden/ vnd man sich mit jhme wol vermag/
 5 Auch sonsten etwan guts von solchen hat zu hoffen/
 Ja dessen Hulde/ Gunst vnd Fördrung vns steht offen/
 So wündscht man nicht allein demselben Glück vnd Heyl
 Es bringet auch geschenck der ein- vnd ander Theil.
 Absonderlichen wird ein Schnürlein schön gewunden
 10 Vnd vnser guter Freund mit solchem angebunden.
 Welchs meins erachtens dann recht ist vnd wolgethan/
 Von grossen Leuten/ wie auch von gemeinen Mann:
 Aus grosser Lieb vnd Trew/ die Eltern jhre Kinder
 Vnd solche wiederumb dieselbigen nichts minder
 15 Anbinden/ also das man eigentlich vermerck
 Die Ehrerbitung vnd gehorsam in den Werck.²⁹

Inwiefern die ‚Anbindung‘, wie hier behauptet (V. 9–10), physisch praktiziert wurde, was wohl nur unter Verwandten, engen Freunden und sozial Gleichgestellten denkbar war, oder an das jeweilige Gedicht oder eine sonstige Gabe als ‚Boten freundschaftlicher Verbundenheit‘ delegiert worden ist, mag offen bleiben. Weiter zu erörtern sind indessen zwei in Ferbers holprigen Alexandrinern angesprochene Kennzeichen des Anbindens: zum einen die Angabe, es handle sich um einen schätzenswerten alten „Brauch“ (V. 1), und zum anderen die Bemerkung, das Anbinden erfolge gewöhnlich mit der Aussicht auf Gegenleistung, hier in Form von „Hulde/ Gunst vnd Fördrung“ (V. 6).

Die Legitimierung des Anbindens durch den Hinweis, es sei ein hergebrachter Usus, zieht sich wie ein roter Faden durch das Korpus. Schon Spangenberg dichtet im Geleitgedicht zu seiner erstmals 1611 erschienenen Sammlung *Von eines Menschen eygenem EhrenNamen/ was derselbige seye/ vnd wie Er allzeit etwas bedeuten solle*:

Darumb so achte ich es auch/
 Für einen gantz löblichen Brauch/

29 Wolfgang Ferber: *Fürstliche Brandenburgische Schnur Mit welcher der Allerhöchste selbst Die Churf. Durchl. zu Sachsen auff deroselben Vier vnd Fünfftzigsten GeburtsTag/ den 5. Martij instehenden 1638. Jahres anbindet vnd verehret [...]*. Zwickau 1638 [VD17 125:006975R], fol. A 2^r; dass es sich hier nicht um ein Namenstagsgedicht, sondern um einen Geburtstagsglückwunsch für Johann Georg I. Kurfürst von Sachsen (1585–1656) handelt, der zudem die Brautwerbung seines gleichnamigen Sohnes (1613–1680) feiert, tut dem Quellenwert des zitierten Eingangs keinen Abbruch.

So man sein Freund nun nicht allein
 Anbindet/ auff den Jahrstag sein/
 Sondern ihm seinen Namen recht
 Außlegt nach seiner deutung schlecht³⁰

Ähnlich rekurriert noch der Zürcher Lyriker Johann Wilhelm Simler (1605–1672), dessen zuletzt 1688 postum vermehrte *Teutsche Getichte* einen reichen Fundus von *Anbind-Brieflin*, *Anbindgetichten* und *Anbindungs-Gesängen* enthalten, mehrfach darauf, seine Gedichte würden „nach deß Landes sitt“, „nach unsern Landesbräuchen“ und „nach altem brauch“ verfahren.³¹ In diesen Chor stimmt auch Homburgs *Clio* ein, um das Argument zusätzlich patriotisch aufzuladen, denn mit der Überreichung eines „kleine[n] Band[es]“ verfare er „Nach alter Teutschen Art“.³²

Interessanter als die kaum zu beantwortende Frage, wie alt und wie ‚deutsch‘ der Brauch des Anbindens tatsächlich war – schon Jacob Grimm bemerkte in seiner Akademierede *Über Geben und Schenken* (1848), man dürfe der Sitte „viel höheres alter zutrauen“, sie sei aber wohl „unsern minnesängern unbekannt“ gewesen, „welche doch genug anlasz gehabt hätten der geschenke zu erwähnen, die sie ihren geliebten anhefteten oder anbanden“³³ –, dürfte die aus den

30 Spangenberg, *Anbind oder FangBrieffe*, 1611 (wie Anm. 18), fol. A 4^r–7^v, hier fol. A 6^r–6^v. Fol. A 5^r heißt es: „Die alten Teutschen vor vielen Jahren/ | Im Brauch gehabt/ das sie allsamen/ | Gebraucht allein nur Teutsche Namen“.

31 Johann Wilhelm Simler: *Teutscher Getichten die Vierte/ von Ihme selbst und auß hinterlassenen Schrifften um einen Viertheil vermehrt- und verbesserte Außfertigung [...]*. Zürich 1688 [VD17 23:244268C], hier in der eigenständig paginierten Abteilung *Überschriften*, S. 47–58, Nr. 211–233, zitiert Nr. 213, 217 und Nr. 221.

32 Homburg, *Clio*, *Textband* (wie Anm. 4), S. 139 (*Ein Andres*, V. 4–5).

33 Jacob Grimm: *Kleinere Schriften*. Bd. 2: *Abhandlungen zur Mythologie und Sittenkunde*. Berlin 1865, S. 173–210, hier S. 191–196 zum Anbinden (mit einigen Zitaten vor allem aus Flemings Gedichten), zitiert S. 195. Aus der älteren volkskundlichen Literatur ferner Ignác Jan Hanuš: *Ueber die alterthümliche sitte der Angebinde bei Deutschen, Slawen und Litauern. Als ein beitrage zur comparativen deutsch-slavischen archäologie*. Prag 1855, und Fritz Boehm: *Geburtstag und Namenstag im deutschen Volksbrauch*. Berlin, Leipzig 1938, hier bes. S. 48–64. Vgl. weiterhin den Artikel ‚Bindebrief‘ in: *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. Bd. 1. Hrsg. von Hanns Bächtold-Stäubli. Berlin, Leipzig 1927, Sp. 1324–1325. – Wie der Minnesang scheint auch der Meistersang keine ergiebige Quelle für die Suche nach älteren Anbindungsgedichten zu sein; keine einschlägigen Hinweise bietet das *Repertorium der Sangsprüche und Meisterlieder des 12. bis 18. Jahrhunderts*. Hrsg. von Horst Brunner und Burghart Wachinger. Bd. 15: *Register zum Katalog der Texte. Stichwörter*. Bearb. von Horst Brunner [u. a.]. Tübingen 2002. Auch eine Recherche im VD16 (<https://www.bsb-muenchen.de/sammlungen/historische->

zitierten Belegen sprechende Stilisierung des Anbindens zu einer nationaltypischen Sitte sein, die auf zwischenmenschlicher Aufrichtigkeit basiere und als soziale Praxis die solidarische Kohäsion unter tugendhaften Menschen befördere.

In diesem Zusammenhang gewinnt das zweite Merkmal an Bedeutung, das sich aus dem oben zitierten Eingang von Ferbers *Brandenburgischer Schnur* ableiten ließ: Die Geste der Anbindung ist getragen von der Erwartung einer Gegenleistung – „wer gebunden ist/ der muß sich wieder lösen“ (Omeis).³⁴ Auch dieser Konnex lässt sich gut anhand autoreferentieller Namenstagsgedichte illustrieren. Reiche Belege für die Logik von ‚anbinden und lösen‘ bietet wiederum Simler, aus dessen Gedicht *An eine bekandte: An Catharina-Tag* hervorgeht, dass die ‚Lösung‘ aus der freundschaftlichen ‚Geiselnahme‘, von der zugleich die Erfüllung der Segenswünsche abhängig gemacht wird, in der Regel durch eine angemessene Bewirtung erfolgt sein dürfte:

Catharina bleib gebunden
 so vil Tag/ vnd so vil Stunden/
 biß daß Sie sich stellet ein
 Ihr gemäß mit altem Wein/
 auch mit etwas Essen speise/
 nach gebrauch/ und alter weise:
 Alßdann leb Sie noch/ ohn Klag/
 hundert Catharinen-Tag!³⁵

drucke/recherche/vd-16/; Abruf 15. 02. 2019) bleibt ohne Ergebnis. – Die frühesten Belege, die Grimm und Grimm, *Wörterbuch* (wie Anm. 16), Sp. 770, zitieren, stammen aus Briefen Sibyllas von Jülich (1553, zum Namenstag: „meynen allerliebsten Yohannes anbeynden“) und Magdalena Behaims (1582: „das kleine schnierla, das welst du von meinewegen tragen .. und von mir damit freindlich angebunden sein, ... an welgen tag mon pflegt anzubinden, die deines nomens sind“).

34 Wie Anm. 17.

35 Simler, *Teutsche Getichte* (wie Anm. 31), S. 56, Nr. 231; vgl. S. 49, Nr. 213 („Nach deß Landes sitt | bind ich Euch hiemit/ | biß Ihr Mittel findet | Euch zu lösen ab/ | mit beliebter Gab/ | die mich Euch verbindet.“), S. 50, Nr. 217 („[...] daß sie mit verknüpfet sey/ | biß sie sich wird lösen frey/ | mit beliebter Liebes-gabe [...]“), S. 52, Nr. 221 („Nun dann/ so bind’ ich Euch; so vil es mir gebühret | biß Eüre Losung ich/ auß Eurer Gab; verspühret.“), S. 54, Nr. 228 („[...] die zu binden | [...] | So sich gerne ledig machen | mit den angenehmsten sachen.“).

In ähnlicher Weise fündig wird man nicht nur in manchen Einzeldrucken³⁶ und in Gärteners als Musterbuch beworbenen *AnbindBrieflein*,³⁷ sondern vor allem – in besonders kunstvoller Variation – bei Paul Fleming. Wie er in seiner dreistrophigen, an einen nicht identifizierten Johannes adressierten Ode *Auff eines seines Nahmens-Tag* die Kombination von ‚binden und lösen‘ mit der Aufforderung zu ‚zeitnaher‘ Bewirtung verknüpft,³⁸ so nutzt er sie auch in einem epigrammatisch verdichteten Namenstagsgedicht für einen *carpe-diem*-Appell, den das lyrische Ich in chiasmischer Verschränkung sowohl an sich selbst als säumigen ‚Anbinder‘ wie an den Freund als geselligen ‚Löser‘ richtet:

Es ist noch eben Zeit. Wir hätten bald versäümet/
 Den lieben schönen Tag/ weil uns zu süße träümet/
 Und wir was spaat erwacht/ es ist noch eben Zeit.
 Gebt Euch/ geliebter Freund/ gefangen/ wie ihr seyd.
 Das binden steht bey uns/ gleich wie bey Euch das lösen/
 Und gläubt/ diß/ was wir thun/ geschicht aus keinem bösen.
 Viel Kosten darff es nicht. Nur daß man sagt noch heut’/
 Ihr habt euch so gelöst/ wie Ihr gebunden seyd.³⁹

Man sieht: Die konventionalisierte Praxis des Anbindens und Lösens, mit der sich gegenseitige Verbundenheit manifestieren und der Austausch sozialer Verbindlichkeiten (wie materieller Geschenke und Bewirtungen, aber auch immaterieller Treuebekundungen und Gunstbezeugungen) inszenieren ließ, bot den Casualdichtern der Zeit reichen Anlass zu poetischen Rollenspielen,

36 Zum Beispiel: In seiner prosimetrischen Dichtung an zwei Ratsmeister lässt Bohemus, *NahmensTag* (wie Anm. 21), fol. C 2^r–3^r, den Chor der neun Musen die „NatalWüdsche“ singen und das Ich einstimmen (fol. C 2^v): „Wol/ damit ihr seyd gebunden/ | So sey dieser EppichStrauß | In ewr weises Haar gewunden. | Freund/ es geht auff Lösen auß/ | Ihr werdt nicht ohn ewrem Schaden/ | Vns dafür ein müssen laden.“

37 Gärtener, *AnbindBrieflein* (wie Anm. 20), S. 68–71 (*Auf Martini*), hier S. 71, Str. 12: „Gleich wie der Tag heißt binden | Den Freund/ den wir hir finden/ | So heißt er lösen auch/ | Zu halten alten Brauch.“

38 Fleming, *Teütsche Poemata* (wie Anm. 24), S. 414–415: „Wie uns der Tag euch heist binden/ | So heist er euch lösen auch/ | Bester Freund den wir hier finden. | Thut/ was heist der graue Brauch/ | und gebt euren lieben Gästen | ein berühmt Gelack zum besten. || Käufft uns Lust/ die theure Wahre/ | und erzeugt euch heute frey/ | dencket/ daß im gantzen Jahre | ein Johannis-Tag nur sey/ | welcher so nicht wiederkehret/ | wenn er einmahl von uns fährt. || Ists nicht heute/ so ists morgen. | Löset euch nur/ wie Ihr sollt. | Wir sind darümb ohne Sorgen/ | wollen mitte/ was ihr wollt. | Nur daß dem Tag in der nähe/ | wie sichs ziehmt/ sein Recht geschehe.“

39 Fleming, *Teütsche Poemata* (wie Anm. 24), S. 55 (*Noch ein Anders*).

die vom Wechselverhältnis zwischen dichterischer Gabe und erwartbarer (mindestens kulinarischer) Gegengabe geprägt sind.

In diesen Gattungskontext lassen sich Homburgs Namenstagsgedichte im Ganzen und speziell die eingangs zitierten *Schertz- vnd Anbindungs-Brieffe* gut einfügen. In beiden Fällen wird zwar das im Titel jeweils exponierte Motiv des ‚Anbindens‘ im Text nicht ausgeführt, dafür aber die gewöhnlich mit dem ‚Lösen‘ verbundene Frage der Bewirtung reich instrumentiert und appellativ ans Ende gerückt. Dazu entfaltet Homburgs lyrisches Ich jeweils gesellige Situationen,⁴⁰ die weniger erzählt als vielmehr in lebendig gestalteten, wechselnd adressierten Sprechakten greifbar werden: Im ersten Gedicht reagiert das Ich, das Teil einer am Martinstag (I 17–18: „Herr Märten [...] | [...] deinen Tag“) versammelten Feierrunde ist, auf den äußeren Impuls des Klopfens an der Tür. Den eröffnenden Fragen nach der Identität des Gastes, in denen sich die erregte Erwartung der Feiernden widerspiegelt und auf die voller „Lust“ erhoffte Ankunft des „Herr[n] Märten“ richtet (I 1–4), folgen in der umfangreicheren mittleren Partie (I 5–16) zunächst eine knappe Bestätigung (I 5: „Fürwar er ist es auch“) und sodann pluralische Appelle an die Versammelten und das Haus, den „Mann von Schlesien/ den wunderwerthen Mann“ mit „Reverentz [zu] empfangen“ (I 6–7). Im Schlussteil (I 17–24) richtet sich das Ich zunächst begrüßend an den „viel-werthen Freund/ Herr[n] Märten“ (I 17), sodann an das kollektive Ihr der Feiernden (I 19), die das Kartenspiel herbeiholen möge, und zuletzt an den Diener („Du Junger“), welcher „alle Krüg“ mit „gutem Spanschen Wein“ füllen solle, um damit sämtliche die Feierlaune störenden Faktoren auszumerzen (I 21–24).

Der zweite *Anbindungs-Brieffe* ist mit dem ersten nicht nur deshalb von „gleicher Art“, weil er ihm formal entspricht und im Rededuktus ähnelt, sondern auch, weil er, die Situation des Vorgängertextes voraussetzend, narrativ an ihn anschließt und durch wörtliche Übernahmen unmittelbar auf ihn referiert („Der Mann aus [bzw.] von Schlesien“, I 7 und II 2; „Spanschen Wein“, I 22 sowie II 22 und 24). In drei gleich langen Teilen wird zunächst (II 1–8) der Beginn eines neuerlichen „Fest[es]“ ausgerufen (II 2), das wohl nach dem Martinstag liegt („HErr Märten ist vorbey“, II 1) und dessen Patron „es“, nämlich das Ausrichten des Festes, noch „besser“ könne als jener (II 3). Mit dem auch grammatisch dunklen zweiten Verspaar bleibt unklar, welches

40 Zum Folgenden vgl. Homburg, *Clio, Kommentarband* (wie Anm. 4), S. 155–157.

Namensfest nun gefeiert wird – der „Mann von hohem Geist/ mit Gravitet behangen“ (II 5) mag an den Heiligen Nikolaus denken lassen, doch muss dies spekulativ bleiben.⁴¹ Die am Ende des ersten Teils an die Feierrunde gerichtete Aufforderung, dem Jubilar an „seinem Namens-Tag [...] volles Lob“ zu zollen (II 7–8), wird im zweiten Teil (II 9–16) mit skeptischen rhetorischen Fragen aufgegriffen, die von der kollektiven Einsicht zeugen, „wir“ (II 9 und 13) könnten die „Sitten-Pracht“ (II 11) des Mannes nicht adäquat preisen. Das von Bescheidenheitstopoi getragene Bekenntnis eigener „Schwachheit“ (II 13) mündet überraschend in die konjunktivisch an Martin Opitz gerichtete Bitte, „Ob er so kühne wer’/ vnd sünge diesen Mann“ (II 16). In dem mit adversativem „Doch“ eingeleiteten Schlussteil (II 17–24) verabschiedet sich das weiterhin meist im Plural sprechende Subjekt des Gedichts allerdings umstandslos von dem Wunsch, den Jubilar in Worten zu rühmen (oder von Opitz rühmen zu lassen), und fordert dazu auf, sich „gleichwol“ der „Frölichkeit“ hinzugeben (II 17). Statt die Tugend des Mannes verbal zu feiern, werde man – so wohl der gedankliche Anschluss – bei der gemeinsamen Feier „erfahren“ können, „Was dieser Held vermag“ (II 18). Den Beweis für sein „vermögen“ (II 21), für den angesichts des „noch nicht“ erfolgten Sonnenuntergangs („Der hohe Titan ist noch nicht ins Meer hinein“) noch „Zeit genug“ bleibe (II 19–20), muss der Jubilar offenbar in reichlich zur Verfügung gestelltem „Trunck“ (II 21) erbringen: „Drumb gib vns diesen hier/ wiltu gelöset seyn“ (II 23) – mit diesem als Bedingung formulierten Schlussappell nimmt Homburgs zweiter Anbindungsbrief zuletzt die gattungsspezifische Topik von ‚binden und lösen‘ auf und rückt seine Gedichte nochmals deutlich in den Kontext der barocken Namenstagslyrik ein.

Näheren Aufschluss zu der eingangs gestellten Frage, inwiefern Homburgs *Schertz- vnd Anbindungs-Brieffe* ganz aus den Regeln und Topoi des Genres zu erschließen sind oder durch unkonventionelle Merkmale darüber hinausweisen, kann man gewinnen, wenn man abschließend genauer erörtert, was es mit ihrer im Titel exponierten ‚Scherzhaftigkeit‘ auf sich hat. Arguter Witz und derbe Komik sind gewiss keine obligatorischen Kennzeichen barocker Namenstagsgedichte: Schon der Umstand, dass ein Gutteil des Korpus hierarchisch höherstehenden Jubilaren huldigt, musste den Scherz als durchgehen-

41 Die Bezeichnung des Mannes als „Han im Korb“ (II 6) könnte auf den Heiligen Gallus weisen, doch passt dessen Namenstag (16. Oktober) nicht zu der im Texteingang vorausgesetzten Chronologie (nach dem Martinstag, dem 11. November).

des Charakteristikum des Genres verbieten. Komische Züge waren daher sicher nicht die Regel, sie konnten aber in bukolischen und amourösen Spielarten, wie sie Homburg und andere (wie Jacob Schwieger)⁴² in einem Teil ihrer Namenstagsgedichte pflegten, durchaus begegnen. In den vorliegenden Anbindungsbriefen ist die Lizenz zum Scherzen und die Adaptation von Kennzeichen des Trinkliedes allerdings wesentlich dem Datum geschuldet, dem Martinstag, auf den sich beide Texte beziehen. Dass der Gedenktag des am 11. November 397 bestatteten Bischofs Martin von Tour zu einem auch poetisch produktiven Datum geworden ist, dürfte wesentlich damit zusammenhängen, dass er den Beginn der vorweihnachtlichen Fastenzeit markierte und in der agrarischen Ökonomie eine Zäsur bildete, die durch Zinszahlungen und Zehntenabgaben bestimmt war und den Beginn oder das Ende von Anstellungs- und Pachtverhältnissen festlegte. Entsprechend wurde ‚Martini‘ durch Markttage, ausgiebiges Essen (vor allem von Martinsgänsen) und das erstmalige Verkosten neuen Weines begangen. Während sich die jüngere Sitte der Laternenumzüge kaum über das 19. Jahrhundert hinaus zurückverfolgen lässt, sind ältere volkstümliche Martinslieder nachzuweisen, die etwa in Georg Forsters *Frischen teutschen Liedlein* (ab 1539) tradiert und von da aus in *Des Knaben Wunderhorn* und andere Sammlungen des 19. Jahrhundert aufgenommen worden sind.⁴³ Hier sind zwar reichlich Aufforderungen zum Trinken und

42 Schwiegers *WandlungsLust Welche In allerhand Anbindungs- Hochzeit- Neu-Jahres- und LiebesSchäferereien bestehet* (wie Anm. 25) zeigt den Konnex von Bukolik und Namenstagspanegyrik im Titel an. – Die Kombination, die eigentümlich bleibt, weil die üblichen Namen der Schäferdichtung freilich nicht im Heiligenkalender stehen, nutzt Homburg vor allem in den Gedichten auf *Daphnis’ Namens-Tag* und *Auff der Fillis Namens-Tag*, aber auch in einem an eine „Chloris“ gerichteten *Anbindungs-Gedichte*; Homburg, *Clio, Textband* (wie Anm. 4), S. 129–134 und S. 139.

43 Das ist hier nicht detailliert nachzuzeichnen; vgl. die Sammlung: *Martinslieder hin und wieder in Deutschland gesungen* [...]. Mit zweien Vorberichten [von Karl Simrock und Heinrich Düntzer]. Bonn [1846], hier bes. die *Martins-Gans-Lieder*, S. 1–25; ferner Wilhelm Jürgensen: *Martinslieder. Untersuchung und Texte*. Breslau 1910 (Wort und Brauch 6), und zusammenfassend Burghart Wachinger: *Martinslieder*. In: *Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon*. Bd. 6. Hrsg. von Kurt Ruh [u. a.]. Berlin, New York ²1987, S. 166–169. Zum kulturgeschichtlichen Kontext vgl. ferner die Artikel ‚Martin, hl.‘, ‚Martinsfeuer‘, ‚Martinsgans‘, ‚Martinshorn‘, ‚Martinslied‘ und ‚Martinsvogel‘ in: *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens* (wie Anm. 33), Bd. 5, Berlin, Leipzig 1932–1933, Sp. 1708–1725. – Die zum Teil wohl derbe Ausgelassenheit der Martinsfeiern spiegelt sich zudem in Schwänken des 16. Jahrhunderts und darauf basierenden

Bewirten zu finden,⁴⁴ doch einen spezifischen Zusammenhang mit dem ‚Binden und Lösen‘ der Namenstagslyrik stiftet wohl erst Spangenberg's Anbindungsbrief *Auff den Tag Martini*, dessen lyrisches Ich eingangs von seinen Sorgen um die rechte Bewirtung am Heiligkeitag erzählt:

Als ich bey mir vergangne Nacht/
 Heutigs S. Martins Fest bedacht:
 Vnd wie ich S. Martin zu ehren
 Eine feiste Ganß möchte verzehren:
 Weil es von Alters her ist Brauch/
 Vnd ich Järlich gethan hab auch:
 Da ward mir in derselben Nacht/
 Eine böse Zeittung vorgebracht.⁴⁵

Die schlechte Nachricht kündigt vom Streit zwischen St. Martin und St. Urban, den Schutzpatron der Winzer. Weil der Wein des Jahres so schlecht ausgefallen sei, dass er sich „gar vbel reimen thut | Zu einer Martins Ganß“, drohe St. Martin „sein Fest [...] | Vmb sauren Weins willn [zu] vnderlassen“. Da dem Erzähler „dunckt“, der Heilige (resp. der eigentlich gemeinte Namensträger) nutze die mindere Qualität des Weines nur als willkommene „Außflucht“, um keine „Martins Ganß zum besten geben“ zu müssen, fordert er „Herr[n] Martin“ auf, sich der althergebrachten Pflichten nicht zu entziehen, und schließt – nach einer Retardation wegen eines „noch nicht beschlagen[en]“ Pferdes, das ihm erst „nach Mittag“ beim Jubilar aufzuwarten erlaube – mit einem Glückwunsch, der zugleich auf sein (Spangenberg's) „sonderbar Ge-

Meisterliedern wider; vgl. (mit Querverweisen auf Parallelüberlieferungen): *Repertorium der Sangsprüche und Meisterlieder* (wie Anm. 33), Bd. 6: *Katalog der Texte. Jüngerer Teil A–C*. Bearb. von Horst Brunner [u. a.]. Tübingen 1990, S. 356 (Nr. ²A/1186); Bd. 10: *Katalog der Texte. Hans Sachs 1701–3400*. Bearb. von Horst Brunner [u. a.]. Tübingen 1987, S. 438 (Nr. ²S/2978a); Bd. 11: *Katalog der Texte. Hans Sachs 3401–6278*. Bearb. von Horst Brunner [u. a.]. Tübingen 1987, S. 190 (Nr. ²S/3972a), S. 192 (Nr. ²S/3980a) und S. 453 (Nr. ²S/4921a).

44 Vgl. etwa die *St. Martins-Gesellschaft* in: *Martinslieder hin und wieder in Deutschland gesungen* (wie Anm. 43), S. 1–5, mit dem Refrain „Geuß aus, schenk ein!“ und der Aufforderung: „Sei willkommen, Herr Martein, | [...] | Schenk ein Uns den Wein“ (hier S. 2).

45 Spangenberg, *Anbind oder FangBrieffe*, 1611 (wie Anm. 18), fol. L 5^v–7^r, hier fol. L 5^v.

dicht“ vom „GansKönig“ hinweist, und mit der zuversichtlichen Formel: „Martin wird Lösen seinen Namen/ | Mit einer Ganß/ das ist gewiß/ Amen.“⁴⁶

Mit Spangenberg's anekdotisch verkleideter Aufforderung an das ‚Namens-tagskind‘, seine üblichen Bewirtungspflichten zu erfüllen, haben Homburg's scherzhafte Anbindungsbriefe nicht nur den Anlass, den traditionell schwankhaftes Erzählen erlaubenden Martinstag,⁴⁷ sondern auch die Mischung von narrativem und appellativem Duktus gemeinsam: Jeweils wird der Glückwunsch in eine kleine pointierte Geschichte verpackt, die in den Appell an den Jubilar mündet, sich ususgemäß aus seiner Anbindung zu lösen. Gegenüber Spangenberg's ausführlicher, knapp einhundert vierhebige Reimpaarverse umfassender Erzählung, die stilistisch auf die stadtbürgerliche Dichtung des 16. Jahrhunderts zurückweist, verdichtet Homburg die in wechselnden Anreden, Fragen und Appellen gestaltete Situation deutlich stärker und verrätstelt sie zugleich, vor allem durch die beide Anbindungsbriefe verknüpfende Integration eines „Mann[es] von [bzw.] aus Schlesien“ (I 7 und II 2) und die explizite Referenz auf Martin Opitz (II 15), der ja durch seinen Vornamen mindestens ein potentieller Adressat eines Martinstagsgedichts gewesen ist.

Dass man auch schon in Homburg's erstem Anbindungsbrief geneigt ist, „Herr[n] Märten“ (I 4) für den ‚Vater der deutschen Dichtkunst‘ zu halten, verdankt sich nicht allein einer germanistisch übersensiblen Rückprojektion aus dem zweiten, Opitz namentlich nennenden Brief. Legt nämlich schon der Unsagbarkeitstopos, „den wunderwerthen Mann“ könne „die Beredsamkeit nicht völlig loben“, nahe, dass es sich um einen hochberühmten „Mann von Schlesien“ handeln muss (I 7–8), so wird dessen Identifizierung mit Martin Opitz vor allem durch seine Assoziierung mit Apoll und Vergil (I 9–12) plausibilisiert, weist diese doch auf topische, auch ikonographisch bezeugte Opitz-Vergleiche mit dem Fürst der Musen und mit Publius Vergilius „Maro“ (I 12).⁴⁸ Allerdings kippen die in der zeitgenössischen Panegyrik und Autor-

46 Spangenberg, *Anbind oder FangBrieffe*, 1611 (wie Anm. 18), fol. L 6^r–7^r (in der Quelle irrtümlich „Lsöen“ statt „Lösen“). Spangenberg's *Ganß König. Ein Kurtzweylig Gedicht/ von der Martins Ganß* war 1607 in Straßburg erschienen und dem Straßburger Bürger Martin Schell gewidmet. Daher liegt der Gedanke nahe, auch der Anbindungsbrief könnte ursprünglich an diesen Freund Spangenberg's adressiert gewesen sein.

47 Vgl. oben Anm. 43.

48 Homburg, *Clio, Kommentarband* (wie Anm. 4), S. 155–156, zitiert dazu aus einer neulateinischen *ELEGIA* von Balthasar Venator an Martin Opitz, in der dieser nicht

inszenierung gepflegten Huldigungen, die in einem launigen Namensgedicht ohnehin deplatziert wirken mögen, spätestens dann ins Komische, wenn der Sprecher in den folgenden Versen (I 13–16) das Haus apostrophiert und seine Teile auffordert, durch Ausweitung und Vergrößerung des „Gemach[s]“ (I 16) der Größe und Bedeutung des Gastes zu entsprechen. Vollends zum komischen Kontrast gerät der Schluss, der – ohne die Identität des „Freund[es]“ (I 17) sicher aufzulösen – mit der bislang angestimmten Hyperbolik völlig bricht und die Fähigkeit des hochgepriesenen Mannes auf seine Kunst im Kartenspiel zu reduzieren scheint (I 19–20). Dass jedoch auch das trinkliedhafte Finale opitzianisch unterlegt bleibt, ist den Allusionen der „Du Junger“-Anrede (I 21) sowie des Aufrufs zur trunkenen „Vergessenheit“ und „Fröligkeit“ (I 23–24) an Opitz’ bekanntes, als „vermahnung zue der fröligkeit“ charakterisiertes Trinklied aus dem *Buch von der Deutschen Poeterey* („Ich empfinde fast ein grawen“) geschuldet.⁴⁹

Das Muster einer zunächst im hohen Ton angestimmten, dann mit hyperbolischen Unsagbarkeitstopoi als unerfüllbar deklarierten und zuletzt – erneut zugunsten weinseliger „Fröligkeit“ (II 17) – verweigerten Panegyrik wiederholt sich in Homburgs zweitem Anbindungsbrief, hier nun mit der (im Blick auf die Opitz-Allusionen des ersten Briefs) besonderen Pointe, dass dieser selbst „in einer überraschenden konjunktivischen Wendung [...] als ‚poetischer Nothelfer‘“ angerufen wird, die freilich durch ihre „grammatische Form

nur als „Silesiacu[s]“, sondern auch als neuer Vergil charakterisiert wird: „Fama Silesiacum celebrat cantata Maronem, | Nec non Callimachum, Teutonis ora, tuum“. – Zur Opitz-Ikonographie vgl. Achim Aurnhammer: Dichterbilder mit Martin Opitz. In: *Literaturgeschichte und Bildmedien*. Hrsg. von Achim Hölter und Monika Schmitz-Emans. Heidelberg 2015 (Hermeia 14), S. 55–76, und Achim Aurnhammer: Frühneuzeitliche Porträtpolitik. Das Dichterbildnis des Martin Opitz in Selbst- und Fremdszenierungen. In: *Bildnispolitik der Autorschaft. Visuelle Inszenierungen von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*. Hrsg. von Daniel Berndt [u. a.]. Göttingen 2018, S. 173–208.

49 Martin Opitz: *Buch von der Deutschen Poeterey* (1624). Studienausgabe. Mit dem „Aristarch“ (1617) und den Opitzschen Vorreden zu seinen „Teutschen Poemata“ (1624 und 1625) sowie der Vorrede zu seiner Übersetzung der „Trojannerinnen“ (1625). Hrsg. von Herbert Jaumann. Stuttgart 2002 (Reclams Universal-Bibliothek 18214), S. 33–34, hier Str. 3: „Hola/ Junger/ geh’ vnd frage | Wo der beste trunck mag seyn; | Nim den Krug/ vnd fülle Wein. | Alles trawren leidet vnd klage/ | Wie wir Menschen täglich haben | Eh’ vns Clotho fortgerafft | Wil ich in den süßen safft | Den die traube giebt vergraben.“

[...] ironisch auf die Irrealität des Wunsches“⁵⁰ verweist: „Vnwillig müssen wir die Schwachheit hier bekennen/ | [...] vnd Opitz flehen an/ | Ob er so kühne wer’/ und sünge diesen Mann“ (II 13 und 15–16). Angesichts des „nachhaltigen Einfluss[es]“, den Opitz und seine *Poeterey* auf Homburg ausgeübt haben, wird man zwar die in beiden *Schertz- vnd Anbindungs-Brieffen* konstatierte, jeweils mit Opitz-Allusionen spielende Zurückweisung des in der Casualdichtung des 17. Jahrhunderts herrschenden panegyrischen Erwartungsdrucks nicht als ironische Abkehr von dem übermächtigen „Mann aus Schlesien“ überinterpretieren wollen, wohl aber als Indiz einer dichterischen Emanzipation und als Versuch einer verselbstständigenden Befreiung aus dem „langen Schatten“, den Opitz’ Autorität auf die Poeten der jüngeren Generation geworfen hat.⁵¹

In seiner *Schimpff- und Ernsthaften Clio* nutzt Ernst Christoph Homburg – so lassen sich die Befunde unserer kontextualisierenden Erkundungen im barocken Genre des Namenstags- und Anbindungsgedichts bündeln – das ihm wohlvertraute Gattungsmuster nicht allein für die erwartbare Kombination von gratulierender ‚Anbindung‘ des Jubilars mit dem Appell, dieser möge sich durch angemessene Bewirtung seiner Freunde ‚lösen‘. Vielmehr nimmt Homburg die mit dem Martinstag gegebene Lizenz zum Scherzen in Anspruch, um die ungeschriebenen Regeln der Namenstagspanegyrik übererfüllend zu ironisieren und sich selbst zugleich durch spielerische Allusionen auf Martin Opitz ein Stückweit aus der poetischen ‚Anbindung‘ an den Übervater der deutschen Dichtkunst zu ‚lösen‘.

50 Homburg, *Clio, Kommentarband* (wie Anm. 4), S. 156–157.

51 Homburg, *Clio, Kommentarband* (wie Anm. 4), S. 31–32.

„Der Krieger wil ein Schäfer werden“, der Poet auch: ‚Nochswebende‘ Friedensdichtung barocker Kriegsflüchtlinge

1. Vom *Simplicissimus* zur Schäferdichtung – eine Gelegenheitsbrücke?

Wenn das rätselhafte Mischwesen auf dem Titelkupfer zum *Abentheurlichen Simplicissimus Teutsch* auf „diß Buch[]“ deutet (das im Kupfer gezeigte, womöglich aber auch das jenes Kupfer zeigende), um dem „Leser“ in der Deixis anzuempfehlen, daß er „sich [...] gleich wie ich itzt thue, | entferne der Thorheit und lebe in Rhue“, dann bildet die Voraussetzung des exemplarisch Vorgelebten wie didaktisch ins Buch Gesetzten eine Reise, eine Welt- und Lebensreise geradezu:

Jch wurde durchs Feuer wie *Phoenix* geborn.
Jch flog durch die Lüffte! wurd doch nit verlorn,
Jch wandert durchs Wasser, Jch raißt über Landt,
in solchem Umbeschwermen macht ich mir bekennt,
was mich oft betrüebet und selten ergetzt [...].¹

Daß diese Reise wenig geradlinig erfolgt, nicht so ganz selbstbestimmt, oft genug geradezu ‚thöricht‘ und schon gar nicht zum Ergetzen, läßt sich heraus hören, zugleich aber auch die Korrelation zwischen unstet-flüchtiger Existenz (die zweite Verszeile weiß um den ‚uralten zusammenhang zwischen fliegen und fliehen‘)² und bleibender Setzung ‚in diß Buche‘, aus der wiederum,

1 Der Abentheurliche SIMPLICISSIMUS Teutsch/ Das ist: Die Beschreibung deß Lebens eines seltsamen Vaganten/ genant Melchior Sternfels von Fuchshaim/ wo und welcher gestalt Er nemlich in diese Welt kommen/ was er darinn gesehen/ gelernet/ erfahren und außgestanden/ auch warumb er solche wieder freywillig quitirt. Überauß lustig/ und männiglich nutzlich zu lesen. An Tag geben Von GERMAN SCHLEIFHEIM von Sulstort. Monpelgart/ Gedruckt bey Johann Fillion/ Im Jahr M DC LXIX., Titelkupfer. Zitiert wird hier und im folgenden nach dem Exemplar der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe (Signatur: KK 400).

2 Vgl. *Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm*. Dritter Band. E-FORSCHER. Leipzig 1862 (Nachdruck München 1984), Sp. 1780–1785 s. v. ‚FLIEGEN‘, hier Sp. 1780–1781, Zitat: Sp. 1781.

irgendwie, das seltsam akute „itzt“ der „Rhue“ entspringt. Bezieht man das „Jch“ auf den Ich-Erzähler, der im Buch *Der Abentheurliche Simplicissimus Teutsch* sein Leben als „Leben[] eines [...] Vaganten“ beschreibt,³ so konkretisiert sich das ‚umschwermende‘ Fliegen, Wandern, Reisen als Bewegung, die auf den Nenner fortwährender Flucht vor dem Krieg gebracht werden kann. Schafe hingegen, der andere konstitutive Bestandteil meines Titelzitats, spielen dem Anschein nach allenfalls eine marginale Rolle, und dies gerade nicht rahmend. Denn zwar führt die überhaupt nur gebrochen mögliche Schilderung der unschuldigen Kindheitswelt schon auf der dritten Seite „Schaf/Böcke und Säu“ ins Feld,⁴ das zweite Kapitel stimmt ein bis auf den „Anbegin der Welt“⁵ zurückreichendes „Lob der Hirten“ an⁶ und leitet daraus folgerichtig („Welches alles mein Knan wol verstanden haben muß“)⁷ die ‚holdselige‘ väterliche Instruktion zum Schafehüten im Spessarter Dialekt ab,⁸ das dritte schließlich gibt, als erste auserzählte Szene, jene initiale Hütesituation, in die dann der Krieg einbricht. Doch entspricht dem am Ende – dem des Fünften Buchs mit der Rückkehr zum „Spessarter Leben“,⁹ worauf in der Logik der Buchmedialität die „Rhue“ der Titelpuffer-*subscriptio* zu beziehen ist, und erst recht dem der *Continuatio* mit der Kreuzinsel, auf der es „etliche Vögel“ und „eine unsägliche Mänge Fische“ gibt, jedoch „kein vierfiessig Thier“¹⁰ –, es entspricht dieser alttestamentlich nobilitierten bukolischen Ursprungsszene am Ende: nichts. Als „jungen Knaben [...] / der [...] der Schaf gehütet“,¹¹ bringt Simplicissimus sich dem Knan bei der Wiederbegegnung im achten Kapitel des Fünften Buchs in Erinnerung – und damit haben die Schafe ausgedient, allenfalls können sie noch *e silentio* in der tüchtigen Haushaltung von Knan und Meuder mitgedacht werden.

3 *Der Abentheurliche Simplicissimus Teutsch* (wie Anm. 1), Titelblatt.

4 *Der Abentheurliche Simplicissimus Teutsch* (wie Anm. 1), S. 9.

5 *Der Abentheurliche Simplicissimus Teutsch* (wie Anm. 1), S. 11.

6 So die resümierende Formulierung im „Inhalt deß Ersten Buchs“; *Der Abentheurliche Simplicissimus Teutsch* (wie Anm. 1), S. 3.

7 *Der Abentheurliche Simplicissimus Teutsch* (wie Anm. 1), S. 13.

8 *Der Abentheurliche Simplicissimus Teutsch* (wie Anm. 1), S. 13.

9 *Der Abentheurliche Simplicissimus Teutsch* (wie Anm. 1), S. 618.

10 CONTINUATIO des abentheurlichen SIMPLICISSIMI Oder Der Schluß desselben. Durch GERMAN SCHLEIFHEIM von Sulsfort. Mompelgart/ Bey Johann Fillion/ 1669, fol. E 9^v und fol. E 11^v. Angebunden an das in Anm. 1 nachgewiesene Exemplar der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe.

11 *Der Abentheurliche Simplicissimus Teutsch* (wie Anm. 1), S. 529.

So scheint die Brücke vom Titelzitat des vorliegenden Buchs, das seinem vornehmsten Leser als Geburtstagsgeschenk eine Freude machen will, zum Titelzitat des Beitrags, der dazu beizusteuern hofft, künstlich, regelrecht gewollt. „[W]ann man nur den grossen Unterscheid nicht ansehen wolte“,¹² das scheint hier Motto. Doch führt das erste Kapitel, in dem dieser vergleichs-skeptische Satz steht, den solcherart relativierten Vergleich (bäuerischen „Herkommen[s] und Aufferziehung“ nämlich mit demjenigen, derjenigen „eines Fürsten“)¹³ dann doch *en détail* durch – um gerade in der Differenz den Bruch zum Ausdruck zu bringen, durch den das unbeschriebene Blatt friedlich-illiterater Existenz zum Gegenstand eines gedruckten Buchs werden kann. Und so mag denn ein Szenario symptomatischer Differenz zu den (durch mein Titelzitat aufgerufenen) „Hirtengedichten“ sein,¹⁴ daß der namenlose Bub beim Schafehüten im Spessart durch den Krieg mitten in einem (nicht besonders bukolischen) „Lied“ unterbrochen wird:¹⁵

Ja der Soldaten böser Brauch/
Dient gleichwol dir [sc. dem „Bauren-Stand“] zum besten auch/
Daß Hochmuth dich nicht nehme ein/
Sagt er: Dein Hab und Gut ist mein.

Biß hieher/ und nicht weiter/ kam ich mit meinem Gesang/ dann ich ward
gleichsam in einem Augenblick von einem Troupen Courassirer sampt
meiner Heerd Schaf umgeben/ welche im grossen Wald verirret gewesen/

12 *Der Abentheurliche Simplicissimus Teutsch* (wie Anm. 1), S. 7.

13 *Der Abentheurliche Simplicissimus Teutsch* (wie Anm. 1), S. 7.

14 Poetischen Trichters zweyter Theil. Handlend: I. Von der Poeterey Eigenschaft/ Wol- und Mißlaut der Reimen. II. Von der Poetischen Erfindungen/ so aus dem Namen herrühren. III. Von Poetischen Erfindungen/ so aus den Sachen und ihren Umständen herfliessen. IV. Von den Poetischen Gleichnissen. V. Von den Schauspielen ins gemein/ und absonderlich von den Trauerspielen. VI. Von den Freuden- und Hirtenspielen. Samt einem Anhang von der Teutschen Sprache: durch ein Mitglied Der Hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft. Nürnberg/ In Verlegung Wolffgang Endters. M. DC. XLVJJJ., S. 107. Exemplar der Universitätsbibliothek Erlangen-Nürnberg (Signatur: H00/NSPR 303[1/3]). Mein Titelzitat bildet den Untertitel eines Beispielgedichts für die Gattung der „Hirtengedichte“, wie sie in der „Zwölfften Stund“ des *Poetischen Trichters* mitverhandelt wird. Näheres unten in Abschnitt 5.

15 *Der Abentheurliche Simplicissimus Teutsch* (wie Anm. 1), S. 14. Meine Hervorhebung.

und durch meine Music und Hirten-Geschrey wieder zu recht gebracht worden waren.¹⁶

Und daß er nach diesem Abbruch nicht mehr singt, sondern (viel später) erzählt, autobiographisch nämlich. Erst im vom Ende her motivierten autobiographischen Erzählzusammenhang wird das flüchtige Lied (in der Geschichte von der „Meuder“ mündlich tradiert,¹⁷ entstehungsgeschichtlich vielleicht auf einen „Einblattdruck zurückgehend“,¹⁸ ein fliegendes Blatt) im gedruckten Buch fixiert.¹⁹

2. Der erste Flüchtling: Meliboeus

Daß die Formation des durch den Krieg vertriebenen, unfreiwillig zum Reisenden gemachten Schäfers,²⁰ der infolgedessen vom bukolischen Sänger zum autobiographischen Erzähler mutiert, nicht nur konstitutiv für eine neue Mischgattung auf der Grenze zur „Deutschen Poeterey“ ist, sondern, selbst vagant, als generische Matrix auch in poetologisch nicht kodifizierte Prosa-

16 *Der Abentheurliche Simplicissimus Teutsch* (wie Anm. 1), S. 15–16.

17 *Der Abentheurliche Simplicissimus Teutsch* (wie Anm. 1), S. 14.

18 Vgl. den Kommentar zur Stelle von Dieter Breuer, der für die postulierte „mutmaßliche Vorlage“ zudem auf die unfeste Tradierung des Liedes, seine *mouvance*, was die Strophenzahl angeht, hinweist. Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Werke*. I. 1. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 1989 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 4.1), S. 801–802, Zitate: S. 801. Zum Bauernlied und seiner Stellung im Erzählzusammenhang ausführlich Hans Dieter Gebauer: *Grimmelshausens Bauern-darstellung. Literarische Sozialkritik und ihr Publikum*. Marburg 1977 (Marburger Beiträge zur Germanistik 53), S. 63–79; kritische Diskussion der varianten Überlieferung und der bislang dunklen Verfasserschaft bei Peter Heßelmann: Das „Bauernlied“ bei Grimmelshausen und in Johann Georg Schielens Zeitschrift *Historische Politische und Philosophische Krieg- und Friedens-Gespräch* (1683). In: *Simpliciana* XXV (2003), S. 379–388.

19 Vgl. insgesamt Ansgar M. Cordie: *Raum und Zeit des Vaganten. Formen der Weltaneignung im deutschen Schelmenroman des 17. Jahrhunderts*. Berlin, New York 2001 (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 19), S. 361–377.

20 Davon ist zu unterscheiden, daß „Hirten“ *per se* „Vaganten“ sind, „nicht-sesshafte Personen, ein bestimmter Typ des fahrenden Volkes“, vgl. Dirk Werle: Hirten als lose Leute. Bukolik, Odendichtung und Vagantentum am Beispiel von David Schirmers *Scheidendem Chloridan*. In: *Lose Leute. Figuren, Schauplätze und Künste des Vaganten in der Frühen Neuzeit*. Hrsg. von Julia Amslinger, Franz Fromholzer und Jörg Wesche. Paderborn 2019, S. 83–97, hier S. 83.

formen einwandert,²¹ soll bestimmend für das Itinerar der nachfolgenden Überlegungen sein.²²

Am Anfang der Reise – der Schäfer wie der ihnen eigenen bukolischen Gattung der „Eclogen oder Hirtenlieder“²³ –, die im nördlichen Italien des ersten vorchristlichen Jahrhunderts beginnt, im früheren 17. Jahrhundert über das Riesengebirge führt und um die Jahrhundertmitte in Nürnberg mündet, steht Arkadien: einerseits eine ziemlich karge Landschaft in Griechenland, andererseits ein unerschöpflich fruchtbarer literarischer Topos. Eigenart des topischen Arkadiens ist, von Anfang an, die Loslösung von der griechischen Topographie, um sich als imaginäre Hirtenlandschaft, in der alles auf ideale Weise zusammentrifft, was einen *locus amoenus* ausmacht, mit einer anderen Topographie zu verbinden: derjenigen Italiens, wie sie Vergil in seinen *Bucolica* entwirft. Entsprechend stellt Arkadien sich nicht als zeitenthoben-utopische Wunschlandschaft dar, sondern „suggeriert [...] eine auf Erden mögliche Lebensform“²⁴ unter idealen Wirklichkeitsbedingungen: In diesem topischen Arkadien gibt es nur angenehme Jahreszeiten, es ist immer Frühling oder Frühsommer, doch nicht, weil mythisch die Jahreszeiten nicht wechselten (das tun sie sehr wohl, auch der Herbst wird zum Beispiel gebraucht, damit es Wein gibt). Vielmehr spielt Schäferdichtung üblicherweise an einem

-
- 21 Daß „Vaganten vom Typus des Hirten [...] in der Literatur im Rahmen verschiedener überlieferter Schreibweisen, man könnte auch sagen: Genres oder Gattungen, thematisiert“ werden, stellt Dirk Werle (Hirten [wie Anm. 20], S. 84) vom Standpunkt der (unmittelbar und prominent auf Opitz rückführbaren) bukolischen Ode fest. Zur Korrelation von „pikareske[r] Perspektive“ und „schäferliche[r] Utopie“ Cordie, *Raum* (wie Anm. 19), S. 296–298; Zitat: S. 298.
- 22 Grundlegend zur Arkadiendichtung, insbesondere derjenigen des 17. Jahrhunderts, sind die Arbeiten Klaus Garbers. Vgl. im vorliegenden Zusammenhang besonders Klaus Garber: Nachwort des Herausgebers. In: Georg Philipp Harsdörffer, Sigmund von Birken, Johann Klaj: *Pegnesisches Schäfergedicht 1644–1645*. Hrsg. von Klaus Garber. Tübingen 1966 (Deutsche Neudrucke. Reihe: Barock 8), S. 3*–27*, sowie Klaus Garber: *Wege in die Moderne. Historiographische, literarische und philosophische Studien aus dem Umkreis der alteuropäischen Arkadien-Utopie*. Hrsg. von Stefan Anders und Axel E. Walter. Berlin, Boston 2012, S. 146–341.
- 23 MARTINI OPITII Buch von der Deutschen Poeterey. In welchem alle jhre eigenschafft vnd zuegehör gründtlich erzehlet/ vnd mit exempeln außgeföhret wird. Gedruckt in der Fürstlichen Stadt Brieg/ bey Augustino Gründern. In Verlegung David Müllers Buchhändlers in Breßlaw. 1624, fol. D 3^r. Exemplar der Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen (Signatur: 8 P Germ I, 5 Rara).
- 24 Reinhard Brandt: *Arkadien in Kunst, Philosophie und Dichtung*. Freiburg i. Br., Berlin 2005 (Rombach Wissenschaften – Reihe Quellen zur Kunst 25), S. 12.

Frühlings- oder Frühsommertag, woraus sich die für den *locus amoenus* erforderlichen Kulissen zwanglos ergeben: außer schönem Wetter ein liebliches, mit saftigem Gras bewachsenes Tal, ein plätscherndes Bächlein, ein, zwei schattenspendende Bäume, Vogelzwitschern... Man kennt den Topos, ein früher Junitag läge nah. Nicht minder folgerichtig stellt sich auf solcher Bühne das Personal ein: Hirten, in der Antike gleichermaßen Rinder-, Ziegen- und Schafhirten, in der frühneuzeitlichen Übernahme der arkadischen Tradition bevorzugt Schafhirten. Auch das erklärt sich spielend: „[w]eil [...] unter diesen die Schafhirten müssiger als alle andre“ seien, „in dem nemlich die Schafe die lieblichsten Thierlein unter besagten/ sich nit leichtlich vergehen/ wie Rind- und Kühevieh/ und sie deßwegen gute Zeit haben/ der Heerde zur Tafel zuspieren“.²⁵ Damit kommt ein weiteres konstitutives Moment von Schäferdichtung ins Spiel: die Hirten musizieren und singen. Mehr noch: sie dichten. Notiert wird im *Poetischen Trichter* des Spielenden (daraus stammt das Zitat) freilich auch die Künstlichkeit solchen Spiels unter idealen Wirklichkeitsbedingungen – und damit der ‚grosse Unterscheid‘ zur unidealen Realität, wie sie die erste Szene des *Simplicissimus* zeigt: „Wann sie [die „Schäfer“; N. K.] grobe Gespräche führten/ wie die Baurleute zu thun pflegen/ wäre keine Lust/ sondern ein Verdruß ihnen zuzuhören.“²⁶

Während dieser Kontrast in der Schäferdichtung konsequent ausgespart bleibt, Wortmeldungen wie die initiale des Knan –

Bub biß fleissig/ loß di Schoff nit ze weit vunananger laffen/ un spill wacker uff der Sackpfeiffa/ daß der Wolff nit kom/ und Schada dau/ dann he yß a solcher feyerboinigter Schelm und Dieb/ der Menscha und Vieha frisst/ un wan dau awer farlässj bisst/ so will eich dir da Buckel araura²⁷

– schlechterdings nicht vorgesehen sind, sowenig wie die Sackpfeife als Hirteninstrument, tragen zwei andere Kontraste zum Reiz des topischen Orts explizit bei: der zur Geschäftigkeit der Stadt und der zum Krieg. Arkadien, so wie Vergil es zum literarischen Topos formt, ist nicht ‚heile Welt‘, pure Idylle, sondern als Idylle ein gefährdeter Ort – gerade daraus erwächst ihm seine Kostbarkeit. Arkadien ist Refugium, ein imaginärer Zufluchtsort, dessen Wert aus seiner Nichtselbstverständlichkeit resultiert.

25 *Poetischen Trichters zweyter Theil* (wie Anm. 14), S. 102.

26 *Poetischen Trichters zweyter Theil* (wie Anm. 14), S. 102.

27 *Der Abentheurliche Simplicissimus Teutsch* (wie Anm. 1), S. 13.

Das exponiert die erste Ekloge, ihrerseits Exposition von Vergils Sammlung, in aller Schonungslosigkeit. Vielleicht kann man soweit gehen zu behaupten, Vergils erste Ekloge präsentiere gattungspoetologisch einen Scheideweg: in die durch sie und die nachfolgenden neun Gedichte begründete bukolisch-arkadische Tradition hinein einerseits, andererseits, und zwar ins Offene nichtlyrischen Sprechens oder gar des Verstummens, aber auch gleich wieder aus ihr heraus. Dieser zweite, unbestimmte Weg ist es, dessen intertextuelles Gepäck nachvergilische Schäfer, gerade solche des 17. Jahrhunderts, von einem Raum, einer Zeit (dem nach Italien versetzten Arkadien des ersten vorchristlichen Jahrhunderts) in eine(n) andere(n) transferieren. Ich umreiße stichwortartig die vergilische Ausgangssituation und hebe wesentliches ‚Gepäck‘ für die weitere Reise hervor: Zwei Hirten, beide tragen griechische (also fremde, nichtlateinische) Namen, Tityrus und Meliboeus, sind im Gespräch – und dabei für den Rezipienten des Hirtengedichts, vielleicht aber auch füreinander im Gesang. Denn die beiden sprechen in Versen, Hexametern, und am Anfang sagt Meliboeus über Tityrus, er habe es gut, er könne im Schatten der weitausladenden Buche auf seiner Panflöte spielen („*TITYRE, tu, patulae recubans sub tegmine fagi, | Silvestrem tenui musam meditaris avenâ*“);²⁸ er selbst hingegen werde, läßt er ganz am Ende verlauten, fortan keine Lieder mehr singen („*Carmina nulla canam*“).²⁹

Zweierlei ist an dieser Konstellation festzuhalten: Erstens – die Hirten sind, nicht nur nebenbei, sondern hauptamtlich, mit Dichtung beschäftigt, speziell mit lyrischen Formen (daß der Hexameter kein genuin lyrischer Vers ist, gilt es dabei im Blick zu halten). Die vergilischen Hirten singen, die barocken Hirten singen nicht nur, sie schreiben auch, und zwar in den vielfältigsten Formen. Martin Opitz’ *Schäfferey von der Nimfen Hercinie*, die 1630 die deutschsprachige Schäferdichtung begründet, in Gestalt der sogenannten Prosaekloge (eigentlich einer Mischung aus Prosa und Vers: in eine rahmende Prosaerzählung, die einen Tag, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang umfaßt, sind Verse eingelegt, während Vergils Eklogen ausschließlich aus Versen bestehen), Opitz’ *Schäfferey von der Nimfen Hercinie* beginnt damit, daß ein Ich

28 P. VIRGILII MARONIS OPERA OMNIA: BUCOLICA, GEORGICA, ÆNEIS; CIRIS ET CULEX: Cum Commentario FRID. TAUBMANNI. curante & edente CHRISTIANO TAUBMANNO FRID. F. Additi sunt INDICES necessarii. Cum Privilegio Cæsareo. APVD ZACHARIAM SCHVRRERVM. Anno Christiano M. DC. XVIII., S. 4, V. 1–2.

29 P. Virgilii Maronis Opera omnia (wie Anm. 28), S. 6, V. 77.

sich seine Sorgen in Form eines Sonetts vom Herzen *schreibt*: indem es dies Sonett in den Stamm einer Tanne ritzt. Das ist eine geläufige Form der Verschriftung von Gedichten innerhalb barocker Schäfergedichte (die arkadische Natur ist im 17. Jahrhundert vielfältig beschriftete Natur). Aber die Hirten, jedenfalls die Nürnberger, können auch anders: modern wie sie sind, haben sie „Papier und [...] Bleygriffel“ bei sich, wie 1645 aus Sigmund von Birkens *Fortsetzung der Pegnitz-Schäferey* zu erfahren ist. Ein Sachverhalt, der der Erzählinstanz eine eigene Klammerbemerkung wert ist: „(allhier ist zu merken/ daß diese Schäfer sich immer zu mit Papier und Wasserbley in ihren Hirtentaschen versehen/ damit ja ihnen bey Gelegenheit an Matery zum Schreiben nicht ermangeln möchte)“.³⁰ Spätestens an solchen Stellen wird unübersehbar, was bei den vergilischen Hirten eher implizit bleibt: die Hirten der Schäferdichtung sind Kunstfiguren, die mit ‚echten‘ Hirten wenig gemein haben, geradezu Masken, hinter denen poetisch aufgelegte Nicht-Hirten aus ihrem unarkadischen Alltag Zuflucht finden können. Die barocken Schäferdichtungen reflektieren die Differenz zwischen den bäurischen Hirten der außerliterarischen Wirklichkeit und den Kunsthirten der Arkadiendichtung vielfach ausdrücklich, so 1644 in der Vorrede zu Harsdörffers und Klajs *Pegnesischem Schaefergedicht*:

Man möchte hierbey einwenden/ daß die Schäfer dergleichen Vnterredungen nicht führen/ ja solche zu verstehen nicht fähig weren: Hierauf wird geantwortet/ daß bey Beschreibung ihrer Bäurischen Gespräche unnd groben Sitten/ mehr Verdrus als Belustigung zu befahren: und diese Schäfer durch die Schafe ihre Bücher/ durch derselben Wolle ihre Gedichte/ durch die Hunde ihre von wichtigen Studieren müßige Stunden bemercket haben: Welches sie dem Leser Eingangs anzumelden nicht ümgehen sollen.³¹

Kehrseite der ostentativen Künstlichkeit ist die besondere Chance authentischer Aussage: in diesen offensichtlichen Kunsthirten läßt sich leicht Auto-

30 Fortsetzung *Der Pegnitz-Schäferey*/ behandelnd/ unter vielen andern rein-neuen freymühtigen Lust-Gedichten und Reimarten/ derer von Anfang des Teutschen Krieges verstorbenen Tugend-berümtesten Helden Lob-Gedächtnisse; abgefasset und besungen durch Floridan/ den Pegnitz-Schäfer. mit Beystimmung seiner andern Weidgenossen. Nürnberg/ In Verlegung Wolfgang Endters. Im Jahr M. DC. XXXXV., S. 70. Exemplar der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel (Signatur: Lo 400 [2]).

31 PEGNESJSCHES SCHAEFERGEDJCHT in den BERJNORGJSCHEN GEFJLDEN/ angestimmt von STREFON und CLAJVS. Nürnberg/ in Verlegung Wolfgang Endter. M. DC. XXXXIV., fol. A 2^v. Exemplar der Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen (Signatur: 8° Poet. Germ. II 6180).

biographisches verstecken – und, da die Verkleidung so unübersehbar Verkleidung ist, eben auch zeigen. Das beginnt schon bei Vergil und ist von früh an fester Bestandteil der Vergilauslegung; und zwar gleich bezogen auf die erste Ekloge. Daß „Virgilius sich selbst bald Tityrus/ bald Corydon/ bald so/ bald anders in seinen Hirtengesprächen tauffet“, liest man in Birkens Vorrede zur *Fortsetzung der Pegnitz-Schäferey*.³² „Hic autem sub personâ Tityri latet Virgilius: unde & Tityrus à Calpurnio & alijs nominatim dicitur“, heißt es entsprechend im Stellenkommentar zur ersten Ekloge in einer 1618 in Leipzig gedruckten Vergilausgabe;³³ und das *argumentum* situiert das Geschehen kontextualisierend vor dem unarkadisch-biographischen Horizont der Konfiszierung von Land nach der Schlacht bei Philippi, zum Zweck der Versorgung der siegreichen Soldaten mit dem Boden von Anhängern der Gegenpartei (unter anderm in Cremona):

CUM Maro [i. e. Vergil; N. K.] agrum Cremonæ vicinum amisisset, Romam venit, & Carminibus Qvintilio Varo, Mæcenatiqve commendatus, pèrque hunc Augusto, agrum bello civili ereptum, recuperavit.³⁴

Daß auch die Rolle des andern Hirten, des irreversibel enteigneten Meliboeus, historisch identifizierbar sein könnte, als eine Art *alter ego* Vergils, deutet der Kommentar immerhin an: in der Bemerkung, „sub personâ *Melibæi*“ sei – unbestimmt, doch klar beziehbar auf Vergils Heimatstadt Mantua – „quivis Mantuanus agro pulsus“ verborgen.³⁵

Zweitens – Arkadien ist, wie gesagt, ein idyllischer Ort, der seinen Wert in der Gefährdung gewinnt. In Vergils erster Ekloge ist die Gefährdung arkadischen Glücks nicht nur im Hintergrund drohend präsent, sondern reißt, ungeachtet des Wechselgesprächs, eine akute Kluft zwischen die beiden Hirten. Denn die Landenteignung zur Versorgung von Veteranen, ehemaligen Soldaten der siegreichen Partei aus den Bürgerkriegswirren im Umbruch von der römischen Republik zum Kaiserreich, entzieht den Hirten ihren Weidegrund und damit ihre Existenz – eigentlich, zunächst, beiden. Doch Tityrus bekommt – durch einen Gott, wie es heißt, und dann wird aus dem Gott, der in Rom situiert ist, ein Zukunft verheißender Jüngling, den die Auslegungstradition als

32 *Fortsetzung der Pegnitz-Schäferey* (wie Anm. 30), fol.)(2^v.

33 *P. Virgilii Maronis Opera omnia* (wie Anm. 28), S. 6.

34 *P. Virgilii Maronis Opera omnia* (wie Anm. 28), S. 3.

35 *P. Virgilii Maronis Opera omnia* (wie Anm. 28), S. 6.

„Augustus Cæsar“ identifiziert³⁶ –, Tityrus also bekommt dank dem wunderbaren Eingreifen dieses Gottes das ihm entzogene Land und seine Hirtenzukunft zurück, so daß er in Meliboeus dem Schicksal begegnet, das ihn selbst beinah ereilt hätte. Am römischen Bürgerkrieg scheiden sich die Schicksale des Tityrus, der in Muße auf seinem arkadischen Gut bleiben darf, dessen Schafe gedeihen und der Zeit zum Dichten hat, und des Meliboeus, der als Vertriebener, als Flüchtling ins Ungewisse unterwegs ist, dessen Schafe auf der Strecke bleiben – exemplarisch das Mutterschaf, das auf nacktem Fels Zwillinge geboren hat, die auf der Flucht zurückgelassen werden müssen, weil die neugeborenen Lämmer noch nicht reisefähig sind. In der Konstellation der ersten Ekloge begegnen sich diese von gleichen Ausgangsbedingungen her entgegengesetzten Schicksale für einen Moment – um sich dann auf immer zu trennen.

Der Schluß läßt mit dem dunkel getönten Bild von den länger fallenden Schatten offen, ob Meliboeus das temporäre Zufluchtsangebot des Tityrus annimmt: ein Aufschub bestenfalls, kein arkadisches Refugium. Oder ob er, buchstäblich sang- und klanglos, ohne ein weiteres Wort weiterzieht.³⁷ Liest man die erste Ekloge als autobiographischen Schlüsseltext, dann zeigt sich schnell, daß die schlichte Zuordnung ‚Vergil = Tityrus‘ zu kurz greift. Vergil ‚ist‘ Tityrus, der durch die Restitution seines Landes Beglückte, und er ‚ist‘ auch Meliboeus, der durch Enteignung um sein Land Gebrachte – er hat das Schicksal des Meliboeus erfahren und dann das Schicksal des Tityrus, und wenn beide diesen gottgleichen Jüngling feiern, der Tityrus unbegreiflicherweise vor dem allgemeinen Enteignungsschicksal errettet hat, dann ist doch in der Spiegelbildlichkeit beider Hirten auch die Willkür der Rettung reflektiert. Dieser Gott, hinter dem Oktavian, der spätere Kaiser Augustus, kenntlich wird, ist als *deus ex machina* gezeichnet, und ein *deus ex machina* zeigt poetologisch immer auch an, daß etwas nur mit der Gewalt eines Kunstgriffs eingerenkt werden kann. Aufs Spiel gesetzt ist in der Willkür der Alternative nicht weniger als die Zukunft bukolischer Dichtung.

36 *Virgilii Maronis Opera omnia* (wie Anm. 28), S. 7.

37 Daß es sich um eine neuralgische Stelle handelt, spiegelt das offenbar gegen das überlieferte „poteras“ konjizierte, noch eine Zukunft offenhaltende Futur „poteris“ in Tityrus’ letzter Replik (V. 79: „*Hic tamen hanc mecum poteris requiescere noctem*“). *P. Virgilii Maronis Opera omnia* (wie Anm. 28), S. 6. Vgl. aber den Kommentar zur Stelle S. 13: „POTERIS] In vett. *poteras* [...]“

Tityrus bleibt also, und wäre Meliboeus ihm nicht begegnet, würde er nicht nur in sich selbst ruhen („*lentus in umbrâ*“), sondern auch seine Geschichte für sich behalten, allenfalls selbstbezüglich mit der Natur Spiegelkommunikation betreiben (indem er die Wälder lehrt, den Namen seiner Geliebten zurückzutönen, „*resonare*“: er ruft in den Wald hinein, das Echo gibt ihm die eigenen Worte zurück).³⁸ Meliboeus dagegen, dem die Ruhe, das Land, die Fülle fehlt, bringt all dies zur Sprache – als das, was Tityrus hat und was er, Meliboeus, verloren hat. Er ist es auch, der Tityrus nach seiner Glücksgeschichte fragt und umgekehrt die eigene Verlustgeschichte erzählt. Meliboeus, der Flüchtling, ist also derjenige, der Geschichte zur Sprache bringt, und zwar autobiographisch, als selbsterlebte. Die traumatische Erfahrung dieser selbsterlebten Geschichte – durchaus im Sinne ‚großer‘ Geschichte: der Hirt stößt mit dem römischen Bürgerkrieg zusammen – ist die Inbesitznahme des eigenen kultivierten Landes („*tam culta novalia*“³⁹) durch den Kriegermann, den Soldaten, der von Meliboeus als „*[i]mpius*“ (‚gottlos‘) und „*[b]arbarus*“ bezeichnet wird.³⁹ „Der Kriegermann wil ein Schäfer werden“⁴⁰ – was dem ersten Anschein nach wie eine utopische Friedensperspektive klingt, fühlt sich in der Praxis ganz anders an. Denn genau das wollen die siegreichen Veteranen aus den römischen Bürgerkriegen ja: ‚friedliche‘ Landbesitzer werden, allerdings auf Kosten derer, denen dies Land gehört hat und die jetzt zu Flüchtlingen werden.

3. Ins Riesengebirge: ein zweiter Flüchtling namens Opitz

Überspringen wir die Alpen und beinahe siebzehn Jahrhunderte und wenden uns nach Osten Richtung Riesengebirge, wegweisend das doppelte ‚Gepäck‘ des Meliboeus: daß erstens der, der auf der Flucht ist, etwas zu erzählen hat, seine Geschichte geradezu loswerden muß, somit aus dem lyrischen Sänger zum Erzähler wird; und daß zweitens nicht nur der Krieg die arkadische Schäferexistenz bedroht, sondern paradoxerweise auch der Wechsel vom Krieg zum Frieden. Bei Opitz’ *Schäfferey von der Nimfen Hercinie* Ende 1629 sei nur kurz Station gemacht, das Augenmerk will ich vor vergilischem Hinter-

38 P. Virgilii Maronis Opera omnia (wie Anm. 28), S. 4, V. 4–5.

39 P. Virgilii Maronis Opera omnia (wie Anm. 28), S. 5, V. 70–71.

40 Poetischen Trichters zweyter Theil (wie Anm. 14), S. 108.

grund auf zweierlei lenken: auf den Schauplatz (der hier fast die Hauptrolle hat) und auf die angeblichen Schäfer.

Man braucht nur den Anfang der *Schäfferey von der Nimfen Hercinie* zu lesen, um die Bedeutsamkeit des Schauplatzes wahrzunehmen:

ES lieget dißeits dem Sudetischen gefilde/ welches Böhaimb von Schlesien trennet/ vnter dem anmutigen Riesenberge ein thal/ deßen weitschweiffiger vmbkreiß einem halben zirckel gleicht/ vndt mitt vielen hohen warten/ schönen bächen/ dörffern/ maierhöfen vndt schäffereyen erfüllet ist. Du köndtest es einen wohnplatz aller frewden/ eine fröliche einsamkeit/ ein lusthauß der Nimfen vndt Feldtgötter/ ein meisterstücke der Natur nennen. Dasselbst befandt ich mich/ nach dem ich die zeit zue vertreiben/ vndt meinen gedancken desto freyer nach zue hengen/ vor zweyen tagen von einem andern orte/ welcher eben mitt diesem gebirge gränzet/ vndt des außgestandenen vbels wegen bey jtzo schwebenden jämmerlichen kriegem/ nicht vnbekandt ist/ entwiechen war.⁴¹

Der erste Satz nimmt – gänzlich anders als in der arkadischen Tradition vor Opitz – eine präzise geographische Positionierung vor, man könnte den Ort der Handlung auf der Landkarte suchen. Und der Boden, auf dem diese Schäferdichtung situiert wird, ist geschichtsträchtiger Boden, wie für den deutschsprachigen, d. h. protestantischen Leser des Jahres 1630 in aller Selbstverständlichkeit klar ist: Im hussitischen Königreich Böhmen ist der nachmals Dreißigjährige Krieg, der 1629/30 ins zwölfte Jahr geht, aus konfessionspolitischen Gründen ausgebrochen, und das gleichfalls protestantische Schlesien, das politisch zum Königreich Böhmen gehört und den Böhmischem Aufstand unterstützt hatte, war zusammen mit Böhmen von der kaiserlich-katholischen Gegenoffensive seit dem Herbst 1620 aufs schärfste bestraft worden – durch militärische Besetzung und durch gewaltsame Rekatholisierung (die Alternative: Vertreibung). Ein nicht nur geschichtsträchtiger Boden, sondern (wenigstens in protestantischer Perspektive, und in dieser schreibt Opitz mit der Wahl des Hochdeutschen, des ‚Lutherisch-Deutschen‘, unmißverständlich) auch ein leidträchtiger Boden, auf dem Opitz seine *Schäfferey* ansiedelt und dies „thal“ nur ganz vorsichtig, im Konjunktiv, als „wohnplatz aller frewden“ oder „lusthauß der Nimfen vndt Feldtgötter“ charakterisiert. Bezeichnenderweise entpuppt sich das Ich, das im dritten Satz ins Spiel kommt, dann auch

41 Martin Opitzen *Schäfferey Von der Nimfen Hercinie*. Gedruckt zum Brieg Jn verlegung David Müllers Buchhandlers [sic] in Breßlaw. 1630, S. 7. Exemplar der Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen (Signatur: Poet. Germ. II. 5150).

am Ende des ersten Absatzes als Kriegsflüchtling: „nach dem ich [...] vor zweyen tagen von einem andern orte/ welcher [...] des außgestandenen vbels wegen bey jtzo schwebenden jämmerlichen kriegem/ nicht vnbekandt ist/ entwiechen war“. Hat man das Buch aufgeschlagen vor sich, dann steht der ungenannte Ort auf der gegenüberliegenden *verso*-Seite am Ende der Widmung: „Glatz/ zue außgange des 1629. Jhars“, die schlesische Stadt und Grafschaft Glatz im Riesengebirge, die sich bis Oktober 1622 geweigert hatte, sich dem Kaiser zu unterwerfen – mit der Konsequenz, daß die Stadt von kaiserlichen Truppen belagert und niedergebrannt, ihre Einwohner zum katholischen Bekenntnis gezwungen wurden.⁴² So unarkadisch wie die Lokalisierung ist auch die zeitliche Situierung der Opitzschen *Schäfferey*. Denn nicht nur das Widmungsdatum fällt auf das Jahresende, auch die Erzählung selbst entfaltet in erwartbarer Form das Unerwartete, erst in Versen, dann in Prosa:

Der Monde machte gleich mehr stunden zue den träwmen/
 Der stock stundt ohne wein/ das obst war von den bäwmen/
 Der strenge Nortwindt nam den püsch en jhre ziehr/
 Vndt auff die Wage tratt der Scorpion herfür;

Mitt einem worte: Es war zue ende des Weinmonats [i. e. des Oktobers; N. K.]/
 als die hirten im felde ein feuer zue machen/ vndt der ackersmann/ welcher
 nun vber winter außgeseet/ seinen rock herfür zue suchen begundte.⁴³

Alle Zeichen stehen, gemessen am arkadischen Maßstab, auf verkehrte Welt: die Landschaft, so anmutig sie vielleicht aussehen mag, ist blutgetränkter Kriegsboden, die Jahreszeit kalt und unwirtlich. Das ist der Schauplatz, auf dem die durch den vergilischen Bürgerkriegsflüchtling Meliboeus mitgebrachte Form der Ekloge im protestantischen Kriegsdeutschland des 17. Jahrhunderts Fuß faßt. Das endet nicht völlig trostlos, immerhin begegnen die Schäfer – außer dem Ich noch drei weitere, mit ihm befreundete – der Nymphe Hercinie, die ihnen im Berginnern (in der „springkammer der flüße“)⁴⁴ die im Riesengebirge Richtung Schlesien und Richtung Böhmen entspringenden

42 Das hebt Merian noch 1650 hervor, vgl. M. Q. TOPOGRAPHIA BOHEMIÆ MORAVIÆ ET SILESIAE das ist, Beschreibung vnd eigentliche Abbildung der Vornehmsten vnd bekanntisten Stätte vnd Plätze, in dem Königreich Boheim vnd einverleibten Landern [sic], Mähren, vnd Schlesien. An tag gegeben vnnndt Verlegt durch: Matthæum Merian Zu Franckfurt. 16.50. Cum priuilegio Sac: Cæsar: Maijestatis, S. 32–33.

43 *Schäfferey von der Nimfen Hercinie* (wie Anm. 41), S. 7.

44 *Schäfferey von der Nimfen Hercinie* (wie Anm. 41), S. 25.

Flüsse zeigt: buchstäblich Lebensadern und zukunftsweisende Hoffnungsträger. Denn der Krieg kann Städte, Wälder, Gärten vernichten, aber die Flußläufe kann er nicht zerstören. Entsprechend wird aus dem für den antiken *locus amoenus* typischen plätschernden Bächlein in den deutschsprachigen Eklogen des 17. Jahrhunderts ein Fluß, manchmal auch mehrere, und zwar nicht irgendwelche namenlosen Wasserläufe, sondern solche, die auf der Landkarte verzeichnet und für eine Region konstitutiv sind – in der *Schäfferey von der Nimfen Hercinie* zentral die Oder als „haupt[] vndt regentinn der Schlesischen flüße“ und der „fischreiche[] klare[] Bober“ (an dem Opitz' Geburtsstadt Bunzlau liegt).⁴⁵ Aber die Aussicht, die der Text am Ende eröffnet, ist doch fragil. Als die Nymphe die Hirten wieder aus dem Berginnern entlassen hat, kommen sie auf der andern, der böhmischen Seite heraus, und vor ihnen öffnet sich folgendes Tableau:

Als wir nun [...] von [...] diesem vndt jenem vnterredung hielten/ gefiel vns die landart gegenüber liegenden Königreiches sonderlich/ als deßen ebene von dem gemach vndt gemach auffsteigenden gebirge gleich wie von einem krantz vmbgeben ist/ vndt daß außsehen eines künstlichen schawplatzes hatt/ darinnen etwan die alten jhre spiele zue zeigen gewohnt gewesen.⁴⁶

Der initiale böhmische Kriegsschauplatz wird von den Hirten mitten im Krieg ästhetisch wahrgenommen, als „künstliche[r] schawplatz[]“ nach Art der antiken Theater! Und mit dem nächsten Satz entspringt aus dem Kriegsgeschehen Dichtung: „Hierüber dann meine drey mitgesellen/ in erwegung ietziger betrübter läufften/ auff folgendes hirtenslied oder gespreche gerichten“⁴⁷ – es folgt nach vergilischem Muster ein Wechselgesang (allerdings nicht in lyrischen Versen, sondern – Pendant zu Vergils Hexametern – in Alexandrinern). Auffällig ist freilich, gerade vor vergilischem Hintergrund, wie die bukolischen Sänger auf der Druckseite in Erscheinung treten: „Venator“, „Buchner“, „Nüßler“ lauten die Sprecherangaben zwischen den einzelnen Beiträgen.⁴⁸ Das sind keine Hirtennamen, sondern die Klarnamen real existierender Dichter des 17. Jahrhunderts: Balthasar Venator (1594–1664), August Buchner (1591–1661), Bernhard Wilhelm Nüßler (1597–1643). Und der vierte im Bunde, das Ich, tritt ganz am Ende auch mit seinem richtigen Namen „Opitz“

45 *Schäfferey von der Nimfen Hercinie* (wie Anm. 41), S. 25.

46 *Schäfferey von der Nimfen Hercinie* (wie Anm. 41), S. 52.

47 *Schäfferey von der Nimfen Hercinie* (wie Anm. 41), S. 52.

48 *Schäfferey von der Nimfen Hercinie* (wie Anm. 41), S. 53–55.

auf.⁴⁹ Eine eklatante Verletzung arkadischer Spielregeln, schlimmer fast noch als die spätherbstliche Jahreszeit. Was also hat es mit dem Personal der Opitzschen *Schäfferey* auf sich?

Zwar spricht Opitz in der Widmungsvorrede davon, daß in seinem Text „drey gelehrte Poeten [...] nebenst mir [...] vnter gestalt der hirtten“ miteinander redeten, und nennt als Modell dafür unter andern „Virgilius“.⁵⁰ Doch kommt in der *Schäfferey* nicht ein einziges Schaf vor, im Gegenteil wird gesagt, „Buchner“ habe „seine herde“ mit Mühe und Not jemand anders anvertraut,⁵¹ sonst hätte er nicht ins Riesengebirge kommen können. Hercinies durchgängige Anrede der vier als „hirtten“⁵² läuft so ins Leere, vielmehr weist das auffällige Fehlen der Schäfermaske ostentativ darauf hin, daß die Flucht der Poeten nach Arkadien bestenfalls notdürftig gelingt. Entsprechend bleibt, betrachtet man den das Finale einleitenden Wechselgesang zwischen „Venator“, „Buchner“ und „Nüßler“ näher, auch die poetische Verkleidung des böhmischen Kriegsschauplatzes halbwegs durchsichtig. Es beginnt „Venator“ mit einer direkten Adressierung des „künstlichen schawplatzes“:

Ist jenes dann das feldt/ liegt dahinein das landt/
 Wo vnlangst eine glut so hoch ist auffgebrandt/
 Darvon wir schäffer auch bey vnserm klaren Reine/
 Sindt worden angesteckt? wir saßen vor im weine/
 Das vieh gieng in das graß biß an den bauch hinein;
 Jetzt sehen wir den krieg für schaffe/ blut für wein.⁵³

Was als „hirttenlied“ angekündigt worden war, entpuppt sich – nicht anders als bei Meliboeus – als Verlustanzeige. Die ersten beiden Verse gelten dem böhmischen Schauplatz, die übrigen dem von dort auf die Gegenden an Rhein und Neckar, konkret: die pfälzische Hauptstadt Heidelberg, übergreifenden Krieg, der den fiktiven „Venator“ wie 1622 den realen Balthasar Venator zum Kriegsoffer und Flüchtling gemacht hat.⁵⁴ „Jetzt sehen wir den krieg für [d. h. anstelle der; N. K.] schaffe“ – die Schäferexistenz liegt offenkundig in der

49 *Schäfferey von der Nimfen Hercinie* (wie Anm. 41), S. 65.

50 *Schäfferey von der Nimfen Hercinie* (wie Anm. 41), S. 5.

51 *Schäfferey von der Nimfen Hercinie* (wie Anm. 41), S. 11.

52 *Schäfferey von der Nimfen Hercinie* (wie Anm. 41), S. 24 u. ö.

53 *Schäfferey von der Nimfen Hercinie* (wie Anm. 41), S. 53.

54 Vgl. Georg Burkard: Einführung. Balthasar Venators Leben und Werk. In: Balthasar Venator: *Gesammelte Schriften*. Hrsg. von Georg Burkard und Johannes Schöndorf. Bd. 1. Heidelberg 2001, S. XIII–XLI, bes. S. XIX–XX.

Vergangenheit, weil der Krieg sie zerstört hat,⁵⁵ weil, so „Venator“ weiter, „Ein frembdes glücke [...] den Neckar eingenommen/ | Sampt vnser hirten-trifft/ vndt mich hinweg gejagt“.⁵⁶ Ganz ähnlich „Nüßler“ aus der Perspektive seiner Heimat, des für die Unterstützung des Böhmisches Aufstands militärisch mitbestraften Schlesiens:

Diß ist der Böhmerwaldt/ das heißen die Sudeten;
Wie hoch sie aber gehn/ so sindt doch angst vndt nöthen
Geflogen vber sie. du hast nur vnser landt
Vergebens/ o natur/ von diesem abgetrannt.⁵⁷

Dazwischen steht „Buchner“, der zwar (wie die drei andern auch) am Ort des Geschehens nicht zuhause ist (Buchner ist Sachse), aber als einziger keinen Verlust, keine Vertreibung erlitten hat und seine Gefährten auf den „edle[n] schäffer thon“ zurückzulenken sucht.⁵⁸ Zunächst mit mäßigem Erfolg – „Nüßler“ kontert zersetzend:

der Musen seiten spiel/
Es sey so guet es kan/ schafft eben also viel
Bey einer heereskrafft/ als etwan eine taube
Für einem adler gilt der außfleugt nach dem raube.⁵⁹

Zuletzt gelingt es ihm doch, eine Brücke zu bauen – aber wie gebrechlich! Ausgerechnet das Argument der *vanitas*, „es bleibe[] nichts bestehen | In dieser gantzen welt“, also auch die jetzt beklagte Zerstörung nicht,⁶⁰ muß den Ausweg öffnen.

4. Pegnesisches Refugium oder: Klajus & Floridan müssen erzählen

Es ist Zeit, nach Nürnberg aufzubrechen, wo beim einheimischen Hirten Strephon im Jahr 1644 ein erster Kriegsflüchtling namens Klajus eintrifft, vertrieben vom Krieg aus Meißen; und 1645 ein zweiter Vertriebener namens Floridan, der genau aus der Region stammt, in der gut anderthalb Jahrzehnte

55 Beim Wort genommen, hat er sie meta-phorisch verstellt.

56 *Schäfferey von der Nimfen Hercinie* (wie Anm. 41), S. 53.

57 *Schäfferey von der Nimfen Hercinie* (wie Anm. 41), S. 53.

58 *Schäfferey von der Nimfen Hercinie* (wie Anm. 41), S. 53.

59 *Schäfferey von der Nimfen Hercinie* (wie Anm. 41), S. 53.

60 *Schäfferey von der Nimfen Hercinie* (wie Anm. 41), S. 54.

zuvor das Nicht-Lied (, *carmen nullum*‘) des vergilischen Flüchtlingsschäfers Meliboeus in einer Mischung aus Prosa und Vers deutschsprachig Fuß gefaßt hatte: aus Böhmen. Unverkennbar ist, beinahe von der ersten Zeile des von diesen Hirten verantworteten *Pegnesischen Schaefergedichts* an, daß auch deren Text von dorthier kommt. „Klajus/ ein namhafter Schäfer“,⁶¹ wie er auf der zweiten Seite eingeführt wird, tritt kaum weniger unverkleidet auf als das Opitzsche Personal, hinter ihm verbirgt sich Johann Klaj (1616–1656).

Doch nicht nur darin schließt das *Pegnesische Schaefergedicht* an die *Schäfferey von der Nimfen Hercinie* an, sondern vor allem durch das intertextuelle Gepäck, das der Flüchtling Klajus mitbringt: Nach einem poetischen Einstieg auf den *via* Marginalie entdeckten meißnischen „Landesstrom“, die „Elbe“, die „in dem Böhmerwald Geburtesqwellen hat“, wird im Übergang zur Prosa bukolisches Verkleiden und gleich auch wieder Entkleiden vorgeführt – indem nun, anagrammatisch verstellt, von der „höchstgepriesene[n] Provintz Sesemin“ die Rede ist und dem darin liegenden „anmutige[n] Schäfer Aufenthalt Sanemi“, welches geheimnisvoll klingende Rätsel das Kleingedruckte des Seitenrands in die nüchternen Klarnamen „Meißnerland“ und „Meissen die haubt statt darvon das gantze Land benamet“ zurückübersetzt (Abb. 1).⁶² Sodann aber wird über Meissen *alias* „Sanemi“ im gleichen Konjunktiv, im gleichen Wortlaut wie in der Opitzschen *Schäfferey* gesagt, „[m]an möchte“ diesen Ort „mit Warheit einen Wohnplatz der Freuden/ ein Lusthauß der Feldnymfen/ eine Herberge der Waldgötter/ eine Ruhstelle der Hirten/ eine gelehrte Entweichung der Poeten/ und ein Spazierplatz der liebhabenden Gemüter/ nennen“.⁶³ Und auch hier ist, nur drastischer ausgemalt, die Begründung für den Konjunktiv der Krieg:

Aus derselben [der Provinz Meissen *alias* „Sesemin“; N. K.] hat das rasende Schwert/ die Rache der gesuchten Beleidigung/ und das wütende Getümmel der Waffen unlängst alle Kunst und Gunst verjaget: Schäfer und Schäferinnen

61 *Pegnesisches Schaefergedicht* (wie Anm. 31), S. 9 [recte: 6].

62 *Pegnesisches Schaefergedicht* (wie Anm. 31), S. 5. Die exakte anagrammatische Referenz bilden ‚Meissen‘ und ‚Misnea‘.

63 *Pegnesisches Schaefergedicht* (wie Anm. 31), S. 5. Kombiniert wird mit der bereits oben, S. 314, zitierten, auf die schlesische Seite des Riesengebirges bezogenen Stelle aus der *Schäfferey von der Nimfen Hercinie* eine spätere Bemerkung, die auf dem Rückweg von der böhmischen Seite fällt: „Kurtz darauff giengen wir durch ein lustiges püschlein/ deßen gelegenheit [...] eine herbrige der Waldtnimfen/ eine rhue der hirten/ eine gelehrte entweichung der Poeten/ ein spazierplatz der liebhabenden gemüter zue sein schiene [...]“. *Schäfferey von der Nimfen Hercinie* (wie Anm. 41), S. 57. Vgl. Garber, Nachwort (wie Anm. 22), S. 16*.

sind um ihre liebe Wollenheerde gebracht/ alle Dörfer/ Mayerhöf/ Forwerke und Schäfereyen sind verödet/ Auen und Wiesen verwildert/ das Gehölzte durch die Wachfeuere verösiget/ Obst- und Blumgärten zu Schantzen gemacht worden. Statt der belaubten Fichten schimmern lange Spiese und Lantzen/ vor die Dorfschalmeyen und Hirtenlieder höret man das wilde Feld und Mordgeschrey der Soldaten/ vor das fromme Blöken der Schafe/ das Wiehern der Pferde/ das Brausen der Pauken und Schrekken der Trompeten: darum sich dann auch Klajus/ ein namhaffter Schäfer/ aus selbigen Orten fortgemachet/ welchem [sic] nach vielen wandelbaren Vnglücksfällen sein Verhängnis an den Pegnitzfluß geführt.⁶⁴

Man kann schon vermuten, daß Klajus von dem, was er verloren hat, zu erzählen haben wird, und wenn das im *Pegnesischen Schaefergedicht*, in dem er mit dem glücklichen einheimischen Schäfer Strephon ins Gespräch kommt, noch nichts wird, dann um so mehr in der *Fortsetzung der Pegnitz-Schäferey*, deren Notwendigkeit als Fortsetzung wohl auch darin ihren Grund hat, daß die kriegsbedingten Flüchtlings- und Verlustbiographien erzählt werden wollen.

Anders als das *Pegnesische Schaefergedicht* ist die *Fortsetzung* ganz in der Regie der Flüchtlinge; der an der Pegnitz beheimatete Strephon hat, obwohl eigentlich der ‚Hausherr‘, bestenfalls eine Nebenrolle. Der Anfang stellt sich ganz wie in den bisherigen Prosaeklogen dar: es ist früher Morgen, es verspricht (anders als bei Opitz) ein topisch heiterer Tag zu werden, ein Flüchtlingsschäfer, jetzt ist es Floridan, ist mit seinen Gedanken allein und gerät trotz des schönen Morgens nach allerlei gedanklichen „Jrrwegen/ auf den betaurlichen **Zustand seines Vatterlandes**“.⁶⁵ Das veranlaßt ihn, in ein Klagesonett auszubrechen:

Hier sitz' ich an dem Rand/ in deines Vfers Schatten/
 Du schlanker Pegnitzfluß/ hier nehm ich meine Rast/
 Hier schau ich deiner Fluht nicht-ungestümmen Brast/
 Hier seh ich neben dir die frischbegrüntten Matten.

64 *Pegnesisches Schaefergedicht* (wie Anm. 31), S. 5–6. Auch hier ist (im ersten Satz) die Opitzsche *Schäfferey* zitiert, vgl. *Schäfferey von der Nimfen Hercinie* (wie Anm. 41), S. 21, wo von „d[en] jenigen orte[n]“ die Rede ist, „wohin das freßende wüten der waffen/ vndt die rache der gesuchten beleidigung/ sich auß hiesigen winkeln erst recht zue wenden“.

65 *Fortsetzung der Pegnitz-Schäferey* (wie Anm. 30), S. 7. Hervorhebung im Original durch Schwabacher.

Du aber/ **Vatterstrom in meinem Mutterland/**
 Ist dein Geräusche dann von Lust so weit entsessen/
 Daß deiner Vfer mich ein fremdes macht vergessen?
 Nein/ Vnglückk Vnglückk hat dich mir/ mich dir entwandt.
 Es schwebet über dir ein schweres Himmelhassen/
 Der Weltgemeine Sturm/ des Krieges Jammerglut.⁶⁶

In den verbleibenden vier Versen wird der „**Vatterstrom in meinem Mutterland**“ dann genannt: „die **Eger**“,⁶⁷ die im Fichtelgebirge entspringt und in Böhmen in die Elbe mündet.⁶⁸ Sigmund von Birken (1626–1681), Sohn eines protestantischen Pfarrers in Wildstein bei Eger, war 1629 mit seinen Eltern als Dreijähriger durch die katholische Gegenreformation vertrieben worden, Zufluchtsort war Nürnberg.⁶⁹ Wie Klajus eröffnet Floridan die Schäferei also mit einer autobiographisch grundierten Verlustklage. Doch anders als Klajus, der kurz darauf Strophon vom „Sorgenbefreyte[n] Leben“⁷⁰ hatte singen hören, folglich nicht auf offene Ohren für seine den vergilischen Meliboeus geradezu zitierende Klage gestoßen war,⁷¹ begegnet der Flüchtling Floridan in

66 *Fortsetzung der Pegnitz-Schäferey* (wie Anm. 30), S. 7. Hervorhebung im Original durch Schwabacher.

67 *Fortsetzung der Pegnitz-Schäferey* (wie Anm. 30), S. 7. Hervorhebung im Original durch Schwabacher.

68 Vgl. Merian, *Topographia Bohemiæ* (wie Anm. 42), S. 24.

69 Vgl. Birkens lateinische Autobiographie in: *Sigmund von Birken. Werke und Korrespondenz*. Bd. 14: *Prosapia / Biographia*. Hrsg. von Dietrich Jöns und Hartmut Laufhütte. Tübingen 1988 (Neudrucke deutscher Literaturwerke N. F. 41), S. 6–56, hier S. 16. Noch 1650 hält Merian, *Topographia Bohemiæ* (wie Anm. 42), S. 24, fest: „So hat die Statt noch etliche Jahr die Religions Vbung/ nach der Augspurgischen Confession, erhalten; ob schon im Königreich Böheim sonsten die Religions-änderung langst [sic] zuvor beschehen/ biß endlich es Anno 1629. auch an Eger kommen ist.“

70 *Pegnesisches Schaefergedicht* (wie Anm. 31), S. 10.

71 Vgl. *Pegnesisches Schaefergedicht* (wie Anm. 31), S. 10, Klajus' das „Hertzeleid“ regelrecht durchdeklinierendes Klagelied („Schafe/ Schäfer/ Schäferin/ | Hirt und Heerden sind dahin“), das er mitten in der siebten Strophe abbricht, weil er „von fern [...] einen in dem kühlen Schatten ruhenden Schäfer“ vernimmt, „welcher [...] folgendes Liedlein spielete“ (die ‚Tityrus-Situation‘ gewissermaßen). Unmittelbar zuvor, in der sechsten Strophe, hatte Klajus (wie die Marginalie eigens notiert) Meliboeus' Vers „*Sæpè sinistra cava prædixit ab ilice cornix*“ anzitiert: „Dieses hat uns angekündet | (Aber wer war zu erweichen!) | Manche Schildkräh von der Eichen“ (S. 10). Mitzitiert ist dabei „Venator“, der in der Opitzschen *Schäfferey von der Nymfen Hercinie* (wie Anm. 41), S. 54, seinerseits schon Meliboeus' Worte aktualisierend auf die Katastrophe in der Pfalz bezogen hatte: „Es ist ein berg bey vns/ vom Neckar nicht sehr weit/ | Der heißt der königstul/ da hatt

der *Fortsetzung* dem Flüchtling Klajus. Und der reagiert anders als zuvor Strephon:

Inzwischen lasse sich Floridan erbitten/ sagete er ferner/ und *erzähle mir/* auf was Weiß er sich von der Saal an unsre Pegnitz erhoben/ und was sonst eigentlich der Ort seiner Geburt sey/ massen ich jüngsthin vernommen/ daß er allhier nicht einheimisch/ aber doch der Orten erzogen worden.⁷²

Das tut Floridan, auf nicht weniger als dreizehn Druckseiten.⁷³ Und erbittet sich sodann von Klajus ein Gleiches,⁷⁴ und als die beiden im Gespräch dann davon abkommen, werden sie durch das Lied eines „neuankommenden Fremdling-Schäfer[s]“ unterbrochen:⁷⁵

RVht dann noch nicht/ frecher Krieger/
Du vertollter Landberüger/
Dein verfärbtes Metzelschwert?
Muß dir/ Mars/ dann alles hulden/
Dein Bleyschweres Joch erdulden/
Das jetzt drückt die Mutter-Erd.⁷⁶

Man ahnt, wie es weitergeht: anders als im *Pegnesischen Schaefergedicht*, in dem Klajus und Strephon die durch Krieg und Verlust ihrer Herde verrückt gewordene Schäferin Pamela einfach hatten stehenlassen,⁷⁷ stimmen die Flüchtlinge Klajus und Floridan ein und beginnen im Wechsel eine große „Kriegesklage“, die sich über drei Seiten zieht,⁷⁸ bis sie wiederum unterbrochen werden. Nun durch einen Gott:

Klajus hätte dieses verlängert [er ist gerade bei der Katastrophe von Magdeburg 1631 angelangt; N. K.]/ wann ihn nicht eine wunderseltene Begebenheit wendig gemacht/

JNdem sich/ wie sie also sassen und sangen/ der Hügel neben ihnen auf-täte/ aus welchem sobald hervortrat ein Satyr/ (ihres Erachtens) den sie aber

zue mancher zeit/ | Von einer eichen her/ die schildkrae angekündet | Was eben ietzt mein landt (nicht ietzt mein landt) empfindet“. Daß die Vergilausgabe von 1618 diesen Vers als Interpolation ausscheidet (vgl. *P. Virgilii Maronis Opera omnia* [wie Anm. 28], S. 9), tut der intertextuellen Bezugnahme keinen Abbruch.

72 *Fortsetzung der Pegnitz-Schäferey* (wie Anm. 30), S. 15. Meine Hervorhebung.

73 Vgl. *Fortsetzung der Pegnitz-Schäferey* (wie Anm. 30), S. 15–27.

74 Vgl. *Fortsetzung der Pegnitz-Schäferey* (wie Anm. 30), S. 27–28.

75 *Fortsetzung der Pegnitz-Schäferey* (wie Anm. 30), S. 36.

76 *Fortsetzung der Pegnitz-Schäferey* (wie Anm. 30), S. 37.

77 Vgl. *Pegnesisches Schaefergedicht* (wie Anm. 31), S. 13–17.

78 *Fortsetzung der Pegnitz-Schäferey* (wie Anm. 30), S. 38, Marginalie. Vgl. S. 38–41.

in kurzem für den Gott **Pan** erkennen/ weil er [...] ein buntes Pardelfelle
über den Achseln truge/ zu dem auch in der linken Hand seine siebenrörige
Schilfpfeiffe/ in der Rechten aber einen Stab/ der oben zu etwas krumm war/
fürete/ Sein Haupt/ auf welchem ihm ein grosses par Hörner stunden/ war
mit grünem fichtenlaub bekränztet [...].⁷⁹

Kein Zweifel: der Hirtengott Pan leibhaftig steigt wie durch eine Tapetentür aus einem Nürnberger Hügel. Mustert man das intertextuelle Reisegepäck, das vom vergilischen Flüchtling Meliboeus den Opitzschen Pseudo-Hirten überantwortet worden war und das die wiederum dem just 1629 aus Böhmen vertriebenen Flüchtling Floridan mitgegeben hatten, dann ist erst einmal klar, woher im Nürnberg des Jahres 1645 der Gott kommt: aus Arkadien. Dem Tityrus, der – wie Meliboeus – enteignet worden war, hatte ein Gott Weideland und Hirtenzukunft zurückgegeben.⁸⁰ Eine solche Begegnung mit einer Gottheit gehört fortan zum Traditionsbestand arkadischer Dichtung, in Opitz' *Schäfferey* ist es die Riesengebirgsnympe Hercinie, die mit der Einführung in die „springkammer der flüße“⁸¹ auf ähnliche, wenn auch weitaus verhaltener Weise eine Zukunftsperspektive eröffnet hatte, hier nun also Pan. Klajus und Floridan bekommen, wie es sich gehört, einen panischen Schrecken, als der Gott plötzlich vor ihnen steht – doch haben sie dazu vielleicht mehr Grund, als zunächst ersichtlich ist. Denn so gut der Hirtengott zu den Hirten zu passen scheint, so befremdlich ist doch seine (gesungene) Begrüßung:

Jhr Hirten/ die ihr klagt und klinget/
Die ihr den Kriegergreul besinget/
Jhr solt nicht also gar verfluchen
Den Krieg/ hier unter diesen Buchen.⁸²

Das nimmt sich aus wie eine direkte Antwort auf Vergils erste Ekloge, denn unter einer weitausladenden Buche („*patulae [...] sub tegmine fagi*“)⁸³ hatten Tityrus und Meliboeus ja den Krieg und die gottlosen Soldaten verflucht. Warum sollen Floridan und Klajus es nach der Weisung Pans nicht so halten?!

79 Fortsetzung der *Pegnitz-Schäfferey* (wie Anm. 30), S. 41. Hervorhebung im Original durch Schwabacher.

80 Vgl. *P. Virgilii Maronis Opera omnia* (wie Anm. 28), S. 4, V. 6: „*Ti. O Melibæe, Deus nobis hæc otia fecit.*“

81 *Schäfferey von der Nimfen Hercinie* (wie Anm. 41), S. 25.

82 Fortsetzung der *Pegnitz-Schäfferey* (wie Anm. 30), S. 41.

83 *P. Virgilii Maronis Opera omnia* (wie Anm. 28), S. 4, V. 1.

Die Tugend würket auch in Waffen/
Mit Waffen muß man Frieden schaffen.⁸⁴

Den Beweis dieser unbukolisch-kühnen Setzung tritt der Gott an, indem er die ob „sotahner abenteuerlichen Begegnisse“ vor „Bestürzung“ erstarrten beiden Schäfer „bey den Händen“ nimmt⁸⁵ und ihnen – nach dem Vorbild der Nymphe Hercinie – in einem ausgedehnten Höhlensystem unter der Stadt Nürnberg eine Führung angedeihen läßt. Von all dem, was Klajus und Floridan dabei zu sehen bekommen, greife ich nur zweierlei heraus.

Erstens zeigt Pan ihnen eine unterirdische Flüchtlingskolonie: Nachdem sie nämlich, geführt durch eine Gruppe von Satyrn, in eine besonders kunstvoll ausgestattete Höhle gelangt sind, deren Wände „des Pans Lebensläufe/ und Geschichten ausdrücketen“,⁸⁶ hören sie „ein ungewöhnliches Knarren und Schnurren/ wie eines Rades“, fragen nach und erfahren, „daß in einer nahangränzenden Höle die drey **Parcen** ihren Wohnsitz hätten“, daß Sterblichen aber der Einblick in die Parzenhöhle, in der die Lebensfäden gesponnen oder abgeschnitten würden, verwehrt sei.⁸⁷ Und weiter heißt es:

Die Vrsach aber/ daß sich Pan mit seinen 3. Schwestern aus Arcadien an dieses Ort begeben/ meldete einer unter den vieren/ diese zu seyn/ weil besagte Gegend der Zeit von wilden und ungezämten Leuten bewohnt würde/ die von Verehrung der Götter gar nichts wüsten [...].⁸⁸

Der Gott Pan, der den Flüchtlingen Klajus und Floridan in Nürnberg begegnet, ist selbst Flüchtling. Er kommt buchstäblich „aus Arcadien“, aber nicht dem imaginären vergilischen, sondern von der osmanisch besetzten „Peloponnesus“, „heist jetzt Morea“.⁸⁹

84 *Fortsetzung der Pegnitz-Schäferey* (wie Anm. 30), S. 41.

85 *Fortsetzung der Pegnitz-Schäferey* (wie Anm. 30), S. 42.

86 *Fortsetzung der Pegnitz-Schäferey* (wie Anm. 30), S. 46.

87 *Fortsetzung der Pegnitz-Schäferey* (wie Anm. 30), S. 47. Hervorhebung im Original durch Schwabacher.

88 *Fortsetzung der Pegnitz-Schäferey* (wie Anm. 30), S. 47.

89 *Neuwe ARCHONTOLOGIA COSMICA*, Das ist/ Beschreibung aller Käyserthumben/ Königreichen vnd Republicken der gantzen Welt/ die keinen Höhern erkennen: Wie dieselbe in jhren Gränzten vnd Anmarckungen begrieffen/ was darinnen für Provinzien vnnnd Landtschafften/ stehende vnnnd fliessende Wasser/ fürnehme Stätt vnnnd Vestungen/ Commerciën vnnnd Handthierungen: wie auch von der Alten vnnnd Newen Innwohnern Gebräuchen/ Rechten vnnnd Gewonheiten/ Fruchtbarkeit vnd Vnfruchtbarkeit deß Erdreichs/ Jtem von der Potentaten Renneten vnnnd Einkommen/ Kriegs-Macht zu Wasser vnd Landt/ Religions- vnnnd Kir-

Was er die Flüchtlingsschäfer Klajus und Floridan aber zweitens in unmittelbarem Anschluß schauen läßt, ist die „Heldenhöle“⁹⁰ – ein schmaler, langer Raum, in dem in chronologischer Folge prächtige Grabdenkmäler zu sehen sind und „unten am Ende der Höle noch viel leere Abschnitte/ vielleicht/ damit nach der Zeit mehr Tafeln könnten beygehenget werden“.⁹¹ Unter dem vom Dreißigjährigen Krieg nicht zerstörten Nürnberg also ein prachtvolles Massengrab. Die Schäfer finden unter jedem Bilddenkmal eine Tafel mit einem Namen und vier Versen, darunter eine Jahreszahl: versammelt sind, streng nach ‚Eingang‘, d. h. dem Todesdatum, die bis zum Jahr 1645 gefallenen Helden des noch währenden Krieges, große Namen sind zu lesen wie Moritz von Oranien, Mansfeld, Spinola, Tilly, Gustav Adolf, Pappenheim, Wallenstein.⁹² Auffallen kann, daß es sich um einen ‚ökumenischen‘ Friedhof handelt, in der konfessionspolitischen Wirklichkeit des 17. Jahrhunderts undenkbar: daß also ‚friedlich‘ Katholiken, Lutheraner, Calvinisten nebeneinander liegen, geordnet weder nach konfessioneller Zugehörigkeit noch nach ständischem oder militärischem Rang, sondern schlicht chronologisch.⁹³

Wie soll man dies unterirdische Tableau unter der Schirmherrschaft Pans deuten? Eine Friedens- und Vereinigungsutopie? Immerhin bedeutet der Name des Gottes, darauf weist die Vorrede hin, „dieses Ganze (τὸ πᾶν, univ-ersum) das ist/ alles/ was in der Natur befindlich“.⁹⁴ Oder die Kontrafaktur einer

chen-Wesen/ so dann letztlich Ordentlicher Succession vnd Nachfolge der Römischen Käysern/ Königen/ Fürsten vnd Herrn. Alles auß vnverwerfflichen Gründen vnd Zeugnissen/ vom Anfang biß auff vnsere Zeit/ das Jahr Christi 1638. zusammen gelesen/ vnd in eine richtige begreifliche Ordnung verfasset Durch Johann Ludwig Gottfried. Mit zugehörigen Summarien vnd außführlichen Registern versehen: auch mit den vornehmsten in Kupffer gestochenen Landt-Taffeln vnd Stätten gezieret/ vnd verlegt von MATTHÆO MERIAN. Getruckt zu Franckfurt am Mayn/ in Wolffgang Hoffmans Buchtruckerey/ im Jahr nach Christi Geburt M. DC. XXXVIII., S. 535. „Die Venediger haben diesen Armb [durch den die Peloponnes mit dem Festland verbunden ist; N. K.] mit einer starcken Mauer beschlossen/ aber der GroßTürk Amurath hat solche im Jahr 1452. nidergeworffen/ vnd das gantze Land Morea geplündert“ (S. 535). Zu „Arcadia“, das „fast das Mittel in gantz Morea [hält]“, S. 536–537.

90 Fortsetzung der *Pegnitz-Schäferey* (wie Anm. 30), S. 48.

91 Fortsetzung der *Pegnitz-Schäferey* (wie Anm. 30), S. 49.

92 Vgl. Fortsetzung der *Pegnitz-Schäferey* (wie Anm. 30), S. 50–54.

93 Dazu ausführlicher Nicola Kaminski: *EX BELLO ARS oder Ursprung der „Deutschen Poeterey“*. Heidelberg 2004 (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte 205), S. 318–337, bes. S. 328–330.

94 Fortsetzung der *Pegnitz-Schäferey* (wie Anm. 30), fol.)(4^r.

solchen Utopie? Sieht es so aus, wenn „der Kriegsmann [...] ein Schäfer werden“ will, ohne daß das desillusionierende Szenario der ersten vergilischen Ekloge eintritt? Muß er tot sein, damit konfessionspolitischer Friede herrschen kann?

Aufschlußreich ist jedenfalls, was die Satyrn als akuten Grund und prospektive Zukunft des ungewöhnlichen Friedhofs zum besten geben: Es würden „diese Tafeln/ die [...] von unterschiedlicher Orten Nymphen hierin geliefert worden“ seien,

dieweil jetziger Zeit die Kriegesflamme in allen Winkeln der Welt leider kreucht und schleicht/ [...] in dieser Höle aufbehalten/ bis so lange gedachte Flamme einmahl verlöschen möchte: Alsdann soll ihrer jedem in seinem eignen Land/ Gebiet/ oder Mutterboden ein Ehrentempel erbauet/ und in demselben ihme allhier-zuständige Tafel [...] aufgehenget werden.⁹⁵

Auch diese Totenversammlung ist also eine Flüchtlingskolonie. Sobald der Krieg zu Ende ist (nach siebenundzwanzig Kriegsjahren gar nicht mehr so leicht zu glauben), sollen die toten Helden wieder auseinandergehen, ein jeder in sein Land oder Gebiet – man könnte auch schärfer formulieren: jeder zurück in sein konfessionspolitisches Lager. Die Ganzheitsutopie im Zeichen des Flüchtlings Pan scheint auf den Krieg beinahe angewiesen.

5. „Der Kriegsmann wil ein Schäfer werden“: „nochswebende“ Friedensdichtung

Harsdörffers Gedicht „Der Kriegsmann wil ein Schäfer werden“, in der Titelposition von Anfang an ohne sicheren Bezug über diesem Beitrag schwebend, soll abschließend von seinen Rändern her in Augenschein genommen werden. Bemerkenswert randständig (im Wortsinn) präsentiert es sich unter dem Aspekt seines Publikationsorts selbst. Unter dieser Überschrift wird es nämlich weder (wie zu erwarten wäre) in einem „Hirtengedicht[]“⁹⁶ Harsdörffers veröffentlicht noch in sonst einer poetischen Sammlung des Autors. Vielmehr ist es 1648 im zweiten Teil des *Poetischen Trichters* abgedruckt,⁹⁷ als vorletztes Beispiel mit nur lockerem Sachbezug am Ende der „Zwölfften Stund“ (Abb. 2), die von dramatischen Gattungen mit gutem Ausgang handelt, „Freuden- und

95 Fortsetzung der *Pegnitz-Schäferey* (wie Anm. 30), S. 55–56.

96 *Poetischen Trichters zweyter Theil* (wie Anm. 14), S. 107.

97 *Poetischen Trichters zweyter Theil* (wie Anm. 14), S. 108–110.

Hirtenspielen“.⁹⁸ Und am Rand, als ‚Dazugesetztes‘, steht es auch bei seiner ersten Veröffentlichung ein Jahr zuvor in „Herrn Rumplers von Löwenhalt wolverfassten und lieblichen Gedichten“,⁹⁹ woraus es in den *Trichter* zitiert, worauf es durch die Zitation zugleich wieder zurückgeführt wird: unter den „[h]ernach“, im Anhang zu *Des Jesaias Romplers von Löwenhalt erstem gebüsch seiner Reim-getichte*, „folgen[den] [...] Ehr-geschänke[n] guter freunde“.¹⁰⁰ Eine Marginalisierung, die womöglich symptomatisch ist, wie ich zum Schluß in wenigen Randbemerkungen zur Varianz zwischen erstem und zweitem Abdruck vorschlagen möchte.

Variant stellen sich just die Ränder des Gedichts dar, die es räumlich und zeitlich in der unbukolischen Wirklichkeit verankern, weniger im Sinn eines okkasionell-panegyrischen Bezugs als im Sinn markanter Zeitgenossenschaft. Über der thematischen Überschrift („Der Kriegsmann wil ein Schäfer werden“) steht nämlich in der im *Poetischen Trichter* zitierten Textgestalt von 1648, typographisch durch Zentrierung und angehobenen Schriftgrad als die eigentliche Überschrift ausgewiesen, ein zeitungssähnlich Aktualität signalisierendes publizistisches Datum: „Friedenshoffnung bey Nochswebender Handlung zu Münster und Oßnabruck.“¹⁰¹ Am Anfang der Opitzschen *Schäfferey* war, kaum notdürftig bukolisch verkleidet, zu lesen, das Ich habe „bey jtzo schwebenden jämmerlichen kriegem“ in der Einsamkeit des Riesengebirges Zuflucht gesucht¹⁰² – ‚schweben‘ in beiden Wendungen meint, daß etwas noch in der Schwebe ist, ohne daß der Ausgang sich schon sicher absehen läßt. Das Gedicht datiert sich so während der Friedensverhandlungen in Münster und Osnabrück, vor der abschließenden Unterzeichnung der beiden *Instrumenta Pacis* am 24. Oktober 1648 (um die es noch nicht wissen kann); und es datiert nicht nur sich selbst, sondern, auf den letzten Druckseiten der „Zwölfften Stund“,¹⁰³ auch insgesamt des *Poetischen Trichters zweyten Theil*, der an-

98 So die Überschrift, *Poetischen Trichters zweyter Theil* (wie Anm. 14), S. 93.

99 So *Poetischen Trichters zweyter Theil* (wie Anm. 14), S. 108, die Anmoderation des Beispielgedichts: „Solcher gestalt hab ich zu Herrn Rumplers von Löwenhalt wolverfassten und lieblichen Gedichten/ gesetzt folgende: Friedenshoffnung [...].“

100 *Des Jesaias Romplers von Löwenhalt erstes gebüsch seiner Reim-getichte*. Getruckt zu Strasburg/ bej Joh. Phil. Mülsen/ in dem 1647.^{ten} jar Chrl.^{er} z., S. 229–239, die „Friedens-Hoffnung“ auf S. 234–235 als drittletzte Zugabe.

101 *Poetischen Trichters zweyter Theil* (wie Anm. 14), S. 108.

102 *Schäfferey von der Nimfen Hercinie* (wie Anm. 41), S. 7.

103 Das Gedicht reicht bis S. 110, ab S. 113 folgt noch ein „Anhang“.

sonsten nur sein Erscheinungsjahr zu erkennen gibt. Folgt der Leser dem Rückverweis auf die Erstpublikation in „Herrn Rummplers von Löwenhalt wolverfassten und lieblichen Gedichten“, so tritt die Wechselwirkung zwischen vorgeblichem „Hirtengedicht“ und Progreß einer ‚Handlung‘ in der Zeit noch deutlicher hervor: „Friedens-Hoffnung bey Bevorstehender Handlung zu Münster und Oßnabruck/ im 1647.^{ten} jar Chrl.^{er} zahl“ ist es dort betitelt.¹⁰⁴ Und was im Wiederabdruck 1648 noch vor dem Friedensschluß aussah wie eine zweite, inhaltliche Überschrift, entpuppt sich nun als schäferliche Verkleidung einer Regieanweisung, die das Gedicht als Rollenrede kenntlich macht: „Mars/ der Waffen Gott/ wil ein Schäfer werden/ und redet also: [...]“¹⁰⁵ Hatte Vergils erste Ekloge im Schicksal des Meliboeus schon den allgemeinen Satz „Der Kriegsmann wil ein Schäfer werden“ radikal problematisch werden lassen, so stellt dieser Wunsch im Munde des Kriegsgotts ein so offensichtliches Paradox dar, daß die Aporie unausweichlich ist. Entsprechend kommt es ausgerechnet in der für den Sprechakt konstitutiven Instanz, dem Ich des Gedichts, zu einem harten, durch nichts zu versöhnenden Zusammenstoß: von vorne her ist es Mars, der ‚also redet‘, den letzten Vers – „Jch schweig: dir Rumpler zu geben Gehör!“ – spricht jedoch der unterzeichnete „Georg Philip Harsdörffer“, der, als ‚der Spielende‘, „dieses“ nun freilich nicht einfach äußert, sondern „Seinem hochgeehrten Freund | Zu schuldiger Ehrbezeugung | spielt“.¹⁰⁶ Wer hier wen spielt, bleibt in der Performanz des im Nacheinander sich entfaltenden Zeitkunstwerks Gedicht, dessen erstes Wort „Mars“, dessen letztes Wort „Harsdörffer“ lautet, in der Schwebel¹⁰⁷ das abrupt den daktylischen Vers stoppende „Jch schweig“ kann bedenklich stimmen.

104 Friedens-Hoffnung bey Bevorstehender Handlung zu Münster und Oßnabruck/ im 1647.^{ten} jar Chrl.^{er} zahl. In: Des Jesaias Romplers von Löwenhalt erstes gebüsch seiner Reim-getichte. Getruckt zu Strasburg/ bej Joh. Phil. Mülsen/ in dem 1647.^{ten} jar Chrl.^{er} z., S. 234–235.

105 Friedens-Hoffnung (wie Anm. 104), S. 234.

106 Friedens-Hoffnung (wie Anm. 104), S. 235. Meine Hervorhebung.

107 Für Ingeborg Springer-Strand: „Der Kriegsmann wil ein Schäfer werden“ oder: Krieg, Frieden und Poesie in Harsdörffers „*Friedenshoffnung*“. In: *Gedichte und Interpretationen*. Bd. 1: *Renaissance und Barock*. Hrsg. von Volker Meid. Stuttgart 1982 (Reclams Universal-Bibliothek 7890), S. 245–254, hier S. 250, die die Differenzen des Erstdrucks nicht im Blick hält, ist die Sache (zu) unkompliziert: „Das ‚Ich‘, der Kriegsmann, der Schäfer werden und der ‚wollichten Heerd‘ vorstehen will, ist der Dichter selber, das Hirtentum ist allegorisch zu verstehen.“

Umso mehr, als die erste Strophe im 1647er Druck, beim Wort genommen, Ungeheuerliches sagt:

Trommel und Pfeiffen/ Heerpauken/ Trompeten/
 Doner-Kartaunen/ und Hagel-musqueten/
 eisserne Schlossen/ Blitz/ Kugel und Keul/
 rauben/ und brennen/ Mord/ jammergeheul/
 bluttriefende Degen
 dollrasende Waffen
 das puffen und paffen
 der rollenden Wägen/
 entweihe nun weit/
 Des guldenen Friedens behäglicher Zeit!¹⁰⁸

Nicht nur gehören von den zehn Versen acht der lautmalenden, daktylischen Darstellung der Kriegswelt in ihrer ganzen Bedrohlichkeit. Die zwei verbleibenden Verse schaffen auch eine irritierende Ambiguität, bleibt doch, wie im Gedichtganzen das Sprecher-Ich, so hier das Subjekt des Entweihens zweideutig: Ist es die laute, im „puffen und paffen | der rollenden Wägen“ singularisch summierte Kriegswelt, die die Friedenszeit entweihen soll? Oder soll umgekehrt die durch die (von Opitz verbotene) Apokope¹⁰⁹ grammatisch sperrig gewordene ‚behäglichere‘ ‚Zeit‘ ‚[d]es guldenen Friedens‘ das über acht Verse aufgelistete Arsenal des Kriegs entweihen? Das wäre ein riskantes Manöver, denn dann muß der letzte Vers, ja das allerletzte Wort die ganze Strophe semantisch drehen.¹¹⁰ Der Wiederabdruck 1648 klärt – wie auch schon das 1647 ganz am Ende beigefügte Verzeichnis von „Truckfähleren“: „f. entweihe/ l. entweiche.“¹¹¹ Eindeutig ist das. Doch wieviel Skepsis spricht aus der ‚nochschwebenden‘ Performanz! Auf der Ebene des poetischen Klangs, des lautmalenden Sprachmaterials, der daktylischen Verse gehört die Bühne ganz dem Krieg und seinem Gott Mars, auf dem Feld der Poetik ist der Versuch der Nürnberger Dichter, den von Opitz untersagten Daktylus zu einem Friedens- und Freudenvers umzuwidmen, eine zutiefst zweiseitige Ange-

108 Friedens-Hoffnung (wie Anm. 104), S. 234.

109 Vgl. *Buch von der Deutschen Poeterey* (wie Anm. 23), fol. F 4^r.

110 Das beobachtet, trotz Einschätzung des Gedichts als „durch den leichteren Ton“ „eher [...] verharmlosen[d]“, auch Springer-Strand, „Der Kriegsmann wil ein Schäfer werden“ (wie Anm. 107), S. 248 und S. 249. Opitz warnt im *Buch von der Deutschen Poeterey* (wie Anm. 23), fol. E 3^r, vor solcher „ἀμφιβολία[]“.

111 *Romplers von Löwenhalt erstes gebüsch seiner Reim-getichte* (wie Anm. 100), unpag. nach S. 239. Es „bedeutet [...] das f. für/ das l. lis“ (ebd.).

legenheit. Das im Erstdruck den Daktylus ins Stocken bringende apokopierte „Jch schweig“ zitiert viel eher als den Jubel des Tityrus das „*Carmina nulla canam*“¹¹² des Meliboeus.

E silentio Schlüsse zu ziehen ist allemal riskant. Doch nimmt sich das asymmetrische Fehlen der Schafe am (ohnehin fragwürdigen) Ende von Simplicissimus' Lebensbeschreibung in dieser Fluchtlinie nur folgerichtig aus.

112 *P. Virgilii Maronis Opera omnia* (wie Anm. 28), S. 6, V. 77.

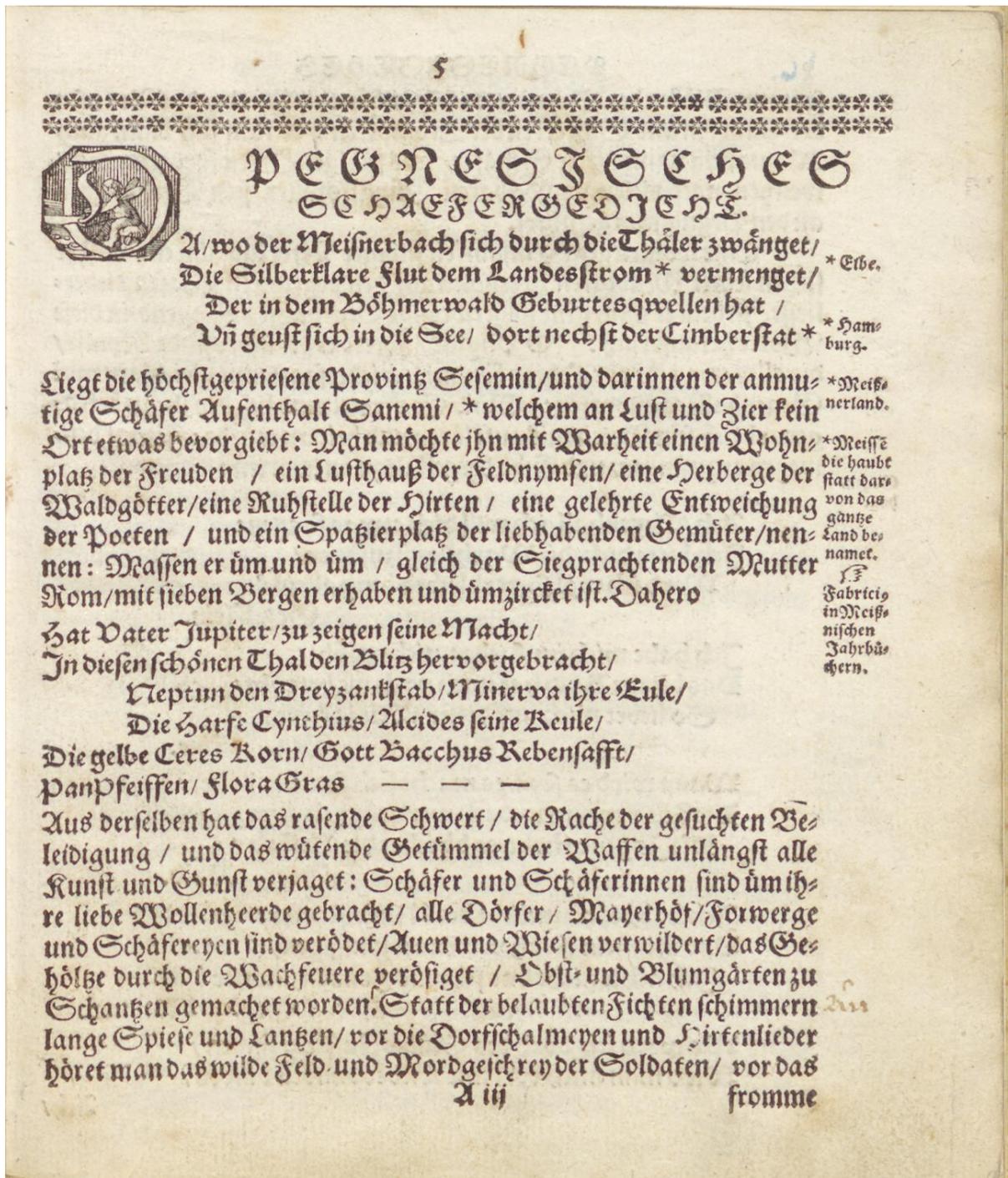


Abb. 1: PEGNESJSCHES SCHAEFERGEDJCHT in den BERJNORGJSCHEN GEFJLDEN/ angestimmt von STREFON und CLAJVS. Nürnberg/ in Verlegung Wolfgang Endter. M. DC. XXXXIV., S. 5. Exemplar der Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen (Signatur: 8° Poet. Germ. II 6180).

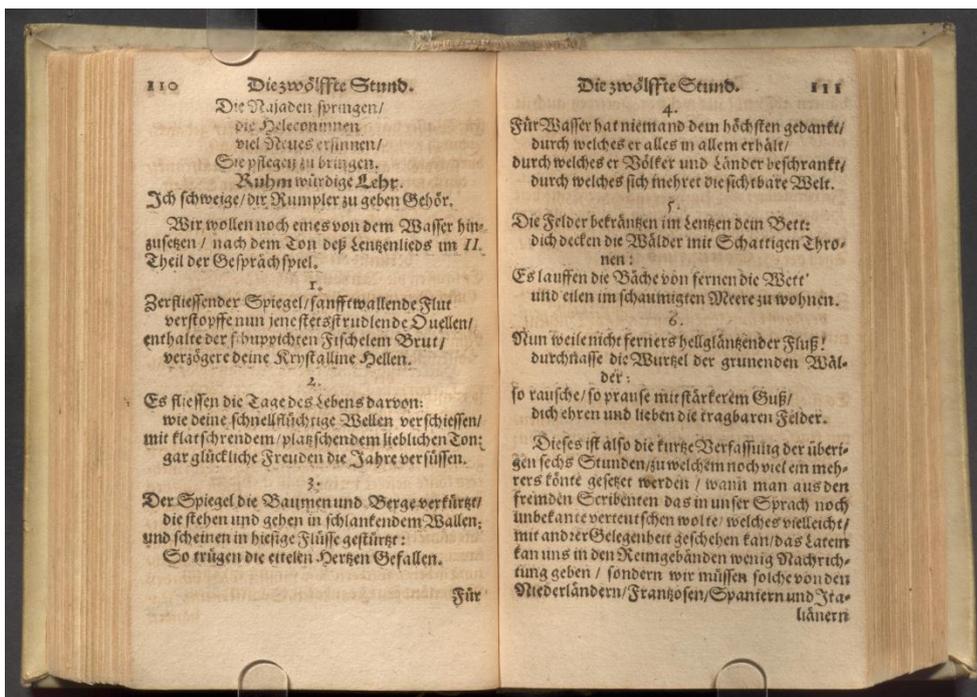
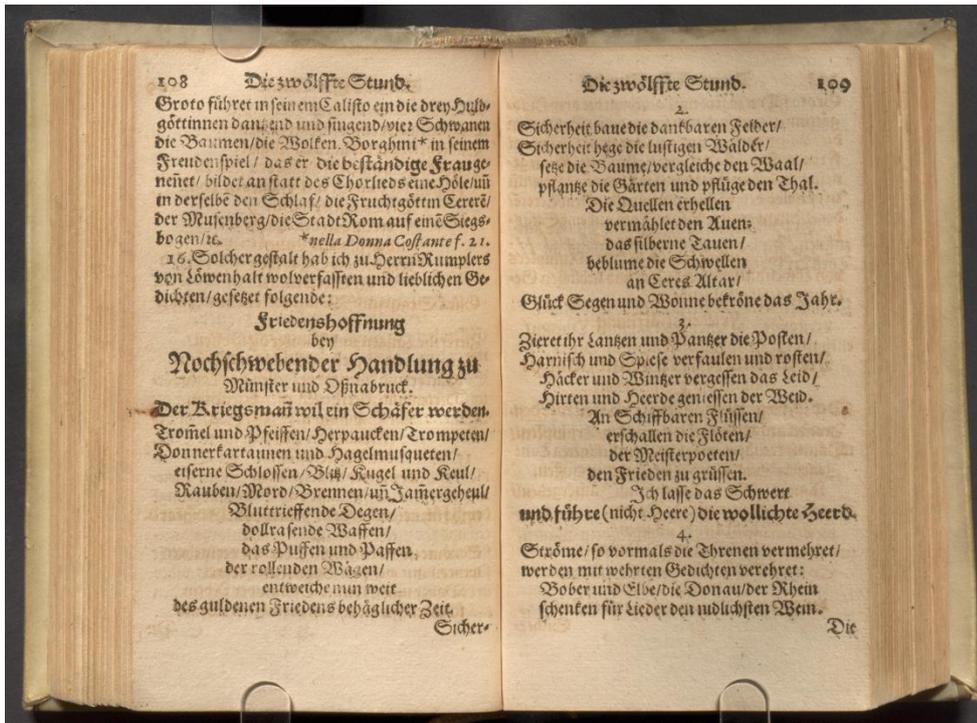


Abb. 2: Poetischen Trichters zweyter Theil. [...] Samt einem Anhang von der Teutschen Sprache: durch ein Mitglied Der Hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft. Nürnberg/ In Verlegung Wolffgang Endters. M. DC. XLVJJJ., S. 108–109 und S. 110–111. Exemplar der Universitätsbibliothek Erlangen-Nürnberg (Signatur: H00/NSPR 303[1/3]).

ROSMARIE ZELLER (Basel)

Gassers *Vernunft-Trutz*, ein höfisch-heroischer Roman aus katholischer Perspektive

Einleitung

1686 erschien in Zug, einem der fünf Innerschweizer Kantone, der erste Band eines drei Bände und ungefähr 2700 Seiten umfassenden Romans des Kapuzinerpaters Rudolph Gasser oder Rudolphus Suitensis, der im Kapuziner-Kloster in Schwyz beheimatet war. Der Roman mit dem nicht sehr sprechenden Titel *Außforderung Mit Aller-demütigst gebottnem Vernunft-Trutz [...] Zu einem Zwey-Kampff Auff dem Plan kurtzweiliger Dichtung Also ein Gedichte/ mit Warheit-besprengte Historia Von Philologo einem Portugesischen Cavalieren/ Und Carabella einer Käyserin in China* hat in der Forschung kaum Aufmerksamkeit gefunden.¹ Für die Forschungsgeschichte fatal ist seine Klassifizierung als „Anti-Roman“, die auf Arnold Hirsch zurückgehen dürfte.² Sie ist ebenso falsch, wie wenn man Philip Sidneys *Arcadia* als Schäferroman bezeichnen würde, obwohl es sich um einen Staatsroman handelt. Dass es sich bei Gassers Roman um einen veritablen höfisch-heroischen Roman mit didaktischer Absicht handelt, geht auch aus dem Titelblatt und den Vorreden hervor, auf welche zurückzukommen sein wird. Franz M. Eybl, der den einzigen ausführlicheren Aufsatz zum Roman geschrieben hat, bezeichnet ihn als „gescheiterten Versuch [...] mit avancierten literarischen Mitteln [...] einen dezidiert katholischen Barockroman zu schaffen.“³ Einen gescheiterten

- 1 Ich werde den Roman im folgenden *Vernunft-Trutz* nennen. Die Titel der drei Teile variieren, siehe die genauen Titel in Anhang II. Ich zitiere nach dem Exemplar der Staatsbibliothek München, das alle drei Teile in einem Band vereinigt (<http://mdz-nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bvb:12-bsb00008593-9> [Abruf: 29. 02. 2020]). Ich gebe jeweils an der ersten Stelle die Originalseitenzahl, an zweiter Stelle zur leichteren Auffindbarkeit die Seitenzahl des Scans in eckigen Klammern an.
- 2 Arnold Hirsch: Barockroman und Aufklärungsroman. In: *Erforschung der deutschen Aufklärung*. Hrsg. von Peter Pütz. Königstein/Ts. 1980 (Neue wissenschaftliche Bibliothek 94: Literaturwissenschaft), S. 208–217, hier S. 214. Zuerst in: *Études germaniques* 9 (1954), S. 97–111, hier S. 106.
- 3 Franz M. Eybl: Katholizismus und Barockroman. Der *Vernunft=Trutz* (1686/1688) des Kapuziners Rudolph von Schwyz. In: *Religion und Religiosität im Zeitalter des Barock. Vorträge und Referate gehalten anlässlich des 7. Jahrestreffens des*

katholischen Roman für eine Festschrift zu analysieren, scheint etwas unpassend, wenn zudem weder der Jubilar noch die Verfasserin katholisch sind. Im Folgenden soll aber trotzdem eine Art Ehrenrettung des Romans versucht werden. Der Roman nimmt in der Literaturgeschichte des 17. Jahrhunderts eine besondere Stelle ein, weil es der einzige höfisch-heroische Roman eines Schriftstellers aus der Schweiz ist. Für eine solche Gattung gab es in der Schweiz des 17. Jahrhunderts, wo es keine höfische Kultur gab, kaum ein Publikum. Darum stellt sich umso mehr die Frage: Wie kommt ein Kapuziner dazu, einen umfangreichen Roman (ungefähr 2700 Seiten in Oktav) zu schreiben, statt zu predigen und seinen seelsorgerischen Pflichten nachzugehen? Einen Roman zudem, der im höfischen Umfeld, ja in höchsten Regierungskreisen spielt – es werden wie in der *Arcadia* des Philip Sidney Fragen zum richtigen Regieren und zum richtigen Verhalten der Herrschenden abgehandelt –, so dass man sich fragen kann, welches Publikum anvisiert wird. Aus poetologischer, literaturwissenschaftlicher und kulturhistorischer Sicht stellen sich ebenfalls einige Fragen: Warum wählte Gasser die komplizierte Form des Heliodor'schen Romans, wenn es ihm nur um die Vermittlung der katholischen Doktrin ging, und wie führt er sie durch? Warum siedelt er seinen Roman ausgerechnet in China an?

Druck, Exemplare und Forschung

Die drei Bände erschienen unter jeweils leicht variiertem Titel (siehe Anhang) zwischen 1686 und 1688. 1749 erschien eine zweite Auflage in Augsburg, die sich ausschließlich in bayerischen Bibliotheken nachweisen lässt. Generell lässt sich festhalten, dass die überwiegende Anzahl der Exemplare aus dem Bestand von Klosterbibliotheken oder bischöflichen Bibliotheken stammt.⁴

Der Roman hat, wie erwähnt, bisher kaum das Interesse der Forschung gefunden. Er tritt nur in zwei Kontexten auf: im Kontext des katholischen Barockromans und im Kontext der frühen Forschung zum Chinabild in der

„*Wolfenbütteler Arbeitskreises für Barockforschung*“ in der *Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel vom 22. bis 25. August 1991*. Bd. 2. Hrsg. von Dieter Breuer. Wiesbaden 1995 (Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung 25), S. 673–682, hier S. 674. Eybl wird dem Roman insofern nicht gerecht, als er nur den ersten Teil zu berücksichtigen scheint und sehr viel Wert auf das sogenannte „Spiegelbuch“ legt, das später nicht mehr so wichtig ist.

4 Siehe das Verzeichnis in Anhang II.

Literatur.⁵ In beiden Kontexten werden ihm aber die Arbeiten nicht gerecht, was wohl auch damit zusammenhängt, dass der Roman in den Bibliotheken nicht sehr verbreitet ist, und daher die meisten Interpreten nur Informationen aus zweiter Hand besitzen oder allenfalls den ersten Teil gelesen haben. Zu Gassers Quellen gibt es überhaupt keine Untersuchung.

Das Modell des Heliodor'schen Romans / Roman / Anti-Roman. Begriffsklärung

Bekanntlich hat es in Deutschland lange gedauert, bis der Roman einen Platz in den Poetiken erhielt, während er in Italien im Gefolge der Aristoteles-Rezeption schon viel früher in den Blick der Poetiker geriet. 1670 publizierte Pierre-Daniel Huet (1630–1721) seinen *Traité de l'origine des romans*, in dem er den Roman auf die Antike zurückführte und ihm damit die gleiche Würde verschaffte wie den antiken Gattungen des Dramas und des Epos.⁶ In

5 Dieter Breuer hat in seiner Untersuchung zum geistlichen Roman auf Gasser hingewiesen. Dieter Breuer: *Der „Philotheus“ des Laurentius von Schnüffis. Zum Typus des geistlichen Romans im 17. Jahrhunderts*. Meisenheim am Glan 1969 (Deutsche Studien 10), S. 215–216. Eybls Arbeit (Eybl, Katholizismus [wie Anm. 3]) ist, wie erwähnt, die einzige ausführlichere zum Thema. Die älteren Arbeiten sind wegen des völligen Unverständnisses gegenüber barockem Erzählen nicht mehr erwähnenswert. Die umfangreichsten Ausführungen zu Gasser und China finden sich bei Eduard Horst von Tscherner: China in der deutschen Dichtung. In: *Sinica* 12 (1937), H. 3/4, S. 91–129, zu Gasser S. 115, wobei er Gassers Vorbild für die Beschreibung Chinas nicht erkannt hat. Vgl. außerdem Adrian Hsia: *Chinesia. The European Construction of China in the Literature of the 17th and 18th Centuries*. Tübingen 1998 (Communicatio 16), S. 45–48.

6 Der Traktat erschien 1670 als eine Art Einleitung zu Mme de La Fayette's unter dem Namen von Jean Regnaud de Segrais publiziertem Roman *Zayde. Histoire espagnol*. Der Traktat hatte sogleich einen großen Erfolg. Schon 1671 und 1672 erschien er in einer separaten Ausgabe und 1678 in einer erweiterten zweiten Auflage, die bis 1717 noch zehnmal gedruckt wurde. 1682 publizierte Eberhard Werner Happel im Rahmen des Romans *Der insulanische Mandorell* eine deutsche Übersetzung. Pierre-Daniel Huet: *Traité de l'origine des romans. Faksimiledruck der Erstaussgabe von 1670 und der Happschen Übersetzung von 1682*. Mit einem Nachwort von Hans Hinterhäuser. Stuttgart 1966 (Sammlung Metzler 54). 1688 hat Albrecht Christian Rotth den Traktat in seine *Vollständige Deutsche Poesie* aufgenommen. Siehe dazu Rosmarie Zeller: Der Roman erhält poetologische Würden. Huets Roman-Traktat und seine Wirkung. In: „*Spielregeln barocker Prosa*“. *Historische Konzepte und theoriefähige Texturen ‚ungebundener Rede‘ in der Literatur des 17. Jahrhunderts*. Hrsg. von Thomas Althaus und Nicola Kaminski. Bern [u. a.] 2012 (Beihefte zu Simpliciana 7), S. 145–166.

Anlehnung an das Drama kann man auch für den Roman eine hohe und eine niedrige Gattung unterscheiden. Für Huet ist das Vorbild des hohen Romans, den ich im Folgenden höfisch-heroisch nennen werde, das Epos der Griechen. Der Prototyp dieser Untergattung des Romans ist Heliodors *Äthiopica* oder *Theagenes und Charikleä*.⁷ Im heroischen Roman geht es um die Bewährung der Tugend, indem der Held und die Heldin missliche Situationen durchlaufen, in denen sie Beständigkeit, Tapferkeit und die Männer oft Heldenmut beweisen müssen. Letztere müssen sich im Zweikampf oder gar im Kampf gegen wilde Tiere bewähren. In Anlehnung an das Epos beginnen die heroischen Romane *medias in res*, Held und Heldin tragen meistens einen falschen Namen und kennen oft ihre Herkunft nicht bzw. halten sich für jemand anderen. Die vermeintlichen Eltern erweisen sich in den meisten Fällen als Pflegeeltern. In der Regel erfolgt die Entdeckung der wahren Identität relativ spät im Roman. Aber auch die Figuren, welche ihre Identität kennen, treten aus den verschiedensten Gründen oft unter falschem Namen, ja manchmal sogar unter falschem Geschlecht auf. Der Held bzw. die Heldin wird häufig durch Kriegswirren, durch Schiffbruch oder durch Entführung von seinen/ihren Eltern entfernt und kommt dann in der Welt herum, bis er/sie wieder durch mehrere Zufälle, die sich als höheres Schicksal, also als Verhängnis, erweisen, nach Hause zurückkehrt. Die dargestellte Welt liegt oft in der Antike oder in einer nicht näher bestimmten Vergangenheit, die häufig einen exotischen Anstrich hat. Das Personal entstammt der Welt des Hofes. Gassers Roman ist, wie zu zeigen sein wird, eindeutig dieser Gattung zuzuordnen.

Die Charakterisierung als „Anti-Roman“, wie sie in der Sekundärliteratur seit Hirsch wiederholt wird, geht offenbar auf Gotthard Heideggers Nennung des Romans in seiner romanfeindlichen *Mythoscopia romantica* zurück, wobei er zugibt, ihn nicht gelesen zu haben. Damit dies ein für alle Mal klar ist, sei hier die für die Rezeption des Romans fatale Stelle zitiert. Die Franzosen, schreibt Heidegger in seiner „Zuschrift“, hätten genug von den umfangreichen Romanen und würden sich kürzeren Geschichten zuwenden, was er von den Deutschen, denen die Romane „übel geraten“ seien, auch hoffe.

7 Der Roman wurde bereits 1559 ins Deutsche übersetzt. Heliodorus Emesenus: *Aethiopica Historia*. In der deutschen Übersetzung von Johannes Zschorn. Faksimiledruck der Ausgabe von 1559. Hrsg. und eingeleitet von Peter Schäffer. Bern [u. a.] 1984 (Nachdrucke deutscher Literatur des 17. Jahrhunderts 30). Die erste französische Ausgabe erschien 1447.

Dazu komt/ daß numehr die *Romans* selbst/ als wie die *Cadmeische* Brüder/ einandren fressen/ und verschlingen wollen/ und oft ein *Roman* nichts anders ist/ als eine *Satyre* oder Stachel-Schrift wider den andren/ als wie *Rabelais*, *Quixote*, *le Berger extravagant* &c: Dazu velleicht zuzellen des berühmten Schweizerischen *Cappuciners*/ P. Gassers *Roman*, unter dem Titul: Außforderung mit aller-demüthigst-gebottnem Vernunffts-Trotz/ an alle *Atheisten*/ *Machiavellisten*/ *Romans* &c. zu einem Zweykampff; welcher wunderliche Titul aber mit seinem Zweikampff gegen 1000. Gegneren/ mich allzusehr verdrossen gemacht/ und die Lust nicht gelassen/ das Buch selbst zu lesen.⁸

Gasser war ein großer Polemiker, er hat mehrere Schriften gegen die Protestanten verfasst, so dass dies wahrscheinlich der eigentliche Grund ist, warum Heidegger keine Lust hatte, ihn zu lesen. Auf diese Weise ist Gassers Roman in eine falsche Schublade geraten, in der er bis ins 21. Jahrhundert verblieb und aus der ich ihn nun herausholen möchte, denn Gassers Roman ist in keiner Hinsicht ein Anti-Roman. Der Begriff „Anti-Roman“ stammt von Charles Sorel, der ihn der zweiten Auflage seines *Berger extravagant* als Untertitel beigegeben hat. Wie Heidegger richtig bemerkt, ist ein Anti-Roman eine Satire über die Romane, im Fall von Sorel über die Schäferromane. Wie Don Quixote zu viele Ritterromane gelesen hat, so hat Lysis, der Held des *Berger extravagant*, zu viele Schäferromane gelesen.⁹ In beiden Fällen wird die Fiktionalität der veralteten Gattung entlarvt und der Roman und seine Regeln im Roman selbst diskutiert. Beim Anti-Roman handelt es sich um einen Roman über Romane. Dies ist bei Gassers Roman in keiner Weise der Fall, an keiner Stelle des fiktionalen Textes wird der Roman als Gattung thematisiert. Seine Absicht ist eine ganz andere, denn er schreibt gegen die moralische Verworfenheit der (Liebes-)Romane an, indem er einen höfisch-heroischen Roman erzählt, in dem es tugendhaft und gottesfürchtig zugeht und keine anstößigen Liebesszenen vorkommen. In seinen Vorreden erklärt er seine Absichten immer wieder:

Derohalben was erstlich die Ursach belanget (die mich die Feder anzusetzen erwunden) ist zu wissen: daß ich (nach erlangter Erlaubnuß die sonst ver-

8 Gotthard Heidegger: *Mythoscopia romantica: oder Discours Von den so benannten Romanen. Faksimileausgabe nach dem Originaldruck von 1698*. Hrsg. von Walter Ernst Schäfer. Bad Homburg v. d. H., Berlin, Zürich 1969 (Ars poetica: Texte 3), „Zuschrift“, fol. *iiij.

9 In diesem Kontext könnte man auch Christoph Martin Wielands *Don Sylvio von Rosalva*, der zu viele Märchen gelesen hat, nennen.

bottne Bücher zu lesen) vielfältige und zwar solche Bücher entdecket und aus den Händen und sorgsamster Verwahrung allerhandt Personen unterschiedlichen Standts herfürgelocket/ welche ausser allem Zweifel durch daß allgemeine *Tridentinische Consilium* ernstlich versagt und hoch verboten [...] die [...] über diß alles/ oder dem wahren Glauben/ oder aber aller Tugend und guten Sitten/ wie das Wasser dem Feur entgegen und zuwieder. (I, [21])

Er sei zum Schluss gekommen, dass die „Satans Diener“ diese „Laster-Schriften“ unter die tugendhaften Schriften wie Unkraut ausstreuten und „daß man dem Bücher-lesen vereyffterter ergeben/ als ich mir vorgebildet“, und zwar würden solche Bücher gelesen, die „ohne allen Seelen-Nutzen“ seien, vielmehr noch schadeten (I, [21–22]). Hätte Heidegger diese Vorrede gelesen, müsste er in Gasser einen Gesinnungsgenossen erkannt haben. Während Heidegger einen Traktat gegen die Romane schreibt, hat sich Gasser dazu entschlossen, die schlechten Romane mit einem guten zu bekämpfen. Nachdem er die Schädlichkeit der Romane erkannt habe, habe ihn sein Gewissen veranlasst,

mit diesem gegenwärtigen Wercklein den Anfang zu machen/ solchen Laster-Büchern die Stirn zu bieten/ insonderheit und vorauß denen so genannten *Romantzen* oder *Romanen*, daß ist den Dichteren unehrbaren Geschichten und Buhlschafften. (I, [22])

Er habe nicht für den „Einfältigen und Ungelehrten gemeinen Pöbell“ geschrieben und auch nicht für die Frommen, die Tag und Nacht über geistlichen Büchern verbringen. Er schreibe vielmehr für jene „von Natur hohen Geister/ die von Natur zu den Wissenschaften gewidmet und also folgendlich auch von Naturs-neigung zu dem lesen verreizet“ werden und nach jenen Büchern verlangen, „welche die Spitzfindigkeit ihres erheben und fliegenden Geistes underhalten und ihre eytle Gemüther kitzlen/ oder wol auch gar mit unwarhafften Liebs-Gedichten/ in ihnen/ wahre unziembliche und schädlichste Brunsten erwecken“ (I, [23]).

Gasser bedient sich auch hier eines geläufigen Arguments der Romankritik, nämlich dass das Dargestellte im Leser Sinnlichkeit erwecke. Als weitere Adressaten seines Romans nennt er diejenigen, welche so verwöhnt seien, dass sie gegen das „*Manna* der heiligsten Bücheren einen Eckel und Widerwillen fühlen und empfinden“. Schließlich schreibe er für diejenigen, welche das Wort Gottes als „Pfaffen und München Tand“ gering schätzen. Er schreibt also, das wird aus seinen Ausführungen klar, für ein gebildetes Publikum,

welches in seinen Augen die falschen Bücher liest. Diesem bietet er gemäß einer geläufigen Metapher die verzuckerten Pillen an bzw. einen „Heil-Trunck“ „mit der Farb und Geschmack/ welche sie anlocken“. So wie Christus, um den Menschen „beyzuspringen [...] sich mit unserer Menschheit bekleidet“, so sei es „einem *Religiosen* auch erlaubt“, „undter einer kurtzweiligen *Romantzen* Art und Gestalt/ den Armen (das ist von wahren *Romanen*/ das ist leichtfertigen Gedicht-Schreibern verführten) Seelen eine hilfreiche Hand zu bieten“ (I, [25]). Seine Adressaten sind aber nicht nur die von den Romanen verführten Gemüter, sondern auch die Geistlichen, „deren Leben nichts als betten und *Studieren*“. Für die Theologen kann der Roman „zu erlaubten Stunden/ zu einer nicht ungereimten Gemüths-Ergetzung also dienen/ daß sie zum öffteren wol auch was finden dörrften/ zur Zeit der Arbeit und *Studiorum* ihren Verstand zu üben.“ (I, [26]) In der Tat stammen die meisten, wenn nicht alle noch erhaltenen Exemplare aus geistlichem Besitz.¹⁰

Zu Beginn des zweiten Teils geht Gasser auf Reaktionen der Leser ein und verteidigt nochmals, warum er einen Roman geschrieben habe. Er habe sich dadurch einen Zutritt „bey den Freunden der Poëten“ verschaffen wollen. Die „*Poëterey*“ sei in seinem Werklein nur ein „*Accidens*“, eine Hülse und nicht der Kern, während die „eigentliche *Romantzen*-Bücher“ „nichts als läre Dichtungs-heulschen¹¹ (ohn allen Kern einiger nutzlicher Lehre)“, „über alle Möglichkeit heraußfliegende Hirngrillen vnd pure nichtige Lufft-gedichte“ seien, während seine Geschichte „in der Wahrheit gegründet seye/ daß solche mit geringer Abänderung in ein Geschicht zu verstellen“ (II, [1282–1283]). Diese Bemerkung ist nicht zuletzt darum interessant, weil sie zeigt, dass Gasser auch die Diskussion um *fabula* und *historia* kennt. Wenn man etwas nachdenke, sehe man, dass „in meiner Dichtung/ als auff einer Schaupinnen/ der jetzige Weltlauff gespillet/ vnd nebet der Schönheit der Tugent auch der Lasteren Häßlichkeit vorgestellet wird“ (II, [1183]).¹²

Besonders interessant sind Gassers Bemerkungen zur Lektürewise: Der eine begehre ohne „Suspension vnd Herumbführung“ ans Ziel zu gelangen,

10 Siehe dazu die Besitznachweise in Anhang II.

11 Gasser schreibt seiner Herkunft nach in oberdeutscher Literatursprache, in gewissen Dialekten der Schweiz wird noch heute „Hülschen“ für Hülsen gesagt. Siehe dazu: Dieter Breuer: Die Auseinandersetzung mit dem oberdeutschen Literaturprogramm. Zum Verhältnis von sprachlicher und gesellschaftlicher Programmatik. In: *Archiv für Kulturgeschichte* 53 (1971), S. 53–92.

12 „Schaupinnen“ kommt im 17. Jahrhundert öfters als Übersetzung von *Theatrum* vor.

der andere suche allein seine „Curiosität“ zu befriedigen, der dritte wolle allein den Kern genießen. Diesen verschiedenen Leseweisen, zu denen noch die allegorische hinzukommt, tut Gasser Genüge, indem er dem Roman eine Zusammenfassung einzelner Kapitel, die bei ihm Abschnitte heißen, einen „Schlüssel“ mit der allegorischen Ausdeutung der Personen und Orte und schließlich einen alphabetischen Index der verschiedenen Materien anhängt.¹³ Diesen Anhang hat er offenbar erst bei der Publikation des zweiten Teils auch für den ersten Teil eingefügt.¹⁴ Aus der Rezeptionsperspektive ist der „Schlüssel“ besonders interessant, weil er das Funktionieren der allegorischen Lektüre zeigt. Der Titel heißt: „Schlüssel deß ersten Theyls. Die zwar gedichte Hystoria ist ein Schaupinnen diser Welt/ welche vorstellet die vnder einander vermiste Tugenden und Laster [...]“ (I, [1141]). Der Schlüssel dient hier also nicht, wie es teilweise in der satirischen Literatur üblich ist, der Aufschlüsselung realer Personen, sondern ihrer allegorischen Bedeutung. Zur Illustration sei die Figur der Dulcelina genannt, welche am Anfang als Geliebte des Haupthelden Philiarchus erscheint; später aber erweist sich, dass sie die Schwester von Philiarchus ist:

Dulcelina vertritt die Persohn der wahren tugenthafften Seelen/ die wohl bestritten/ aber nicht überwunden wird/ weilen einer solchen Gott allezeit Hand obhaltet/ vnd alle Verhängnussen zum besten verleytet. (I, [1142])

Es ist schwer zu sagen, welche Romane Gasser gelesen hat, gegen die er anschreiben will. Einige Namen mögen Hinweise geben. Da eine Chariclia¹⁵ im Roman vorkommt, kann man annehmen, dass ihm Heliodors *Theagenes und Chariclea* bekannt war. Auch die Tatsache, dass die Kinder von Rosalinda einen „schwarzen“ Vater und eine weiße Mutter haben, könnte aus der *Aethio-*

13 „[...] es begehrt der eine/ mit minderer *Suspension* und Herumbführung bälde in das Port deß endlichen Außgangs eingeführt zu werden. Der andere in der ersten Ablesung/ zu Ersättigung der *Curiosität*/ allein die Gedicht zu durchlaufen. Der dritte daß gantze Widerspihl/ nemlich allein den Kern zu geniessen.“ (II, [1184–1185]). – Eybls Annahme (Eybl, *Katholizismus* [wie Anm. 3], S. 678–679), Gasser setze eine intensive Lektüre voraus, ist damit widerlegt bzw. die intensive Lektüre mag eine von mehreren sein.

14 Gasser, *Vernunft-Trutz* (wie Anm. 1), II, [1185]. In den Ausgaben, die ich konsultiert habe, ist dieses Register am Ende des jeweiligen Teils eingebunden.

15 Sie ist die Schwester von Rosalinda, der Königin von China.

pica stammen. Sicher ist aber, dass er Sidneys *Arcadia* gelesen hat.¹⁶ Das zeigt sich rein äußerlich in der Übernahme einiger Namen wie von Amphialus oder Argulina – bei Sidney kommt ein Argalus vor – und vor allem von Zelmana, wie sich bei Gasser der als Amazone auftretende Philologus nennt, während sich bei Sidney unter diesem Namen Pirocles verbirgt, der die Königstochter Philoclea liebt. In der *Arcadia* verfolgen ein Löwe und ein Bär die Königstochter Philoclea und Pamela. Während der Löwe von Zelmana getötet wird, der ihm den Kopf abschneidet, wird der Bär von Dorus mit einem bloßen Messer getötet. In Gassers *Vernunft-Trutz* begegnet der Bär gleich zu Beginn dem verletzten Philiarchus / Philologus, der ihn aber mit seinem Rapier wie Dorus einen Stich ins Herz versetzt, so dass der Bär sogleich tot ist. Sowohl in der *Arcadia* wie auch in Gassers Roman dient die Szene dazu, die Heldenhaftigkeit der betreffenden Männer zu zeigen, die in der *Arcadia* durch ihre Verkleidung sozusagen geschwächt sind, während Philiarchus durch den Unfall körperlich schwach ist.¹⁷ Von der *Arcadia* hat aber Gasser vor allem auch das Konzept übernommen, Liebesgeschichten mit staatspolitischen Anliegen zu verbinden.¹⁸ Ein zweites Vorbild dürfte John Barclays *Argenis*, ebenfalls ein staatspolitischer Roman, sein.¹⁹ Der Held der *Argenis* heißt Philiarchus, was

- 16 Philip Sidney: *Arcadia der Gräffin von Pembrock*. Reprint der Ausgabe Frankfurt 1643. Darmstadt 1971. Zur Übersetzung und der Gattungszugehörigkeit siehe Rosmarie Zeller: Simplicius liest die *Arcadia* – Der „Simplicissimus Teutsch“ zwischen Pikaro-Roman und höfisch-heroischem Roman. Mit einem Anhang zu den Übersetzungen von Sidneys „*Arcadia*“. In: *Simpliciana* XXVII (2005), S. 77–101.
- 17 Pamela erzählt: „Wie ich aber in solchen Aengsten lag (kam dieser junge Schäffer darzu/ der doch keine ander Wehr oder Waffen hatte als ein blosses Messer/ [...] gebrauchte sich aber dessen dermassen geschicklich/ daß das allererste welches ich sahe [...] war gedachtes Messer/ nunmehr aller blutrüstig zur Anzeig seiner Victorien.“ (Sydney, *Arcadia* [wie Anm. 16], S. 197–198) Dorus erklärt dann, dass der Gott Pan seine „Hand dermassen geschicklich nach der Bestien Herten laitete“, dass sie weder ihm noch der Prinzessin etwas anhaben konnte. Bei Gasser heißt es, „Der Ritter [...] erweckte also sein entschlaffen Ritterlichen Muth [...] faßte seinen Degen in die Faust“ und als der Bär nahe genug war, „versetzte er demselben einen Rapier-stoß auf die Brust/ mit solcher Kunst und Glück/ daß der Bär augenblicklich über einen hauffen gefallen; [...]“. Er stellt dann fest, dass er den Bären „im Herten verletzt“ habe (Gasser, *Vernunft-Trutz* [wie Anm. 1], I, 25 [51]).
- 18 Eybl, Katholizismus (wie Anm. 3), S. 677–678, verweist darauf, dass der 1686 in Dillingen erschienene Roman von Christian Ising *Tödlicher Liebes-Pfeil* [...], der aber eine Übersetzung aus dem Französischen zu sein scheint, ebenfalls die *Arcadia* als Vorbild angibt.
- 19 *Johann Barclayens Argenis - Deutsch gemacht durch Martin Opitzen. Mit schönen Kupffer Figuren Nach dem Frantzösischen Exemplar*. Breslau 1626. Der von Opitz

eine gewisse Ähnlichkeit mit Philiarchus hat. In der *Argenis* kommt ein Gelanor vor, bei Gasser eine Gelanora. Zudem wird zu Beginn des Romans Poliarchus fälschlich totgesagt, wie es auch für Philiarchus der Fall ist. Die *Argenis* ist wie der *Vernunft-Trutz* in Teile und Bücher eingeteilt. Ebenfalls gekannt haben dürfte Gasser Barclays satirischen Roman *Euphormio*, aus dem er den Namen Liphippus, im *Euphormio* ein Anagramm von Philipp (gemeint ist Philipp II. von Spanien), entnimmt.²⁰ Gasser dürfte vor allem die Rolle der Vernunft in diesem im 17. Jahrhundert breit rezipierten Roman interessiert haben. Ferner müsste untersucht werden, ob Tommaso Campanellas Sonnenstaat das Vorbild für die *Paradisana*-Darstellung war. Es bleiben jedenfalls viele offenen Fragen.

Handlung und Schauplatz

Gassers Roman besteht aus drei Teilen, die jeweils wiederum aus zwei Büchern bestehen. Der erste Teil spielt in Portugal. In ihm wird die Herkunft des Philologus als Sohn der aus England stammenden Kaiserin von China namens Rosalinda und der Dulcelina als deren Tochter aufgedeckt. Der zweite und dritte Teil spielen in China. Philologus und Dulcelina reisen nach China, um die Chinesen zum Christentum bzw. zu dessen im Sinne des Romans einzig richtiger Konfession, dem Katholizismus, zu bekehren. Sie treffen dort die unrechtmäßig auf den Thron gelangte Schwester Carabella, die, von schlechten Ratgebern umgeben, ihre Macht missbraucht. Sie sieht aber schließlich ihre Fehler ein und willigt ein, in China den Katholizismus als Staatsreligion einzuführen. Der dritte Teil spielt zum größten Teil auf der Insel *Paradisana*, auf einer, wie der Name sagt, paradiesähnlichen Insel mit vielen Palästen aus Marmor und schönen Gärten, wo sich die Gesellschaft einem frommen Lebenswandel hingibt. Am Ende taucht der verschwundene Bruder Carabellas wieder auf, ebenso wie der ehemalige Liebhaber Rosalindas. Es werden zwei

übersetzte Roman war in Europa sehr verbreitet, er soll zur Lieblingslektüre Richelieus gezählt haben und auch Leibniz soll ihn geschätzt haben. Siehe Susanne Siegl-Mocavini: *John Barclays „Argenis“ und ihr staats-theoretischer Kontext. Untersuchungen zum politischen Denken in der Frühen Neuzeit*. Tübingen 1999 (Frühe Neuzeit 48), S. 3–4.

20 John Barclay: *Euphormio. Satirischer Roman nebst Euphormios Selbstverteidigung und dem Spiegel des menschlichen Geistes*. Aus dem Lateinischen übersetzt von Gustav Waltz. Heidelberg 1902.

Hochzeiten gefeiert und vier Hauptpersonen treten ins Kloster ein. Ihnen folgen 400 weitere Chinesen.²¹ Wie im höfisch-heroischen Roman geht es darum, dass die Vorsehung bzw. Gott alles zum erwünschten Ende führt. Diese Gattung eignet sich perfekt, um das Walten der Vorsehung zu demonstrieren.

Die Frage stellt sich natürlich, warum Gasser gerade China als Schauplatz wählte und nicht einen weniger exotischen. „China bedeutet/ die/ von falscher Policity und Machiavellischer Listigkeit verderbte Welt“, schreibt er im „Schlüssel“ zum zweiten Teil.²² Trotz dieser negativen Charakterisierung wird China zu Beginn des zweiten Bandes auch als eine Art Paradies dargestellt, in dem es Pflanzen und Tiere im Überfluss gibt.²³ Gasser hat vielleicht China gewählt, weil das Land weit genug weg ist, um nicht mit eventuellen Vorstellungen der Leser in Konflikt zu geraten, wie es hätte geschehen können, wenn er seine Geschichte in Europa angesiedelt hätte. Es kommt dazu, dass Gasser so auch zeigen kann, wie die Chinesen bekehrt werden und einsehen, dass man ein christliches Leben führen muss; dies soll der Leser selbstverständlich auf sich beziehen. Auch wenn die Vorstellungen der Leser vage sein dürften, so lässt sich doch gerade in den Sechziger- und Siebzigerjahren des 17. Jahrhunderts ein vermehrtes Interesse an China feststellen, das immer noch ein zu entdeckendes Land ist. 1667 hat Athanasius Kircher *China monumentis qua sacris quod profanis* [...] publiziert, welches bereits 1670 in einer französischen bearbeiteten Übersetzung erschien. Ebenfalls 1670 erschien Christian W. Hagdorns *Æyquan oder der große Mogol*.²⁴ Zu erwähnen wäre hier auch Eberhard Werner Happels 1673 erschienener *Onogambo*, in welchem ebenfalls eine Bekehrung zum Christentum stattfindet.²⁵ Gasser hat sich jedoch für seine Beschreibung Chinas nicht bei diesen Autoren bedient, sondern bei einem Jesuiten: Johann Königs *Vestigia Mathematica*, dessen Anga-

21 Eine etwas detailliertere, allerdings zum Teil nicht richtige Zusammenfassung (die Personen gleichen Namens werden zum Teil verwechselt) ist bei Hsia, *Chinesia* (wie Anm. 5), S. 46–47, zu finden.

22 Gasser, *Vernunft-Trutz* (wie Anm. 1), II, 2, 432/[1989].

23 Siehe die Auszüge der Beschreibung in Anhang I.

24 Christian W. Hagdorn: *Æyquan oder der Große Mogol. Das ist Chinesische und Indische Stahts-Kriegs- und Liebes-geschichte* [...]. Amsterdam 1670. Er gibt als seine Quelle einen Jesuiten an, der zwölf Jahre in China verbracht habe.

25 Eberhard Werner Happel: *Der Asiatische Onogambo* [...]. Hamburg 1673.

ben zur Lage Chinas, zu seiner Ausdehnung und zur Größe der Bevölkerung er wörtlich übernimmt.²⁶

Damit wäre die Behauptung von Eduard Horst von Tschärner, Gasser habe keine Quellen gehabt und alles erfunden, widerlegt.²⁷ Widerlegt ist auch Adrian Hsia, der ohne Belege behauptet, Gasser stütze sich auf Kircher.²⁸ Bei der Rolle, die China in der christlichen Mission spielte, ist nicht anzunehmen, dass Gasser einfach etwas erfindet oder nur Bücher gekannt hat, die uns heute mehr oder weniger zufällig auch bekannt sind.

Personenkonstellation / Namen

Gasser verwendet zum Teil auffällige Personennamen, die nicht aus der Geschichte der Antike oder aus der Bibel stammen wie oft im Barockroman. Andererseits versucht er überhaupt nicht, irgendwelche pseudo-chinesischen Namen zu kreieren wie etwa Happel mit seinem Onogambo und Hagdorn mit seinem Æyquan. Gasser gibt seinen Personen teilweise sprechende Namen oder solche von mehr oder weniger berühmten Leuten oder entnimmt sie literarischen Werken. Seine Namensgebung entspricht der von Sidney oder Barclay. Philiarchus heißt der Ziehvater von Philologus, und er selbst nennt sich lange auch so. Damit könnte Gasser auf einen im Zusammenhang mit dem tridentinischen Konzil wichtigen Theologen Cosimus Philiarco anspielen, der einen weit verbreiteten und öfters wieder aufgelegten Traktat *De officio sacerdotis Christo summo* (1589) geschrieben hat. Philologus, wie sich Morabus später nennt, kann man darauf beziehen, dass er das Wort Gottes in Form des sogenannten Spiegelbuchs zu den Chinesen bringt. In ähnlicher Weise könnte man den Namen Miltiades, der als Geistlicher des alten Philiarchus fungiert, als Anspielung auf den frühchristlichen Miltiades (2. Jahrhundert) interpretieren, der als Gelehrter die Sache des Christentums vertrat. Die Frauennamen Leonilda für die portugiesische Königin und Rosalinda für die chinesische Königin dürften aus dem Italienischen stammen. Wie sich am Bei-

26 Johann König: *Vestigia Mathematica sive Tyrocinium Cosmographico-Geometrico-Geographico-Astronomico-Cometographicum: continens Cosmographiam, sive Tractatum de Sphaera sive Globo Mundi absolutissimum* [...]. Freiburg i. Br. 1679. König zitiert zwar ab und zu Kircher, seine Zahlenangaben stimmen aber nicht mit Kircher überein.

27 Tschärner, China (wie Anm. 5), S. 115.

28 Hsia, *Chinesia* (wie Anm. 5), S. 47.

spiel der Zwillinge zeigt, hat Gasser eine Vorliebe dafür, Personen, die miteinander verwandt sind, ähnlich zu benennen. Rosalinda hat zweimal Zwillingen das Leben gegeben, die ersten heißen Moralba und Moralbus (d. i. Philologa und Philologus), die zweiten Carabella und Carubellus. Moralba und Moralbus wurden von Blumazara und ihrem Mann Blumazarus nach Europa gerettet. Die Wortzusammensetzung Moralba und Moralbus soll wohl darauf hindeuten, dass sie halbe Chinesen sind, auch wenn man es nicht sieht, weil sie ganz weiß sind, ähnlich wie Heliodors Charikleia, die einen schwarzen Fleck als Zeichen ihrer Herkunft trägt. Gasser hat den „schwarzen Fleck“ sozusagen in die Namen verlegt. Generell ist zu sagen, dass die meisten Personen unter mehreren, manchmal bis zu drei, Namen auftreten, was die Lektüre nicht erleichtert.

Der höfisch-heroische Roman

Der Roman beginnt nicht mit einem Schiffbruch wie häufig in den Romanen in der Nachfolge Heliodors, aber wohl mit einem im Wald verirrtten Ritter, der sich auf der Jagd befunden hat, dessen Pferd zu Tode gestürzt ist und ihn dabei auch verletzt hat. Er erwartet zwar, dass seine Jagdgesellen ihn suchen werden, aber durch unglückliche Umstände hat er sich so weit vom ursprünglichen Ort entfernt, dass sie ihn nicht finden. Damit nun eine gewisse nicht nur kurzfristige Spannung aufgebaut wird, sagt ihm im Traum eine Stimme, dass er in Kürze seinen Vater kennen lernen werde. Damit wird uns auch das zweite Element geliefert, nämlich dass der Held seinen Vater verloren hat. Im Wald trifft er auf einen Einsiedler Philologus, von dem er vermutet, dass er sein Vater sei. In der Tat löst sich im nachfolgenden Gespräch ein erstes Rätsel: Der Einsiedler heißt eigentlich Philiarchus von Braganza²⁹ und war einst Großkanzler von Portugal. Schon zu Lebzeiten seiner Frau hatte er eine Chinesin (Gelanora bzw. Blumazara) mit einem weißen Kind aufgenommen – die Chinesen gelten im Roman als schwarz –, das er, da er selber keine Kinder hatte, zu seinem Nachfolger und Erben bestimmte. Er geht nach dem Tod seiner Frau eine Scheinehe mit der Chinesin ein, die ihn nicht heiraten will, weil sie selbst verheiratet ist, ihren Mann aber auf dem Meer verloren hat. Sie leben wie Bruder und Schwester, was aber nur der Tugend der Chinesin zu verdan-

29 Braganza ist der Name der Königsfamilie in Portugal.

ken gewesen sei, denn er konnte seine Lust, wie er ausführlich berichtet, kaum im Zaum halten, weshalb er sich entschloss, als Einsiedler im Wald zu leben.

Gasser verzichtet also keineswegs auf Liebesgeschichten, wie man seinen Äußerungen im Vorwort nach schließen könnte. Er kommen weitere Liebesgeschichten vor. Philiarchus / Philologus ist nämlich mit Dulcelina, die er am Hof in Lissabon kennen gelernt hat, verlobt und die Heirat stand unmittelbar bevor, als er sich auf der Jagd verletzte. Seine Gegner streuen das Gerücht aus, Philiarchus sei gestorben und Onulphus, der König von Portugal, wolle Dulcelina heiraten, die ihn aber nicht heiraten will, vielmehr will sie ins Kloster gehen. Nachdem Philiarchus erfahren hat, dass er der Sohn von Rosalinda, der Kaiserin von China, ist und in Wirklichkeit Moralbus heißt, will er nach China fahren, um seine Mutter zu finden und die Chinesen zum Christentum zu bekehren. Es gelingt ihm, seine Schwester Dulcelina vor dem Zugriff Onulphus' zu retten und auch aufs Schiff zu schmuggeln. In China erfahren die beiden, die hier unter dem Namen Philologus und Philologa auftreten, dass sie noch zwei Geschwister, ebenfalls Zwillinge, haben: Carabella, die bei ihrer Ankunft auf dem Kaiserthron sitzt, und Carubellus, der verschollen ist und später, im letzten Buch, zunächst unter falschem Namen wieder auftritt.³⁰ Wie im höfisch-heroischen Roman üblich, erzählen diese Personen, in diesem Fall Rosalinda und Carubellus ihre Lebensgeschichte.

Da die Personen manchmal nicht wissen, wer sie sind, bzw. unter falschem Namen leben, ermöglicht dies, wie im Heliodor'schen Roman üblich, emotionale Wiedererkennungsszenen. Diese werden häufig noch dadurch hervorgehoben, dass die Personen in Ohnmacht fallen. Die erste Wiedererkennungsszene ist diejenige zwischen dem alten und jungen Philiarchus (Philologus). Als sich der junge Philiarchus als Sohn des ehemaligen Großkanzlers von Portugal zu erkennen gibt, fällt dieser in Ohnmacht: „Der alte Philiarchus oder Philologus versancke hierüber in eine kleine Onmacht/ und verbleibte ein weil ohn alle Red“ (I, 241/[267]). Danach aber kann er nicht glauben, dass dieser sein Pflegesohn sei, weil er sich so respektlos gegenüber seinem Vater benimmt.

An dieser Stelle glaubt Philologus wie auch sein Pflegevater Philiarchus noch, dass Gelanora (eigentlich Blumazara) seine Mutter sei, während sie in Wirklichkeit seine Amme ist. Erst später erfährt er, dass sie nur seine Amme

30 Gasser, *Vernunft-Trutz* (wie Anm. 1), II, 2, 245/[1802]; III, 404–406/[2422].

gewesen sei und dass er der Sohn des Kaisers von China sei. Bei der Aufdeckung dieses Zusammenhangs wundert sich Gelanora, warum er nie nach seinem Vater gefragt habe, was er damit erklärt, dass er zu sehr den „viechischen Ergötzlichkeiten“ ergeben gewesen sei und dass Gott wohl gewollt habe, dass er sich durch Trübsal zuerst reinigen müsse, bevor er dies erfahren könne (I, 523/[549]). Er erfährt dann von Gelanora, dass er eigentlich Kaiser von China sei und eine Schwester habe, die aber samt Gelanoras Mann vor der Küste Portugals verschollen sei. Für einen geübten Leser ist damit klar, dass auch der Mann von Gelanora, Blumazarus, wie auch die Schwester von Philologus gefunden werden müssen. In der Tat noch vor dem Ende des ersten Teils findet eine weitere Wiedererkennung statt, die viel auffälliger inszeniert wird. Gelanora und Philologus begeben sich nach Lissabon, um dort der Zeremonie des Klostereintritts von Dulcelina, der Geliebten von Philologus, beizuwohnen. Da wird Gelanora plötzlich ohnmächtig; als sie wieder zu sich kommt, verlangt sie nach dem Hofbeamten Mardocheus, hinter dem sich ihr Mann Blumazarus verbirgt: „dieser sprange hinzu/ *Gelanoram* zu umbfangen/ aber es übereilte ihn auch sambt *Gelanora* eine tödtliche Ohnmacht/ und könte vor seinem Dahinsincken nicht mehr sagen/ als/ Ach *Blumazara!*“ (I, 607/[633]) Der ganze Hof verwundert sich, bis er die Geschichte erfährt, dass Blumazarus seine seit 23 Jahren verschollene Blumazara wieder gefunden hat.

Solche Wiedererkennungsszenen gibt es auch in den weiteren Teilen, als die Identität von Philologus und Philologa am Kaiserhof in China aufgedeckt wird, als Rosalinda Amphialus wiederfindet und Carubellus wieder auftaucht. Gasser lässt sich keine Möglichkeit entgehen, die im höfisch-heroischen Roman so beliebten Wiedererkennungsszenen zu inszenieren. Ja, er erklärt sogar, was in anderen Romanen eher selten ist, warum die Verwandlung funktioniert. So wird, als sich Philologus in die Amazone Zelmana verwandelt, betont, dass er von seiner Konstitution her gut als Frau auftreten könne, dass ihn aber seine Bartstoppeln verraten könnten, worauf Blumazara sogleich ein Wasser zubereitet, das den Bartwuchs verhindert (II, 1, 122–123/[1313–1314]). Schon vorher hatte sie Philologus und Philologa mit schwarzer Farbe bedeckt, damit man sie für Chinesen hält, was auch vollkommen gelungen ist, denn der portugiesische Gesandte Camprisus hat Philologus im Kleid der Zelmana nicht erkannt.³¹

31 „Und also/ gewanne Camprisus/ abermahlen neue Ursach/ sich höchlich zu verwundern/ als er mit seinen Augen zu gesehen: was massen/ dise schnee-weisse

Zum Roman in der Nachfolge Heliodors gehört das Orakel, welches das Handeln der Personen bestimmt (wie im Falle von Sidneys *Arcadia*), oder mindestens Erwartungen zum Fortgang der Geschichte weckt. Nun kann natürlich im christlichen Kontext kein Orakel vorkommen, also muss Gasser zu dem bereits in der Bibel vorhandenen Mittel des Traums greifen, wenn er nicht auf zwei wichtige Funktionen des Orakels verzichten will, Spannung zu erzeugen mittels der Andeutung und Ausdruck göttlicher Vorsehung zu sein. Dies wird denn auch explizit von Zelmana/Philologus erklärt, als dieser Carabella ihre Träume erklären soll: „daß solche in dem Schlaf aufwachende Gedächtnuss-Bilder/ auf gewisse weise/ mehrmalen dem Menschen ankünden/ was nachmalen erfolget.“ (II, 1, 201/[1392]) Als Beleg führt er die Träume Josephs an. In der Tat erfüllen sich die Träume jeweils. Philiarchus' Traum, dass er gleich seinem Vater begegnen werde, wurde schon erwähnt. Philiarchus träumt auch, er werde mit einer jungen „Mörin, die so gekleidet sei wie die Chinesinnen in Lissabon auf ein Schiff gehen“ (I, 471/[497]), was sich auf seine Abreise mit der verkleideten Dulcelina bezieht.

Die Abwandlung des Liebesromans

Normalerweise sind die Liebesgeschichten ein wichtiger Bestandteil des höfisch-heroischen Romans, wie sich meistens schon in den Untertiteln der Romane zeigt.³² Obwohl Gasser gegen die Liebesgeschichten anschreiben will, will er sie sich doch nicht ganz entgehen lassen, gestaltet sie aber auf typische Weise um. Bezeichnenderweise beziehen sich die beiden Personennamen auf dem Titelblatt von Gassers Roman auf Bruder und Schwester und nicht wie üblich auf das zentrale Liebespaar. Dennoch gibt es noch zwei Liebesgeschichten im Roman. Am ausführlichsten wird jene von Rosalinda und Amphialus erzählt. Amphialus hat als Gesellschafterin verkleidet unter dem Namen Argenidia bei Rosalinda gedient, die diese Argenidia über alles liebte und nicht ohne sie leben wollte. Sie ist so vertraut mit ihr wie mit einer Schwester. Als sie begehrt, auch nachts mit ihr zusammen zu sein, sorgt ihre Stiefmutter dafür, dass Argenidia zu ihren Eltern zurückkehren muss. Das Vokabular, das

Angesichter/ sich so schnell/ under ein gedichte Mohren-Haut/ (vermittlest Blumazarä Kunst-Farb) verbargen.“ (Gasser, *Vernunft-Trutz* [wie Anm. 1], II, 78/[1269]).

32 Siehe den Untertitel von Hagdorns Roman (wie Anm. 24).

hier gebraucht wird, ist das in Liebesbeziehungen übliche, so sagt Rosalinda zu Argenidia:

Ziecht nun hin/ mein Argenidia, dann ihr habt mir mein Hertz geraubet:
aber diß ist mein einiger Trost/ daß ich also von euch nit gescheiden wird/
wann dass Hertz sich befindet/ wo dessen gröster Schatz: wann die Seel
mehr und eigentlicher wohnet/ wo sie liebet: als wo sie lebet. (II, 1, 227–
228/[1418–1419])

Argenidia hängt Rosalinda auch ein Herz um den Hals und hofft, dass sie sie nicht vergisst.

Da der Leser an dieser Stelle noch nicht weiß, dass sich unter Argenidia ein Mann verbirgt, ist diese Rede nicht weiter schockierend. Nach der Abreise von Argenidia wird Rosalinda krank, auch dies ein beliebtes Motiv im höfisch-heroischen Roman. Um sie zu heilen, schickt die Stiefmutter Rosalinda zu Argenidia, worauf diese ihr einen Brief schreibt:

Mein Herzallerliebster Schatz. Mit was Hertzen-Leyd ich ihrer Unpäßlichkeit
seye verständiget worden/ überlasse ich ihrem Hertzen zu erachten; dann sel-
biges wird allein muthmassen können/ ob es von mir/ ein gleiches vernem-
men/ und dannoch zu leben sich getrawte. Mich aber kräncket noch vil mehr/
daß ich/ dessen ein Ursach seyn solle. Mein Hertz/ Rosalinda! seynd versi-
chert: daß ich ohn euch so wenig leben kan/ als ihr ohn mich fröhlich seyn
[...]. (II, 1, 229–230/[1420–1421])

An dieser spannenden Stelle wird übrigens die Erzählung von Rosalinda unterbrochen und erst zu Beginn des zweiten Buches wieder fortgesetzt, wo die Identität von Argenidia aufgedeckt wird, worauf sich Rosalinda entsetzt, dass sie so mit einem Mann umgegangen ist. Die Stiefmutter erklärt ihr, dass man zu dieser Verkleidung gegriffen habe: „damit ewer keusches und aller Buhlschafft abholdes Hertz/ also Amphialum ehrlich Lieb gewinnen solte;“ (II, 2, 14/[1571]). Damit wird die Keuschheit Rosalindas gewahrt und die Liebesgeschichte hat nichts Anrühiges. Damit das auch ganz klar ist, wird die Verwandlung von Argenidia in Amphialus ausführlich als erlaubte Liebe gerechtfertigt, ja, als Beständigkeit ausgelegt, denn es sei ja die gleiche Person:

[...] wann nach Zeugnuß Argenidiä/ Amphialus mit iro iederzeit eines gewe-
sen/ so habt ihr mit Argenidia Amphialum schon geliebet: also bedarffs sich
keiner Liebs-Aenderung/ sonder ein Beständigkeit und Beharrung in selbiger:
und/ ist ewer Lieb zu vor wol gezeimet gewesen/ so kan selbige/ der Aben-
derung eines Namens/ gewißlich nicht ungezeimet machen. (II, 2, 13/[1579])

Genau besehen, macht dieser Versuch, die Liebe zwischen Mann und Frau als Liebe zwischen zwei Freundinnen und damit als asexuell darzustellen, die Sache nicht besser, denn es erweist sich, dass Amphialus als Mann einige nicht geringe Zeit in der Nähe Rosalindas gelebt hat. Diese Liebesgeschichte setzt sich bis ans Ende des Romans fort, indem Rosalinda und Amphialus, die einander ganz im Sinne des Heliodor'schen Romans aus den Augen verloren haben, am Ende zusammengeführt werden. Andere Liebesgeschichten sind zum Scheitern verurteilt wie die zwischen Philiarchus/Philologus und Dulcelina/Philologa, da diese in Wirklichkeit seine Schwester ist. Während der seine Affekte nicht beherrschende Philiarchus zu allem bereit ist, um Dulcelina für sich zu gewinnen, hat Dulcelina von Anfang an eine „nicht eheliche Liebe“ zu Philiarchus getragen, also die richtige Empfindung gehabt, wie Leonilda ihrem Sohn Onulphus erklärt, der ebenfalls ein Auge auf Dulcelina geworfen hat:

[...] so hab ich auch/ erst anietzt und erkundtschafft/ daß ihre gegen *Philiarcho* getragne Liebe/ nicht ehelich Liebe/ sonder nur ein Neigung der Wolgewogenheit gewesen/ deren Ursach villedicht/ ein heimlich würckender Einfluß eines beiden gemeinen Geburt-Sterns/ wol seyn möchte/ wie mich dann solches zu glauben/ veranlasset/ Theils dero beiden/ gantz gleiches Alter/ und die nicht vil ersehene gar zu gleiche Gestalt deß Angesichts/ und gänzlich über-eins stimmende Gemüts-Neigungen: dann so vil ich *Philiarchum* [...] erkennen gelehrnet/ ist er ein *Dulcelina*, und dise ein *Philiarchus*, so hat mir auch ein Stern-späher hoch betheuret/ daß sie beide auff einen Tag/ ja auff ein stund gebohren/ und *Dulcelina* hat mir offenhertziglich vertrauet/ daß der erste Anblick *Philiarchi* sie mit Lieb entzündet und verwundet (I, 369–370/[395–396]).

Gasser, so zeigt die Stelle, kennt sich in der Beschreibung der Liebe gut aus, zugleich versteht er es, um die Ähnlichkeit des Philiarchus und der Dulcelina ein Geheimnis aufzubauen, von dem der Leser erwarten darf, dass es noch aufgelöst wird. Diese Liebe auf den ersten Blick, so wird später klar, ist die Liebe der Schwester zu ihrem Zwillingsbruder.

Auch die andere Liebesgeschichte, die zwischen Carabella und Zelmana, unter der sich Philologus versteckt, lässt sich als Liebe zwischen Geschwistern erklären. Es sieht so aus, als ob Gasser in der Gegenwart der Erzählung nur Liebe unter Geschwistern zulassen würde. Wenn die Leidenschaft zu groß wird, wie im Fall der Carabella gegenüber Zelmana, wird dies als ein Fehler entlarvt. Typisch für Gassers Vorstellung ist die Bemerkung zur Ehe zwischen

Amphialus und Rosalinda, die am Ende des Romans geschlossen wird. Diese hätten sich „zu Ehren der allerreinsten Jungfräwlichen Mutter MARIAE und deß H. Josephi/ dero Exempel der Reinigkeit nachzufolgen/ einander mit freymühtigster Verlobung versprochen.“ (III, 685–686/[2703–2704]) Das Ideal Gassers, das zeigt sich schon bei der Ehe zwischen Gelanora und Philiarchus, ist die Ehe ohne Sexualität.

Ohne Liebesgeschichten kann Gasser aber nicht auskommen, weil eines der wichtigen Themen im Roman ist, dass man seine Begierden beherrschen muss, und dies kann er am Beispiel der Liebesgeschichten zeigen. Nicht zufällig werden Boethius und Seneca schon früh im Roman zitiert (I, 590/[616]), verkörpern sie doch jenes Ideal der Beherrschung der Affekte, das Gasser ebenfalls propagiert. Im ersten Buch zeigt Philiarchus, der ältere, was man machen muss, wenn man seine Begierden – in diesem Fall gegenüber Gelanora, mit der er für die Öffentlichkeit eine echte Ehe führt – nicht beherrschen kann: Man muss sich in die Einsamkeit flüchten. Die zweite Person, die ihre Begierden nicht beherrschen kann, ist Philiarchus/Philologus. Er muss durch den Unfall und dadurch, dass er totgesagt wird, durch Erniedrigungen hindurchgehen, bis er wieder in seine Rechte eingesetzt wird. Dies hilft ihm, einen Erkenntnisprozess durchzumachen, in dem er einsieht, dass man seine Begierden beherrschen muss. Explizit thematisiert wird dies, als Dulcelina über der (falschen) Nachricht, Philiarchus sei gestorben, krank geworden ist, ja ihren Verstand verliert. Königin Leonilda erklärt ihr, dass die große Traurigkeit des Gemüts von „einer unordentliche Liebe oder Begierd“ entstehe, welche ihr Objekt verliere. Christus entziehe uns

[...] durch sein Verhängnus dasjenige [...] / welches wir mit unordentlicher Lieb zu hart umbfangen/ oder aber/ indem er ein Verhindernus einstreuet/ daß wir nicht erhalten können unnd mögen das jene/ nach welchem unsers Hertzens Begird unordentlich und zu hitzig trachtet und verlanget. (I, 348/[374])

Onulphus ist so verliebt in Dulcelina, dass er sogar daran denkt, sie zu vergewaltigen, damit sie ihn heiraten muss. Gelanora kommentiert „die verdambliche schnöde Liebe“ des Onulphus. Man sehe, dass diese

[...] dem Menschen/ den sie einmal besitze/ den Verstand verfinstere/ den Willen verkehre/ dermassen/ daß sich ein solche mit diser Höll-glut angeflamte Seel nicht scheue/ sich GOTT zu widersetzen/ mit Hinanlegung seines Gewissens/ alle Rechten mit Füßen zu treten: aller Tugend auffzukün-

den/ sein Ehr und guten Leumuth/ sambt Leib/ Leben/ und das ewige Heil
selbsten in stich zu wagen [...]. (I, 571/[597])

Die einzig wahre Liebe ist jene zu Gott. Die anderen Affekte, deren schädliche Auswirkungen im Roman vor allem am Beispiel von Carabella thematisiert werden, sind die Ehrsucht und die Eigenliebe. Carabella hat alle Eigenschaften eines Tyrannen, der seine Affekte nicht beherrscht, sich mit schlechten Ratgebern umgibt und darum das Land schlecht regiert.

Der Mensch muss mit Vernunft und seinem freien Willen, ein im ganzen Roman wichtiges Konzept, seine „viehischen Begierden“ abtöten oder in Schach halten. Um dieses richtige Verhalten zu zeigen, muss Gasser seine Figuren in Situationen bringen, wo sie ihren Begierden nachgeben, bis sie erkennen, dass dies der falsche Weg ist, dass sie ihre Begierden mit dem Verstand und dem freien Willen zügeln müssen.

Aber es gebraucht was/ daß der Verstand und freie Willen solche Herrschafft/ über die rebellische Natur und Begirlichkeit erhalte/ unnd ist kein ander Mittel/ als die freiwillige Abtödtung/ nemblich daß der Mensch ihme selbstentziehe/ was er seiner vichischen Begierd/ gar zu angenehm zuseyn vermeinet: dann also wird selbige geschwächt/ gezäümet und gewenet/ sich der Anleitung deß Verstands/ unnd den Gebotten deß freien Willens zu ergeben. (I, 354/[380])

Ein positives Beispiel ist hingegen Gelanora, welche auch in der größten Aufregung, zum Beispiel, als bekannt wird, dass der tot geglaubte Philarchus lebt, ihre Fassung nicht verliert. Sie teilt die Nachricht mit „unverändertem Angesicht und sittlichsten Gebärden“ den Umstehenden mit, die in ein Freudengeschrei ausbrechen, „*Gelanora* aber erhielt ein so gleiches Gemüth/ daß man nicht die minste Veränderung verspühren köndte.“ (I, 514/[540]) Im „Schlüssel“ wird sie eine „Lehrmeisterin“ „Der Forcht Gottes/ wie man sich durch auß vnnd in allem in die Göttliche Anordnung zu schicken und zu ergeben habe.“ (I, [1142])

Die Bekehrung Carabellas zum Christentum und die Tatsache, dass sie ihre Fehler einsieht, erlaubt es Gasser, im dritten Teil, besonders beim Aufenthalt der Gesellschaft auf der Insel Paradisana, viele Fragen des Glaubens zu diskutieren wie etwa, dass es keine Rolle spiele, ob man arm oder reich sei, um ins Himmelreich zu kommen. Dieser Aspekt müsste weiter untersucht werden.

Zielpublikum

Das Zielpublikum Gassers scheinen primär Geistliche zu sein, die, wie er in der Vorrede schreibt, sich auch ab und zu unterhalten wollen, und denen vorgeführt wird, welche Schäden die nicht kontrollierten Affekte anrichten können und wie wichtig es ist, Vernunft walten zu lassen. Zudem werden immer wieder auch theologische Fragen erörtert, die den Geistlichen für ihre Arbeit nützen können. Es wäre sicher interessant, diesen dritten Teil einmal genauer auf den theologischen Kontext hin zu untersuchen, das würde den Rahmen der vorliegenden Arbeit sprengen. Aber ich hoffe, gezeigt zu haben, dass sich eine Auseinandersetzung mit diesem eigenartigen Versuch, mit den Mitteln des höfisch-heroischen Romans einen katholischen Roman zu schreiben, durchaus lohnt.

Anhang I: Beschreibung Chinas

Gasser

China ist eine/ in der grossen eingeschlossene kleine Welt; wie dann die Chineser eine geraume Zeit/ sich die alleinige Besitzer der Erden geachtet. China ist/ welches keinem Königreich außweicht/ wegen altem Herkommens und gröster Weiläuffigkeit höchst-berühmet/ und aller Orthen wohl berüchtigt. Seiner Bottmässigkeit Schrancken seynd/ das Meer Eoo/ der Berg Ottozocoro/ und die auff 400. teutscher Meilen weit auffgeführte wunder Mauren. Die Länge dises unvergleichlichen grossen Keiserthumbs erstreckt sich/ von Mittag gegen Mitnacht auff 450/ von Auffgang aber nach dem Undergang/ in die Breite/ auff 330. teutschen Meilen. (II, 1, 1/[1192])

Gasser

Der Grösse und Weitläuffigkeit/ dieser kleinen Welt entspricht ganz erwünschlich/ der eben unermessene/ zu aller Komblichkeit und Ergötzlichkeit/ menschlichen Lebens/ erforderte Überfluß; alldieweil die gesunde Lüfft mit Geflügel/ das weit-tiefe umbliegende Meer mit Fischen/ das Gelend aber/ mit allerhand hoch und nider Gewild überheufflich durchstrichen/ erfüllet und

König

Hod e vulgò Sina dicitur, quasi orbis in magno orbe singularis: cum praetei se nullas alias gentis in orbe universo, Sinenses, ante cognitos Europæos existimaverint. Continentur Oceano Eoo sive Chinensi, Ottozocero monte; muro 400. milliarium longo, quo a Tartaria separatur. Cochinchina & Tunquino regnis. Extenditur in longum supra 450; in latum 330 mill. germ. (S. 280)

König

Imperium est omni deliciarum exultum, ut toto orbe nil eo praestantius reperiatur. In tanto terrarum tractu vix sterilis aut inculti soli vestigium est reperire. Fructuum, florum, volucrum, piscium, animalium omnis generis, metallorum aliorumque tanta est copia, varietas & prestanti aut quidquid ubivis terrarum sparsum est ibi congestum a liberalissimo Deo fuisse diceres. (S. 280)

besetzt ist: ist nit minder diß wohl
 gesegete Erdrich/ mit Pflantzen
 und Früchten/ mit Kräutern und
 Blumen/ dermassen außgezieret und
 bereichet: daß es der Schein ge-
 winnt/ als hätte die miltreiche Natur/
 ihr gröste Freygebigkeit in China
 auffweisen und spiegeln wollen
 [...]. (II, 1, 1/[1192–1193])

Während König Gott als den Schöpfer dieses Reichtums nennt, nennt Gasser, der sonst nie verpasst, auf Gott hinzuweisen, die Natur.

Diser also grosse/ vortreffliche/
 fruchtbare und edle Erden-Theil/ ist/
 mit Stätten/ Schlössern/ Flecken und
 Dörffern/ die der blawe Himmel mit
 Stern- und Planeten aller Orthen
 übersetzt und außgezieret: Die vor-
 nemmern Stätten werden 1900. (un-
 der welchen 150. Haupt-Stätt) wie
 auch 159. wolbevestete Schlösser
 gezehlet [...]. (II, 1, 3/[1194])

Tam referta est China urbibus, oppi-
 dis, castellis, pagis, ut, quaquaver-
 sum procedas, magno numero oc-
 curant. Urbes universi Imperii ultra
 1900. secundum quosdam traduntur:
 inter quas sunt 150 cateris eminenti-
 ores, praeter has 159. munitiones
 sive fortalia. (S. 281, falsch pagi-
 niert als 227)

Die Zahl der Einwohner diser kleinen
 Welt (nach Bekräftigung bewehrter
 Scribenten) belauffet sich auf 300:³³
 der Waaffen tauglichen Männer aber/
 auff 58. Millionen. (II, 1, 4/[1195])

Incolarum tanta est copia in uni-
 verso regno ad 100. milliones homi-
 num inveniri hodie tradantur. Soli
 enim bello a supra 58. milione cen-
 sentur. (S. 281)

33 Dies ist die einzige Abweichung in einer aus König übernommenen Zahlenangabe, sie beruht vielleicht auf einer falschen Lesung.

Anhang II: Ausgaben und Exemplare

– Außforderung Mit Aller-demütigst gebottnem Vernunft-Trutz: An alle Atheisten/ Machiavellisten/ gefährliche Romanen/ und falsch-politische Welt-Kinder Zu einem Zwey-Kampff Auff dem Plan kurtzweiliger Dichtung/ mit dem Schwerdt/ der sonderbaren Beweißthumben: Also ein Gedichte/ mit Warheit-besprengte Historia Von *Philologo* einem Portugesischen Cavalieren/ Und *Carabella* einer Käyserin in China/ Durch V. P. F. Rudolphum Suitens. Capuc. Prov. Helvet. Zug 1686. (VD17 12:647249U).

Scan: Bayerische Staatsbibliothek, München: <http://mdz-nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bvb:12-bsb10121036-7>.

– Deß Demühtigst gebottnen Vernunfts-Trutz Und Vernunfts-Kampffs Fortsetzung Oder Der Andere Theil Der Gedichten mit Warheit beschrengten Historia. Von *Philologo* vnd *Carabella*/ Durch V. P. F. Rudolphum Suitens. Capuc. Prov. Helvet. Baden 1687. (VD17: 12:647250G).

Scan: Bayerische Staatsbibliothek, München: <http://mdz-nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bvb:12-bsb10121037-2>.

– Deß Demühtigst-gebottnen Vernunft-Trutz Unnd Vernunffts-Kampffs Forthsetzung/ Das ist Der dritte und letste Theil Der Gedichten mit Warheit besprengten Historia, Von *Philologo* und *Carabella*/ Durch V. P. F. Rudolphum Suitens Capuc. Prov. Helvet.

Scan: Bayerische Staatsbibliothek, München: <http://mdz-nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bvb:12-bsb10121038-7>.

Exemplare:

Alle drei Bände sind in den folgenden Bibliotheken nachgewiesen:

Bayerische Staatsbibliothek, München (aus dem Besitz des Bischofs Johann Franciscus von Freysing [Ex Libris]); Bischöfliches Priesterseminar Trier, Universitätsbibliothek Heidelberg, Staatliche Bibliothek Neuburg an der Donau, Zentralbibliothek Zürich (aus dem Besitz des Klosters Rheinau), Zentralbibliothek Solothurn, Kantons- und Universitätsbibliothek Freiburg/Schweiz (aus dem Besitz der Kapuzinerbibliothek), Stiftsbibliothek St. Gallen, Universitätsbibliothek Bern, Zentralbibliothek Luzern, Kapuzinerkloster Luzern. Aargauer Kantonsbibliothek.

Teil 1: Historische Bibliothek des Ludwig-Wilhelm-Gymnasiums, Rastatt, Württembergische Landesbibliothek Stuttgart, Universitätsbibliothek Augsburg.

Teil 2: Universitätsbibliothek Freiburg i. Br.

Teil 2 und 3: Universitätsbibliothek Mannheim, Studienbibliothek Dillingen.

2. Auflage

– Außforderung Mit Aller-demüthigst gebottnem Vernunfft-Trutz; An alle Atheisten, Machiavellisten, gefährliche Romanen, und falsch-politische Welt-Kinder Zu einem Zwey-Kampff Auf dem Plan kurtzweiliger Dichtung, mit dem Schwerdt, der sonderbaren Beweißthumben: Also ein Gedichte, mit Wahrheit-besprengte Historia Von Philologo einem Portugesischen Cavalieren, Und Carabella einer Käyserin in China. 3 Teile Augsburg 1749 (Teil 1: VD18 80326455-001; Teil 2: VD18 80326463-001).

Exemplare:

Teil 1: Universitätsbibliothek Eichstätt, Dombibliothek Freising.

Teil 2: Universitätsbibliothek Eichstätt, Provinzialbibliothek Amberg.

Teil 3: Provinzialbibliothek Amberg. Mikrofilm der Jantz-Collection.

Der ‚Herr der Finsternis‘ und der Geist des Lichts. Christian Thomasius’ *Kurtze Lehr-Sätze* gegen die Hexenverfolgung als Bausteine einer spiritualistischen Hermeneutik

Der Teufel ist im 17. Jahrhundert ein Diskursknotenpunkt, an dem nicht nur, wie man erwarten könnte, prozessrechtliche und theologische Sujets wie die Frage nach der Funktion von Zeugen in einem Gerichtsverfahren und die nach dem Verhältnis von Erbsünde und Gnade ausgehandelt werden, sondern auch (scheinbar) ferner liegende Probleme aus dem Bereich der Ökonomie und Staatstheorie.¹ Nirgends wird das deutlicher als in Grimmelshausens *Simplissimus Teutsch*, in dessen „höllische[m] Lasterszenarium“,² wie es Peter Heßelmann einmal genannt hat, nicht nur nahe und fernliegende Themenkreise im Zeichen des Teufels gebündelt werden, sondern zusätzlich eine Poetik der Satire allegorisch entworfen wird. Doch die Geschichte der teuflischen Schirmherrschaft fremder (oder fremdscheinender) Sujets endet nicht bei Grimmelshausen und nicht im 17. Jahrhundert.

Im Folgenden möchte ich einer diskursiven Volte nachgehen, die unter teuflischer Hand im Übergang vom 17. zum 18. Jahrhundert geschlagen wird. Es soll mir darum gehen, mit Blick auf eine frühaufklärerische Schrift zur Hexenverfolgung und ihres diskursiven Kontextes eine Art Vorgeschichte einer im wahrsten Sinne des Wortes geisteswissenschaftlichen Methodendiskussion zu skizzieren. Am Beispiel von Christian Thomasius’ Dissertation gegen die Hexenverfolgung möchte ich zeigen, dass um 1700 eigentlich alle Optionen für eine Hermeneutik, die Kritik und ein geistgeleitetes Verstehen vereint, bereitgestellt werden, allerdings nur in Bausteinen oder Bruchstücken. Deren Synthese wird dementsprechend noch 100 Jahre auf sich warten lassen...

1 Vgl. Maximilian Bergengruen: *Die Formen des Teufels. Dämonologie und literarische Gattung in der Frühen Neuzeit*. Erscheint: Göttingen 2020.

2 Peter Heßelmann: *Gaukelpredigt. Simplicianische Poetologie und Didaxe. Zu allegorischen und emblematischen Strukturen in Grimmelshausens Zehn-Bücher-Zyklus*. Frankfurt a. M. [u. a.] 1988 (Europäische Hochschulschriften. Reihe I. Deutsche Sprache und Literatur 1056), S. 223.

Halle 1701, Juristische Fakultät: eine kleine Intrige

Jede Schule, jede Epoche formiert ihr eigenes Erfolgsnarrativ. Ein besonders starkes hat die Aufklärung für sich in der Frage der Überwindung des Aberglaubens und damit auch des Glaubens an Teufel, Hexen und Zauberer geschaffen und für sich in Anspruch genommen. Noch am Ende des 18. Jahrhunderts sieht sich die Wissenschaft dem Projekt verpflichtet, dass dort, wo „Aberglauben [...] herrscht, geläuterte Begriffe ausgebreitet und abergläubische Possen vertrieben werden“.³ Dieses Narrativ verdankt sich nicht zuletzt Christian Thomasius’ Schrift gegen die Hexenverfolgung, die aus einer wissenschaftlichen Disputation hervorgegangen ist (Präses und Verfasser der Dissertation: Thomasius, Respondent: sein Schüler Johannes Reich).⁴

Diese trägt in der lateinischen Fassung den Titel *De crimine magiae* (ED 1701); in der deutschen Übersetzung: *Kurtze Lehr-Sätze Von dem Laster Der Zauberey* (ED 1702). Dass Thomasius jedoch wirklich, wie es noch im 20. Jahrhundert (als Fortsetzung des genannten Narrativs) heißt, ein „führender Bestreiter des Hexenwahns“,⁵ ja sein „siegreiche[r] Bekämpfer“⁶ war, ist

3 Johann Nicolaus Martius: *Unterricht in der natürlichen Magie, oder zu allerhand belustigenden und nützlichen Kunststücken*. Völlig umgearbeitet von Johann Christian Wiegleb. Bd. I. Berlin 1779, S. II.

4 Vgl. allgemein zu akademischen Disputationen im 17. und 18. Jahrhundert und zu Thomasius’ Handhabung im Besonderen: Hanspeter Marti: Kommunikationsnormen der Disputation. Die Universität Halle und Christian Thomasius als Paradigmen des Wandels. In: *Kultur der Kommunikation. Die europäische Gelehrtenrepublik im Zeitalter von Leibniz und Lessing*. Hrsg. von Ulrich Johannes Schneider. Wiesbaden 2005 (Wolfenbütteler Forschungen 109), S. 317–344; Donald Felipe: Ways of Disputing and *principia* in 17th Century German Disputation Handbooks. In: *Disputatio 1200–1800. Form, Funktion und Wirkung eines Leitmediums universitärer Wissenskultur*. Hrsg. von Marion Gindhart und Ursula Kundert. Berlin, New York 2010 (Trends in Medieval Philology 20), S. 33–62; Frank Grunert: De philosophia sutoria. Die ‚Böhme-Dissertation‘ von Christian Thomasius und ihr Kontext. In: *Dichtung – Gelehrsamkeit – Disputationskultur. Festschrift für Hanspeter Marti zum 65. Geburtstag*. Hrsg. von Reimund B. Sdzuj, Robert Seidel und Bernd Zegowitz. Wien, Köln, Weimar 2012, S. 621–636, hier S. 629.

5 Martin Pott: *Aufklärung und Aberglaube. Die deutsche Frühaufklärung im Spiegel ihrer Aberglaubenskritik*. Tübingen 1992 (Studien zur deutschen Literatur 119), S. 248.

6 Rolf Lieberwirth: Einleitung. In: Christian Thomasius: *Vom Laster der Zauberei*. Hrsg. von Rolf Lieberwirth. München 1987 (dtv 2170), S. 13–30, hier S. 13.

in der Forschung mittlerweile relativiert worden.⁷ Man muss sich vergegenwärtigen, dass es im Deutschland des gesamten 17., mit einer starken Welle in den 1660er Jahren,⁸ und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zwar noch verschiedentlich zu Verfolgungen kommt;⁹ die Hochzeit der Hexenverfolgung liegt jedoch zwischen der Mitte des 16. und dem Ende des ersten Drittels des 17. Jahrhunderts.¹⁰ Thomasius publiziert also definitiv am Ende der Hexenverfolgung und damit in einer deutlich anderen Situation als seine Vorgänger, d. h. Johann Weyer in den dämonologischen Debatten des 16. und Friedrich Spee in denen des 17. Jahrhunderts.¹¹

Es ist ein verräterisches Wort, das Thomasius' neue Position in der zeitgenössischen Dämonologie deutlich macht. Im Zusammenhang der Auseinandersetzung mit der Frage, wo der Ursprung der „Fabel von Hexen und Zaubern“¹² zu finden sei, gibt sich der Hallenser Jurist und Philosoph der Hoffnung hin, dass Balthasar Bekker in *De betoverde Weereld* von 1691–1693 und Anton van Dale in seinen *Dissertationes de origine ac progressu idololatriae et superstitionum* von 1696 ihm und anderen „noch genung zur Vermehrung und vielleicht auch zur Verbesserung übrig gelassen haben“ (LS 1702 24; Herv. M. B.). „[Ü]brig gelassen“: Es geht also bei Thomasius nicht nur um das praktische, ja, nicht zuletzt politische Problem, wie der Hexenverfolgung Einhalt geboten werden kann, sondern auch um akademische Diskurspolitik

7 Vgl. Markus Meumann: Die Geister, die ich rief – oder wie aus ‚Geisterphilosophie‘ ‚Aufklärung‘ werden kann. Eine diskursgeschichtliche Rekontextualisierung von Christian Thomasius' „De crimine magiae“. In: *Aufklärung und Esoterik. Wege in die Moderne*. Hrsg. von Markus Meumann, Monika Neugebauer-Wölk und Renko Geffarth. Berlin, Boston 2013 (Hallesche Beiträge zur Europäischen Aufklärung 50), S. 645–680, hier S. 647.

8 Vgl. Malcolm Gaskill: *Hexen und Hexenverfolgung. Eine kurze Kulturgeschichte*. Übers. von Ursula Blank-Sangmeister und Anna Raupach. Stuttgart 2013, S. 104.

9 Vgl. Gaskill, *Hexen* (wie Anm. 8), S. 124–125.

10 Vgl. Wolfgang Behringer: *Hexen. Glaube, Verfolgung, Vermarktung*. München 1998 (Beck'sche Reihe 2082), S. 35; Gaskill, *Hexen* (wie Anm. 8), S. 104.

11 Vgl. zur frühneuzeitlichen Dämonologie Stuart Clark: Glaube und Skepsis in der deutschen Hexenliteratur von Johann Weyer bis Friedrich von Spee. In: *Vom Unfug des Hexen-Processes. Gegner der Hexenverfolgungen von Johann Weyer bis Friedrich Spee*. Hrsg. von Hartmut Lehmann und Otto Ulbricht. Wiesbaden 1992 (Wolfenbütteler Forschungen 55), S. 15–33; Stuart Clark: *Thinking with Demons. The Idea of Witchcraft in Early Modern Europe*. Oxford 1997.

12 Christian Thomasius: *Kurtze Lehr-Sätze Von dem Laster Der Zauberey*. S. 1. 1702, S. 24. – Der Text wird im Folgenden mit Sigle LS 1702 und Seitenangabe in runden Klammern zitiert.

und um den damit verbundenen Neuheitsanspruch im Kontext einer Forschungslücke.

Schauen wir uns in diesem Zusammenhang die Entstehungsbedingungen der Disputation an, in deren Rahmen Thomasius seine Dissertation formuliert hat. Anlass ist, dass Thomasius' Fakultätskollege und Dekan Heinrich Bode (Bodinus) ebenfalls im Jahre 1701 (genauer: drei Wochen vor Thomasius) eine Dissertation gegen die Hexenprozesse verteidigen lässt, was Thomasius nicht entgangen sein kann.¹³ Bode bezieht sich in seiner Dissertation positiv auf den zu dieser Zeit bekanntesten Gegner der Hexenverfolgung, den bereits genannten Cartesianer Balthasar Bekker,¹⁴ und verteidigt ihn gegen seine Gegner; all dies mit dem Hinweis, dass sein Kollege Thomasius mit Bekker philosophisch über Kreuz liegt. Diese Darstellung hat insofern etwas Provokatives an sich, als Bode Thomasius in einem Atemzug mit denjenigen Gegnern Beckers, die auch die Hexenverfolgung befürworten, nennt.¹⁵ Thomasius versteht sich nämlich in der Tat als ein Gegner des Cartesianers Bekker, zugleich aber auch als ein entschiedener Gegner der Hexenverfolgung. Um dieser differenzierten Position Ausdruck zu verleihen, hält er kurz nach der Disputatio Bodes seinerseits eine Disputation ab, in der er in der Dissertation das Kunststück zu vollbringen versucht, sich als Gegner der Hexenverfolgung und als Gegner Bekkers zu präsentieren.

Um diese Position rekonstruieren zu können, muss man sich vor Augen halten, dass Thomasius im Jahre 1701 bereits eine wechselvolle Methodengeschichte hinter sich hat: In den frühen und mittleren 1690er Jahren tritt er als Autor der *Vernunftlehren* (*Einleitung zu der Vernunft-Lehre; Außübung Der Vernunft-Lehre* [beide 1691]) und der *Sittenlehren* (*Einleitung Zur Sitten-Lehre* [1692]; *Ausübung Der SittenLehre* [1696]) hervor. Mit diesen Schriften ist er an der Begründung einer philosophischen Richtung beteiligt, die sich als

13 Vgl. Annemarie Nooijen: ‚*Unserm grossen Bekker ein Denkmal*‘? Balthasar Bekkers ‚*Betoverde Weereld*‘ in den deutschen Landen zwischen Orthodoxie und Aufklärung. Münster 2009 (Studien zur Geschichte und Kultur Nordwesteuropas 20), S. 221–222.

14 Vgl. zu Bekkers Anschluss an Descartes Nooijen, ‚*Unserm grossen Bekker ein Denkmal*‘? (wie Anm. 13), S. 35–39; 71–73.

15 Vgl. Meumann, Geister (wie Anm. 7), S. 671.

Eklektizismus bzw. Selbstdenker-Philosophie¹⁶ beschreiben lässt, inklusive einer damit verbundenen Hermeneutik.¹⁷

Doch spätestens in der *Ausübung Der SittenLehre* lassen sich Ansätze einer Kehre¹⁸ in Thomasius' Denken festmachen. Hier führt er nämlich aus, dass er mit seiner bisherigen Arbeit nur den „Mist und Unflat“ in der „Gelahrt-heit“¹⁹ aufgezeigt habe und „wie dieser *weggeschafft werden solle*“. Wie dieser aber tatsächlich „weggeschafft werden könne/ und wie was Gutes an dessen Statt angeschafft werden müsse/ das zeigt eine höhere Schule“, nämlich

-
- 16 Christian Thomasius: *Schertz- und Ernsthaftte, Vernünfftige und Einfältige Gedancken über allerhand Lustige und nützliche Bücher und Fragen. Monatsgespräche Januar – Juni 1688*. Nachdruck hrsg. von Herbert Jaumann. Hildesheim, Zürich, New York 2015 (Ausgewählte Werke 5. 1), S. 272–273, beschreibt den eklektizistisch vorgehenden Selbstdenker so: Er „folgt[] ohne Ansehen der Person in Sachen/ die durch die Menschliche Vernunfft begriffen werden können/ seinem eigenen Kopffe“. Vgl. zur Philosophie des Eklektizismus in der Frühaufklärung und besonders zur Verbindung mit dem Selbstdenken bei Thomasius: Michael Albrecht: *Eklektik. Eine Begriffsgeschichte mit Hinweisen auf die Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte*. Stuttgart-Bad Cannstatt 1994 (Quaestiones 5), S. 398–416; allgemein zur Eklektik der Aufklärung: Horst Dreitzel: Zur Entwicklung und Eigenart der ‚eklektischen Philosophie‘. In: *Zeitschrift für Historische Forschung* 18 (1991), S. 281–343. Zum engen Zusammenhang von Selbstdenkertum und Eklektizismus vgl. auch Norbert Hinske: Eklektik, Selbstdenken, Mündigkeit – drei verschiedene Formulierungen einer und derselben Programmidee. In: *Eklektik, Selbstdenken, Mündigkeit*. Hrsg. von Norbert Hinske. Hamburg 1986 (Aufklärung 1, 1), S. 5–8.
- 17 Zur Verbindung von Hermeneutik und Erkenntnis bei Thomasius und im zeitgenössischen Denken vgl. Lutz Danneberg: Die Auslegungslehre des Christian Thomasius in der Tradition von Logik und Hermeneutik. In: *Christian Thomasius (1655–1728). Neue Forschungen im Kontext der Frühaufklärung*. Hrsg. von Friedrich Vollhardt. Tübingen 1997 (Frühe Neuzeit 37), S. 253–316. Vgl. hierzu auch Axel Bühler, Luigi Cataldi Madonna: Von Thomasius bis Semler. Entwicklungslinien der Hermeneutik in Halle. In: *Hermeneutik der Aufklärung*. Hrsg. von Axel Bühler und Oliver R. Scholz. Hamburg 1994 (Aufklärung 8), S. 49–70, hier S. 50–51.
- 18 Vgl. Wilhelm Schmidt-Biggemann: Pietismus, Platonismus und Aufklärung. Christian Thomasius' „Versuch vom Wesen des Geistes“. In: *Aufklärung als praktische Philosophie. Werner Schneiders zum 65. Geburtstag*. Hrsg. von Frank Grunert. Tübingen 1998 (Frühe Neuzeit 45), S. 83–98, hier S. 83; Grunert, De philosophia sutoria (wie Anm. 4), S. 622; Wilhelm Kühlmann: Frühaufklärung und chiliastischer Spiritualismus – Friedrich Brecklings Briefe an Christian Thomasius. In: *Christian Thomasius (1655–1728). Neue Forschungen im Kontext der Frühaufklärung*. Hrsg. von Friedrich Vollhardt. Tübingen 1997 (Frühe Neuzeit 37), S. 179–234, hier S. 190–191.
- 19 Vgl. zu Thomasius' Konzept der Gelehrtheit Grunert, De philosophia sutoria (wie Anm. 4).

die Gottes. Und in dieser Schule ist Thomasius nicht Professor, sondern „Auditor“.²⁰

Ausformuliert wird die 1696 angedeutete theologische Kehre nicht zuletzt im *Versuch von Wesen des Geistes* von 1699. Hier entwickelt Thomasius eine philosophische Theorie, welche die auf Paracelsus zurückgehenden naturphilosophischen und mystischen Strömungen des 17. Jahrhunderts, die auf ihn über den Pietismus (insbesondere August Hermann Francke und Gottfried Arnold), aber auch über Peter Poiret, Johann Arndt und Friedrich Breckling gekommen sind, bündelt. Diese Ausformulierung der „uralten Geister Philosophie (Philosophiam Spiritualem)“ – so die Formulierung aus den *Lehr-Sätzen* – hat mit dem Eklektizismus der frühen 1690er Jahre erst einmal nur gemein, dass sich beide Positionen sowohl gegen die Scholastik als auch gegen den Cartesianismus wenden.²¹ Es stellt sich nun die Frage, welche der beiden Positionen er wie in seinem Kampf gegen die Hexenverfolgung einsetzt.

Explizite und implizite Teufelspakte

Bleiben wir jedoch zuerst noch bei der mehr oder weniger großen Forschungslücke,²² die Thomasius im Feld der Gegner der Hexenverfolgung für sich gefunden hat: den Teufelspakten. Nach dem Verständnis der Frühen Neuzeit sind Hexerei und Zauberei an den Teufelsvertrag gebunden. Unterschieden wird zwischen einem „Pactum expressum“ und einem „Tacitum pactum“,²³ also einem expliziten und impliziten Teufelsvertrag. Der explizite Pakt wird, abzulesen beispielsweise an der *Historia des D. Johann Fausten* von 1587, förmlich eingegangen und unterschrieben, der implizite ist das Ergebnis einer wie auch immer gearteten Beziehung zwischen Teufel und Mensch, die durch die Behauptung des Vertrages zum Verbrechen der Hexerei/Zauberei wird. Unterscheidungen dieser Art beziehen sich auf Thomas' von Aquin *Summa*

20 Christian Thomasius: *Ausübung der Sittenlehre*. Halle 1696 [Nachdruck Hildesheim 1968], S. 527–528. Vgl. Grunert, *De philosophia sutoria* (wie Anm. 4), S. 622.

21 Vgl. Meumann, *Geister* (wie Anm. 7), S. 650–652.

22 Tatsächlich hatte sich auch schon Bekker mit den Teufelspakten beschäftigt, allerdings nicht in Bezug auf die geistmäßige Verfasstheit des Teufels. Vgl. hierzu Nooijen, *Unserm grossen Bekker ein Denkmal?* (wie Anm. 13), S. 60–62.

23 Kaspar Schott: *Magia universalis naturae et artis, sive recondita naturalium & artificialium rerum scientia. Opus Quadripartitum*. Bd. I: *Optica*. Frankfurt a. M. 1657, S. 27. Vgl. hierzu Dietrich Unverzagt: *Philosophia, Historia, Technica. Caspar Schotts „Magia Universalis“*. Berlin 2000, S. 86.

theologiae.²⁴ Thomas wiederum differenziert die Pakttheorie von Augustinus aus, der in *De doctrina christina* die Möglichkeiten einer „societa[s]“ bzw. von „pacta“ zwischen Menschen und Dämonen erörtert.²⁵

Um gegen diese Position zu Felde ziehen zu können, kombiniert Thomasius in den *Lehr-Sätzen* nun – zum ersten und letzten Mal, soweit ich sehe – die beiden philosophischen Positionen, die er bisher vertreten hat, also die eklektische Hermeneutik und die Geisterphilosophie. Beginnen wir mit Ersterem und mithin mit einer Kritik der bisherigen Dämonologie aus dem Lager der Hexenverfolger. Thomasius greift auf das – durch die Aberglaubenskritik von Dales²⁶ angereicherte – eklektische Argument zurück, dass Autoritäten²⁷ aus dem Mittelalter, also der Zeit des „Papist. Aberglauben[s]“ (*LS 1702 28*), von jeglichem, wie er es an anderer Stelle genannt hat, „*praejudicium auctoritatis*“, verstanden als dezidiertem „*Irrthum*“,²⁸ zu reinigen seien. Mit Thomas von

24 Thomas von Aquin: *STh II/2*, qu. 95,2 und 95,6; St. Thomas Aquinas „*Summa theologiae*“. Latin Text and English Translation, Introduction, Notes, Appendices and Glossaries. Bd. XL: Superstition and Irreverence. Hrsg. von Thomas Franklin O'Meara und Michael John Duffy. Cambridge 1968, S. 42; 58. Dort ist von einem expliziten und impliziten Pakt („*pacto tacito vel expresso*“) die Rede bzw. werden explizite Pakte („*pacta [...] expressa*“) von impliziten („*tacita*“) unterschieden.

25 August. *doctr. crist.* 2,20,30 bzw. 2,23,36. Vgl. hierzu Dieter Harmening: *Superstitio. Überlieferungs- und theoriegeschichtliche Untersuchungen zur kirchlich-theologischen Aberglaubensliteratur des Mittelalters*. Berlin 1979, S. 311–313; Almut Neumann: *Verträge und Pakte mit dem Teufel. Antike und mittelalterliche Vorstellungen im „Malleus maleficarum“*. St. Ingbert 1997 (Saarbrücker Hochschulschriften 30), S. 70–73; 104–107; Roland Götz: Der Dämonenpakt bei Augustinus. Sein Hintergrund in der spätantiken Dämonologie und seine Auswirkungen auf die ‚wissenschaftliche‘ Begründung des Hexenglaubens im Mittelalter. In: *Teufelsglaube und Hexenprozesse*. Hrsg. von Georg Schwaiger. München 1999 (Beck'sche Reihe 337), S. 57–83, hier S. 62–75.

26 Hierzu Pott, *Aufklärung* (wie Anm. 5), S. 78–126 (mit Hinweis auf die wichtige Rolle der *Lehr-Sätze* in diesem Kontext); Martin Pott: Christian Thomasius und Gottfried Arnold. In: *Gottfried Arnold (1666–1714)*. Hrsg. von Dietrich Blaufuß und Friedrich Niewöhner. Wiesbaden 1995 (Wolfenbütteler Forschungen 61), S. 247–265, bes. S. 257–260.

27 Christian Thomasius: *Ausübung der Vernunftlehre*. Halle 1691 [Nachdruck Hildesheim, Zürich, New York 1998 (Ausgewählte Werke 9)], S. 127. Zum humanistischen Erbe der Autoritätenkritik vgl. Wilhelm Kühlmann: *Gelehrtenrepublik und Fürstenstaat. Entwicklung und Kritik des deutschen Späthumanismus in der Literatur des Barockzeitalters*. Tübingen 1982 (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 3), S. 455–473.

28 Christian Thomasius: *Einleitung zur Vernunftlehre*. Halle 1691 [Nachdruck Hildesheim, Zürich, New York 1998 (Ausgewählte Werke 8)], S. 287. Vgl. hierzu

Aquin als dem Hauptvertreter solcher Dogmen des Aberglaubens setzt sich Thomasius dementsprechend in der Paktfrage nur am Rande auseinander; Gleiches gilt abgeschwächt für Augustinus. Bei ihm und anderen Kirchenvätern handelt es sich zwar in seinen Augen um „hochverdiente Männer“, die aber aufgrund ihrer „grossen Gottesfurcht und Einfalt auch sehr leichtgläubig“ gewesen seien und so von „Lügendafften und Heuchlern hintergangen“ wurden (LS 1702 21). Hinzu kommen die Potenzierungen falscher Meinungen durch die Traditionsläufe, wo „immer einer den andern gantz ohne Nachsinnen ausschreibt“ (LS 1702 17).

Daraus erhellt: Bei „läppischen Fabeln“ von „aberglaubische[n] Scribenten“ ist für Thomasius keine wahre „Experienz“ (LS 1702 21) zu erwarten. Wenn es sich, wie im Falle von Augustinus, um die Doktrinen altehrwürdiger Kirchenväter handelt, muss überprüft werden, ob ein solcher Autor nicht gerade in der „Frömmigkeit“ fehlgeht oder „irr[.]t“ (LS 1702 10). Und für diese Prüfung ruft Thomasius „Verstand[.]“ und „sensu[s] communi[s]“ auf. Mentalen Institutionen wie diesen traut er mehr als der „unverständige[n] Frömmigkeit“ (LS 1702 19) und der autoritätsgläubigen Weitergabe von spätantiken Positionen. Wer diesen Weg nicht mitgeht, macht sich seinerseits der Verbreitung von Aberglauben schuldig.

Man könnte sagen, dass Thomasius, eventuell aufbauend auf einem ähnlichen Gedanken Friedrich Spees,²⁹ das, was die Befürworter der Hexenverfolgung in der Frühen Neuzeit – also Jean Bodin, Martin Anton Delrio, Nicolas Rémy (Nicolaus Remigius) u. a. – den Zauberern und Hexen vorgeworfen

Werner Schneiders: *Aufklärung und Vorurteilkritik. Studien zur Geschichte der Vorurteilstheorie*. Stuttgart-Bad Cannstatt 1983 (Forschungen und Materialien zur deutschen Aufklärung. Abt. 2. Monographien 2), S. 92–114, bes. S. 102–104.

29 Die „Inquisitoren“, schreibt Spee, „sind unzweifelhaft selbst Hexenmeister“ („existimo, Inquisitores [...] maleficos sine dubio esse“); Friedrich Spee: *Cautio Criminalis oder Rechtliches Bedenken wegen der Hexenprozesse*. Übers. von Joachim-Friedrich Ritter. Weimar 1939, S. 48; Friedrich Spee: *Cautio criminalis, seu de processibus contra sagas liber*. Rinteln 1631 [Nachdruck Frankfurt a. M. 1971], S. 69. Vgl. hierzu auch Maximilian Bergengruen, Gideon Haut, Stephanie Langer: Einleitung. In: *Tötungsarten und Ermittlungspraktiken. Zum literarischen und kriminalistischen Wissen von Mord und Detektion*. Hrsg. von Maximilian Bergengruen, Gideon Haut und Stephanie Langer. Freiburg i. Br., Berlin, Wien 2015 (Rombach Wissenschaften. Das unsichere Wissen der Literatur 1), S. 7–18. Vgl. zum Zusammenhang Spee/Thomasius Christoph Böhr: *Friedrich Spee und Christian Thomasius über Vernunft und Vorurteil. Zur Geschichte eines Stabwechsels im Übergang vom 17. zum 18. Jahrhundert*. Trier 2006.

haben, auf jene übertragen hat. Wie sich die angeblichen Teufelsbündner (in den Augen der Hexenjäger) dem „Herr[n] der Finsterniß“ (*LS 1702 8*) hingegen haben, so gaben oder geben sich die Hexenjäger den Methoden des finsternen vor-aufklärerischen Zeitalters hin. Und wie die Hexenjäger glaubten, dass der böse Geist, also der Teufel, besiegt und ausgetrieben werden müsse, so glaubt Thomasius, dass die vorurteilsbelastete Schreib- und Denkart des finsternen Zeitalters aus den Texten ausgetrieben werden muss.

Vor dem Hintergrund dieser Kritik an überkommenen Positionen setzt sich Thomasius mit den Teufelspakten aus der thomasischen Tradition auseinander – und beginnt mit der impliziten Variante, also der Vorstellung, dass man durch eine wie auch immer geartete „Gemeinschaft mit dem Satan“ so agiere, als ob man einen Vertrag abgeschlossen habe. Diese lose Verbindung mit dem Teufel müsse, so Thomasius, konsequent zu Ende gedacht für alle „Diebe/ Ehebrecher/ Lügner“ etc. gelten. Wenn diese aber alle als „Zauberer verbrandt“ werden sollten, so hätten, wie Thomasius schlussfolgert, die Scharfrichter viel zu tun und es würde „eine grosse Verwirrung unter allen Menschl. Verbrechen vorgehen“ (*LS 1702 17*).

Was die expliziten Teufelspakete anbetrifft, verlässt Thomasius den methodischen Großraum seiner eklektizistischen Hermeneutik aus den frühen 1690er Jahren und begibt sich auf das Feld der erwähnten Geisterphilosophie, die er wie gesagt ab Mitte der 1690er Jahre vertritt bzw. entwickelt: „[D]er Teuffel“ hat – so sein zentrales Argument – „niemals einen Leib angenommen/ er kan auch solchen nicht an sich nehmen/ und also hat er auch leiblicher Weise kein Bündniß schliessen können“ (*LS 1702 22*). Dass der Teufel keinen Leib hat, wird spiritualphilosophisch begründet. Er ist „ein geistlich [...] Wesen“, das ausschließlich „auff eine geistliche oder unsichtbare Weise vermittelst der Luftt [...] in den gottlosen Menschen seine Wirckung hat“ (*LS 1702 8*).

Mit diesem Satz referiert Thomasius auf seinen schon angesprochenen *Versuch von Wesen des Geistes* von 1699. Mit Bezug auf Autoren wie Paracelsus, Böhme,³⁰ Weigel und Kuhlmann³¹ behauptet Thomasius dort, dass es – dieser Ausdruck fällt explizit – eine Art von „Welt-Geist“ (*VWG 1699 152*) gäbe, der seinerseits unter Gott als dem „oberste[n] Geist“ (*VWG 1699 75*) stehe

30 Vgl. zu Böhme-Bezügen insgesamt Grunert, *De philosophia sutoria* (wie Anm. 4).

31 Vgl. Christian Thomasius: *Versuch von Wesen des Geistes Oder Grund-Lehren*. Halle 1699, S. 128. – Der Text wird im Folgenden mit Sigle *VWG 1699* und Seitenangabe in runden Klammern zitiert.

und in dessen Auftrag als ein in die „Natur würckende[r] Geist“ (*VWG 1699* 156) agiere. Genauer gesagt drückt sich dieser Geist wie oder als eine „Krafft“ (*VWG 1699* 52) aus, welche „Leben“ in die Natur bringt (*VWG 1699* 152).³² Seine Transportmedien oder ihm untergeordneten Geister sind der „Licht- und Lufft-Geist“ (*VWG 1699* 189). Wir haben es also mit einer Naturphilosophie zu tun, die nur eine im wahrsten Sinne des Wortes begeisterte Natur oder Materie kennt. Diese Begeisterung erfährt sie durch einen emanativ abgestuft agierenden ‚Welt-Geist‘.

Wie lässt sich der *Versuch* von 1699 nun dämonologisch fruchtbar machen? Den Teufel in die Geister-Metaphysik zu integrieren ist insofern ein konsequenter Anschluss an Thomasius’ naturphilosophischen Entwurf von 1699, als auch dort die Rede vom „bösen Geist“ (*VWG 1699* 189) ist, der in den Menschen bzw. im Menschen wirkt, wenn auch in diesem Zusammenhang nicht explizit vom Teufel gesprochen, sondern eher im Sinne einer lutherischen Erbsündenlehre argumentiert wird. Licht fällt bei dem „Herr[n] der Finsterniß“ (*LS 1702* 8), wie der *Aufklärer* Thomasius lucide festhält,³³ allerdings von vorneherein weg; dementsprechend kann der Teufel nicht durch den Lichtgeist, sondern nur durch die „Lufft“ (s. o.) agieren.

Halten wir also fest, dass Thomasius in den *Kurtzen Lehr-Sätzen* so etwas wie ein Ineinandergreifen zweier unterschiedlicher philosophischer Systeme formuliert: Die dämonologische Tradition wird mit den Mitteln einer eklektischen Hermeneutik gereinigt, so dass es möglich ist, den angeblichen Kontakt zwischen Teufel und Menschen zum ersten Mal klar sehen zu können. Legt man nun die spirituelle Philosophie zugrunde, muss man feststellen, dass der Teufel als reiner Geist keine, seien es implizite, seien es explizite, Verträge ausfertigen kann. Und ohne Verträge kann es wie gesagt kein *Crimen magiae* geben.

32 Vgl. Schmidt-Biggemann, Pietismus (wie Anm. 18), S. 89–90.

33 Vgl. zur Metaphorik der Aufklärung, insbesondere in der Frühzeit (Aufklärung als Erleuchtung), Werner Schneiders: *Die wahre Aufklärung. Zum Selbstverständnis der deutschen Aufklärung*. Freiburg, München 1974, S. 19–20 und S. 191–194.

Ununterscheidbarkeit: Geister-Philosophie und Cartesianismus

Kommen wir nun auf die durch Bode sollizitierte Auseinandersetzung Thomasius' mit Bekker zurück: Wie bereits erwähnt, sind sowohl der *Versuch von Wesen des Geistes* wie auch *De crimine magiae* eine Auseinandersetzung mit dem Cartesianismus. Zugespitzt formuliert könnte man von einem Streit um die theoretische Lufthoheit an den philosophischen, aber auch juristischen und theologischen Fakultäten nach dem Ende der Vorherrschaft der Scholastik sprechen. Diese Rolle schickt sich der Cartesianismus bzw., allgemeiner gesprochen: die mechanische Philosophie, an einzunehmen. Thomasius – und zwar sowohl als Eklektizist in den frühen 1690er Jahren als auch als paracelsisch inspirierter Philosoph ab Mitte dieses Jahrzehnts – tritt an, ihr diesen Platz streitig zu machen; all dies ohne dabei den alten Gegner, die Schulmetaphysik aristotelischer Prägung, (vollständig) aus den Augen zu verlieren.³⁴

Der Naturphilosoph Thomasius zieht vor allem gegen die cartesianische Unterscheidung von *Res extensa* und *Res cogitans* zu Felde, da er zwar die Vorstellung eines „puren Geist[es]“ (zumindest auf einer hohen Emanationsstufe) mitgehen kann, die einer „puren Materie“ jedoch ablehnt (*VWG 1699 160*). Stattdessen vertritt er, wie gesagt, die Theorie eines in sich abgestuften Geistes, der den Körper „formiret“ (*VWG 1699 137*); mit dem Effekt, dass beide als nicht getrennt gedacht werden können. Wenn man nämlich, so das weiterführende Argument Thomasius', von der Vorstellung einer puren Materie (ohne geistige Formierung) ausgeht, läuft man „Gefahr“, dass man alles „zur Materie machet“ und alles aus der „*Mechanic*“ zu erklären versucht (*VWG 1699 120; 124*). Auf diesem Wege landet man schließlich beim – und hier gibt Thomasius einen auf ihn selbst gemünzten Kampfbegriff bezüglich seines substanzeinheitlichen Denkens materialistisch gewendet weiter³⁵ – „Spinosismus“ als einem universellen Materialismus.³⁶ Diesen Vorwurf einer

34 Vgl. hierzu auch Schmidt-Biggemann, Pietismus (wie Anm. 18), S. 84.

35 Vgl. zum spiritualistischen oder mystischen Spinoza-Vorwurf (insbesondere bezüglich des für Thomasius wichtigen Poiret) Rüdiger Otto: *Studien zur Spinozarezeption in Deutschland im 18. Jahrhundert*. Frankfurt a. M. [u. a.] 1994 (Europäische Hochschulschriften. Reihe XXIII. Theologie 451), S. 119–136.

36 Vgl. hierzu auch Pott, *Aufklärung* (wie Anm. 5), S. 236.

tendenziellen Radikalität³⁷ bis hin zur Konsequenz eines spinozistischen „Atheismi“³⁸ macht Thomasius ausdrücklich „Becker“ (*VWG 1699* 120).³⁹ So weit die Grenzlinie zwischen Cartesianismus und Spiritualismus um 1699: die Vorstellung einer reinen Materie versus die einer begeisterten und belebten Materie.

Ganz so einfach stellen sich die Dinge 1701, also zum Zeitpunkt der Abfassung der Dissertation gegen die Hexenverfolgung, allerdings nicht mehr dar. Das Problem ist nämlich, dass die von Thomasius herausgearbeitete fundamentale Opposition gegen die Cartesianer in einem einzigen Punkt nicht relevant ist, nämlich wenn man ein rein geistiges Wesen wie Gott oder eben den Teufel betrachtet. Sowohl der Cartesianer Bekker als auch der Geisterphilosoph Thomasius gehen unisono davon aus, dass der Teufel – Zitat Thomasius – „ein geistlich [...] Wesen sey“ (*LS 1702* 8), also – Zitat Bekker – „die geringste Gemeinschafft mit dem Leibe nicht habe“.⁴⁰ Daher ist er, so die Formulierung Bekkers, „in der Hölle verschlossen“; „nichts“ kann er in der leiblichen Welt „thun“,⁴¹ also auch keine, so das bereits rekonstruierte Argument Thomasius’, Verträge abschließen. In Bezug auf den Teufel gibt es also, trotz aller sonstigen philosophischen Differenzen, nicht den geringsten Streit.

Zwar bemüht sich Thomasius auch in seiner Hexenschrift redlich, seinen Vorwurf, Bekker sei in letzter Konsequenz ein reiner Materialist und Atheist, noch einmal aufzuwärmen, nämlich wenn er davon spricht, dass man, wenn man „mit dem Becker“ argumentiere, „den Teuffel leugne[]“ (*LS 1702* 9),⁴² was er zwar nicht mit „Atheisterey“ gleichsetzt (*LS 1702* 20), aber doch geschickt in dessen Nähe bringt. Dieser Versuch, Bekker auch hier zu radikali-

37 Vgl. zum Begriff der theologischen Radikalität in der Frühaufklärung Martin Mulsow: *Radikale Frühaufklärung in Deutschland 1680–1720*. Bd. I: *Moderne aus dem Untergrund*. Göttingen 2018, S. 19–20.

38 Christian Thomasius: Von denen Mängeln der Aristotelischen Ethic. In: Christian Thomasius: *Allerhand bißher publicirte Kleine Teutsche Schrifften*. Halle ³1721, S. 68–108, hier S. 90.

39 Hierzu auch Nooijen, ‚*Unserm grossen Bekker ein Denkmal*‘? (wie Anm. 13), S. 219.

40 Balthasar Bekker: *Die bezauberte Welt oder eine gründliche Untersuchung des allgemeinen Aberglaubens* [...]. Bd. II. Amsterdam 1693, S. 46.

41 Bekker, *Welt* (wie Anm. 40), S. 56; 248. Vgl. Kurt Flasch: *Der Teufel und seine Engel. Die neue Biographie*. München ²2016, S. 292–297.

42 Die Differenzen, die Thomasius gegen Bekker aufzubauen versucht, unterschlägt Nooijen, ‚*Unserm grossen Bekker ein Denkmal*‘? (wie Anm. 13), S. 223–225.

sieren, ist halbherzig und wird daher auch nicht weiter ausgebaut, wahrscheinlich weil es so offensichtlich ist, dass Thomasius die cartesianische Unterscheidung von Geist und Körper, die ja der springende Punkt in Bekkers Beitrag zur Dämonologie ist, unterläuft.

Bausteine einer spiritualistischen Hermeneutik

Rein vom argumentativen Aufwand her war es also mehr oder weniger sinnlos von Thomasius, in seiner Dissertation von 1701 die Geisterphilosophie im Rahmen der Dämonologie aufzurufen. Trotz seines hohen rhetorischen Einsatzes hat Thomasius lediglich gezeigt, dass man mit seinen theoretischen Voraussetzungen genauso weit, aber eben auch nicht weiter als die cartesische Philosophie kommt. Das ist insofern ungünstig, als eben diese cartesische Philosophie das akademische Feld zuerst bestellt und nicht viel „übrig“ gelassen hat.

Nun könnte man argumentieren (und das will ich im Folgenden tun), dass dieses aufwändige argumentative Manöver trotzdem nicht umsonst war, weil Thomasius an einer ganz anderen Front innovativ tätig war, die auf den ersten Blick wie ein Nebenschauplatz wirkt, nämlich im Rahmen der genannten Verbindung der beiden von ihm zu verschiedenen Zeiten vertretenen Positionen: Eklektizismus und Geisterphilosophie, und den damit gekoppelten Hermeneutiken.

Dies ist darum bemerkenswert, weil die Austreibung falscher Metaphysik durch die eklektizistisch-selbstdenkerische Hermeneutik mit dem auch nicht gerade an Metaphysik armen Vulgär-Neuplatonismus paracelsischer Prägung alles andere als kompatibel ist. Auch wenn sich eklektizistische Aufklärungstheorie und postparacelsische Geisterphilosophie tendenziell besser vertragen als diese und scholastische Metaphysik,⁴³ so ist das Kunststück, beide Theorien ineinandergreifen zu lassen und damit zumindest eine gewisse Vereinbarkeit zu suggerieren, einer genaueren Untersuchung wert.

Angesichts des oben Gesagten erstaunt es nicht, dass sich die Verbindungslinien nicht über die Deckungsgleichheit der Systeme ziehen lassen, sondern über eine Art sukzessiv gedachter Arbeitsteilung: Die Hermeneutik der frühen 1690er Jahre – und so erscheint sie auch im Rekurs in der Hexenschrift – ist eine negative und vorläufige, die den Weg oder den Blick für eine

43 Hierzu Schmidt-Biggemann, Pietismus (wie Anm. 18), S. 86.

Unternehmung frei macht, die sie selbst nicht darstellen kann. In ihr wird beschrieben, sozusagen als Folge der „rechtschaffene[n] Ausbesserung des Verstandes und Willens“,⁴⁴ was man nicht unhinterfragt lesen kann und soll. Die Grenzen dieses negativen Konzeptes wurden immer betont: Die von ihm entwickelte Auslegungskunst kann, schreibt Thomasius in der *Vernunftlehre*, nicht „auff unstreitige Warheiten grunden“; sie kann auch keine „unstreitige Erkäntnüß erwecken“, weil die Menschen nicht „vermittelst der allgemeinen Sinnlichkeiten anderer Menschen ihre Gedancken unmittelbar begreifen“ oder „errathen“ können.⁴⁵

Dieses Problem verstärkt sich bei „Poëtischen Fabeln und Gedichte[n]“ und bei Texten, „die auff einen sensum Physicum vel Chymicum zielen“ – also einerseits bei literarischen Texten, andererseits bei solchen, die eine Auslegung in den Bereich der paracelsischen Philosophie nahelegen. Hier tritt nun der „Unterschied“ zwischen der „Auslegung des sensus literalis“, wie ihn Thomasius in seiner eklektizistischen Hermeneutik vertritt, und des Sensus „mystici“ in den Vordergrund. Denn „zu Behuff der Auslegung des mystischen Verstandes kan man“, schreibt Thomasius in der *Vernunftlehre*, „unsere obige Regeln eben nicht viel nutzen“.⁴⁶

Die „Auslegung des mystischen Verstandes“ stellt eine Anleihe an der pietistischen Hermeneutik dar. August Hermann Francke arbeitet beispielsweise zeitgleich zu Thomasius, erst von der Sache her (*Manuductio ad lectionem scripturae sacrae*; ED 1693), dann auch in der Begrifflichkeit (ab der *Praefatio nova* von 1702), mit einer Gegenüberstellung des zuerst aufzusuchenden „sensus literalis“,⁴⁷ seinerseits eine Überwindung des rein grammatikalischen „sen-

44 Christian Thomasius: *Frey müthige jedoch Vernunft- und gesetzmäßige Gedancken über allerhand, fürnemlich aber neue Bücher. Monatsgespräche Juli – Dezember 1689*. Nachdruck hrsg. von Herbert Jaumann. Hildesheim, Zürich, New York 2015 (Ausgewählte Werke 6. 2), S. 1153. Vgl. auch S. 1144.

45 Thomasius, *Ausübung der Vernunftlehre* (wie Anm. 27), S. 174–175. Vgl. Lutz Danneberg: *Probabilitas hermeneutica*. Zu einem Aspekt der Interpretations-Methodologie in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In: *Hermeneutik der Aufklärung*. Hrsg. von Axel Bühler und Oliver R. Scholz. Hamburg 1994 (Aufklärung 8), S. 27–48, hier S. 28.

46 Thomasius, *Ausübung der Vernunftlehre* (wie Anm. 27), S. 221. Vgl. hierzu auch Danneberg, *Probabilitas hermeneutica* (wie Anm. 45), S. 30.

47 August Hermann Francke: *Praefatio Nova zum griechischen Neuen Testament*. In: August Hermann Francke: *Schriften zur biblischen Hermeneutik*. Bd. I. Hrsg. von Erhard Peschke. Berlin, New York 2003 (Texte zur Geschichte des Pietismus).

sus literae“,⁴⁸ und eines über beide hinausgehenden „mysticus sensus“⁴⁹ bei der Lektüre des Neuen Testaments. Franckes diesbezügliche – auf der Schale/Kern-Differenz aufbauenden – Überlegungen fußen höchstwahrscheinlich auf Salomon Glassius' *Hermeneutica sacra*.⁵⁰ Mit dem *Sensus mysticus* oder *Sensus spiritualis* ist eine Lektüre, wie man das im Pietismus nannte, auf geistige Weise („spiritualiter“) und im Lichte des Heiligen Geists („lumine Spiritus Sancti“) gemeint, die nur der wiedergeborene Mensch⁵¹ erreichen kann, während sie dem „homo naturalis & irregenitus“ versperrt bleibt.⁵² Letztlich handelt es sich um eine Radikalisierung der lutherischen Geist/Buchstaben-Differenz. Luther hat bekanntlich in seiner Auseinandersetzung mit Erasmus an der „claritas scripturae“ festgehalten.⁵³ Diese Klarheit erfasse, so sein damaliges Argument, wer „den Geist Gottes habe“ („qui spiritum dei

Abteilung II: August Hermann Francke. Schriften und Predigten 4), S. 340–357, hier S. 356.

48 August Hermann Francke: *Manuductio Ad Lectionem Scripturae Sacrae Histori- cam, Grammaticam, Logicam, Exegeticam, Dogmaticam, Porismaticam Et Prac- ticam* [...]. Halle 1693, S. 68. Hierzu Erhard Peschke: August Hermann Francke und die Bibel. Studien zur Entwicklung seiner Hermeneutik. In: *Pietismus und Bi- bel*. Hrsg. von Kurt Aland. Witten 1970 (Arbeiten zur Geschichte des Pietismus 9), S. 59–88, hier S. 65.

49 Francke, Praefatio Nova (wie Anm. 47), S. 356.

50 Peschke, Francke (wie Anm. 48), S. 59; 192; Markus Matthias: Die Grundlegung der pietistischen Hermeneutik bei August Hermann Francke. In: *Hermeneutik, Me- thodenlehre, Exegese. Zur Theorie der Interpretation in der Frühen Neuzeit*. Hrsg. von Günter Frank. Stuttgart-Bad Cannstatt 2011 (Melanchthon-Schriften der Stadt Bretten 11), S. 189–202, hier S. 192 und S. 199.

51 Vgl. hierzu Peschke, Francke (wie Anm. 48), S. 66.

52 Francke, *Manuductio* (wie Anm. 48), S. 68–69. Vgl. hierzu Hans Stroh: Herme- neutik im Pietismus. Martin Haug zum 80. Geburtstag. In: *Zeitschrift für Theologie und Kirche* 74 (1977), S. 38–57, hier S. 46–54; Constantin Plaul: August Hermann Francke. „Manuductio ad lectionem Scripturae Sacrae“ (1693) und „Praelectiones hermeneuticae“ (1717). In: *Handbuch der Bibelhermeneutiken. Von Origines bis zur Gegenwart*. Hrsg. von Oda Wischmeyer [u. a.]. Berlin, Boston 2016, S. 663–675, hier S. 670–671; Matthias, Grundlegung (wie Anm. 50), S. 199–200.

53 Martin Luther: De servo arbitrio. In: *D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamt- ausgabe*. Bd. XVIII. Weimar 1908 [Nachdruck Weimar 2004], S. 609.

habet“).⁵⁴ Diese Lektüre im Geist Gottes wird im Pietismus über Luther hinaus in eine deutliche Opposition zum Literalsinn gebracht.⁵⁵

Die hier rekonstruierte hermeneutische Beschreibung einer Lektüre, in der Leser und Text im wahrsten Sinne des Wortes eines Geistes sind, erwägt Thomasius im eklektischen Kontext (den die *Vernunftlehre* darstellt), aber er wendet sie nicht an. Demzufolge muss er feststellen, dass trotz Abzug aller Präjudicia die „Fabeln [...] dunckel“ bleiben – und er kein Werkzeug hat, „die Dunkelheit seines Verstandes [zu] vertreiben“.⁵⁶

Zehn Jahre später, also in der Dissertation von 1701, da sich Thomasius, wenn auch nur für kurze Zeit, rückhaltlos zur pietistisch vermittelten mystischen Philosophie und deren Geist des Lichts bekennt, hält er nun mit dem *Sensus mysticus* ein Werkzeug in der Hand, um die Dunkelheit der Texte zu vertreiben, ohne sich „in Gefahr [zu] setzen/ in diesem Stück von dem Teuffel [...] hintergangen zu werden“.⁵⁷ Die Rede ist von einer Hermeneutik, die deswegen ein Verstehen garantiert, weil Text und Lektor eines Geistes sind, nur dass jetzt – Stichwort „Poëtische[] Fabeln“ und „sensu[s] [...] chymicu[s]“ – nicht mehr nur der Heilige Geist, sondern ein „Welt-Geist“ adressiert wird,

54 Luther, *De servo arbitrio* (wie Anm. 53), S. 609; Martin Luther: *Daß der freie Wille nichts sei. Antwort D. Martin Luthers an Erasmus von Rotterdam*. Übers. von Bruno Jordahn. München 1962 (Ausgewählte Werke. Hrsg. von Hans H. Borchardt. Ergänzungsreihe 1), S. 17; vgl. hierzu Karl-Heinz zur Mühlen: *Nos extra nos. Luthers Theologie zwischen Mystik und Scholastik*. Tübingen 1972 (Beiträge zur historischen Theologie 46), S. 235–243; Klaus Schwarzwäller: *Theologia crucis. Luthers Lehre von Prädestination nach „De servo arbitrio“, 1525*. München 1970 (Forschungen zur Geschichte und Lehre des Protestantismus. Reihe 10 39), S. 116–125; Bernhard Rothen: *Die Klarheit der Schrift*. Bd. I: *Martin Luther, die wiederentdeckten Grundlagen*. Göttingen 1990, S. 83–95; Friedemann Stengel: *Sola scriptura im Kontext. Behauptung und Bestreitung des reformatorischen Schriftprinzips*. Leipzig 2016 (Forum Theologische Literaturzeitung 32 [2016]), S. 103–109. Vgl. zur Genese des Schriftprinzips Volker Leppin: *Die Genese des reformatorischen Schriftprinzips. Beobachtungen zu Luthers Auseinandersetzung mit Johannes Eck bis zur Leipziger Disputation*. In: *Reformatrische Theologie und Autoritäten. Studien zur Genese des Schriftprinzips beim jungen Luther*. Hrsg. von Volker Leppin. Tübingen 2015 (Spätmittelalter, Humanismus, Reformation 85), S. 87–96.

55 Hierzu Peschke, Francke (wie Anm. 48), S. 70.

56 Thomasius, *Ausübung der Vernunftlehre* (wie Anm. 27), S. 222.

57 Thomasius, *Ausübung der Vernunftlehre* (wie Anm. 27), S. 63.

was es ermöglicht, die Annahme einer „heimliche[n] Weißheit“⁵⁸ der Texte über die Lektüre des Neuen Testamentes hinaus zur Anwendung zu bringen.

Dass es eine Vereinbarkeit seiner zwei Hermeneutiken im Sinne der oben genannten Arbeitsteilung geben könnte, hatte Thomasius bereits Mitte der 1690er Jahre durch seine aufklärerische Metaphorik deutlich gemacht: Wenn man eklektische Kritik und *Sensus mysticus* kombiniert, dann ist damit besagt, dass man nicht mehr nur in der Lage ist, den dunklen „Unflat“ (s. o.) in Texten zu erkennen und wegzuräumen, sondern man hat nun auch – Stichwort Licht-Geist – Zugang zu dem göttlichen Licht, das in die Tiefe der Texte scheinen und somit deren mystischen Sinn eröffnen kann.

Und in der Tat wird eine solche zweite Lektüre – zumindest auf der praktischen Ebene – von Thomasius in den *Lehr-Sätzen* vollzogen, wenn er, nachdem er alle abergläubischen dämonologischen Theorien von Augustinus bis zu seinen Zeitgenossen beiseitegeschoben hat, darüber räsoniert, was die angeblichen Schwarzmagier, da sie ja gar keine Verträge mit dem Teufel eingehen können, wirklich machen. Hier bemüht er sich also um ein Verständnis des *Sensus mysticus* bzw. *chymicus* in den entsprechenden Schriften. Die naheliegende Antwort lautet: Sie betreiben in der Regel „*Natürliche [...] Magie*“ und damit die Wissenschaft „aller verborgener Dinge“ (*LS 1702 10–11*); also etwas, das die Hexenjäger nicht verstehen wollen und weder „*Aristotelici* noch die Cartesianer“ erklären können. Damit ist besagt, dass die angeblichen Zauberer „wunderbahre Wirckung[en]“ durch die „Magnetische[] Krafft der Natur“ vollbringen (*LS 1702 38*).⁵⁹

Aus Sicht der paracelsischen Philosophie handelt es sich um eine zweifache Form von Eröffnung eines verborgenen Sinns bzw. „verborgener Dinge“: Die Arbeit der natürlichen Magie wird, wie bei Thomasius auch, seit dem frühen Paracelsismus als eine Aufdeckung der „Natur heymlichkeit“ verstanden. Analog dazu sind auch die Bücher des Paracelsismus, von Paracelsus an, über

58 August Hermann Francke: Christus Der Kern heiliger Schrifft. In: August Hermann Francke: *Schriften zur biblischen Hermeneutik*. Bd. I. Hrsg. von Erhard Peschke. Berlin, New York 2003 (Texte zur Geschichte des Pietismus. Abteilung II: August Hermann Francke. Schriften und Predigten 4), S. 216–223, hier S. 216.

59 Das Vorhandensein einer „magnetische[n] Krafft“ erwägt Thomasius auch im *Versuch von Wesen des Geistes*. Deren Existenz kann er zwar nicht beweisen, das überlässt er „denen Chymicis“. Unzweifelbar wäre es aber eine „Krafft“, die „ohne Geistigkeit nicht begriffen werden kann“ – und damit Teil des ‚Welt-Geistes‘ (*VWG 1699 144*).

diese Arbeit „*obscurè*“ geschrieben. Dementsprechend ist die Aufdeckung der „verborgenen red/ vnd wort“⁶⁰ in diesen Texten – und genau daran arbeitet ja Thomasius, wenn er die natürliche Magie der angeblichen Zauberer zu verstehen versucht – eine indirekte Aufdeckung des verborgenen Sinns des ‚Buchs der Natur‘.⁶¹ All das aber (das ist die aufklärerische Variante dieses Gedankens bei Thomasius) unter der Voraussetzung, dass zuvor das Dunkel der voraufklärerischen Zeit entfernt wurde, damit Licht, das Licht des ‚Welt-Geistes‘, auf die ganze Angelegenheit fallen kann.

Das Zeitfenster, in dem Thomasius diese hermeneutische Praxis in eine Theorie der Hermeneutik – verstanden als Verbindung von eklektischer Kritik an falschen Vorurteilen und der dadurch möglich gewordenen Erforschung eines *Sensus mysticus* – überführen könnte, ist allerdings klein; zu klein, als dass er sie wirklich zu Papier bringt. 1708 erfolgt bereits eine weitere Wende, genauer gesagt eine Abwendung von Petrus Poiret, über den Thomasius nicht zuletzt mit der mystischen Schule in Verbindung gekommen ist.⁶²

Trotzdem bleibt die „Geister Philosophie“ in Thomasius’ weiteren Publikationen – besonders markant abzulesen an den *Cautelen* von 1710/1713⁶³ –

60 Alle Toxites-Zitate nach: Michael Toxites: Widmungsvorrede an Maximilian II., 28. 01. 1570. In: Paracelsus: *Archidoxa* [...] *Von heymlichkeyten der Natur/ Zehen bücher* [...]. Hrsg. von Michael Toxites. Straßburg 1570, fol.): (2^r – A 8^v).

61 Vgl. hierzu Maximilian Bergengruen: *Nachfolge Christi/Nachahmung der Natur. Himmlische und natürliche Magie bei Paracelsus, im Paracelsismus und in der Barockliteratur* (Scheffler, Zesen, Grimmelshausen). Hamburg 2007 (Paradeigmata 26), S. 4–9 und S. 38–48.

62 Christian Thomasius: *Dissertatio ad Petri Poireti libros de Eruditione solida, superficialiaria et falsa*, 1708. In: Christian Thomasius: *Programmata Thomasia, et alia scripta similia breviora coniunctim edita*. Halle, Leipzig 1724 [Nachdruck hrsg. von Georg Steinberg. Hildesheim, Zürich, New York 2010 (Ausgewählte Werke 21)], S. 598–655. Hierzu Pott, Thomasius (wie Anm. 26), S. 263–264.

63 Christian Thomasius: *Cautelen zur Erlernung der Rechtsgelehrtheit*. Halle 1713 [Nachdruck hrsg. von Friedrich Vollhardt. Hildesheim, Zürich, New York 2006 (Ausgewählte Werke 20)], S. 213: „Ob auch gleich die Regeln von der Mystischen Auslegung/ insgemein bißhero nicht gezeiget worden [...]; und es überdieses das Ansehen hat/ als ob die Regeln [...] einen Studiosum Juris nichts angiengen/ indem bey denen Gesetzen und Verträgen nicht wohl eine geheime Auslegung statt haben kann/ so wird doch ein Studiosus Juris nicht übel thun/ wenn er auch diese Regeln wohl erweget“. Vgl. Friedrich Vollhardt: ‚Die Finsternüß ist nunmehr vorbei‘. Begründung und Selbstverständnis der Aufklärung im Werk von Christian Thomasius. In: *Christian Thomasius (1655–1728). Neue Forschungen im Kontext der Frühaufklärung*. Hrsg. von Friedrich Vollhardt. Tübingen 1997 (Frühe Neuzeit 37), S. 3–13, hier S. 8–11.

als eine zwar nicht mehr ergriffene, jedoch durchaus affirmativ beschriebene Option in seinen Gedanken mitlaufend. Die Spiritualphilosophie und ihre Hermeneutik des *Sensus mysticus* werden dadurch auf eine dezente, ja man könnte fast sagen: chiffrierte Art und Weise in das Projekt der Aufklärung integriert, wenn auch keine explizite argumentative Brücke zur eklektizistischen Hermeneutik und Erkenntnislehre formuliert wurde.

Nicht zuletzt aufgrund von Thomasius' Flirt mit einer Hermeneutik des *Sensus mysticus* bleibt die „Geister Philosophie“ Gegenstand des aufklärerischen Methodenwissens des 18. Jahrhunderts. Selbstverständlich kennt zum Beispiel ein Autor wie Johann Christoph Gottsched die psychologische „Seelen und Geister“-Lehre in ihrer Verbindung mit der „Theologia naturalis“. ⁶⁴ Und genauso selbstverständlich schreibt beispielsweise der Popularphilosoph Johann Georg Heinrich Feder – auch er keineswegs nur abgrenzend – über die „Pneumatologie oder Geisterlehre“. ⁶⁵ Auch am Ende des 18. Jahrhunderts wird die „Pneumatologie“ kenntnisreich in die Nähe der „mystische[n] Phantasie“ des Neuplatonismus gerückt. ⁶⁶ Nur wenig später versteht man dann die Geisterlehre so, dass im Sinne Schellings das „Unendliche in der Einheit der Intelligenz“ zu suchen ist ⁶⁷ – und damit ist der Grundstein gelegt, um kritische

64 Johann Christoph Gottsched: *Erste Gründe der gesamten Weltweisheit*. Leipzig 1756, S. 101.

65 Johann Georg Heinrich Feder: *Logik und Metaphysik*. Göttingen 1778, S. 348; hierzu Alwin Diemer: Geisteswissenschaften. In: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Bd. III. G – H. Hrsg. von Joachim Ritter. Darmstadt 1974, S. 211–215; Alwin Diemer: Die Differenzierung der Wissenschaften in die Natur- und die Geisteswissenschaften und die Begründung der Geisteswissenschaften als Wissenschaft. In: *Beiträge zur Entwicklung der Wissenschaftstheorie im 19. Jahrhundert. Vorträge und Diskussionen im Dezember 1965 und 1966 in Düsseldorf*. Hrsg. von Alwin Diemer. Meisenheim am Glan 1968 (Studien zur Wissenschaftstheorie 1), S. 174–223.

66 Johann Gottlieb Buhle: *Geschichte der neuern Philosophie seit der Epoche der Wiederherstellung der Wissenschaften*. Bd. II. Göttingen 1800, S. 330.

67 Karl Friedrich Burdach: *Der Organismus menschlicher Wissenschaft und Kunst*. Leipzig 1809, S. 11; hierzu Johannes Orth: *Der psychologische Begriff des Unbewußten in der Schelling'schen Schule (Novalis, G. H. Schubert, K. F. Burdach, C. G. Carus)*. Ludwigshafen 1914; Olaf Breidbach: Karl Friedrich Burdach. In: *Naturphilosophie nach Schelling*. Hrsg. von Thomas Bach und Olaf Breidbach. Stuttgart-Bad Cannstatt 2005 (Schellingiana 17), S. 73–106.

Hermeneutik und „Geister Philosophie“ tatsächlich zu vereinen; aber das ist eine andere Geschichte.⁶⁸

68 Vgl. zum Zusammenhang Thomasius/Schleiermacher in Bezug auf Fragen der Hermeneutik Luigi Cataldi Madonna: L'ermeneutica generale di Christian Thomasius. Un contributo alla storia delle fonti dell'ermeneutica di Schleiermacher. In: *F. D. E. Schleiermacher (1768–1834) tra filosofia e teologia*. Hrsg. von Giorgio Penzo und Marcello Farina. Brescia 1990 (Collana „Religione e cultura“ 4), S. 359–382. Vgl. zu Schellings Bezügen auf die aufklärerische Hermeneutik den von Christian Danz herausgegebenen Sammelband *Schelling und die Hermeneutik der Aufklärung*. Tübingen 2012 (Hermeneutische Untersuchungen zur Theologie 59).

ERIC ACHERMANN (Münster)

Theater-Gesindel. Zur Inversion von Herrschaftsverhältnissen in der europäischen Komödie des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts

In der Bel Etage sitzen die Herren und Damen und gehen ihrer Hauptbeschäftigung nach, letztlich und trotzdem zueinander zu finden. Zu ebener Erde lümmelt die Dienerschaft rum, bald deren Pläne befördernd, bald diese durchkreuzend – und tut ansonsten eben das, was die Damen und Herren aus welchen Gründen auch immer die längste Zeit zu tun sich nicht imstande sehen.

Seit der Antike bietet der Komödie wohlbekannte Doppelgeschossigkeit genügend Raum für allerlei Unartigkeiten. Auch das sich reinigende Theater streift sie nicht alle ab. Die Einrichtung, so auffällig sie auch ist, mag in Gesellschaftsformen wenig überraschen, die soziale Ordnung primär als Haushalt und diesen als personalisierte Abhängigkeits- und Dienstverhältnisse zu denken gewohnt sind. Sowohl im hellenistischen Athen, dem wir die bedeutenden Komödienstoffe eines Menander verdanken, als auch im Rom eines Plautus und Terenz ruhten oder beruhten Wirtschafts- und Privatleben auf hohen Bevölkerungsanteilen von Sklaven und Sklavinnen. Genauer ist umstritten: Für einen ‚normalen‘ Haushalt in Athen reichen die Schätzungen von durchschnittlich eins bis fünf Sklaven bzw. Sklavinnen.¹ Noch ungenauer geben sich die Zahlen für das römische Italien Augusteischer Epoche, wo die Sklavenpopulation sich zwischen knapp über einer und zwanzig Millionen

1 Sowohl demographische Schätzung als auch Erwerbsform und Reproduktion der Sklavenpopulation sind äußerst umstritten. Man vergleiche die 100.000 Sklaven und Sklavinnen bei Moses Finley (Was Greek Civilization Based on Slave Labour? In: *Historia. Zeitschrift für Alte Geschichte* 8/2 [1959], S. 145–164) mit den 20.000 bei Arnold Hugh Martin Jones (Slavery in the Ancient World. In: *The Economic History Review* NS 9/2 [1956], S. 185–199, hier S. 187) und den 50.000 bei Walter Scheidel (Demographie. In: *Handwörterbuch der antiken Sklaverei*. Hrsg. von Heinz Heinen. CD-ROM-Lieferung I–IV. Stuttgart 2011, zit. n. Andrea Binsfeld: Sklaverei als Wirtschaftsform. Sklaven in der Antike – omnipräsent, aber auch rentabel? In: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 66/5–6 [2015], S. 262–279, hier S. 277).

bewegt haben soll.² Was hingegen den Zeitraum betrifft, um den es hier hauptsächlich geht, so nehmen sich die Bevölkerungsanteile bescheidener aus als das Drittel, das gerne und fast schon habituell für antike Sklaven- oder Sklavenhaltergesellschaften angeführt wird. Zensus und Register erlauben es, die Anteile des Gesindes vergleichsweise genau zu beziffern. Gemessen an der Einwohnerzahl verrät die Auswertung für Toulouse im Jahr 1694 10 % an ‚doméstiques‘, im Jahr 1790 sind es noch 7,4 %, Grenoble verzeichnet 9,6 % im Jahr 1725, Caen 6–7 % in den Jahren 1768/1769, 6–7 % dürften es in Paris 1764 gewesen sein, 4 % in Lyon 1791 etc.³ Auch diese Zahlen, so zuverlässig sie sich geben, erlauben keine einfachen Rückschlüsse auf den Anteil an eigentlichem Hausgesinde, umfasst der Ausdruck ‚doméstiques‘ doch Vieles und zu unterschiedlichen Zeiten auch Unterschiedliches.⁴ Das Spektrum reicht von den mitunter adligen Gefolgsleuten, etwa Kammerjunkern und Kammerfräuleins, über das ehrenhafte ‚officium‘ der Hauskaplane, Hausverwalter und Haushofmeister bis zu dem niederen ‚servitium‘ des Stall-, Küchen- und Putzpersonals.⁵ Zudem dürfte mit Bezug auf die jeweils vorherrschende ständespezifische Sozialstruktur und das ortstypische Gewerbe die Zusammensetzung der Dienerschaft, was deren hauptsächliche Aufgaben betrifft, von Ort zu Ort stark fluktuiert haben.⁶ So wird für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts das Gesinde in den vornehmlich ländlich geprägten deutschen Fürstentümern sowie in den Gewerbe und Handel treibenden Reichsstädten grob auf einen Drittel der Unterschicht geschätzt, was seinerseits rund

2 Vgl. Walter Scheidel: Human Mobility in Roman Italy, II. The Slave Population. In: *Journal of Roman Studies* 95 (2005), S. 64–79. Deutsche Übersetzung in: *Antike Sklaverei*. Hrsg. von Elisabeth Herrmann-Otto. Darmstadt 2013, S. 73–91, hier S. 73 und S. 75.

3 Vgl. Claude Petitfrère: *L'Œil du Maître. Maîtres et serviteurs de l'époque classique au romantisme*. Brüssel 2006, S. 239.

4 Zu ‚Gesinde‘ und ‚doméstiques‘ vgl. Ulrich Ricken: Das Gesinde in der Sprache des 18. Jahrhunderts. In: *Gesinde im 18. Jahrhundert*. Hrsg. von Gotthardt Fröh-sorge, Rainer Gruenter und Beatrix Freifrau Wolff Metternich. Hamburg 1995 (Studien zum achtzehnten Jahrhundert 12), S. 215–224.

5 Zu Hierarchie und Funktionen eines hochherrschaftlichen Hauses im ‚Ancien Régime‘ vgl. Petitfrère, *L'Œil* (wie Anm. 3), S. 61–73.

6 Vgl. die Zahlen unter Berücksichtigung von Marseille, Aix-en-Provence oder Bayeux sowie der Verteilung der Dienerschaft auf die Geschlechter im 18. Jahrhundert bei Sarah C. Maza: *Servants and Masters in Eighteenth-Century France. The Uses of Loyalty*. Princeton 1983, S. 26–32.

zehn Prozent der Gesamtbevölkerung entspräche.⁷ Das Hausgesinde aber macht hier nur etwa ein Fünftel des gesamten Gesindes aus,⁸ dessen überwiegender Teil aus Mägden und Knechten sowie Ladendienern und Lehrlingen besteht.⁹

Nicht um Stall oder Werkstatt aber, um das Haus ist es in der Komödie zu tun. Mit Blick auf die Art der Diener und Dienerinnen, welche die Bühne bevölkern, also Zimmermädchen, Lakaien, Dienstboten, Ammen, Köchinnen u. a. m., muss von einer deutlichen zahlenmäßigen Überrepräsentation der realen Bevölkerungsanteile gesprochen werden, gemessen an Stand und Vermögen der auftretenden Herrschaften hingegen eher von Unterrepräsentation, ließen im realen Leben die mitunter hochadligen Figuren des spanischen ‚Siglo de Oro‘ und des französischen ‚Préclassicisme‘ doch ein ganz anderes dienstbares Gefolge erwarten als für die zahlenmäßig eher geringen Anteile von ‚gentilhuomi‘ der italienischen ‚Commedia dell’arte‘. Es werden aber für den Zeitraum von 1610 bis 1700 für die spanischen Komödien durchschnittlich drei bis vier,¹⁰ für die französischen drei (3,13), für die italienischen über vier (4,28) Bediente gezählt.¹¹

Kurz, das Haus der Komödie weist mit den realen zahlenmäßigen Verhältnissen eines frühneuzeitlichen Haushaltes bestenfalls zufällige Übereinstimmungen auf.¹² Was dargestellt wird, ist das Dienstverhältnis, nicht die Dienerschaft, und auch nicht das Funktionieren eines Haushalts, sondern ein despo-

7 Vgl. Jürgen Kocka: *Weder Stand noch Klasse. Unterschichten um 1800*. Bonn 1990 (Geschichte der Arbeiter und der Arbeiterbewegung in Deutschland seit dem Ende des 18. Jahrhunderts 1), S. 145. Als ‚Unterschicht‘ bezeichnet Kocka diejenigen Bevölkerungsteile, die arm oder ständig von Armut bedroht sind. Diese schätzt er (S. 134) für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts auf rund die Hälfte der Gesamtbevölkerung; Rainer Schröder: *Gesinderecht im 18. Jahrhundert*. In: *Gesinde im 18. Jahrhundert* (wie Anm. 4), S. 13–39, hier S. 13–14.

8 Vgl. Kocka, *Stand* (wie Anm. 7), S. 146–147.

9 Was Ladendiener und Lehrlinge betrifft, so sind sich die Gesindeordnungen nicht einig, ob sie zum Gesinde zu rechnen sind; vgl. Thomas Vormbaum: *Politik und Gesinderecht im 19. Jahrhundert (vornehmlich Preußen 1810–1918)*. Berlin 1980 (Schriften zur Rechtsgeschichte 21), S. 28–29.

10 Jean Emelina: *Les valets et les servantes dans le théâtre comique en France de 1610 à 1700*. Cannes, Grenobles 1975, S. 326.

11 Emelina, *Les valets* (wie Anm. 10), S. 70.

12 Dies belegt nur schon die deutlich zu niedrige Zahl der Nachkommen wie auch die widergespiegelte Altersstruktur der Hausinsassen; Emelina, *Les valets* (wie Anm. 10), S. 324.

tisches Abhängigkeitsverhältnis, das vorzugsweise in der symmetrischen Paarbildung von Herr und Diener bzw. Dame und Dienerin zum Ausdruck kommt. Man mag das Verhältnis zwischen Realität und Bühne also beziffern und beschreiben, wie man will oder kann, das Ergebnis erklärt weder die Funktion hochstilisierter Diener- und Dienerinnenfiguren für die Dramenhandlung noch das komische Potential für das Publikum. Sowohl die Funktion auf der Bühne als auch die Wirkung auf die Zuschauer liegen vielmehr im Ethos der Lustspiel-Figuren begründet. Doch auch dieses ist wohl kaum – Cicero¹³ möge es uns nachsehen – Spiegel und Abbild des Lebens. Wer versuchen wollte, Funktion und Wahrnehmung komischer Figuren aus der Lebenswirklichkeit des Gesindes im 17. und 18. Jahrhundert abzuleiten, sähe sich gezwungen, auf die spärlichen Egodokumente zurückzugreifen, die ein ansatzweise unvermitteltes Zeugnis von Dienst und Abhängigkeit der Diener und Dienerinnen zu liefern vermöchten.¹⁴ Die wenigen Aufzeichnungen berichten aber, was den Verfassern und Verfasserinnen als berichtenswert erscheint, und dies ist nur selten das Alltägliche des Alltags.¹⁵

13 „[...] comoediam esse Cicero ait imitationem uitae, speculum consuetudinis, imaginem ueritatis“ [Cicero sagt, die Komödie sei eine Imitation des Lebens, ein Spiegel der Gewohnheiten, ein Abbild der Wahrheit.] So von Aelius Donatus (wahrscheinlich Evanthius [erste Hälfte 4. Jh.]) in dem wohl einflussreichsten Definitionsversuch der Komödie *De comoedia* überliefert. Seit Erfindung des Buchdrucks eröffnet diese kurze Abhandlung gemeinsam mit der *Vita Terentii* fast alle Terenz-Ausgaben. Hier: Evanthius: *De fabula/De comoedia* 5,1. In: Aelius Donatus: *Commentum Terentii*. Bd. 1. Hrsg. von Paul Wessner. Leipzig 1902, S. 22. Zur Verfasserfrage nach wie vor Hermann Usener: Vier lateinische Grammatiker, III: Evanthius von Constantinopel. In: *Rheinisches Museum* 23 (1868), S. 493–496, hier S. 493–494.

14 Vgl. etwa Werner Frese: Die Erinnerungen des böhmischen Lakaien Hansel Commedia. In: *Gesinde im 18. Jahrhundert* (wie Anm. 4), S. 253–264; sowie: Aus der Jugendzeit des ehemaligen Fürstlich Schwarzenberg'schen Verwalters Simon Scherer von Munzingen. 1774–1789. Hrsg. von Karl Hermann Spreter. In: *Breisgauer Chronik. Beilage zum Freiburger Boten* 6 (1914), S. 51–63 und S. 65–67. – Für die Rekonstruktion des Lebens eines Dieners, seiner Vorfahren und Herrschaften auf Grundlage eines Strafprozesses im Jahr 1796 vgl. Angiolina Arru: *Il servo. Storia di una carriera nel Settecento*. Bologna 1995.

15 Es ist der Roman, der – im Medium fingierter Autobiographie – den dienenden Personen eine Stimme geben wird. Hier sind es die angeblichen ‚bagatelles‘ eines solchen ‚einfachen‘ Standes, welche die Authentizität dieser genrekonstitutiven Perspektive garantieren sollen; vgl. Marivaux: *La Vie de Marianne ou les aventures de Madame la Comtesse **** (1731–1742). Hrsg. von Michel Gilot. Paris 1978, S. 56 und S. 67: „[...] j’abrège, car je m’imagine que toutes ces minuties de

Es sind also nicht bloße Divergenzen und Diskrepanzen, welche die im engeren Sinne historische Forschung für die Untersuchung dienender Lustspiel-Typen als nicht sonderlich hilfreich erscheinen lassen. Das inszenierte Ethos, Ergebenheit und Untreue, realistische Weltsicht und naive Ehrlosigkeit, körperliche Begehrlichkeit und unausmerzbar Faulheit etc., aber auch die stereotypen Straf- und Gewaltandrohungen, die Ohrfeigen und Tritte, sie alle folgen antiken Topoi und längst etablierten Handlungsmustern, die weder im Guten noch im Schlechten Schlüsse von der Komödie auf die gegenwärtigen Verhältnisse ermöglichen – auch nicht auf diejenigen der Antike.¹⁶ Wer hier Treue und List, Dienstfertigkeit und Nachlässigkeit, Gewandtheit und Tölpelhaftigkeit bestaunt und belacht, der tut es durch die Brille der Herren und Damen, die in den meisten Fällen nicht nur die Hauptpersonen auf der Bühne, sondern auch die moralische Appellinstanz im Publikum bilden. Immer gilt es zu bedenken, dass der Dienst, der auf der Bühne geleistet oder verweigert wird, dem Urteil eines bedienten, nicht eines dienenden Publikums unterzogen wird. Wie die niederen Stände, die im Publikum durchaus vertreten waren,¹⁷ die stereotypen Dienerfiguren beurteilt haben, ist nicht überliefert.

mon bas âge vous ennuit: cela n'est pas fort intéressant“ [ich kürze ab, denn ich kann mir denken, dass alle diese Kleinigkeiten meines frühen Alters Sie langweilen: es ist nicht sehr interessant]; „Toutes ces petites particularités, au reste, je vous les dis parce qu'elles ne sont pas si bagatelles qu'elles le paraissent.“ [Alle diese kleinen Eigenschaften erzähle ich Ihnen im Übrigen, weil sie nicht derartige Bagatellen sind, wie sie scheinen.]

- 16 Dies der Vorwurf, der Vogt gemacht wurde und gemacht werden muss, nämlich Tugendbekundungen von Moralisten und Dichtern mit der Realität zu verwechseln; vgl. den Auszug aus *Sklaverei und Humanität* (1972), der wiederabgedruckt ist als: Josef Vogt: Sklaventreue. In: *Antike Sklaverei* (wie Anm. 2), S. 118–131.
- 17 Das ‚Parterre‘ eines angesehenen Theaters wie der ‚Comédie-Française‘ war schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts alles andere als homogen und gehoben; vgl. Jeffrey S. Ravel: Le théâtre et ses publics. Pratiques et représentations du parterre à Paris au XVIIIe siècle. In: *Revue d'histoire moderne & contemporaine* 49/3 (2002), S. 89–118. In Deutschland scheinen erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts Dienstboten u. ä. im städtischen Theaterpublikum zahlreich, und offenbar auch auffällig, vertreten; vgl. Rolf Engelsing: Dienstbotenlektüre im 18. und 19. Jahrhundert in Deutschland. In: *International Review of Social History* 13/3 (1968), S. 384–429, hier S. 421–429; Peter Heßelmann: *Gereinigtes Theater? Dramaturgie und Schaubühne im Spiegel deutschsprachiger Theaterperiodika des 18. Jahrhunderts (1750–1850)*. Frankfurt a. M. 2002 (Das Abendland N. F. 31), S. 399–400 und S. 404.

Im Folgenden soll die Inversion eines gesellschaftlich fundamentalen Verhältnisses aus Sicht einer Sozialanthropologie der Bühne betrachtet werden. Die Brisanz, nicht zuletzt auch die Komik, erschließt sich aber nur mit Blick auf die herrschenden oder zeittypischen Wertevorstellungen, die es nicht aus Sicht der realen Abhängigkeitsverhältnisse, sondern vielmehr aus Sicht der normativen Beurteilung der Dienstbarkeit sowie der Stereotypenbildung¹⁸ zu betrachten gilt, also wissenssoziologisch. Es sind drei Fragen, die hier genauer ins Auge gefasst werden: Wie manifestiert sich die beliebte Inversion von Herr und Diener auf der Bühne? Wie bestimmt sich das Herr-Diener-Verhältnis in rechtlicher und anthropologischer Hinsicht? Welcher Zusammenhang schließlich besteht zwischen diesen Punkten und einem frühneuzeitlichen Verständnis von Komödie?

I. Das Abbild des Herrn

Die Lustspielliteratur, die Herren in Livreen und Diener in Prachtkleidern, Soubretten im Boudoir und Damen im Vorzimmer zeigt, ist so umfangreich, dass es hier hauptsächlich um das erste erfolgreiche frühneuzeitliche Beispiel einer vollständigen Inversion gehen soll. Von hier aus werden einige Entwicklungen betrachtet, die der Stoff oder zumindest sein hauptsächliches Motiv erfährt. Die Beispiele sind vornehmlich der französischen Literatur entnommen, da Paris als wesentliche Plattform und Drehscheibe einer Literatur sowohl für das höfische als auch städtische Theater des 17. und 18. Jahrhunderts erscheint. Von all den im Folgenden erwähnten Dramen lässt sich nachweisen, dass sie auf deutschsprachigen Bühnen bekannt, ja sogar gut bekannt waren. Die Nachweise belegen zudem, bis zu welchem Grad das Lustspiel (sowohl Komödie als auch komische Oper oder Singspiel) als das höchst erfolgreiche Genre der Epoche nicht von ‚Originalwerken‘ – im Sinne eines naiven Genie-denkens – noch von sozialkritischem Erfahrungswissen – im Sinne eines ebenso naiven Realismus – geprägt ist, sondern von Stoffen, von Mythen also, die übersetzt, bearbeitet, variiert und re-integriert werden.

So bleibt auch das deutsche Lustspiel bis zur, während der und oftmals noch trotz der Theaterreform zu weiten Teilen der spanischen Intrigenkomödie

18 So etwa Paul Münch: Tiere, Teufel oder Menschen? Zur gesellschaftlichen Einschätzung der ‚dienenden Klassen‘ während der Frühen Neuzeit. In: *Gesinde im 18. Jahrhundert* (wie Anm. 4), S. 83–107.

des ‚Siglo de Oro‘ und den Szenarien der italienischen ‚Commedia dell’arte‘ in beider französischer Vermittlung verpflichtet. Insbesondere sind es die subalternen und die lustigen Rollen, die sich allen Forderungen widersetzen, die durch die Grundsatzdebatten zur Moralität des Theaters in ganz Europa an das Lustspiel und seine Einrichtungen getragen werden.

Dies alles gilt natürlich nur solange wir unter ‚deutschem Lustspiel‘ diejenige Komödie verstehen, die im deutschsprachigen Raum gespielt wird, und diese stammt überwiegend aus Frankreich. Kein geringerer als Gottsched (1700–1766) eröffnet im Register seines *Nötigen Vorraths* nach den gesonderten Einträgen zu den deutschen Übersetzungen von Corneille (1606–1684), Molière (1622–1673), Racine (1639–1699), Houdar de la Motte (1672–1731), Voltaire (1694–1778) u. a. m. den nächsten Eintrag zu deutschen Übersetzungen französischer Autoren mit „Unzähliger“.¹⁹ Mögen die berühmtesten und erfolgreichsten dieser Stücke, nämlich diejenigen Molières, den gestrengen Reformern auch gar zu italienisch, überhaupt die Komödie äußerst spanisch vorkommen,²⁰ so tut dies dem Erfolg ganz offensichtlich keinen Abbruch.

19 Johann Christoph Gottsched: *Nötigher Vorrath zur Geschichte der Deutschen Dramatischen Dichtkunst oder Verzeichniß aller Deutschen Trauer= Lust= und Sing=Spiele*, die im Druck erschienen, von 1450 bis zur Hälfte des jetzigen Jahrhunderts. I. Theil. Register. Leipzig 1757, unpag. [S. 343].

20 Gottsched, *Vorrath* (wie Anm. 19), unpag. [S. 343]. Johann Christoph Gottsched: *Versuch einer Critischen Dichtkunst*. II, 1, 11, § 11. Leipzig 1751, S. 640: „Moliere hat seine Stücke einestheils nach den Reglen und Exempeln der Alten eingerichtet, anderntheils aber auch den Italiänern und Spaniern manche Erfindung abgeborget, wie Herr Riccoboni, in seinen *Reflexions sur Moliere* entdeckt hat; zu geschweigen, daß ihm auch sonst Terenz weit vorzuziehen ist.“ Mehr noch als im genannten Werk halten Riccobonis (1674–1753) *Refléxions sur le théâtre*, die Gottsched wiederholt als Referenzwerk dienen (so auch im *Versuch einer Critischen Dichtkunst*, S. 646), den bedauerlichen Umstand kurz und bündig fest: „Depuis 1500 les Italiens peuvent se vanter d’avoir eu pendant près de cent ans un très bon Théâtre, qui même est le seul en Europe que l’on puisse citer de ce tems-là, & qui tant pour les règles, que pour le goût & le génie, a servi de modèle aux autres qui sont venus après. Vers le milieu du XVII siècle les Comédies Espagnoles prirent la place de la bonne Tragédie & de la bonne Comédie./ La corruption du bon goût a été si violente pendant les cinquante dernières années du siècle passé, que ceux qui s’en étaient préservés n’avoient aucune réputation dans le pays: [...]“ [Seit 1500 können sich die Italiener rühmen, während fast eines Jahrhunderts ein sehr gutes Theater gehabt zu haben; es ist sogar das einzige in Europa dieser Zeit, das man erwähnen kann, und diente betreffs sowohl der Regeln als auch des Geschmacks und Genies als Modell für all die anderen, die nach ihm kamen. Gegen Mitte des 17. Jahrhunderts verdrängten die spanischen Komödien die gute Tragö-

Auch heute noch sind die berühmtesten und meistgespielten Bühnenwerke des 18. Jahrhunderts, Mozarts *Don Giovanni*²¹ und *Le Nozze di Figaro*, spanisch gewandt und italienisch parfümiert.²²

Als Ausgangspunkt wähle ich eine Intrige, die der bedeutende spanische Dramatiker Francisco de Rojas Zorrilla (1607–1648) in seinem Stück *Donde ay agravios no ay zelos, y amo criado*, wörtlich: *Wo ist Schmach, ist keine Eifersucht, und der Herr als Diener* nachweislich spätestens im Jahr 1637 vors

die und die gute Komödie./ So heftig war die Verderbung des guten Geschmacks in den letzten fünfzig Jahren, dass diejenigen, die sich davor bewahrten, im eigenen Land keinerlei Ansehen mehr genossen.]; „Depuis le commencement de la Comédie en Italie jusques vers la moitié du XVII. Siècle, les Italiens, soit dans le Tragique, soit dans le Comique, n’ont eu pour objet d’imitation que les Grecs & les Latins; mais il y a 130 ans que leurs Ouvrages Dramatiques ne sont pour la plupart que des traductions des Pièces Espagnoles; & on peut dire que les François en ont agi de même dans la naissance de leur Théâtre: ils ont commencé par imiter les Grecs & les Latins, & ensuite ils ont traduit les Espagnols. Quoique du tems même de *Corneille* la Tragédie en France eût déjà changé de face, cependant on ne quitta pas encore l’usage dans lequel on étoit d’imiter les Espagnols: le *Cid* de Pierre Corneille, & le *Vinceslas* de *Rotrou*, en sont des preuves; & l’on voit encore de notre tems de très belles Tragédies, presque toutes tirées de l’Espagnol [...]“. [Seit Beginn der Komödie in Italien bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts haben die Italiener, sei es im Tragischen, sei es im Komischen, nur die Griechen und die Lateiner als Vorbild gehabt, aber seit 130 Jahren sind die meisten ihrer dramatischen Werke bloß Übersetzungen spanischer Stücke, und man kann sagen, dass die Franzosen gleichermaßen verfahren sind: Anfänglich imitierten sie die Griechen und Lateiner, anschließend haben sie die Spanier übersetzt. Denn obgleich zu Zeiten Corneilles die Tragödie in Frankreich bereits ihr Aussehen verändert hatte, so gab man die Gewohnheit nicht auf, die Spanier zu imitieren: Pierre Corneilles *Le Cid* und Rotrous *Vinceslas* zeugen hiervon, und wir sehen auch noch zu unseren Zeiten sehr schöne Tragödien, die fast vollständig aus dem Spanischen gezogen sind.]; Ludovico [Louis] Riccoboni: *Reflexions historiques et critiques sur les differens théâtres de l’Europe* (1738). Amsterdam 1740, S. 20 und S. 59. Vgl. auch das Schreiben Riccobonis an Gottsched vom 4. Juni 1741. In: Johann Christoph Gottsched: *Briefwechsel unter Einschluß des Briefwechsels von Luise Adelgunde Victorie Gottsched*. Bd. 7. August 1740–Oktober 1741. Hrsg. von Detlef Döring [u. a.]. Berlin, Boston 2013, S. 456–462.

21 Vgl. Eric Achermann: Schuldige Taten, nichtige Worte. Zu Recht und Verbindlichkeit im *Burlador de Sevilla*. In: *Don Juan. Spuren des Verführers*. Hrsg. von Hans-Joachim Jürgens. Hamburg 2008 (Schriften zur Kulturwissenschaft 73), S. 29–50.

22 Zum spanischen Einfluss auf Beaumarchais’ *Figaro* vgl. Guillaume Huszar: *L’Influence de l’Espagne sur le théâtre français des XVIII^e et XIX^e siècles*. Paris 1912 (Études critiques de littérature comparée 3), S. 100–103; kritisch hierzu François Moureau: Une source du ‚Mariage de Figaro‘. ‚Le Jaloux honteux‘ de Dufresny? In: *Revue d’Histoire littéraire de la France* 82/1 (1982), S. 78–87, vgl. aber S. 81.

Publikum bringt.²³ Nur sechs Jahre später wird es Paul Scarron (1610–1660) sein, der eine mehr oder minder treue Übersetzung unter dem Titel *Jodelet ou le Maître valet* anfertigt.²⁴ Scarron ist, wie so mancher seiner zeitgenössischen französischen Kollegen, um neue spanische Stoffe bemüht,²⁵ der Erfolg, den

-
- 23 Das Stück dürfte nach 1634, dem Jahr der Schlacht von Nördlingen, entstanden sein, auf die Sancho („[...] de aquella hazaña/ que España observa triunfante [...]“; „von jenem Treffen, das Spanien siegreich bestand“, v. 117) anspielt. Es wird ein erstes Mal bei Festspielen anlässlich des Besuchs von Marie de Bourbon, Princesse de Carignan, der Gemahlin des Prinzen von Savoyen, und der Wahl Ferdinands III. zum König von Ungarn aufgeführt. – Die Komödie geht erstmals in der von Rojas Zorrilla persönlich verantworteten Ausgabe seiner Komödien in Druck: *Primera parte de las Comedias de Don Francisco de Rojas Zorrilla*. Dirigidas/ al Excelentísimo Señor Don Gaspar Alonso Perez de Gvzman el Bueno. Madrid 1640. Erst 1733 erhält sie den Untertitel *Herr als Diener*, der wohl aus dem Französischen gleichsam rückimportiert wird. Ich verwende hier die Ausgabe: Francisco de Rojas Zorrilla: *Donde ay agravios no ay zelos*. Hrsg. und kommentiert von Brigitte Wittmann. Genf 1962 (Kölner romanistische Arbeiten N. F. 26). Zu Datierung und Ausgaben vgl. S. 105 und S. 112–113. – Zu den historischen Umständen der Erstaufführung ausführlich Maria Teresa Julio: Francisco de Rojas Zorrilla. Un dramaturgo metido a poeta. Las fiestas de 1637. In: *Memoria de la palabra. Actas del VI Congreso de la Asociación Internacional Siglo de Oro*. Vol. 2. Madrid 2004, S. 1121–1132.
- 24 Die hier verwendete Ausgabe ist: Paul Scarron: *Jodelet ou le Maître valet* (1643). In: *Théâtre du XVIIe siècle*. Hrsg. von Jacques Scherer und Jacques Truchet. Paris 1986 (Bibliothèque de la Pléiade 330), S. 601–680.
- 25 Scarron adaptierte zumindest folgende Komödien Rojas Zorrillas: La traición busca el castigo in Les Trois Dorothes ou Jodelet souffleté (1646), später unter dem Titel Jodelet duelliste (1651) bekannt; Obligados y ofendidos in L'écolier de Salamanca ou les généreux ennemis (1654). Zudem adaptierte er El Marqués del Cigarral von Castillo Solórzano in Don Japhet d'Arménie (1647), Gardien de soi même (1654/55) nach Calderóns El alcaide de si mismo; La Fausse apparence (1657/58) nach Calderóns No siempre lo peor es cierto. Die Komödien Rojas Zorrillas werden von weiteren namhaften französischen Autoren adaptiert, darunter Jean Rotrou: No hay ser padre siendo rey unter dem Titel Venceslas (1647); François-René Lesage: Le point d'honneur (1702) nach No hay amigo para amigo; Thomas Corneille: Les illustres ennemis (1654) nach Obligados y ofendidos sowie Don Bertrand du Cigarral nach Entre bobos anda el juego. Vgl. die Angaben bei Rojas Zorrilla, *Donde ay agravios* (wie Anm. 23), S. 194–195. Noch Beaumarchais wird in seiner Eugénie auf Rojas Zorrillas Obligados y ofendidos zurückgreifen; Christophe Couderc: Recepción y adaptación de Rojas Zorrilla en Francia (siglo XVII): algunos ejemplos. In: Francisco de Rojas Zorrilla, poeta dramático. Actas de las XXII Jornadas de Teatro Clásico. Hrsg. von Felipe B. Pedraza Jiménez, Rafael González Cañal und Elena E. Marcello. Ciudad Real 2000 (Colección Corral de comedias 10: Estudios), S. 323–348. – Zu Einfluss und Rezeption spanischer

sein *Maître valet* haben wird, gibt ihm auch in dieser Wahl recht. Allein Molière und seine Truppe führen das Stück über dreißigmal auf, und noch 1685 wird es auf dem Spielplan der ‚Comédie-Française‘ auftauchen.²⁶ Der Titel verrät es: Die Adaptation fokussiert nicht bloß auf den Diener als eigentliche Hauptfigur, sondern auf einen ganz bestimmten Diener: Jodelet, mit bürgerlichem Namen Julien Bedeau (1586–1660). Ganz wie in der italienischen ‚Comedia dell’arte‘ bleiben die Schauspieler der einmal gewählten treu. ‚Jodelet‘ nun bezeichnet die Dienerfigur, die ab den 40er Jahren des 17. Jahrhunderts die Dienerfigur ‚Turlupin‘ ablöst, gleichzeitig auch den gefeierten Schauspieler Bedeau, der mit dieser selbstentwickelten Rolle²⁷ den vormaligen Publikumsliebling Henri Legrand (1587–1636) verdrängt. Auf Jodelet seinerseits wird Crispin folgen, hinter dessen Rollen- oder Künstlernamen sich Raymond Poisson (1633?–1690) verbirgt.

Rojas’ Komödie eignet sich, um die durchaus zeittypische, geradezu exemplarische Rezeption und Transformation einer spanischen Komödienvorlage durch französische Adaptations- und Aufführungspraxen nachzuzeichnen, die in ihrem Rollenverständnis zwar den ‚maschere‘ der italienischen ‚Comedia‘ folgen,²⁸ sich selbst aber nicht mehr dem Stegreiftheater verpflichtet sehen. Den Weg, den unser Stoff oder unsere ‚intrigue‘ zurücklegt, soll folgende kleine, sicherlich unvollständige Liste belegen. Sie beschränkt sich auf direkte Adaptationen und lässt bloße Ähnlichkeiten unberücksichtigt: Wohl auf Scarron und nicht auf Rojas greift der Erfolgsdramatiker William Davenant (1606–1668), der selbsternannte Sohn William Shakespeares, mit seinem letzten Stück *The Man’s the Master* aus dem Jahre 1668 zurück;²⁹ es

Komödien in Frankreich vgl. nach wie vor Ernest Martinenche: *La Comedia espagnole en France de Hardy à Racine*. Paris 1900.

26 Vgl. die Angaben im Kommentar zu Scarron, *Jodelet ou le Maître valet* (wie Anm. 24), S. 1418.

27 Vgl. Colette Cosnier: Jodelet. Un acteur du XVIIe siècle devenu un type. In: *Revue d’histoire littéraire de la France* 62 (1962), S. 329–352.

28 Zur anhaltenden Prägung der französischen Schauspielkunst durch die italienische, zum Einfluss auf das und zur Konkurrenz mit dem Pariser ‚Théâtre de la Foire‘ vgl. Émile Campardon: *Les comédiens du roi de la troupe italienne pendant les deux derniers siècles*. Documents inédits recueillis aux archives nationales. Bd. 1. Paris 1880, S. v–xli.

29 Gegen die Forschungstradition (vgl. Max Schmerbach: Das Verhältnis von Davenant’s ‚The Man’s the Master‘ zu Scarron’s ‚Jodelet ou le Maître valet‘. Halle-Wittenberg 1899, S. 5–6; Alfred Harbage: *Sir William Davenant, Poet Venturer*,

wird bis 1775 gespielt.³⁰ Wohl ebenfalls auf Scarron dürfte das Stegreifszenar (,canavacchio‘ oder ,canevas‘) des *Servo padrone* zurückgehen, das ab 1667 inszeniert wird.³¹ Dieses wiederum ist Vorlage für die ,opéra comique‘ *Arlequin gentilhomme malgré lui* (1716) des Librettisten Jacques-Philippe d’Ornevals (?–1766) und des Komponisten Jacques Aubert (1689–1753) für das ,Théâtre de la Foire‘;³² für den italienischen ,canavacchio‘ habe hierzu jedoch eine spanische Komödie namens *D. Juan d’Alvarado* gedient.³³

1606–1668. Philadelphia 1937, S. 256) erkennt Wittmann (Rojas Zorrilla, *Donde ay agravios* [wie Anm. 23], S. 195) mit James U. Rundle (D’Avenant’s ,The Man’s the Master‘ and the Spanish Source. In: *Modern Language Notes* 25 [1950], S. 194–196) einen direkten Rückgriff Davenants auf Rojas Zorrilla. Die eher schwach belegte Ansicht scheint sich nicht durchgesetzt zu haben, vgl. Howard S. Collins: *The Comedy of Sir William Davenant*. Den Haag, Paris 1967 (Studies in English literature 24), S. 162–169; John Clyde Loftis: *The Spanish plays of neo-classical England*. New Haven, London 1973, S. 91–95; Antonio Ballesteros González: *Vaporosas simetrías. La huella de Rojas Zorrilla en William Davenant*. In: *Francisco de Rojas Zorrilla, poeta dramático* (wie Anm. 25), S. 303–321, hier S. 304. – Zur zeitgenössischen Rezeption spanischer Komödie in England vgl. Susan Paun de García und Donald R. Larson: *The ,Comedia‘ in English. An Overview of Translation and Performance*. In: *The Comedia in English. Translation and Performance*. Hrsg. von Susan Paun de García und Donald R. Larson. Woodbridge 2008 (Colección Támesis. Serie A. Monografías 261), S. 1–33.

30 Vgl. Collins, *Comedy* (wie Anm. 29), S. 162.

31 In: François Parfaict, Claude Parfaict: *Histoire de l’ancien théâtre italien, depuis son origine en France jusqu’à sa suppression en l’année 1697, suivie des extraits ou canevas des meilleures pièces italiennes qui n’ont jamais été imprimées*. Paris 1753, S. 301–307.

32 Antoine de Lérís: *Dictionnaire portatif historique et littéraire des théâtres*. [...] 2., korrigierte und erweiterte Ausgabe Paris 1763, S. 53: „*Arlequin Gentilhomme malgré lui*, Op. Com. en 3 Actes, représenté à la Foire le 3 Fév. 1719. Il est de M. D’Orneval, & n’a pas, été imprimé. C’est à peu près la même idée que *Jodelet maître et valet*. L’Auteur ayant fait quelques changemens au troisieme Ac. de cet Opéra-Comique, le donna seul en 1726, sous le titre des *Arrêts de l’amour*.“ [*Harlekin, Edelmann wider willen*, komische Oper in drei Akten, im Théâtre de la Foire am 3. Februar 1719 aufgeführt. Das Stück ist von Herrn D’Orneval und nicht gedruckt worden. Es ist mehr oder minder dieselbe Idee wie *Jodelet, Herr und Diener*. Der Verfasser, der gewisse Änderungen im dritten Akt dieser komischen Oper unternommen hat, hat diesem einzigen Akt den Titel *Urteilsspruch der Liebe* 1726 gegeben.]

33 Also mit demjenigen Namen, den Sancho in Roja Zorrillas Komödie annehmen wird; zum Namen vgl. Wittmanns Kommentar in: Rojas Zorrilla, *Donde ay agravios* (wie Anm. 23), S. 124–125. Zu diesem Titel sowie zu *Arlequin gentilhomme supposé et duelliste malgré lui* (1716), unter welchem das Stück ebenfalls firmiert,

D’Ornevals Libretto oder eines der genannten Szenare dürften für die Binnenhandlung von John O’Keefes (1747–1833) erfolgreiche komische Oper unter dem Titel *The Banditti* aus dem Jahr 1781 verantwortlich gewesen sein, die ab 1782 – nun als *The Castle of Andalusia* – Amerika erobern wird.³⁴

Als Quelle für Rojas Zorrillas *Donde ay agravios* wird bisweilen Calderons (1600–1681) *El alcaide sí mismo* (1636) genannt.³⁵ Ob zu Recht, darf bezweifelt werden, doch ist das hier auftretende Verkleidungsmotiv – der Prinz verkleidet sich als Kaufmann, ein einfacher Mann namens Benito findet die abgelegte Rüstung und spielt darin den Edelmann – ein weiteres spanisches Handlungsmuster mit beachtlicher Verbreitung: Thomas Corneille wird auch diese Rolle dem gefeierten Jodelet auf den Leib schneiden und aus Calderons Vorlage einen *Le géôlier de soi-même ou Jodelet Prince* (1655) machen, das als Vorlage für *Sein selbst Gefangener* (1680) von Johann Wolfgang Franck (1644–1710)³⁶ sowie gemeinsam mit Scarrons *Jodelet ou le maître valet* noch 1726 für das „schertzhafte Singspiel“ *Der lächerliche Printz Jodelet* des gefeierten Hamburger Komponisten Reinhard Keiser (1674–1739) dient.

Die Geschichte nun, die uns Rojas und Scarron und all die anderen Versionen erzählen, ist folgende: Don Juan und sein Diener Jodelet – bei Rojas Sancho – erreichen zu später Stunde Madrid, wo Don Juan noch vor dem Schlafengehen das Haus seines künftigen Schwiegervaters Don Fernando auszumachen versucht. Dabei ertappt er einen jungen Galan, der sich bald als Don Luis erweisen wird, wie sich dieser vom Balkon herabschwingt und flieht. Zurecht vermutet Don Juan unlautere Absichten. Er fasst den Plan, sich als sein eigener Diener auszugeben, seinen eigenen Diener aber als sich selbst. Dabei kommt ihnen ein Umstand entgegen: Anstelle von Don Juans Porträt hat der Diener Sancho bzw. Jodelet irrtümlicherweise der versprochenen Doña Inés bzw. Isabelle sein eigenes Porträt zugesandt, das der nämliche Maler als Genrestudie kostenlos mitangefertigt hatte. So erhielt also die Umworbene, die ihren Künftigen noch nicht gesehen hat, als Gegengeschenk für ihr eigenes Porträt dasjenige des Dieners. Am nächsten Morgen machen sie ihre

vgl. [François Parfaict, Claude Parfaict:] *Dictionnaire des théâtres de Paris* [...]. Bd. 1. Paris 1767, S. 247.

34 John O’Keefe: *The Castle of Andalusia; A Comic Opera*. In: *The British Theatre; or, a Collection of Plays*. Bd. 22. London 1808, S. 6–70.

35 Vgl. Wittmanns Kommentar in: Rojas Zorrilla, *Donde ay agravios* (wie Anm. 23), S. 188. Hier auch Angaben zu weiterer Sekundärliteratur.

36 [Johann Wolfgang Franck:] *Sein selbst Gefangener*. [Hamburg] [1680].

Aufwartung; während der Diener den Herrn spielt, erhält der Herr Gelegenheit, seinem Verdacht nachzugehen. Natürlich stellt sich heraus, dass das Fräulein höchst tugendsam ist, durch den unlauteren Pakt zwischen dem Rivalen Don Luis und ihrer eigenen Dienerin jedoch wiederholt in kompromittierende Situationen gerät. Es stellt sich zudem heraus, dass derselbe Don Luis versehentlich Don Juans Bruder ermordet und willentlich dessen Schwester verführt hat. In seiner Rolle als Diener provoziert nun Don Juan Don Luis, bis dieser das gesamte Ausmaß seiner Verfehlungen zu erkennen gibt. Der verkleidete Diener sieht sich gezwungen, seine angebliche Ehre gegen den Mörder des Bruders, den Schänder der Schwester und den Mächtgern-Verführer der Braut im Duell wiederherzustellen. Hierzu hat Sancho/Jodelet natürlich überhaupt keine Lust. Durch List und Verkleidung gelingt es, dass der echte Don Juan anstelle des falschen Don Juan für die Ehre Don Juans kämpft. Er verwundet seinen Feind. Nach kurzer Verhandlung wird von einer Fortsetzung des Duells abgesehen: Don Luis verpflichtet sich, die Schwester Don Juans zu heiraten, Don Juan kriegt seine Schöne und der feige Sancho bzw. Jodelet die intrigante Dienerin.

Das Stück zieht seine komischen Effekte hauptsächlich aus der Unfähigkeit des Dieners, sich dem Selbstverständnis des Adels gemäß als Galan und Ehrenmann zu gebärden. Auf den ersten Blick scheint die Komik etwas plump. Die Unfähigkeit eines Dieners, den unerbittlichen Forderungen eines überhöhten Ehrbegriffs und den Präzepten der ‚bienséance‘ zu entsprechen, gehört heute wohl eher zu den Lächerlichkeiten, die nicht sonderlich zum Lachen reizen. Doch sollte es hier tatsächlich bloß um die Erkenntnis gehen, dass jedem Menschen sein Stand, seine ‚condition‘, von Gott gegeben sei, sowie um die nicht gerade zwingende, jedoch naheliegende Folgerung, der Schuster soll bei seinen Leisten bleiben? Für das zeitgenössische Publikum, so zeigt es der Erfolg, lag die Sache offensichtlich anders. Tatsächlich gibt es gute Gründe, das komische Potential der Figurenkonstellation ‚Herr und Diener‘ als enorm zu erachten, mehr noch, es zielt auf das eigentliche Herz der Komödie. Als erstes können wir festhalten, dass zwei Edelleute, nämlich der Vater Don Fernando und der Rivale Don Luis, dem verkleideten Diener auf den Leim gehen, fordern doch beide, dieser möge seine Ehre wiederherstellen. Das Spiel spielt so mit der Möglichkeit, ob dieses Spiel denn möglich sei. Das Publikum weiß um die wahre Natur des angeblichen Edelmanns und nimmt wahr, was die Spielenden nicht wahrnehmen. Die Spielenden aber halten das

unmögliche Benehmen für möglich, und stellen folglich die natürliche Verbindung zwischen edlem Auftreten und edlem Blut in Frage. Exemplarisch fungiert hier die doppelte Perspektive, die das theatralische Spiel auszeichnet, als Quelle der Komik: Der Diener spielt für die Anwesenden auf der Bühne und vor den Anwesenden im Publikum. Er spielt mehr als ein bloßes Verhalten, nämlich eine Rolle. Er wechselt das Bühnenfach; die Verstellung ist nicht bloße Verstellung eines Intriganten, also Unschuldsmiene, Gedächtnisverlust oder anderes Verhehlen eigentlicher Absicht. Als zweites ist es auffällig, dass es der Diener ist, der die Freiheit der Rollenwahl in Abrede stellt – und er tut dies explizit. Auf die Frage Don Juans, was seine Dame beim Betrachten von Jodelets Konterfei, dieses hässlichen Gesichts mit Dachsnase, wohl sagen würde, antwortet er:

Sie würde sagen, dass ihr nicht schön seid, und wären wir denn Urheber unserer selbst, so sähen wir überall nur schönste Menschen, da jeder sich eine verweiblichte Nase machte, und die eure so sei, wie Gott sie euch gegeben.³⁷

Auffällig ist die Wortwahl: „être artisan de soi-même“. Sinngemäß sehen wir den Urheber seiner selbst bezeichnet, buchstäblich aber auch den Handwerker, den Porträtisten mit eingeschlossen.³⁸ Die Verse, die sich bei Rojas nicht finden,³⁹ bilden die platonische Trias aus dem zehnten Buch der *Politeia* nach, das dem Problem der Mimesis gilt: Wir finden „Dieu“, den platonischen φυτουργός (phytourgos) oder ‚Wesensbildner‘; wir finden den „artisan“, den δημιουργός (demiourgos) oder ‚Werkbildner‘, und schließlich den in den

37 Scarron, *Jodelet ou le Maître valet* (wie Anm. 24), I, v. 142–146, S. 607: „JODELET. Elle aura dit que vous n’êtes pas beau./ Et que si nous étions artisans de nous-mêmes/ On ne verrait partout que des beautés extrêmes/ Qu’un chacun se ferait le nez efféminé/ Et que vous l’avez tel que Dieu vous l’a donné.“

38 Davenant wird bezeichnenderweise die Stelle verkürzt wie folgt wiedergeben: „JODELET. Alas, Sir! she will not think you very handsome, I mean in my picture; but if we were both our own painters we should not want beauty.“ William Davenant: *The Man’s the Master*. In: William Davenant: *The Dramatic Works*. Bd. 5. Edinburg, London 1876, S. 18.

39 Bei Rojas Zorrilla heißt es lediglich (Rojas Zorrilla, *Donde ay agravios* [wie Anm. 23], Primera jornada, vv. 179–180): „SANCHO: [...] dirá a todos que los hombres/ no han de tener buena cara. [...] Si Dios me le ha dado así/ ¿tengo de echarle en la calle?“ [sie /[Inés. E. A.]/ wird ihnen allen sagen, dass die Männer kein schönes Gesicht zu haben brauchen. [...] Wenn Gott es mir gegeben, sollt ich’s etwa wegwerfen?].

vorausgehenden Versen ausdrücklich erwähnten „peintre“, den μιμητής (mimetes) oder ‚Nachbildner‘.⁴⁰ Jodelets Argument geht wie folgt: Die Betrachterin werde vom Bild nicht auf den Wert des Gegenstandes, sondern auf die Weisheit des Schöpfers schließen. Jodelet sei zwar hässlich, doch nicht er, sondern Gott sei dafür verantwortlich. Das sieht die Hauptbetroffene, Isabelle, jedoch ganz anders. Sie findet Jodelet auf dem Porträt tatsächlich nicht nur hässlich, sondern schließt darüber hinaus von seiner Physiognomie und seinem Auftreten – seiner „presencia“⁴¹ – auf dessen knechtische Natur; gegenüber ihrem Vater äußert sie – nun in der spanischen Vorlage von Rojas Zorrilla:

DOÑA INÉS

Beharre wie du willst, es ist nicht möglich, dass ein Mann von solchem Benehmen ein Mann von Stande sei. Ist dies etwa das Gesicht eines edlen Menschen? Kann ein Mensch von solchem Aussehen von edlem Geblüt sein? Ist eine solche Aufführung die Aufführung eines Menschen von guten Gaben?

DON FERNANDO

Dann sag’ mir: Wer erfuhr aus dem Gesicht den Adel? Drückt etwa das Aussehen die Eigenschaften aus? Es sind die Werke, die das blaue Blut erweisen, dessen herrlichster Beweis der Mut ist.

DOÑA INÉS

Sicher, indes vermag das blaue Blut, auch wenn es sich in den Venen verbirgt, dennoch die Gesichtszüge an seinem Einfluss teilhaben zu lassen. Ebenso erzeugt der Kristall, der das Blut der Erde ist, eben diese Erde umso edler, je reiner und sauberer er in deren Eingeweiden schlummert.⁴²

Für Inés, nicht aber für ihren Vater, ist das Gesicht kein „großer Lügner“,⁴³ sondern Ausdruck einer verborgenen Würde, eines verborgenen „valor“, ein

40 Platon: *Politeia*, 597d5–e9. Die deutschen Begriffe hier nach Schleiermachers Übersetzung.

41 Rojas Zorrilla, *Donde ay agravios* (wie Anm. 23), Primera jornada, v. 182.

42 Rojas Zorrilla, *Donde ay agravios* (wie Anm. 23), vv. 627-650: „DOÑA INÉS: Que no es posible,/ aunque tú me lo encarezcas,/ que sea hombre principal/ un hombre desta manera./ ¿Éssa cara es de hombre noble?/ ¿Puede tener sangre buena/ quien tiene este talle?/ ¿Este arte es arte de hombre de prendas?/ DON FERNANDO: Pues di, ¿quién ha conocido/ por el rostro la nobleza?/ ¿Dize el talle calidades?/ Las obras son las que enseñan/ la buena sangre; el valor/ es la más hermosa muestra./ DOÑA INÉS: Sí, pero la noble sangre,/ aunque se oculte en las venas,/ puede hazer que las facciones/ participen su influencia;/ bien assí como el cristal,/ que es la sangre de la tierra,/ que quanto más puro y limpio/ en sus entrañas se hospeda,/ tanto más la tierra misma,/ que es más noble tierra, muestra.“

43 Scarron, *Jodelet ou le Maître valet* (wie Anm. 24), II, 2, v. 414: „DOM FERNAND. [...] Et c’est un grand menteur, souvent, que le visage...“.

Ausdruck, der ebenso wie das französische ‚valeur‘ sowohl ‚Wert‘ als auch ‚Edel-‘ und ‚Wagemut‘ bedeuten kann.

Die zweifelhafte oder trügerische Entsprechung von Schein und Sein stellt bekanntlich den eigentlichen Motor eines offenbar nicht zu zügelnden Erfindungsreichtums dar, der auf die konkrete Umsetzung der als Forderungen verstandenen aristotelischen Konzepte der ἀναγνώρισις (anagnōrisis) sowie ihrer lateinischen Entsprechung (der ‚agnitio‘) zielt. Verkleiden und Wiedererkennen stellen Zentralelemente frühneuzeitlicher Komik und den eigentlichen Motor der Intrige dar.⁴⁴ Zwar können wir Verkleidungsszenen zwischen Herr und Sklave schon in der Antike, etwa in Aristophanes’ *Fröschen*, in Plautus’ *Pseudolus* und Terenz’ *Eunuch* begegnen, sie erhalten aber vor dem Hintergrund einer Krise feudaler Wertvorstellungen im Zuge des sich etablierenden Absolutismus und der Selbstermächtigung des ‚homo politicus‘ eine neue Virulenz: Die Selbstrepräsentation des sozialen Ranges wird zunehmend als leere ostentative Geste denunziert, die einzig dazu diene, die Disharmonie zwischen Abstammung und Meriten zu übertünchen.⁴⁵

So stellt das Porträt, das Isabelle erhält, zwar den Falschen dar; diesen Falschen aber richtig, das heißt Jodelet ist tatsächlich hässlich; ob diese äußere Erscheinung nun aber auch den inneren Wert zum Ausdruck bringe, dies steht zur Debatte. Wir haben es hier mit drei Kategorien zu tun, welche Identität, Repräsentativität und Dignität betreffen. Die trivial-platonische Mimesis-Theorie, auf die Jodelet anspielt, kommt also nicht von ungefähr: Die Erzkritik am Fiktiven und Scheinhaften verbindet sich mit der politischen Sorge, dass die überkommene Ordnung nicht mehr Ausdruck einer verborgenen Wahrheit sei, sondern substanzleer: „Mais tout ce que je fais n’est rien que fiction“,⁴⁶ ruft Dom Juan aus; und Sancho bittet in seiner Angst darum,

44 Zur Bedeutung der ‚anagnōrisis‘ als Lehrstück für die Theaterproduktion des ‚Siglo de Oro‘ vgl. Patricia Garrido Camacho: *El tema del reconcimiento en el teatro español del siglo XVI. La teoría de la anagnōrisis*. Madrid 1999 (Colección Támesis. Serie A. Monografías 176), insbesondere S. 31–39.

45 Vgl. Eric Achermann: ‚Otium‘ und ‚nobilitas‘. Freizeit, Lust und Würde in der Frühen Neuzeit. In: *El sabio y el ocio. Zu Gelehrsamkeit und Muße in der spanischen Literatur und Kultur des Siglo de Oro*. Hrsg. von Martin Baxmeyer, Michaela Peters und Ursel Schaub. Tübingen 2009, S. 39–53, hier S. 40–43.

46 Scarron, *Jodelet ou le Maître valet* (wie Anm. 24), III, 7, v. 984.

„ficciones y disparates“,⁴⁷ „bloße Erfindung und Wahngelbilde“, beiseite zu lassen.

Wenn nun also Don Juan seinen Diener anweist, sich statt seiner als Herr auszugeben, so tut er dies aus der momentanen Überzeugung heraus, dass die Repräsentativität der Erscheinung weder die Identität noch die Dignität vertrate. Diese Fehlentscheidung trifft Don Juan aus dem Affekt heraus: Unter dem Einfluss der Eifersucht verkennt er die Macht des Bildes, wo ihn doch nur wenige Augenblicke zuvor das Porträt seiner Künftigen unter dem Einfluss liebeschwangerer Hoffnung in Entzücken versetzt hatte.

Don Juans Frage, ob denn Sancho den Herren zu „fingieren“ fähig sei, macht aus dem ehrsüchtigen Galan einen liebestollen Jungen, der an der eigenen Abstammung offensichtlich irre geht. Auf Französisch bezeichnet die *Maxime* des Meritokraten nicht den Schmied, sondern den Handwerker („[...] chacun est l'artisan de sa propre fortune [...]“) als Ursache eigenen Glücks. Im Zustand der Verblendung verraten die Edelleute Don Juan und Don Fernando das grundeigene Prinzip gottgewollter Ordnung, widersprechen jedweder gutfeudalistischen Einsicht und verlagern gleichsam die Beweislast: Die Tat spricht für den Adel, nicht der Adel für die Tat. Indes, die Augen der Liebe sehen schärfer: Doña Inés/Isabelle erkennt nicht nur, dass dem angeblichen Don Juan jegliche Würde und damit Adel abgehe, sie verliebt sich auch umgehend in den falschen Diener, den eigentlichen Don Juan.

Was unerkannt bleibt, und dies sollte eigentlich überraschen, sind die Rückschlüsse, die nach gängiger Meinung ein nicht nur schlichter, sondern ein schlechter Diener auf die Dignität des Herrn ermöglicht. ‚Wie der Herr, so's G'scherr‘, oder gepflegter und mit Petronius gesprochen: ‚Plane qualis dominus, talis et servus‘ – ‚Wirklich, wie der Herr, so auch der Diener‘.⁴⁸ Doch so verbreitet diese Ansicht auch ist,⁴⁹ sie ist nicht unproblematisch. Wäre nämlich der Diener dem Herrn ‚plane‘ gleich, so wäre es um den Standesunterschied geschehen. Das Verhältnis kann nicht ‚qualis – talis‘ sein, nicht dasjenige einer transitiven Ähnlichkeitsrelation; zwischen Herr und Diener hat nicht Semiose, sondern Despotie zu ‚herrschen‘. Der Diener repräsen-

47 Rojas Zorrilla, *Donde ay agravios* (wie Anm. 23), Tercera jornada, v. 2662.

48 Petronius: *Satyrica* 58,3. Zahlreiche weitere Sprichwörter ähnlichen Inhalts bei Münch, Tiere (wie Anm. 18), S. 101.

49 Zum Gesinde als Spiegel der Herrschaften vgl. Petitfrère, *L'Œil* (wie Anm. 3), S. 34–50.

tiert den Willen oder die Befehlsgewalt des Herrn, und dies tut er polar gegensätzlich, das heißt am anderen, am unteren Ende des Gefälles der Macht.

II. Das Haupt und seine Glieder

Was Jodelet als Herr in seinem herrischen Tun abgeht, ist jegliche Vorstellung von Ehre – er ist alles andere als ein ‚honnête homme‘, nämlich ein geldgieriger, verfressener, geiler und ruhmbegehriger Popanz. Kurz, er stellt die gesamte Bandbreite der ‚concupiscentia‘ dar, des niederen Seelenstrebens.⁵⁰ Ganz in der Tradition der kreatürlichen und animalischen Lachfiguren, der ‚zannis‘ und ‚graciosos‘,⁵¹ die unter changierenden Namen bald als Sancho, Arlequin, Mascarille, Scaramouche, Hanswurst, Trinculo usw. von den Addison (1672–1719),⁵² Gottscheds, Goldonis (1707–1793)⁵³ und auch noch Merciers (1740–1814)⁵⁴ aus dem Theater zu verbannen sind, ist Sancho oder Jodelet eine Figur, deren Kreatürlichkeit mit der Ehrenhaftigkeit des Herrn kontrastiert.⁵⁵ So wird er denn auch gern als Tier bezeichnet: „Nichts als ein Tier seid ihr, als Diener gewandet.“⁵⁶ Jodelet hingegen sieht sich mit feiner Spitze „als Diener der Natur.“⁵⁷

50 Zu den entsprechenden Topoi vgl. Emelina, *Les valets* (wie Anm. 10), S. 221–232.

51 Zu Tradition und Fortleben zu Zeiten Molières vgl. Graziella Pagliano: *Servo et padrone. L'orizzonte dei testi*. Bologna 1983 (Saggi 239), S. 41–44.

52 Zum Einfluss von *Spectator* und *Tatler* sowie zur Radikalisierung der reformerischen Forderungen in Deutschland vgl. Wolfgang Martens: *Die Botschaft der Tugend. Die Aufklärung im Spiegel der deutschen Moralischen Wochenschriften*. Stuttgart 1968, S. 469–479.

53 Zu Goldonis Kritik am überkommenen Rollenprofil der Dienerfiguren und deren Evolution vgl. Lucie Comparini: ‚Un si beau passage‘, ou les serviteurs de Goldoni. In: *Le Valet passé maître. Arlequin et Figaro*. Hrsg. von Élisabeth Rallo. Paris 1998, S. 25–44.

54 Vgl. zusammenfassend Léon Béclard: Sébastien Mercier, sa vie, son oeuvre, son temps; d'après des documents inédits. Avant la révolution, 1740–1789. Paris 1903, S. 191–200.

55 Zur Körperlichkeit und Bestialität des Gesindes vgl. Münch, *Tiere* (wie Anm. 4), S. 88–96.

56 Scarron, *Jodelet ou le Maître valet* (wie Anm. 24), I, 1, v. 30; „DOM JUAN. [...] Vous n'êtes qu'une bête, habillée en valet.“ – Rojas Zorrilla: *Donde ay agravios* (wie Anm. 23), Segunda Jornada, v. 1812: „DON JUAN. [...] ¿Ay tal bestia?“ [Wo gibt's eine solche Bestie?]; vv. 1313–1314: „Beatriz. [...] La gran bestia/ duerme.“ [Die große Bestie schläft.]

57 Scarron, *Jodelet ou le Maître valet* (wie Anm. 24), IV, 4, vv. 1324–1325: „JODELET. [...] Plus grand-dame que vous est Madame Nature./ Je suis son serviteur, et le fus

Das Verhältnis zwischen Herr und Diener ist hier ein Verhältnis von Kopf und Körper. Bestimmt auf Seiten der platonischen Abbildtheorie die jeweilige Nähe zum Wesen und dessen Bildner die ontologische Dignität einer Sache, so ist es auf Seiten der aristotelischen Handlungstheorie der jeweilige Grad an Autonomie. Was für sich ist, das heißt frei und unabhängig, das ist gemäß Aristoteles mehr wert, oder einfach: besser. Beide Vorstellungen begegnen sich im klassisch griechischen Wahrheitsbegriff, der das Für-Sich-Selbst-Subsistierende zum Ziel schlechthin erhebt. Im fünften Kapitel des ersten Buches der *Politik* entwickelt Aristoteles aus diesem Grundverständnis heraus eine Analogie zwischen dem Verhältnis von Herr und Sklave, von Seele und Körper, von Verstand und Strebevermögen, schließlich von Mann und Frau. Das Modell liefert das hylemorphistisch gedachte Lebewesen, genauer: der Mensch, dessen inneres Verhältnis dasjenige der Despotie ist:

Ein belebtes Wesen besteht hauptsächlich aus Seele und Körper, von denen natürlicherweise eines das Beherrschende, das andere das Beherrschte ist. Um zu entdecken, was natürlich ist, müssen wir vorzugsweise dasjenige untersuchen, was gemäß der Natur ist, und nicht etwa verdorbene Dinge. Mit Bezug auf Seele und Körper gilt es einen Menschen in seiner bestmöglichen Verfassung zu untersuchen, denn dann wird klar: Bei denjenigen, die schlecht oder in schlechter Verfassung sind, muss angenommen werden, dass der Körper aufgrund von Lasterhaftigkeit oder Widernatürlichkeit oft über die Seele herrscht.⁵⁸

Die ‚*facultas herilis*‘, das despotische Vermögen, das dem Geist über den Körper zukommt, zeichnet das Haupt durch den Führungsanspruch der φρόνησις (*phronēsis*) aus, des Reflexions- und Entscheidungsvermögens; dem Sklaven ist hingegen beschieden, ein nützliches Instrument, „gleichsam Werkzeug vor anderen Werkzeugen“,⁵⁹ zu sein, eine körperliche Verlängerung des herrschaftlichen Geistes. So ist der Sklave Teil des Herrn in anthropologischer Hinsicht, Teil des Hausbesitzes in ökonomischer Hinsicht und damit auch Teil

de tout temps, [...]“ [Eine größere Dame als Sie /Isabelle/ es sind, ist Gnä’ Frau Natur, ich bin ihr Diener, und war es immer schon.]

58 Aristoteles: *Politik*, 1254a34–1254b2: „[...] τὸ δὲ ζῷον πρῶτον συνέστηκεν ἐκ ψυχῆς καὶ σώματος, ὧν τὸ μὲν ἄρχον ἐστὶ φύσει τὸ δ’ ἀρχόμενον. δεῖ δὲ σκοπεῖν ἐν τοῖς κατὰ φύσιν ἔχουσι μᾶλλον τὸ φύσει, καὶ μὴ ἐν τοῖς διεφθαρμένοις: διὸ καὶ τὸν βέλτιστα διακείμενον καὶ κατὰ σῶμα καὶ κατὰ ψυχὴν ἄνθρωπον θεωρητέον, ἐν ᾧ τοῦτο δῆλον: τῶν γὰρ μοχθηρῶν ἢ μοχθηρῶς ἐχόντων δόξειεν ἂν ἄρχειν πολλάκις τὸ σῶμα τῆς ψυχῆς διὰ τὸ φαύλως καὶ παρὰ φύσιν ἔχειν.“

59 Aristoteles: *Politik*, 1253b33: „[...] καὶ ὡς περ ὄργανον πρὸ ὀργάνων [...]“.

der häuslichen Gemeinschaft, der Familie. Der Sklave ist Eigentum im denkbar engsten Sinne.

Seele und Leib verhalten sich wie Herr und Sklave, wie Haupt und Glieder. Wie ausgeprägt diese Stelle in der frühen Neuzeit nachwirkt, belegt der wohl berühmteste Roman, der seine Berühmtheit nicht zuletzt einem ausgesprochen prominenten Herr-Diener-Paar verdankt: Don Quijote und Sancho, der melancholische Idealist und sein gefräßiges ‚alter ego‘, der den schönen Familiennamen ‚pansa‘ (Wanst) führt und mit einigem Recht auch als Vorlage für den Jodelet-Typus erkannt wurde.⁶⁰ Im *Quijote* also findet sich folgender Dialog:

„Quando caput dolet, etc.“

„Ich verstehe keine andre Sprache als die meinige“, erwiderte Sancho.

„Ich will sagen“, sagte Don Quijote, „wenn das Haupt schmerzt, so schmerzen alle Glieder, und da ich nun dein Herr und Gebieter bin, so bin ich dein Haupt und du ein Teil von mir, da du mein Diener bist, und aus diesem Grunde muss jedes Übel, das mich trifft oder treffen wird, dich schmerzen und mich das deinige.“

„So sollte es sein“, sagte Sancho, „als ich aber gewippt wurde als ein Glied, da blieb mein Haupt hinter der Mauer und schaute zu, wie ich durch die Lüfte flog, ohne den geringsten Schmerz zu empfinden; und wenn die Glieder verpflichtet sind, die Schmerzen des Hauptes zu empfinden, so müsste auch das Haupt verpflichtet sein, ihren Schmerz zu empfinden.“

„Willst du etwa sagen“, erwiderte Don Quijote, „dass es mich nicht schmerzte, als du gewippt wurdest? Und wenn du’s sagst, so darfst du’s nicht sagen, ja nicht einmal denken, denn ich fühlte da mehr Leid in meinem Geiste als du in deinem Körper. Aber lassen wir dies jetzt beiseite [...]“⁶¹

60 So Antoine Adam: *Histoire de la Littérature française au XVII^e siècle*. Bd. II. Paris 1952, S. 326.

61 Miguel de Cervantes Saavedra: *Don Quijote de la Mancha* (1605/1615), II, 2. Hrsg. von John Jay Allen. Madrid ²2003, S. 41–42: „[...] *quando caput dolet*,... etcétera./ –No entiendo otra lengua que la mía –respondió Sancho./ –Quiero decir –dijo don Quijote– que, cuando la cabeza duele, todos los miembros duelen; y así, siendo yo tu amo y señor, soy tu cabeza, y tú mi parte, pues eres mi criado; y, por esta razón, el mal que a mí me toca, o tocara, a ti te ha de doler, y a mí el tuyo./ –Así había de ser –dijo Sancho–, pero cuando a mí me manteaban como a miembro, se estaba mi cabeza detrás de las bardas, mirándome volar por los aires, sin sentir dolor alguno; y, pues los miembros están obligados a dolerse del mal de la cabeza, había de estar obligada ella a dolerse dellos./ –¿Querrás tú decir agora, Sancho –respondió don Quijote–, que no me dolía yo cuando a ti te manteaban? Y si lo dices, no lo digas, ni lo pienses; pues más dolor sentía yo entonces en mi espíritu que tú en tu cuerpo. Pero dejemos esto aparte por agora [...].“

Doch ist diese mereologische und anthropologische Bestimmung nur die eine Seite der Medaille. Folgen wir nämlich dem Aristoteles der *Kategorien*, so kommt einem Verhältnis notwendig die Eigenschaft zu, zwei Dinge miteinander zu korrelieren. Als erstes Beispiel nennt Aristoteles Herr und Sklave: Der Herr ist notwendig Herr eines Sklaven und der Sklave notwendig Sklave eines Herrn.⁶² Diese Feststellung mag zwar als Binsenwahrheit abgetan werden, lässt jedoch bereits erste Probleme erkennen, denen wir beim Erfassen der Schicksalsgemeinschaft von Herr und Diener begegnen. Die Kategorie der Relation nämlich ist nicht substantiell und ‚ergo‘ von geringem ontologischem Gewicht; sie ist zufällig und nicht für sich selbst seiend. Sie macht keine Aussage darüber, was etwas ist oder bedeutet, sondern wie es ist oder inwiefern es etwas bedeutet. Genau diesem Punkt aber scheint derselbe Aristoteles in seiner *Politik* zu widersprechen, wenn er behauptet, dass der Sklavenstand – wenigstens für einige – nicht auf Satzung, sondern auf Natur beruhe.⁶³ Gleichzeitig räumt er ein, dass ein vormaliger Herr durch Gewalt, etwa als Kriegsbeute, zu einem Sklaven werden könne. Wird er nicht angeeignet, so ist der Sklave ein geborenes Besitzstück (κτῆμα, ktēma).⁶⁴

Diese verschiedenen Bestimmungsansätze des Verhältnisses von Herr und Sklave prägen im 17. und 18. Jahrhundert sowohl die Sprache, die Gewohnheiten und die Umgangsweise als auch die rechtliche Auseinandersetzung mit dem Gesinde. So finden wir gängige Redeweisen wie ‚il m’appartient‘, ‚he’s the creature of‘, ‚er gehört zum Hause‘ etc.,⁶⁵ um das Dienstverhältnis einer Person anzuzeigen. Die Diener werden oft beim Eintritt in den Dienst getauft, sie werden eingekleidet, genährt und selbstverständlich geduzt oder ‚ge-erzt‘. Und auch in der Rechtstheorie werden die hauptsächlichen Fragestellungen aus der aristotelischen Sklaventheorie einfach übernommen. War es Aufgabe der Gesindeordnungen, die Normierung der Pflichten zu positivieren, das heißt als Instrument guter ‚Polizey‘ Dauer, Besoldung und sittliche Lebensführung der Diener und Dienerinnen mitunter bis ins kleinste Detail zu regeln, so fehlte es nicht an Versuchen, die Pflichten durch Rekurs auf überpositives,

62 Aristoteles: *Kategorien*, 6b27–30.

63 Aristoteles: *Politik*, 1255a1f.

64 Aristoteles: *Politik*, 1254a15.

65 Vgl. Dorothea Klenke: *Herr und Diener in der französischen Komödie des 17. und 18. Jahrhunderts. Eine ideologiekritische Studie*. Frankfurt a. M. [u. a.] 1992 (Europäische Aufklärung in Literatur und Sprache 4), S. 32.

das heißt natürliches Recht oder göttliche Ordnung, zu begründen.⁶⁶ Die Übertragung geschieht auf der Grundlage einer einfachen definitiven Annahme. Grotius (1583–1645) etwa, wie so mancher vor und nach ihm, beruft sich auf einen Ausspruch Chrysipps, den Seneca überliefert: „Servus est perpetuus mercenarius“, „Der Sklave ist ein dauernder Lohnarbeiter“.⁶⁷ Was für den Sklaven gilt, gilt für den Diener auf Dauer, das heißt solange er Diener eines Herrn ist. Auch die Bühne macht hier keinen Unterschied, finden wir doch in gar mancher Komödie Sklaven und Lakaien, Diener und ‚Parasiten‘. So übernehmen Chefdenker, wie der Begründer des modernen Naturrechts, Grotius, oder der große Philosoph Leibniz (1646–1716)⁶⁸ ebenso wie die minder bekannten Rechtstheoretiker, die Frage nach der Konventionalität oder Natürlichkeit des Herr-Diener-Verhältnisses direkt aus der Sklaventheorie der aristotelischen Politik.

Dürften diese Überlegungen auch für den Alltag des Gesindes – wenn überhaupt – von geringer Bedeutung gewesen sein, so liefern sie dennoch wichtige Hinweise, um die anthropologische Dimension der gesellschaftlichen Unterordnung zu verstehen. Dass bisweilen die Stellung der Diener allen Ernstes römisch-rechtlich aus dem Sklavenrecht hergeleitet wurde, dürfte für die Darstellung auf der Bühne ebenso aussagekräftig sein wie die angeblich ‚realistische‘ Darstellung, die als fiktionale autobiographische Erfahrung das Roman-Angebot ergänzt. Ganz analog zu der – sowohl politisch als auch quantitativ – bedeutenden Fürstenliteratur, werden hier Rechte und Pflichten aus natürlicher oder göttlicher Ordnung abgeleitet. Sind es beim Fürsten ‚Pflichten trotz Herrschaftsgewalt‘, die den eigentlichen Streitpunkt darstellen, so sind es bei den übrigen Subjekten ‚Rechte trotz Unterordnung‘, welche es moralisch zu erörtern und als Regulative christlicher oder moralischer Gesinnung zu befolgen gilt. Für die Behandlung des Themas kommt erschwerend hinzu, dass der Dienst selbst nicht an ständische Vorstellungen gebunden ist, sondern als Erbe eines feudalen Herrschaftsverständnisses jeweils in einem ‚Vasallenverhältnis‘ stehen kann. Auch eine hochadlige Person kann im Dienst des Herrschers

66 Schröder, *Gesinderecht* (wie Anm. 4), S. 16–18.

67 Hugo Grotius: *De iure belli ac pacis* (1625), III, 14. Amsterdam 1646. Reprint Oxford 1913, S. 486.

68 Gottfried Wilhelm Leibniz: *Die natuerlichen Gesellschaften* (1678?). In: Gottfried Wilhelm Leibniz: *Textes inédits d'après les manuscrits de la bibliothèque de Hanovre*. Bd. II. Hrsg. von Gaston Grua. Paris 1948, S. 600–603.

stehen; sie herrscht aber gleichzeitig über Diener und Dienerinnen, die ihrerseits Diener und Dienerinnen haben können. Johann Christoph Beckmann (1641–1717) etwa entwickelt den Unterschied zwischen natürlicher Dienerschaft, der „servitus naturalis“ derjenigen, „die aufgrund des Mangels an Urteilsfähigkeit nicht fähig sind, sich selbst zu regieren“ (qui ob defectum iudicii seipsos regere nequeunt), und der rechtlichen Dienerschaft, der „servitus legalis“ derjenigen, „die aufgrund der Glücksumstände“ (qui ob defectum fortunae) dies nicht können.⁶⁹

Fassen wir zusammen: Die beiden Wertehierarchien, die hier skizziert wurden, beruhen einerseits auf der ontologisch argumentierenden Abbild- oder Abschattungstheorie, die Platon in seiner Kritik mimetischer Repräsentation in Anschlag bringt, andererseits auf einer Handlungs- und Entscheidungstheorie, welche nach Aristoteles das moralische Urteil vom jeweiligen Grad an Autonomie abhängig macht. Bedenken wir, dass die eigentliche Sphäre der Komödie das Haus ist, so ist der gesamte Umfang despotischer Rechte und Pflichten und die sich daraus ergebenden Interessenskollisionen die eigentliche Triebfeder der Komödienhandlung und der Zündstoff der Komik. Das Hausregiment (das ‚regimen domesticum‘ oder ‚imperium domesticum‘) kennt drei Rechtsbereiche: das ‚ius herile‘, das ‚ius paternum‘, das ‚ius matrimoniale‘. Die genrespezifisch wiederherzustellende Ordnung hat ihren Fluchtpunkt in der gottgewollten Personalunion von Herr, Vater und Ehemann, Unordnung hingegen resultiert aus der Unbotmäßigkeit und Habgier der Diener und Dienerinnen, der eigenwilligen Liebeswahl der Söhne und Töchter sowie schließlich der amourösen Unzuverlässigkeit der Gattin. Die Inversion von Herr und Diener ist so Komödienintrige ‚in nuce‘. Es ist eine enorme Spannung, die hier aufgebaut wird: Im Zeichen der despotischen Machtverhältnisse misst die Herr-Diener-Beziehung die größtmögliche Fallhöhe aus. Ist es der Diener, der anstelle seines Herren um die Dame wirbt, und dies gegen den väterlichen Willen, dann ist der Zenit des häuslichen ‚désordre‘ erreicht.

69 Johann Christoph Beckmann: *Meditationes politicae XXIV dissertationes academicis expositae*. Frankfurt 1672, S. 75. Diese ‚Societas herilis‘, diese Herrschaftsgemeinschaft im wörtlichen Sinne, ist eine Vereinigung, die sich mit dem Tagtäglichen auseinandersetzt, den ‚opera quotidiana‘, wodurch der Diener das Lebensnotwendige hervorbringt, der Herr andererseits dafür sorgt, dass er dieses Lebensnotwendige hervorbringen kann – und ihm deshalb auch sein Teil zusteht.

III. Der Intrigant und die Stimme des Herzens

Das Ausmaß der Spannung, welche die ‚despotisch-therapeiische‘ Konkurrenz um die herrschaftliche Frau bewirkt, lässt sich nicht aus dem bloßen Bühnengeschehen, sondern einzig aus den moralischen Vorstellungen und der rechtlichen Praxis des ‚ancien régime‘ heraus errahnen. Hinter der Theaterkulisse nämlich lauert ein Gespenst, es ist der Inzest. Das Hausgesinde ist Kind des Hauses, es wird – wie erwähnt – getauft,⁷⁰ ernährt, gekleidet, aber auch erzogen und ermahnt, ja, es steht in dem einzigen Arbeitsverhältnis, in welchem Züchtigung nicht nur gebilligt, sondern erlaubt ist.⁷¹ Ist es auch Aufgabe der komischen Katastrophe,⁷² die gestörten Verhältnisse in ihre natürliche Ordnung zu bringen, so wird die Auflösung in ihrer moralischen Dimension unwahrscheinlich, ja geradezu unmöglich, wenn die Schande den Grad widernatürlicher Perversion erreicht.⁷³

Die verkehrte Welt, das Grundmotiv aller Satire, ist eine Welt, in der Wahrheit und Ordnung verloren gegangen sind. Wo nun die Standeszugehörigkeit in der Natur gründet, ist die Verkehrung der Verhältnisse Satire, wo der Stand hingegen dem Zufall geschuldet ist, ist das Verhalten des Gesindes

70 Emelina, *Les valets* (wie Anm. 10), S. 340–343.

71 Vgl. Schröder, *Gesinderecht* (wie Anm. 4), S. 15 (zu Züchtigung); Petitfrère, *L'Œil* (wie Anm. 3), S. 79–85 und S. 177–211 (zu Erziehung und Kontrolle); vor allem Gotthardt Frühsorge: *Gesinde im ‚ganzen‘ Haus*. In: *Gesinde im 18. Jahrhundert* (wie Anm. 3), S. 109–120 (zu Gesinde als Kind der Familie).

72 Vgl. die Ausführungen in der einflussreichen Abhandlung (*La pratique du théâtre*. Paris 1657, S. 174–181) von François Hédelin d'Aubignac (1604–1676).

73 So weiß z. B. Goldonis Orazio, dass eine Anlage wie diejenige des *Il padre mezzano delle proprie figliuole* (*Der Vater Kuppler seiner Töchter*), die ihm der verkrachte Theaterschreiberling Lelio anbietet, eben diejenigen Grenzen überschreitet, die den geforderten moralischen Effekt der Komödie ermöglichen: „I cattivi caratteri si mettono in iscena, ma non i caratteri scandalosi, come sarebbe questo di un Padre che faccia il mezzano alle proprie Figliuole. E poi quando si vuol introdurre un cattivo carattere in una Commedia, si mette di fianco, e non in prospetto: che vale a dire, per Episodio, in confronto del carattere virtuoso, perchè maggiormente si esalti la virtù, e si deprima il vizio.“ [Die schlechten Charaktere können auf die Bühne gebracht werden, nicht aber skandalöse Charaktere, wie es derjenige eines Vaters ist, der als Kuppler seiner eigenen Töchter fungiert. Und wollte jemand einen schlechten Charakter in eine Komödie einführen, so soll er eine Neben-, nicht eine Hauptrolle spielen, d. h. episodisch, im Kontrast zum tugendhaften Charakter, damit die Tugend umso mehr erhoben, das Laster umso mehr erniedrigt werde.] Carlo Goldoni: *Il teatro comico* (1750), II, 3. In: Carlo Goldoni: *Collezione completa delle commedie*. Bd. 1. Lucca 1809, S. 27.

eine Frage des Charakters. Die dienenden Figuren hören auf, Typen zu sein; die Inversion der Verhältnisse ist so nicht mehr der Satire verpflichtet, sondern der moralischen Disposition ‚interessanter‘ Personen, deren Entscheidungen einem Verständnis von Komödie als moralischem Lehrstück unterliegen. Neben den behandelten Typus der ‚bête habillée en valet‘, also des animalischen und tölpelhaften Dieners, treten die Untertypen des ‚valet fourbe‘ oder der ‚serva padrona‘, der gerissenen und intriganten Diener, und des ‚valet naïf‘ oder der ‚souvante naïve‘, deren Herzensqualität sich in natürlichen Regungen verlauten lässt und moralisch obsiegt. Die Kinder des Hauses haben sich zu entscheiden.

Ist Jodelet das triebhafte Tier, das als Diener geboren sich nicht anders als ein Diener zu benehmen weiß, so finden wir sein Gegenstück in einem Stück wie *Crispin, rival de son maître* von Lesage (1668–1747) aus dem Jahr 1707. Die Komödie beginnt mit einer Diskussion zwischen zwei Dienern, die beide ausdrücklich die Umstände für ihren Stand verantwortlich machen. Der Dialog schließt mit einem kurzen Monolog Crispins:

Was habe ich es satt, Diener zu sein! ... Ach! Crispin, es ist Dein eigener Fehler! Du hast Dich immer mit Bagatellen abgegeben; in Finanzgeschäften solltest Du heute glänzen ... Bei meinem gewitzten Geiste, Donnerwetter! hätte ich schon mehr als einen Bankrott zu verantworten.⁷⁴

Crispin findet bald Gelegenheit, seinen selbstgerühmten Geist unter Beweis zu stellen. Statt die pekuniären und nebenbei auch amourösen Interessen seines Herrn bei der Tochter des Nachbarn zu befördern, verbündet er sich mit dessen Diener und gibt sich selbst als eben den Provinzler aus, dem die Tochter versprochen ist. Ziel ist es, die Hochzeit zu beschleunigen, die Mitgift zu kassieren und sich ‚en passant‘ noch eine Nacht mit der angetrauten Tochter zu verlustigen.⁷⁵ Der Plan fliegt ‚in extremis‘ auf. Doch auf den entsetzten

74 Alain-René Lesage: *Crispin, rival de son maître*, Sc. 2. In: Alain-René Lesage: *Don César Ursin/ Crispin, rival de son maître*. Paris 1987, S. 76–135, hier S. 81: „CRISPIN, seul. Que je suis las d’être valet! ... Ah! Crispin, c’est ta faute! Tu as toujours donné dans la bagatelle; tu devrais présentement briller dans la finance ... Avec l’esprit que j’ai, morbleu! j’aurais déjà fait plus d’une banqueroute.“ – Das Stück wurde mehrfach ins Deutsche übersetzt: *Der Nebenbuhler seines Herrn*. Übers. von Johann Heinrich Faber. Frankfurt a. M., Leipzig 1772; *Der Diener der Nebenbuhler seines Herrn*. Übers. von Moriz von Brahm. Wien 1775.

75 Lesage, *Crispin, rival de son maître* (wie Anm. 74), Sc. 20, S. 125.

Ausruf der betrogenen Mutter: „Ein Diener? gerechter Himmel, ein Diener!“⁷⁶ und der ebenso entrüsteten Klage ob dieser „schwärzesten“ Perfidie des betrogenen Herrn⁷⁷ lässt Crispin nur trocken verlauten: „Gemach, mein Herr, gemacht, wir wollen nicht dem Schein nach urteilen.“⁷⁸

Die Lebensumstände haben den freien Menschen zu einem dienstbaren und unfreien, würdelosen Subjekt gemacht. Doch damit hat er die despotische Fähigkeit der ‚phronesis‘ und auch den Anspruch auf Moral nicht etwa verwirkt. Auffällig ist nämlich, dass der Diener klüger ist als der Herr und sich auch besser dünkt. Die unnatürliche Disharmonie von Macht- und Verstandesverhältnis führt – wie Crispin selbst sagt – zu gewohnheitsmäßigem Betrug: „Wir sind es gewohnt, Betrügereien zu begehen. Vergeben Sie uns diese, sie sind der Gewohnheit wegen.“⁷⁹ Die Urteilsfähigkeit geht den Dienern also nicht ein für allemal ab und auch die Glücksumstände sind durchaus reparabel: In einem offen parodistischen Schluss wird Crispin dasjenige vergönnt, über dessen Mangel er klagte – ein Platz in der Finanzwelt.

Was die „gens d'intrigue“ – wie sich die Diener bei Lesage mit autonomen Rechtsanspruch selber nennen⁸⁰ – von den ‚honnêtes gens‘ unterscheidet, ist

76 Lesage, *Crispin, rival de son maître* (wie Anm. 74), Sc. 26, S. 131: „MADAME ORONTE. Un valet? juste ciel! un valet.“

77 Lesage, *Crispin, rival de son maître* (wie Anm. 74), Sc. 26, S. 131: „VALERE. Un perfide! qui me fait accroire qu’il est dans mes intérêts, pendant qu’il emploie pour me tromper le plus noir de tous les artifices.“ [VALÈRE. Ein Perfider, der mich glauben ließ, dass er meinen Interessen diene, während er, um mich zu betrügen, sich des schwärzesten aller Kunstgriffe bediente.]

78 Lesage, *Crispin, rival de son maître* (wie Anm. 74), Sc. 26, S. 131: „CRISPIN. Doucement, Monsieur, doucement; ne jugeons point sur les apparences.“

79 Lesage, *Crispin, rival de son maître* (wie Anm. 74), S. 133: „CRISPIN. Franchement, la dot nous a tentés. Nous sommes accoutumés à faire des fourberies; pardonnez-nous celle-ci à cause de l’habitude.“

80 Le Branche, der andere ‚valet‘ und Komparse Crispins, kündigt nun auch diesem die Treue auf (Lesage, *Crispin, rival de son maître* [wie Anm. 74], Sc. 20, S. 125–126), und er tut es mit den Worten: „LA BRANCHE seul. [...] Il me fâche de la [la dot] partager avec un associé; car enfin, Angélique ne pouvant être à mon maître, il me semble que la dot m’appartient de droit toute entière. Comment tromperai-je Crispin? Il faut que je lui conseille de passer la nuit avec Angélique: ce sera sa femme une fois. [...] Pendant qu’il s’amusera à la bagatelle, je déménagerai avec le solide. Mais, non, rejetons cette pensée: ne nous brouillons point avec un homme qui en sait aussi long que moi. Il pourrait bien quelque jour avoir sa revanche. D’ailleurs, ce ferait aller contre nos lois. Nous autres gens d’intrigue, nous nous gardons les uns aux autres une fidélité plus exacte que les honnêtes.“ [LA BRANCHE alleine. [...] Nur ungern teile ich die Mitgift mit einem Verbündeten, denn

der Mangel an moralischem Empfinden und Urteilsvermögen. War Jodelet aufgrund seiner intellektuellen Defizite von Natur aus amoralisch, so ist Crispin aus Gewohnheit unmoralisch. Schlimmer noch: Ihm geht die Moral in einer Welt ab, die selbst keine moralischen Vorbilder zu liefern vermag.

Sowohl die amoralischen Spaßmacher als auch die unmoralischen Intrigantinnen und Intriganten sämtlicher Kuppeleien geraten ab den 20er Jahren des 18. Jahrhunderts zunehmend ins Fadenkreuz der Kritik. Für die Reformer hat die pikareske Intrige auf der Bühne ausgespielt. Doch was geschieht, wenn die dienenden Rollen, falls sie nicht einfach gestrichen werden, den Forderungen nach Natürlichkeit und Moralität zu entsprechen beginnen, die von Reformern wie Gottsched, Goldoni, Sonnenfels⁸¹ oder Mercier⁸² mit einer sich

schließlich kann Angélique ja nicht die Frau meines Herren werden, und so scheint mir, dass mir von Rechts wegen die Mitgift als ganze zusteht. Wie aber kann ich Crispin betrügen? Ich muss ihm empfehlen, die Nacht mit Angélique zu verbringen: Sie wird seine Frau für dies eine Mal. [...] Während er sich bei der Bagatelle vergnügt, verziehe ich mich mit der harten Währung. Aber nein, ich muss den Gedanken verwerfen: Wir sollten uns nicht mit dem Mann anlegen, der ebenso viel drauf hat wie wir. Er könnte durchaus eines Tags seine Revanche nehmen. Im Übrigen verstieße dies gegen unsere Gesetze. Wir, die Intrigenmenschen, halten uns eine genauere Treue als die ehrlichen Menschen.]

81 Zu Sonnenfels und dem ‚Wiener Hanswurststreit‘ vgl. die Literaturangaben bei Heßelmann, *Gereinigt Theater?* (wie Anm. 17), S. 41.

82 1773 fasst Mercier die ganz Entwicklung zusammen, und damit auch die Verabschiedung des spanischen Paradigmas. Louis-Sébastien Mercier: *Du théâtre, nouvel essai sur l’art dramatique*, XI. Amsterdam 1773, S. 125–126: „On a chassé de la scene les valets & les soubrettes; on ne voit plus leurs fourberies être le ressort de l’action. On a senti qu’il étoit ridicule de remettre les sottises de nos anciens sur notre théâtre. Nous ne croyons pas que le mensonge et la bassesse soient nécessairement attachés à la condition domestique. Le rôle d’*Antoine* dans le *Philosophe sans le savoir*, a fait plus de plaisir que tous les Daves qu’on a voulu ressusciter; & combien cet attendrissement honnête qui pénètre l’ame, est préférable à ces sailies bouffonnes qui la souvelent [sic!] avec danger? Au commencement du siecle passé, les François, singes des Espagnols, intriguoient beaucoup leurs pieces, & croyoient avoir touché la perfection de l’art. Les romans se modéloient sur les pieces de théâtre, et les pieces de théâtre, à leur tour, se modéloient sur les nouveaux romans.“ [Man hat die Diener und die Soubretten von der Bühne gejagt; ihre Betrügereien dienen nicht mehr als Triebfeder der Handlung. Man hat empfunden, dass es lächerlich ist, die Dummheiten unserer Alten auf unserem Theater wieder aufzuführen. Wir glauben nicht, dass die Lüge und die Niedertracht notwendig mit dem Stand des Gesindes verbunden ist. Die Rolle des Antoine in *Philosophe ohne es zu wissen* [Komödie von Michel-Jean Sedaine (1719–1797). E. A.] hat mehr Vergnügen bereitet als alle Davos [Name des listigen Sklaven bei Menander und

wandelnden Vorstellung von Natur und Menschlichkeit an die Figuren der Komödie herangetragen werden?

Wohl als der letzte große Meister in der Entwicklung von Dienerfiguren, die sowohl der alten Freude an der Inversion des Dienstverhältnisses als auch dem neuen Enthusiasmus für die Rührungen des moralischen Sinns entsprechen, erweist sich Marivaux (1688–1763). Als eigentliches Sprachrohr sentimentaler Menschlichkeit sind ihm alle Menschen von Natur ebenso gleich, wie es die Stimmen der Natur und die der Tugend sind.⁸³ Doch nirgends ist es Marivaux um Umsturz sozialer Verhältnisse zu tun. Seine berühmtesten Komödien spielen mit der Inversion von Abhängigkeitsverhältnissen – und lassen es beim Spiel bewenden. In *Le Jeu de l'amour et du hasard*⁸⁴ verkleiden sich sowohl Herr und Diener als auch die umworbene Herrin und deren Dienerin, während in *La fausse suivante*⁸⁵ sich die Dame in einen Mann verkleidet und – einmal enttarnt – vorgibt, ihre eigene Dienerin zu sein. Die spannendste

Terenz. E. A.], die man wiederzubeleben versucht hat. Wie sehr ist diese ehrliche Rührung, welche die Seele durchdringt, doch den närrischen Geistesblitzen vorzuziehen, welche die Seele erregen! Zu Beginn des letzten Jahrhunderts versahen die Franzosen, Nachäffer der Spanier, ihre Stücke mit komplizierten Intrigen, und dachten die Vollkommenheit der Kunst erreicht zu haben. Die Romane bildeten sich nach Vorlage der Theaterstücke und die Theaterstücke ihrerseits nach Vorlage neuer Romane.]

83 Zu Marivaux' Naturvorstellung vgl. nach wie vor Jean Ehrard: *L'idée de nature en France dans la première moitié du XVIIe siècle* (1963). Paris 1994 (Bibliothèque de „L'évolution de l'humanité“ 3), S. 310–314 und S. 352–361.

84 Pierre Carlet de Marivaux: *Le Jeu de l'amour et du hasard* (1730). In: Pierre Carlet de Marivaux: *Théâtre complet*. Bd. 1. Hrsg. von Henri Coulet und Michel Gilot. Paris 1993, S. 610–657. – Mehrfach ins Deutsche übersetzt als: *Das Spiel der Liebe und des Zufalls*. In: *Sammlung einiger Lustspiele aus dem Französischen des Herrn von Marivaux*. Übersetzt von Johann Christian Krüger. Erster Theil. Hannover 1747; *Die Verkleidung. Ein Lustspiel in drei Aufzügen*. Mannheim 1777. Die Komödie soll unter dem Titel *Das verwirrte Spiel der Liebe und des Zufalls* 1734 in Hamburg von der Neuberin gespielt worden sein; vgl. Viktor V. Golubev: *Marivaux' Lustspiele in deutschen Übersetzungen des 18. Jahrhunderts*. Heidelberg 1904, S. 6.

85 Pierre Carlet de Marivaux: *La Fausse Suivante ou Le fourbe puni* (1724). In: Marivaux, *Théâtre complet* (wie Anm. 84), Bd. 1, S. 315–400. – In deutscher Übersetzung: *Die verstellte Kammermagd*. Wien 1744; *Das falsche Kammermädchen oder der gestrafte Betrüger*. In: *Sammlung einiger Lustspiele aus dem Französischen des Herrn von Marivaux*. Zweiter Theil. Hannover 1749; *Die falschen [sic!] Bediente Oder: Der bestrafte Betrüger*. Wien 1756.

Behandlung erfährt die Frage nach der Natur des Standes und der Würde des Menschen aber in der *Île des esclaves* aus dem Jahre 1727.

In einem insularen Dekor, das stark an Shakespeares *Tempest* gemahnt – oder mehr noch an Destouches' (1680–1754) Teilübersetzung von Davenants und Drydens Shakespeare-Adaptation⁸⁶ –, landen nach Schiffbruch ein Herr und ein Sklave sowie eine Herrin und eine Sklavin. Die Insel ist eine ganz besondere. Sie wird von entlaufenen Sklaven beherrscht, die es sich zum Ziel genommen haben, schlechte Herrschaften zu erziehen. Zur Initiation sehen sich die Sklaven veranlasst, das vormalig schlechte Benehmen der Herrschaften diesen spielend vor Augen zu führen. Bei all ihrer Sklavenheit und griechischer Abstammung führen die Sklaven Namen französischer Bühnendie-ner italienischer Provenienz: Arlequin und Trivelin. Der Utopie eines neu zu begründenden invertierten Despotismus wird auch hier ein Ende bereitet, da sich Arlequin und die Ex-Sklavin Cléanthis anschicken, sich für die Ex-Herr-schaften zu interessieren, erscheint ihnen das naheliegendere Liebesverhältnis zueinander doch allzu reizlos.⁸⁷ In dieser höchsten Not rettet einzig das edle Sklavenherz das herrschaftliche Paar vor dem Verlust der Ehre. Unter dem

86 Philippe Néricault Destouches: *Scenes Angloises, Tirées de la Comédie intitulée La Tempête*. In: Philippe Néricault Destouches: *Œuvres dramatiques*. Bd. 4. Paris 1757, S. 115–135. Gottsched (*Des nöthigen Vorraths zur Geschichte der deutschen Dramatischen Dichtkunst Zweyter Theil*. Leipzig 1765, S. 290) zeigt für 1756 eine deutsche Übersetzung an: *Auftritte aus einem engl. Stücke. Der Sturm*. In: Des Hrn. Nericault Destouches sämtliche theatralische Werke, aus dem Französischen übersetzt. Vierter Theil. Leipzig, Göttingen 1756, S. 501–522. – Zur französischen Rezeption von *The Tempest* vgl. Marcie Frank: *Marivaux Go-Between*. In: *Cahiers Charles V* 45 (2008), S. 161–183; zu den Anpassungen durch Davenant und Dryden vgl. William Shakespeare: *The Tempest*. The Arden Shakespeare. Hrsg. von Virginia Mason Vaughan und Alden T. Vaughan. London 2005, S. 76–80.

87 Pierre Carlet de Marivaux: *L'Île des esclaves*, Sc. 6. In: Marivaux, *Théâtre complet* (wie Anm. 84), Bd. 1, S. 401–428, hier S. 420: „ARLEQUIN. Voilà ce que c'est: tombez amoureux d'Arlequin, et moi de votre suivante; nous somme assez fort pour soutenir cela.“ [ARLEQUIN. Das ist die LÖSUNG: Verliebt Euch in Arlequin, und ich verliese mich in Eure Dienerin, wir sind stark genug, das durchzusetzen.] (Die Namen werden konsequent vertauscht. E. A.). – *Die Sklaveninsel* erscheint in deutscher Übersetzung in: *Sammlung einiger Lustspiele aus dem Französischen des Herrn von Marivaux* (wie Anm. 84); als *Sklaven=Insel* in: *Theatralische Belustigungen nach Französischen Mustern*. Bd. 1. Hrsg. und Übers. von Gottlieb Konrad Pfeffel. Frankfurt, Leipzig 1765, S. 113–176. – Die Neuber'sche Truppe hatte das Stück schon 1735 in Hamburg und 1741 in Leipzig auf die Bühne gebracht.

Einfluss der Liebe lässt sich Arlequin erweichen und erstattet den ebenfalls schon sehr erweichten Herrschaften den gebührenden Respekt. Doch nicht nur Sentimentalismus führt diese Auflösung herbei, sondern auch Einsicht in die beschränkten Fähigkeiten, eine Rolle zu übernehmen, die so nicht vorbestimmt war. Es ist Cléanthis vorbehalten, daraus die richtigen Schlüsse zu ziehen:

Es geht darum, Ihnen zu verzeihen. Um diese Güte zu haben, was muss man denn, ich bitt' Sie, sein? Reich? nein; adlig? nein; ein großer Herr? mitnichten. All dies waren Sie; und waren Sie besser? Was braucht es also? Da haben wir den springenden Punkt! Man muss ein gutes Herz, Tugend und Verstand haben; das braucht es, das ist unserer Hochachtung würdig, darin liegt der feine Unterschied, das macht einen Mensch zu mehr als einen anderen.⁸⁸

Die letzte Frage ergibt sich denn wie von selbst: Was geschähe, wenn die Diener aufhörten, das Spiel ihrer Rolle nicht mehr als eine „épreuve des dieux“, eine göttliche Prüfung, zu verstehen, in welcher der Mensch sich herrschend oder dienend als würdig zu erweisen hat? Was geschähe, wenn der Diener und die Dienerin nicht nur klug oder gut, sondern beides zugleich wären? Wer sich mit einer Komödienhochzeit zufriedengeben kann, der findet die Antwort in Beaumarchais' (1732–1799) *La Journée folle ou Les noces de Figaro* (1778/1784)⁸⁹ – wer nicht, der halte sich an die Ereignisse, in welchen die Dramaturgie der Geschichte Beaumarchais eine ganz eigene Rolle zugebracht hat.

88 Marivaux, *L'Île des esclaves* (wie Anm. 87), Sc. 10, S. 426: „CLEANTHIS. [...] Il s'agit de vous pardonner, et pour avoir cette bonté-là, que faut-il être, s'il vous plaît? Riche? Non, noble? Non, grand seigneur? point du tout. Vous étiez tout cela; en valiez-vous mieux? Et que faut-il donc? Ah! Nous y voici. Il faut avoir le cœur bon, de la vertu et de la raison; voilà ce qu'il faut, voilà ce qui est estimable, ce qui distingue, ce qui fait qu'un homme est plus qu'un autre.“

89 In deutscher Übersetzung: *Der närrische Tag, oder die Hochzeit des Figaro*. Wien 1785; als Oper: Wolfgang Amadeus Mozart und Lorenzo da Ponte: *Le nozze di Figaro* (1786); als Ballett: [Jean Berger] Dauberval: *Le page inconstant ou Honi soit qui mal y pense* (1805). – Zur Beziehung der Figaro-Figur zum Thema der Inversion vgl. Béatrice Didier: Figaro Barbier et dramaturge. In: *Le Maître et le Valet. Figures et ruses de pouvoir*. Hrsg. von Béatrice Didier und Gwenhaél Ponneau. Paris 1998, S. 53–63.

„[M]an muß auf die Gesetze der Alten nicht so schwören“. Franciscus Langs Bühnenpraxis

Franciscus Lang, Jesuitenpater und Spielleiter um 1700 in Bayern, dessen 1727 veröffentlichte *Dissertatio de Actione Scenica* seine vielseitigen Erfahrungen zum Ausdruck bringt, blieb in der Geschichte des Theaters im deutschsprachigen Raum lange unberücksichtigt. In Johann Friedrich Löwens Schrift *Kurzgefaste Grundsätze von der Beredsamkeit des Leibes* behauptet der Autor, dass „die gegenwärtige Materie noch von Niemand nach gewissen Grundsätzen [...] abgehandelt worden“ sei.¹ In seiner *Geschichte des deutschen Theaters* vernachlässigt Löwen das gesamte Jesuitentheater zugunsten einer Geschichte, in welcher er sich auf die Genealogie der Wandertruppen konzentriert.² Achtzig Jahre nach Löwen verweigert Eduard Devrient in seiner viel ausführlicheren *Geschichte der deutschen Schauspielkunst* dem Jesuitentheater – genauer gesagt der Jesuitenkomödie – eine prominente Stelle, weil deren einzige Leistung „die Ausbildung der theatralischen Wirkungen zu einem höchst verderblichen Uebergewichte der sinnlichen Reizmittel“ gewesen sei.³ Erst Ende des 19. Jahrhunderts wurden Lang und seine *Dissertatio de Actione Scenica* wiederentdeckt, als Karl von Reinhardstöttner darauf in seiner Untersuchung über das Jesuitentheater hinwies.⁴

Warum Lang länger ignoriert wurde, lässt sich nicht genau feststellen.⁵ Jedoch können hier einige mögliche Gründe diskutiert werden. Langs Text erschien nur einige Jahre vor Johann Christoph Gottscheds *Versuch einer criti-*

1 Johann Friedrich Löwen: *Kurzgefaste Grundsätze von der Beredsamkeit des Leibes*. Hamburg 1755, S. 4.

2 Johann Friedrich Löwen: *Geschichte des Deutschen Theaters*. Hrsg. von Heinrich Stömecke. Berlin 1905.

3 Eduard Devrient: *Geschichte der deutschen Schauspielkunst*. Bd. 1. Leipzig 1848, S. 221.

4 Karl von Reinhardstöttner: Zur Geschichte des Jesuitendramas in München. In: *Jahrbuch für Münchener Geschichte* 3 (1889), S. 53–176, hier S. 60–62.

5 Vgl. Wilfried Passow: Anmerkungen zur Kunst des Theaters und der Regie im deutschen Theater des 18. Jahrhunderts. In: *Schauspielkunst im 18. Jahrhundert. Grundlagen, Praxis, Autoren*. Hrsg. von Wolfgang F. Bender. Stuttgart 1992, S. 133–145, hier S. 134–135.

schen Dichtkunst, ein Grundtext der Poetik des 18. Jahrhunderts, in dem die Bühnenpraxis des Jesuitentheaters keine Beachtung fand. Als Vertreter eines am Latein orientierten Theaters vertritt Lang eine Strömung, die in einer Geschichte des deutschsprachigen Theaters keinen Platz fand oder als Irrweg bezeichnet wurde. Weil die *Dissertatio* selbst auch in Latein verfasst war, war sie nur bedingt in einem Zeitalter durchzusetzen, in dem theoretische Texte der Schauspielkunst immer mehr in deutscher Sprache geschrieben wurden.

Langs *Dissertatio* geriet lange in Vergessenheit, weshalb sie die Theatergeschichte der nächsten 150 Jahre nur wenig prägte. Trotz seines geringen Einflusses bietet Lang einen einzigartigen Einblick in den damaligen Theaterdiskurs. Langs *Dissertatio* verkörpert eine starke Verteidigung der Bühnenpraxis des Jesuitentheaters, indem der Verfasser regelmäßig von den Vorschriften und Annahmen des antiken Theaters abweicht und eine Lockerung der Vorschriften des Theaters vorschlägt. Die *Dissertatio* greift in den Diskurs der Schauspielkunst ein, welcher damals strikt darauf bedacht war, die Präzedenzfälle von Autoren der Antike, vor allem Aristoteles, zu beachten. Lang weist die Grenzen, Problematiken und Widersprüche des von Aristoteles geprägten Theaterdiskurses auf, um die abweichende Poetik des Jesuitentheaters durchzusetzen. Vor allem liegt er im Disput mit der gewöhnlichen Definition der Tragödie und Komödie und den Einheiten der Zeit und des Orts, welche er mithilfe von anderen jesuitischen Theoretikern aufbricht. Eine Analyse seiner Auseinandersetzung mit den herrschenden Theaterauffassungen seiner Zeit lässt Langs Auffassungen erkennen. Diese liegen seiner *Dissertatio* zugrunde; insbesondere das Konzept der Wahrscheinlichkeit und die Aufrechterhaltung der Ständegesellschaft spielen eine wichtige Rolle.

Im Laufe der *Dissertatio* zeigt Lang eine allgemeine Abneigung dagegen, seine Ideen zu veröffentlichen, und listet mehrere Gründe dafür auf, warum er das Projekt nicht vollenden wollte: „Erstens stand die Schwierigkeit der Materie im Wege, dann meine körperliche Schwäche, die keineswegs einem so großen Unternehmen gewachsen gewesen wäre.“⁶ Lang zweifelt nicht nur an der Produktivität seiner *Dissertatio*, sondern auch an der Größe der möglichen Leserschaft, weil das Thema nur eine kleine Nische in Rhetoriklehren betreffen würde. Entsprechend der Überzeugung, dass „ein Schulthema niemandem von Nutzen ist“, fragt sich Lang, „welcher Buchhändler würde für eine unsi-

6 Franciscus Lang: *Abhandlung über die Schauspielkunst*. Hrsg. und übersetzt von Alexander Rubin. Bern [u. a.] 1975, S. 158.

chere Sache so viele Kosten aufwenden“.⁷ Deshalb würde solch ein Projekt die Geldmittel der Käufer und Verleger verschwenden. Zu der sich anhäufenden Liste an Hindernissen fügt er einen weiteren Grund hinzu: Aufgrund der Wahrscheinlichkeit, schlecht rezipiert zu werden, zögert er, sich in verschiedene Theaterdiskurse seiner Zeit einzumischen. Lang erwartet, dass nur „Spott, Verachtung und Hohn der Lohn für die aufgewandte Mühe“ sein würde.⁸

Der wesentliche Grund für Langs Sorgen um die Rezeption seines Werkes ist hauptsächlich die Thematik. Lang konzeptualisiert die Behandlung der Körpersprache in der Schauspielkunst als eine neue Richtung, um mit einem seit der Antike etablierten Theaterdiskurs zu brechen, der weitgehend den Werken von Aristoteles und Cicero folgte.⁹ Gleichzeitig schneidet Lang mehrere Themen an, die im Theaterdiskurs der Zeit längst als höchst umstritten galten, wie zum Beispiel die Definitionen der Tragödie und Komödie und die Einheiten der Zeit und des Orts. Langs *Dissertatio* ist mit enormen rhetorischen Herausforderungen konfrontiert, wobei er nicht nur den Begriff der Schauspielkunst durch Gestik erweitern will, sondern auch die prädominierenden Vorschriften der Schauspielkunst anzweifelt. Er rechtfertigt seine ungewöhnlichen Stellungnahmen durch zweierlei Merkmale. Erstens begründet er seine Beobachtungen mit professionellen Erfahrungen als jahrelanger Chorag (*Choragus*) oder Spielleiter an mehreren Schultheatern. Zweitens orientiert er sich an einer Konstellation von Vorläufern, hauptsächlich aus der Tradition des Jesuitentheaters, die seine Positionen bekräftigen.

Beim Lesen der *Dissertatio* wird man mehrfach von Langs „reiche[n] Erfahrungen“ „überflutet“.¹⁰ Bevor er die Grundhaltung seiner Gestik, das Bühnenkreuz oder den Bühnenschritt, ausführlich beschreibt, welche wie eine „überflüssige Erfindung eines Wahnsinnigen“ erscheinen können,¹¹ führt Lang seine eigene praktische Erfahrung an: „Sollte ich in dieser Angelegenheit vielleicht etwas Unerwartetes vorbringen, das dem Leser neu, ungewöhnlich oder allzu gesucht und erkünstelt erscheinen mag, so berufe ich mich auf die Pra-

7 Lang, *Abhandlung* (wie Anm. 6), S. 159.

8 Lang, *Abhandlung* (wie Anm. 6), S. 159.

9 Lang, *Abhandlung* (wie Anm. 6), S. 158. Unklar ist, ob Lang auch die Werke von Aelius Donatus kannte, der auch für seine Kommentare zu Terenz bekannt war, in welchen Gesichtsausdruck und Gestik zur Sprache kommen.

10 Lang, *Abhandlung* (wie Anm. 6), S. 220.

11 Lang, *Abhandlung* (wie Anm. 6), S. 173.

xis“.¹² In der *Dissertatio* befinden sich mehrere Textstellen, an denen er seine Erfahrung als entscheidenden Beweis vorlegt. Um den neuen Brauch der Schauspieler, Handschuhe auf der Bühne zu tragen, zu verwerfen, versichert er dem Leser, dass er es „entweder als Zuschauer oder als Chorag in Theatern“ in den letzten fünfzig Jahren nie sah.¹³ Dass die Hüften und Schultern immer zusammen in Bewegung gesetzt werden, begründet Lang durch allgemeingültige Prinzipien, die von anderen Akteuren immer reproduziert werden könnten. Auf diese Prinzipien stößt Lang, wie gesagt, durch seine eigene Erfahrung und argumentiert, dass derjenige, der sich „durch vielfache Übung in der Praxis an die nötige Beweglichkeit gewöhnt hat, [...] selbst erkennen [wird], daß unsere Behauptung durchaus zutrifft.“¹⁴

Trotz seiner Versuche, den Leser durch seine Erfahrung von der Richtigkeit seiner Argumentation zu überzeugen, zeigt Lang regelmäßig seine Besorgnisse, ob seine Anmerkungen immer noch verständlich sind. Er schreibt diese weiteren Hindernisse den Medienunterschieden zu, da das benutzte Medium, die *Dissertatio*, nicht dem thematisierten Medium, dem Theater, und der Gestik der Schauspieler entspricht.¹⁵ Dass Lang die anschaulichen Merkmale des Theaters bevorzugt,¹⁶ lässt sich nicht nur an der Thematik seiner Abhandlung, der Gestik in der Schauspielkunst, erkennen, sondern auch an den acht verschiedenen Abbildungen, die in der Dissertation enthalten sind. Diese Abbildungen stellen Schauspieler in verschiedenen Haltungen dar, die als ideal oder mangelhaft zu bezeichnen sind, um aufstrebende Akteure auf die richtige Spur zu führen. Um solche Unzulänglichkeiten in der Übertragung zwischen Wort und Bild zu überbrücken, fügte er beim Erklären seiner Grundhaltung, des Bühnenkreuzes, „einige figürliche Darstellungen bei, auf denen erheblich deutlicher sichtbar werden dürfte, was der stumme Buchstabe nicht

12 Lang, *Abhandlung* (wie Anm. 6), S. 172.

13 Lang, *Abhandlung* (wie Anm. 6), S. 181–182.

14 Lang, *Abhandlung* (wie Anm. 6), S. 177.

15 Lang schreibt: „[...] ich hoffe nur, richtig verstanden zu werden. Wenn ich das nicht erreicht habe, übe man Nachsicht gegenüber einer Unzulänglichkeit, die es nicht gestattet, eine dunkle Sache mit Worten deutlich zu erklären.“ Lang, *Abhandlung* (wie Anm. 6), S. 173.

16 Willi Flemming versteht die Aufwertung des Anschaulichen als ein Kennzeichen des Jesuitentheaters, zu dem die „Ueberschätzung des Wortes und des Verstandes bei den protestantischen Tendenzdramatikern“ im Kontrast steht. Vgl. Willi Flemming: *Geschichte des Jesuitentheaters in den Landen deutscher Zunge*. Berlin 1923 (Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte 32), S. 1.

genügend ausdrückt.“¹⁷ Jedoch erkennt Lang, dass die Abbildungen ihre eigenen medialen Grenzen haben und sich auch als unzulänglich erweisen. Während Wörter kaum die lebendige Kraft der Schauspielkunst anschaulich darstellen könnten, seien die Abbildungen auch kaum allein im Stande, die Bewegung der Kunst vollkommen einzufangen: „welch großer Unterschied nämlich zwischen der Wiedergabe eines leblosen Bildes und der lebendigen Bewegung des ganzen Körpers besteht, ist zu bekannt [...]“.¹⁸ Dass Lang die Medienunterschiede regelmäßig in der *Dissertatio* erörtert, zeigt einerseits, dass er sich der Komplexität der Übertragung von Medium zu Medium bewusst war. Andererseits ist der Verweis auf diese Probleme auch eine Strategie, um die Erwartungshaltung des Lesers zu verringern, falls jemand wegen seiner unorthodoxen Beobachtungen Kritik an ihm üben sollte.

Wie oben bereits festgestellt, sucht Lang auch nach theoretischen Vorläufern und anderen Präzedenzfällen, die seine Kritik am gängigen Verständnis des Theaters bekräftigen. Diese Vorläufer stammen hauptsächlich aus der Tradition des Jesuitentheaters. Das Jesuitentheater vertritt eine unaristotelische Bühnenpraxis, wobei manche theatralischen Vorschriften, welche durch die französische Klassik verkörpert wurden, keine Beachtung fanden.¹⁹ Langs Kritik der damaligen Bühnenpraxis findet größtenteils nicht in seiner Diskussion über die Gestik in der Schauspielkunst statt, welche den größten Anteil an der *Dissertatio* aufweist, sondern hauptsächlich in Bezug auf die poetischen Vorschriften des Theaters. Das Jesuitentheater weicht stark von der gängigen Bühnenpraxis ab, indem es unter anderem oft Mischformen der antiken Gattungen Tragödie und Komödie darstellt, die unter anderem die Einheiten der Zeit und des Orts nicht beachtetten.²⁰ Der Hauptvertreter dieser Bühnenpraxis, den er ins Visier nimmt, ist Aristoteles, oder vielmehr: die theatrale Poetik, die aufs Engste mit dem Namen Aristoteles verbunden ist.²¹

17 Lang, *Abhandlung* (wie Anm. 6), S. 170.

18 Lang, *Abhandlung* (wie Anm. 6), S. 160.

19 Vgl. Walter Benjamin: *Ursprung des deutschen Trauerspiels*. Frankfurt a. M. 1978 (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 225), S. 42–44.

20 Für eine Diskussion der Merkmale des Jesuitentheaters siehe Barbara Bauer: *Multimediales Theater. Ansätze zu einer Poetik der Synästhesie bei den Jesuiten*. In: *Renaissance-Poetik/Renaissance Poetics*. Hrsg. von Heinrich F. Plett. Berlin, New York 1994, S. 197–240, hier S. 198–199.

21 Trotz seiner unaristotelischen Haltung zur Bühnenpraxis der Zeit entwickelt Lang seine Schauspielkunst nicht völlig unabhängig von dem Philosophen. Manche von Langs Argumenten beruhen auf einem gemeinsamen Fundament im Sinne des

Lang unterscheidet nicht explizit zwischen den Vorschriften, die sich in Aristoteles' *Poetik* befinden, und denen, die später Aristoteles zugeschrieben wurden, aber tatsächlich auf die Renaissance zurückgehen.²² Solch eine Strategie würde die Signifikanz dieser Vorschriften relativieren. Stattdessen spricht Lang sich gegen den allgemeinen Druck der herrschenden Meinungen aus, die zum Teil von Aristoteles abgeleitet wurden und auch zum Teil aus anderen modernen und ungenannten Quellen kommen.²³ Außer Aristoteles werden fast keine bestimmten Personen in der *Dissertatio* genannt, die als Abgrenzungspunkte dienen. Ob Lang bestimmte und noch lebende Theoretiker dieser Schauspielkunst kennt und mit Absicht auslässt, ist nicht klar. Dass er sich hauptsächlich auf Aristoteles als Vertreter dieser Bühnenpraxis konzentriert, könnte dafür sprechen, dass er kein Interesse daran hat, in einen Streit mit seinen Zeitgenossen zu geraten, was auch seinem Widerwillen gegen die Veröffentlichung seiner Gedanken entsprechen würde.

Jedoch würde eine zu starke Kritik an Aristoteles auch viele Probleme verursachen. Zudem macht Langs Umgang mit Aristoteles klar, dass er zwei Interessen auf einmal sorgfältig abwägt. Auf der einen Seite kann Lang nicht bloß die Hauptlinie der theatralischen Tradition, die Aristoteles' Einfluss hervorhebt, komplett verwerfen oder ignorieren, was sicherlich wie die früher erwähnten Beschreibungen „Spott, Verachtung und Hohn“ verdienen würde. Auf der anderen Seite will er sich von Aristoteles absetzen, um einen sicheren Platz für seine theatralische Poetik zu etablieren.

Das erste von Lang in Betracht gezogene Themenfeld, das seine Kritik an der gegenwärtigen Bühnenpraxis herausfordert, sind die üblichen Definitionen von Tragödie und Komödie.²⁴ Lang sieht mögliche widersprüchliche An-

Theaters der aristotelischen Tradition. Lang ist, zum Beispiel, Aristoteles' Gegensatz zwischen Dichtung und Geschichte verbunden, insofern für Lang die Charaktere auf der Bühne nicht identisch mit den Personen der Geschichte sind. Alle Äußerungen sind nicht mit dem Indikativ, d. h. „nicht gerade das, was sie sagte“, zu verwechseln, sondern es gilt der Konjunktiv, d. h. „was man passenderweise meinen könnte.“ (Lang, *Abhandlung* [wie Anm. 6], S. 167).

22 Implizit erkennt Lang zum Beispiel, dass Aristoteles sich nie zur Einheit des Ortes äußerte.

23 Über die Einheit des Ortes schreibt Lang: „Einige sind in diesem Punkte so strenge, daß sie meinen, die Bühne dürfe niemals verändert werden.“ (Lang, *Abhandlung* [wie Anm. 6], S. 243).

24 Lang erkennt implizit in diesem Kontext, dass die Definition der Tragödie hauptsächlich von Aristoteles überliefert ist, während das Verständnis der Komödie von

sprüche in den Definitionen von Tragödie und Komödie: die Ständeklausel, der Ausgang und die erregten Affekte. Lang stellt die Frage, was passiere, wenn „der Chorag eine unstreitig hochgestellte Person einführt, deren Handlungen jedoch keinen traurigen Ausgang und kein beklagenswertes Schicksal in sich begreifen, sondern auf einer fast gleichbleibenden Bahn des Glücks dem Ende zu gehen, was dann?“²⁵ Solch eine Beobachtung hebt die Grenzen dieser Definitionen hervor, wenn sie vor allem auf gemischte Gattungen angewendet werden. Lang führt als Beispiel an: Was passiert, wenn der Charakter ein unverdientes und „beklagenswertes Schicksal erlitten hat,“ oder in einer Komödie, wenn der Dichter „private und bürgerliche Angelegenheiten auch mit irgendeinem hereinbrechenden Unglück und Elend verbindet.“²⁶ Lang kannte solche Mischformen gut, die typisch im Jesuitentheater sind. Da keine Lösung in dieser Zwischengattung zugleich alle Voraussetzungen erfüllen könnte, ohne in Widersprüche verwickelt zu werden, bleiben zwei Möglichkeiten für den Chorag: „Er wird sich jedenfalls entweder genötigt sehen, sein Gedicht auf erbärmliche Art in die alten Regeln hineinzuzuqälen, oder von ihnen überhaupt abzurücken.“²⁷ Lang erkennt hier eine Alternative zwischen zwei Herangehensweisen: die erste, in der die dramatische Kunst unter unnötigen Beschränkungen leidet, und die zweite, welche eine mögliche Lösung aus dieser scheinbar ausweglosen Situation gewährt.

Lang begründet das nicht nur damit, dass solche Definitionen wegen der verschiedenen und möglicherweise widersprüchlichen Voraussetzungen, die sie enthalten, nie ausgeschöpft werden können, sondern auch damit, dass solche Vorschriften keine Allgemeingültigkeit besitzen. Lang behauptet, dass „ein Tragödiendichter unserer Zeit nicht zu schelten sei, wenn er sich nicht streng an die von den Alten für die Hauptperson vorgeschriebenen Bedingungen hält.“²⁸ Er bezweifelt die Allgemeingültigkeit der Aristoteles zugeschriebenen Theatervorschriften und betont die enorme Diskrepanz zwischen den Erwartungen von Zuschauern der Antike und dem Publikum in seiner Zeit. Neue Dichter bittet Lang darum, „sich jedoch ein wenig mehr Freiheit [zu] gestatten, als die unerbittliche Strenge der Alten ihrer Zeit zum Maßstab ge-

anderen, von Lang nicht genannten Theatertheoretikern stammt. Vgl. Lang, *Abhandlung* (wie Anm. 6), S. 227.

25 Lang, *Abhandlung* (wie Anm. 6), S. 228.

26 Lang, *Abhandlung* (wie Anm. 6), S. 234.

27 Lang, *Abhandlung* (wie Anm. 6), S. 231.

28 Lang, *Abhandlung* (wie Anm. 6), S. 234.

setzt hatte.“²⁹ Unter diesen neuen Dichtern verteidigt Lang den Jesuitendichter Jakob Bidermann, der eine Generation vor ihm lebte.

Inwiefern sich das Theater seit der Antike veränderte, lässt sich an den Veränderungen des Publikums erkennen und daran, wie sich die Erwartungshaltung der Zuschauer im Laufe der Zeit wandelte. Lang zitiert Jesuitenpater Gabriel Lejay:

Allerdings mögen es die rauhen Sitten jener Zeit mit sich gebracht haben, daß die Alten sich an einer blutbespritzten Bühne ergötzen und keinen anderen Unterschied zwischen der Tragödie und der Komödie gelten ließen als den, daß jene immer den unheilvollsten Ausgang habe: wir, deren sittliches Gefühl vor Blut zurückschaudert, werden nicht für unvereinbar mit der Tragödie halten, was ein zutiefst elendes Los glücklich verändert zeigt; wir begnügen uns damit, wenn hochgestellten Personen Gefahren drohen, und verlangen darüber hinaus als grundlegenden Inhalt einer tragischen Handlung nichts.³⁰

Die These, dass das gegenwärtige Theater nicht nur andere Sitten und Gebräuche hat, sondern auch bessere, hinterfragt darüber hinaus die Grenzen der Allgemeingültigkeit der antiken Vorschriften und prüft, ob sie auch in der modernen Zeit anwendbar seien. Darauf folgend behauptet Lang, dass die verschiedenen Erwartungshaltungen bestimmten Vorstellungen von Sittlichkeit (*mos*) entsprechen, die seit der Antike entstanden sind. Solche Vorstellungen von Sittlichkeit, in denen das antike Theater als „rauh“ (*atrocitas*) und das moderne Theater durch seine Gewaltlosigkeit zu kennzeichnen ist, entspricht seiner Auffassung vom Verhältnis zwischen den Konzepten von Kunst (*ars*) und Natur (*natura*). Natur biete sich als grober Stoff an, der, obwohl er das Fundament aller Kunstformen ist, eine Art Raffinement benötige, um wahre Kunst zu werden.³¹ Das Raffinement der modernen Menschen ist ein weiteres Charakteristikum für Lang, die Überlegenheit der modernen Theaterauffassung zu betonen. Jedoch sucht er nach einem Mittelweg zwischen einem überzeugten Anhänger der antiken Vorschriften und einem regelverletzenden Bilderstürmer, indem er seine Vorstellung von Schauspielkunst nicht nur gemäß den Erwartungshaltungen der neuesten Zeit entwickelt, sondern auch die Fehler der zeitgenössischen Bühnenpraxis im Rahmen der angeblich überlegenen Sitten der Moderne korrigiert und verbessert.

29 Lang, *Abhandlung* (wie Anm. 6), S. 232.

30 Lang, *Abhandlung* (wie Anm. 6), S. 237.

31 Vgl. Lang, *Abhandlung* (wie Anm. 6), S. 164–168.

Darüber hinaus zeigt die *Dissertatio*, dass nicht nur die neuen Dichter in einer anderen Zeit leben, die sich dem Maßstab der Antike entzieht und andere theatralische Regeln benötigt, sondern auch, dass die antiken Regeln in ihrer Zeit nie vollkommen eingehalten wurden. Lang bringt seine Argumente nicht ohne Unterstützung von anderen vor – hier leistet die gegen Aristoteles gerichtete jesuitische Theatertheorie vorzügliche Dienste. Lang bezieht sich auf die Kritik des Jesuitenpaters Alexander Donatus an Aristoteles. Donatus weist eine Diskrepanz zwischen den von Aristoteles vorgeschriebenen Regeln und ausgewählten Beispielen aus dem antiken Theater nach. Donatus, der laut Lang „der treffliche Ausleger des Aristoteles“ (*Haec Donatus Aristotelis interpretis eximius*)³² sei, steht im Kontrast zu Langs Anmerkungen über Aristoteles, „der als größter Meister unter den Bühnenlehrern gilt“ (*Ex mente Aristotelis, qui maximus sceniorum praeceptorum Magister habetur*)³³ – eine Absetzung zwischen Langs persönlicher Meinung und der allgemeinen und weit verbreiteten Verehrung von Aristoteles. Obwohl Donatus keine bestimmten Beispiele aus den von Lang zitierten Textstellen nennt, die die Verstöße gegen die Vorschriften dokumentieren, setzt Lang andere Jesuitentheoretiker ein, um solche Behauptungen zu unterstützen. Lang zitiert Jesuitenpater und Kritiker Gabriel Lejay, der Euripides als Gegenbeispiel zu der Behauptung anführt, dass eine Tragödie einen tragischen Ausgang benötige. Sicherlich denken beide, Lejay und Lang, an ein Drama wie Euripides’ *Iphigenie in Aulis*. Aristoteles selbst nennt Euripides in seiner *Poetik* einen musterhaften Tragiker trotz seiner Verwendung von glücklichen Enden.³⁴ Indem er Euripides als Exempel eines ‚Dramatikers der glücklichen Enden‘ anführt, zeigt Lang, dass sogar Aristoteles nicht in Einklang mit den sogenannten aristotelischen Vorschriften steht. Die Alten und Neuen stehen sich nicht mit unversöhnlichen Vorstellungen einer Ästhetik der Bühnenpraxis gegenüber. Andererseits würde ein Stück wie Euripides’ *Iphigenie in Aulis* das Bild der blutrünstigen Alten bestätigen und würde nicht damit harmonisieren, was Lang unter modernen Vorstellungen versteht.

32 Vgl. Lang, *Abhandlung* (wie Anm. 6), S. 89 und S. 236.

33 Vgl. Lang, *Abhandlung* (wie Anm. 6), S. 80 und S. 227. Interessanterweise wird die Einheit der Handlung, die normalerweise im Theaterdiskurs zusammen mit den anderen Einheiten behandelt wird, in der *Dissertatio* nie explizit erwähnt.

34 Aristotles: *Aristotles Poetics*. Hrsg. von Francis Fergusson. New York 1961, S. 77.

Bis jetzt wurde Langs Auffassung der idealen Schauspielkunst durch Gegenbeispiele umrissen, wobei er eine Lockerung der Strenge und eine Vereinfachung der antiken Vorschriften befürwortet. Außer seiner professionellen Erfahrung führt Lang andere Konzepte ins Feld, die er an die Stelle der antiken Vorschriften setzt, die als Fundament für seine Schauspielkunst dienen. Diese zwei Konzepte sind die Idee der Wahrscheinlichkeit und die Ständeklausel.

Unstimmigkeiten findet Lang nicht nur in den überlieferten Definitionen von Komödien und Tragödien, sondern auch in den Einheiten der Zeit und des Orts.³⁵ Fast kein Thema ist bei Lang so heftig umstritten wie diese Einheiten. Natürlich wurden die sogenannten drei Einheiten nicht von Aristoteles explizit zum Ausdruck gebracht, abgesehen von einer Formulierung der Einheit der Zeit, sondern von Theoretikern der Renaissance, wie Castelvetro, welche Aristoteles dann im Nachhinein zugeschrieben wurden. Der berühmteste Fall, in dem ein Theaterstück im 17. Jahrhundert gegen die drei Einheiten verstößt, ist sicherlich Pierre Corneilles *Le Cid*. *Le Cid* stieß auf heftige Kritik von der Académie française wegen angeblicher Unregelmäßigkeiten, vor allem in Bezug auf die Einheit der Zeit. Nach dem Skandal strebte Corneille in seinem Œuvre an, seine Stücke nach den klassischen Regeln zu schreiben. Obwohl Corneille nicht von Lang erwähnt wird, stehen seine *Trois Discours* in einem engen Zusammenhang mit einigen Teilen der *Dissertatio*, da beide Autoren ähnliche Herangehensweisen verwenden, um die Dominanz der klassischen Regeln zu hinterfragen. Die zwei Herangehensweisen nebeneinander zu stellen, würde viel Licht auf Langs spezifische Methode werfen. Jedoch sollen zuerst einige klare Unterschiede zwischen Corneille und Lang vorgeführt werden. Während die beiden keine Neigung zu scharfer Polemik zeigen, ist Corneilles *Trois Discours* durch eine Ambivalenz im Hinblick auf die drei Einheiten gekennzeichnet. Corneille verteidigt diese Vorschriften und will sich als treuer Aristotelianer zeigen, während Lang zugibt, dass sie keinen Anspruch auf Allgemeingültigkeit besitzen. Jedoch versuchen die beiden, den Schwerpunkt der

35 Weniger Zeit verbringt Lang mit dem Thema der Einheit des Orts, die einen einzigen Schauplatz wie einen Thronsaal oder Tempel etabliert, möglicherweise weil sie nicht in Aristoteles' *Poetik* zu finden ist. Die gleichen Maßstäbe über die Einheit der Zeit können auf die Einheit des Orts angewendet werden: Lang beklagt sich über die unnötige Strenge der Vorschriften und verlangt eine allgemeine Lockerung. Szenen dürften immer gewechselt werden, solange sie dem Konzept der Wahrscheinlichkeit treu seien.

Debatte von den Einheiten auf das Konzept der Wahrscheinlichkeit (*verisimilitudo*) zu verschieben.

Sowohl Corneille als auch Lang hinterfragen die Vorstellung, dass das Konzept der Wahrscheinlichkeit die sogenannten aristotelischen Einheiten begründet. Wenn das Konzept der Wahrscheinlichkeit wirklich der Einheit der Zeit zugrunde liege, sei die gewöhnliche Auffassung davon, dass die dargestellte Zeit eines Dramas vierundzwanzig Stunden nicht überschreiten darf, unzulänglich und problematisch. Beide heben die Beobachtung hervor, dass gemäß dem Konzept der Wahrscheinlichkeit die dargestellte Zeit viel mehr eingeschränkt werden solle, damit sie mit der inszenierten Zeit (zwei Stunden laut Corneille und drei bis vier Stunden laut Lang) des Theaterstücks in Einklang ist. Solch eine Strategie bedient sich der Überbietung, um die Widersprüche zwischen Aristoteles' Konzeption und der Idee der Wahrscheinlichkeit bloßzustellen.

Im Vergleich zu anderen theatralischen Vorschriften wird das Konzept der Wahrscheinlichkeit von Lang nie in Frage gestellt oder als Maßstab für das Theater genutzt, sondern als Beispiel dafür genutzt, wie zutiefst interpretationsbedürftig es erscheint. Natürlich kann das Konzept der Wahrscheinlichkeit sehr flexibel interpretiert werden und eine klare Formel lässt sich nicht einfach feststellen. Diese Flexibilität des Konzepts der Wahrscheinlichkeit lässt Corneille und Lang den Spielraum, andere Maßstäbe zu setzen. Zum Beispiel schreibt Corneille in seinem *Discours*

Surtout je voudrais laisser cette durée à l'imagination des auditeurs, et ne déterminer jamais le temps qu'elle emporte, si le sujet n'en avoit besoin, principalement quand la vraisemblance y est un peu forcée comme au *Cid*, parce qu'alors cela ne sert qu'à les avertir de cette précipitation.³⁶

So äußert sich Corneille, nachdem er den Wahrheitsgehalt der drei Einheiten ausführlich verteidigt hat. Andererseits behauptet er hier, dass die Legitimität eines Dramatikers in der Einbildungskraft der Zuschauer („l'imagination des auditeurs“) und nicht in den Einheiten selbst liegt. Die einzigen Beschränkungen der Form eines Dramas liegen in dem, was die Zuschauer sich vorstellen können. Solch eine Formulierung des Konzepts der Wahrscheinlichkeit macht

36 Pierre Corneille: *Trois Discours*. In: *Oeuvres de P. Corneille*. Bd. 10. Hrsg. von M. Ch. Marty-Laveaux. Paris 1862, S. 113.

die Einheiten der Zeit und des Orts überflüssig. Fast siebzig Jahre später behauptet Lang ähnlich:

Deshalb mögen sich unsere Choragen meist an eine gewisse Notwendigkeit des Stoffes halten, ohne allzu ängstlich darauf zu achten, ob jede Hauptperson die von den ersten Gesetzgebern geforderten Bedingungen erfüllt oder nicht, wofern sie nur den Zuhörern gefällt und ihnen einen wahrhaft ehrbaren Genuß verschafft oder für eine nützliche Sache zugleich einen Affekt und eine Wirkung erzielt.³⁷

Lang will keine vollständige Auflösung der antiken Vorschriften einführen, aber er erkennt wohl die Problematik, sie als Zweck an sich zu betrachten, was Dramatiker von den wahren Zielen der Schauspielkunst ablenke. Für Lang ist das höchste Gesetz die Wirkung auf das Publikum und alle anderen Faustformeln sind Mittel zu diesem Zweck. Während Lang kein Konzept der Einbildungskraft wie Corneille präsentiert, steht es doch im Zentrum für beide, die Zuschauer von der Glaubwürdigkeit eines Theaterstücks zu überzeugen. Wenn die Mittel den Zweck nicht erfüllen, können sie beiseitegelegt werden, sogar wenn es etablierte antike Regeln sind. Zusammenfassend behauptet Lang, „die Wahrscheinlichkeit gilt bei Klugen mehr als jede aristotelische Regel“.³⁸

Das Konzept der Wahrscheinlichkeit erweist sich nicht als das einzige Prinzip, mit dem Langs Schauspielkunst operiert. In einer Textstelle, in der Lang nochmals seine Besorgnisse zeigt, von anderen wegen seiner Ideen angegriffen zu werden, erscheint noch ein anderes Anliegen, das sich durch die ganze *Dissertatio* zieht und Langs Dramaturgie prägte:

Daher möge kein Neuerer mich eines Fehlers zeihen, wenn ich gegen die Einführung dieser Neuerung mit der Autorität der Alten kämpfe und mit größtem Eifer darauf hinzuwirken mich bemühe, daß alle Nachkommen ein derart falsches Spiel von ihren Bühnen verbannen, es sei denn, die neue Gewohnheit werde irgendwo aus einer gewissen Achtung, die man den vornehmen Ständen schuldet, für erforderlich gehalten.³⁹

Einige andere Orientierungspunkte von Langs Schauspielkunst lassen sich davon ableiten. Obwohl Lang sich oft gegen die Vorschriften der Alten ausspricht, sieht er sich nicht unbedingt als Vertreter aller neuen Schauspielkünste. Gegen den Gebrauch von Handschuhen, welcher laut Lang eine neue

37 Lang, *Abhandlung* (wie Anm. 6), S. 230.

38 Lang, *Abhandlung* (wie Anm. 6), S. 243.

39 Lang, *Abhandlung* (wie Anm. 6), S. 182.

Mode der Schauspielkunst sei, spricht er sich vehement aus. Vielmehr bestimmt seine professionelle Erfahrung mit dem Theater seine Stellungnahmen, weil, wie zuvor beschrieben, Lang in seinen 50 Jahren als Chorag und Zuschauer keine theatralische Verwendung von Handschuhen gesehen hat. Obwohl Langs Herangehensweise sich oft an der Praxis orientiert, kommen in dieser Textstelle sowohl die Grenzen der professionellen Erfahrung als auch die Beschränkungen von Langs Vorstellung einer prosperierenden Schauspielkunst zum Vorschein. Achtung vor den hochgestellten Ständen übertrumpft Erfahrung. Lang gewährt dem Gebrauch von Handschuhen in einigen Fällen Ausnahmestatus. Obwohl er von den sogenannten aristotelischen Einheiten und Vorschriften des Theaters abgeht, stellt Lang nie die repräsentative Funktion des Theaters und die gesellschaftliche und politische Ordnung in Frage. Ganz im Gegenteil: Lang bemüht sich, alle möglichen Verstöße gegen die Wohlanständigkeit zu meiden. Während Lang früher eine flexible Interpretation der Definitionen der Tragödie und Komödie und der Einheit des Orts und der Zeit bevorzugt, beharrt er auf der Ständeklausel.

Die Ehrerbietung vor den vornehmen Ständen und ihr Gegenteil, die Verachtung der ‚niedrigen‘ Personen, ziehen sich durch die ganze *Dissertatio*. Lang berücksichtigt zum Beispiel nie die Möglichkeit, dass ein Schauspiel als tragisch zu bezeichnen sei, wenn eine hochgestellte Person einen glücklichen Ausgang findet. Obgleich das Schicksal von hochgestellten Personen ambivalent ist, zieht Lang einen tragischen Ausgang für ‚niedrige‘ Personen nie in Betracht. Zuschauer und dargestellter Charakter spiegeln sich ineinander wider, wobei die Aufführung aus Achtung vor dem angestrebten Zuschauer gestaltet wird: „Heute stehen die Theater dem ehrbaren Genuß offen, jedoch nicht für den Pöbel, sondern für die Gebildeten und Vornehmen, mit deren Würde sich gemeine Spässe nicht vertragen.“⁴⁰ Solche Vorschriften beziehen sich auch auf die Kostümierung, bei welcher „nichts Gemeines und Pöbelhaftes [...] vorkommt.“⁴¹ Sogar Langs Gestik der Schauspielkunst wird stark von

40 Lang, *Abhandlung* (wie Anm. 6), S. 230.

41 Lang, *Abhandlung* (wie Anm. 6), S. 249–250.

der Notwendigkeit geprägt, die Ständehierarchie aufrechtzuerhalten. Lang schreibt:

Nie dürfen die Hände zur Faust geballt werden, es sei denn, auf die Bühne wurde einmal die Person eines Bauern gebracht, der allein man eine solche, nämlich ungeschliffene und unschickliche Gebärde erlauben mag;⁴²

Die Achtung vor vornehmen Personen, ob sie auf der Bühne dargestellte Charaktere oder mögliche Zuschauer betrifft, problematisiert viele seiner eigenen Vorschriften. In der *Dissertatio* befinden sich häufig Vorbehaltsformeln wie „es sei denn“ (*nisi*), die Aussagen einschränken, damit sie die Regeln der Wohlanständigkeit nicht verletzen. In dem oben diskutierten Beispiel dürfen Handschuhe auf der Bühne erscheinen, wenn die Achtung vor vornehmen Personen es erfordere. Um die Werte der gesellschaftlichen Ordnung auf der Bühne zu inszenieren, muss der Charakter eines Bauern gleichfalls mit bestimmten Zeichen markiert werden.

Zwei unterschiedliche Tendenzen in Langs *Dissertatio* wurden bis jetzt hervorgehoben, die seine neuen Vorstellungen der Bühnenpraxis begründen. Auf der einen Seite versucht er, einige der üblichen theatralischen Vorschriften seiner Zeit hauptsächlich durch das Konzept der Wahrscheinlichkeit zu problematisieren. Auf der anderen Seite werden andere und strenge Vorschriften eingeführt, die zum Teil in seiner professionellen Erfahrung gründen, aber vor allem der Aufrechterhaltung der Ständegesellschaft dienen. Obwohl das Konzept der Wahrscheinlichkeit mit einer bestimmten Art von Elastizität, was das Publikum als glaubwürdig empfindet, verstanden werden könnte, wird es verwendet, um Langs eigener Bühnenpraxis den nötigen Spielraum gewähren zu können, ohne dass Beschränkungen aufgeführt werden. Andererseits ist es seine Einhaltung der Regeln der Ständegesellschaft, die die Kunst seiner Bühnenpraxis begrenzen. Keine Indizien sprechen in der *Dissertatio* dafür, dass Lang die Beschränkungen der Ständeklausel auch als überflüssig ansieht, wie bei den Einheiten der Zeit und des Orts. Die Aufrechterhaltung der Ständegesellschaft kann als implizites Ziel seiner Schauspielkunst verstanden werden, genauso wie das Wirkungsziel, die Affekte des Zuschauers zu erregen.

42 Lang, *Abhandlung* (wie Anm. 6), S. 185.

WILHELM KÜHLMANN (Heidelberg)

„Wird eine Frau ihn drum verdammen?“ Zum ersten
Gesang von A. von Droste-Hülshoffs Versepos
Die Schlacht im Loener Bruch (Münster 1838)

Wer von Münster aus über Coesfeld in Richtung der holländischen Grenze fährt, kurz vor der Grenze ein wenig nach Norden abbiegt, wird auf die Kleinstadt Stadtlohn stoßen und in dem Autoatlas an deren südwestlichem Rand die Ortsangabe „Lohner Heide“ finden. Ein fast namensgleiches Gelände erstreckt sich heute eher in Richtung Nordosten, Ackerland gemischt mit Wiesen, kleinen Wasserläufen, Baumgruppen und Ausflugslokalen, das im Titel des einzigen historischen Versepos, besser: der ‚Verserzählung‘ (2328 Verse in zwei „Gesängen“/Büchern),¹ der Annette von Droste-Hülshoff auftaucht (mit langem westfälischem Dehnungs-e): *Die Schlacht im Loener Bruch*. Nach intensiven Vorstudien der Autorin (seit ca. 1834)² erschien dieses Werk zu Münster 1838 im ersten großen Gedichtband der Droste, mehrenteils aus Versepen bestehend. In der Forschung wurde es bisher, abgesehen von den gründlichen Studien aus der Feder von Ronald Schneider,³ nicht nach Gebühr

-
- 1 Zitiert nach Annette von Droste-Hülshoff: *Historisch-kritische Ausgabe*. Hrsg. von Winfried Woesler [im Folgenden zitiert als HKA]. Bd. III, 1. *Epen. Text*. Bearb. von Lothar Jordan. Tübingen 1980, S. 71–136; zum Typus der Verserzählung s. (*sub verbo*) den Artikel von Lothar Jordan in: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft* [...]. Bd. III. Hrsg. von Jan Dirk Müller [u. a.]. Berlin, New York 2003, S. 765–767. Der vorliegende, recht fragmentarische Beitrag, den ich sehr gern Dir, lieber Peter, zu Deinem Geburtstag widme, gehört zu einem imaginären Droste-Buch, das ich, gestützt auf meine anderweitigen älteren Droste-Studien, noch zu schreiben hoffe.
 - 2 Dazu die umfassende, imponierende Dokumentation der Überlieferung, Entstehung, Quellenverarbeitung, Verbindungen zu anderen „vaterländischen“ Projekten der Droste samt handschriftlichen Varianten und Stellenkommentar in: HKA. Bd. III, 2. *Epen. Dokumentation*. Bearb. von Lothar Jordan. Tübingen 1991, S. 751–939.
 - 3 Ronald Schneider: *Realismus und Restauration. Untersuchungen zu Poetik und epischem Werk der Annette von Droste-Hülshoff*. Kronberg/Ts. 1976 (Hochschulschriften: Literaturwissenschaft 11), S. 179–224, in kürzerer Fassung in Ronald Schneider: *Annette von Droste-Hülshoff*. Zweite, vollständig neu bearbeitete Auflage. Stuttgart, Weimar 1995 (Sammlung Metzler 153), S. 60–66; vgl. auch die anregende Charakterisierung von Friedrich Sengle: *Biedermeierzeit. Deutsche Li-*

in seiner überraschenden Komplexität analysiert und im Kontext gewürdigt. Heute wird rings um Stadtlohn mit mehreren Tafeln und Gedenksteinen (Abb. 1–5) sowohl an die Schlacht vom 6. August 1623 als auch an dieses Werk der Droste erinnert, nämlich unter anderem durch den Gedenkstein am Düwing Dyk zwischen Stadtlohn und Wüllen (Ahaus) mit der Aufschrift: „Hier besiegte am 6. August 1623 in der Schlacht im Lohner [!] Brook der kaiserliche Feldherr Graf Tilly den Heerführer Christian von Braunschweig, genannt der Tolle Christian. Über 6000 Söldner fanden den Tod.“⁴

Entgegen mancher überkommenen Meinung war die Vorliebe für das Versepos, gerade in der gekürzten Form der Verserzählung, keine Marotte der Droste und trat das versepische Genre in verschiedener Thematik und Zielrichtung, auch im Gefolge der strophischen Romanzentraktion, bis über die Jahrhundertmitte hinaus zumindest in sozial gehobenen, zumal adeligen Leserkreisen an Beliebtheit kaum hinter dem Roman zurück.⁵ Dies gilt auch für die Verserzählungen mit historischen Sujets. Man denke beispielsweise an

teratur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815–1848. Bd. III: Die Dichter. Stuttgart 1980, S. 623–625.

- 4 Zu den historischen Vorgängen der Schlacht bei Stadtlohn s. nun die neuen Standardwerke von Peter H. Wilson: *Der Dreißigjährige Krieg. Eine europäische Tragödie.* Darmstadt 2017 (engl. 2009), S. 430–443, mit einem Lageplan, der hier als Abb. 6 abgedruckt ist; ähnlich Herfried Münkler: *Der Dreißigjährige Krieg. Europäische Katastrophe. Deutsches Trauma 1618–1648.* Berlin 2017, S. 246–250.
- 5 Zur Vielfalt des Genres in der „Biedermeierzeit“ s. den wertvollen (aber trotz vieler Titel immer noch fragmentarischen) Überblick bei Friedrich Sengle: *Biedermeierzeit. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815–1848. Bd. II: Die Formenwelt.* Stuttgart 1972, S. 626–742 (hier so gut wie nichts zur Versepik der Droste); für die Geschichte der Versepik ist anzuschließen an das meisterhafte Werk von Dieter Martin: *Das deutsche Versepos im 18. Jahrhundert. Studien und kommentierte Gattungsbibliographie.* Berlin, New York 1993 (Studien und Quellen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker. N. F. 103); eine entsprechende Gattungsbibliographie zum 19. Jahrhundert existiert m. W. nicht; Ansätze bieten (für die Zeit nach der Jahrhundertmitte) Nicole Ahlers: *Das deutsche Versepos zwischen 1848 und 1918.* Frankfurt a. M. [u. a.] 1998 (Hamburger Beiträge zur Germanistik 26) sowie im Überblick Hans-Wolf Jäger: Versepik. In: *Zwischen Revolution und Restauration. 1815–1848.* Hrsg. von Gert Sautermeister und Ulrich Schmid. München 1998 (Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart 5), S. 434–458, sowie abseits der Droste, jedoch zur Epoche: *Von Sommerträumen und Wintermärchen. Versepen im Vormärz.* Hrsg. von Bernd und Karin Füllner. Bielefeld 2007 (Vormärz-Studien XII).

Autoren wie Nikolaus Lenau (u. a. mit seinem *Savonarola*-Epos, 1838),⁶ an die Versepen eines Christian Heinrich von Wessenberg (1774–1860),⁷ an den späten Joseph von Eichendorff (*Julian* [Apostata], 1853),⁸ sehr viel später an Conrad Ferdinand Meyers magistrale Verserzählung in gereimten Distichen über *Huttens letzte Tage* (1871), im alten Österreich zum Beispiel an das Œuvre eines Ladislaus Pyrker (unter anderem mit seinem an Vergil angelehnten Großepos *Tunisiäs* über den afrikanischen Krieg Kaiser Karls V., 1820 u. ö.),⁹ an Anastasius Grün (d. i. Anton Alexander Graf von Auersberg) mit seinem Maximilian-Gedichtzyklus *Der letzte Ritter* (1830), an Therese Artner über die *Schlacht von Aspern* (in Stanzas, vollendet 1812, nur in Teilen publiziert) oder später in Preußen an Friedrich Christian Scherenberg mit den damals gefeierten Versepen *Ligny* und *Waterloo* (1849). Auch die Droste wollte sich recht genau an die historischen Tatsachen halten, erschloss sich aber erst während der Vorstudien die älteren historischen Darstellungen und fügte dem Druckwerk Fußnoten mit historischen Erläuterungen an, wie wir sie sonst auch in nicht wenigen historischen Romanen wie etwa im *Ekkehard* (1855) des Joseph Viktor von Scheffel finden, der mit dem *Trompeter von Säckingen* kurz vorher (1854) einen versepischen Bestseller vorgelegt hatte, in der Beliebtheit noch übertroffen von dem späteren, wahrhaft ‚klassischen‘ strophischen Westfalen-Epos *Dreizehnlinden* (zuerst 1878)¹⁰ Friedrich Wilhelm Webers.

6 Dazu nun Oliver Bernhardt: *Gestalt und Geschichte Savonarolas in der deutschsprachigen Literatur. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*. Würzburg 2016, S. 106–131.

7 Vgl. Wilhelm Kühlmann: Platonische Spätaufklärung und postjosephinistischer Klassizismus. Ignaz Heinrich von Wessenberg und sein poetisches Werk. In: *Zwischen Josephinismus und Frühliberalismus. Literarisches Leben in Südbaden um 1800*. Hrsg. von Achim Aurnhammer und Wilhelm Kühlmann. Freiburg i. Br. 2002 (Literarisches Leben im deutschen Südwesten von der Aufklärung bis zur Moderne 1), S. 347–366.

8 Dazu Wilhelm Kühlmann: „Romantik der Spätantike?“ Julian Apostata bei David Friedrich Strauß und Joseph von Eichendorff. In: *Fenster zur Welt: Deutsch als Fremdsprachenphilologie. Festschrift für Friedrich Strack zum 65. Geburtstag von seinen Freunden und Kollegen*. Hrsg. von Hans-Günther Schwarz, Christiane von Stutterheim und Franz Loquai. München 2004 (Schriftenreihe des Instituts für Deutsch als Fremdsprachenphilologie 1), S. 134–143.

9 Dazu Wilhelm Kühlmann: Johann Ladislaus Pyrkers Versepos „*Tunisiäs*“ (1820). Karl V. und die Nord-Süd-Konflikte der Frühen Neuzeit im klassizistischen Heldenepos. Vortrag Budapest 2016, im Druck.

10 Mir vorliegend im 511.–521. Tausend (!) der Ausgabe Paderborn 1961.

Freilich enthält, wie die Droste brieflich einräumt, das Epos, abgesehen von wenigen Passagen im zweiten Buch, keine blutige Schlachtschilderung und, wie Ronald Schneider nachgewiesen hat, sind fast alle Episoden des ersten Buches fiktiv bzw. in Chronologie und Lokalität verschoben.¹¹ Wilhelm Junkmann (1811–1886), literarischer Freund und Berater der Droste, wollte, kein Wunder, das Projekt einfach „Münsterland“ nennen,¹² und bis kurz vor der Drucklegung bevorzugte die Autorin das Titelstichwort „Christian von Braunschweig“ (1599–1626).¹³ Ein neutraler Titel empfahl sich angesichts der aktuellen Konflikte der katholischen Kirche mit der preußischen Regierung, die nach der Verhaftung des Kölner Erzbischofs sogar im ruhigen Münster im Dezember 1837 zu Unruhen führte. Wie den erwogenen Titel „Christian von Braunschweig“ vermied die Droste jedenfalls auch die Erzählstrategie eines biographischen Heldenepos zu Ehren Tillys und seines Sieges, schloss sich also nicht an barock-katholische Huldigungstraditionen an, wie sie in der Tilly-Statue in der Münchener Feldherrnhalle (erbaut fast gleichzeitig 1841–1844) inkorporiert sind.¹⁴ Im heterodiegetischen zweiteiligen Erzählerkommentar (I, V. 70–92, 93–145), als typographisch markiertes zweites Prooemium zu verstehen, expliziert und kommentiert die Droste vor Beginn des eigentlichen epischen Handlungsgeschehens in juristisch-moralischen Kategorien aus der Perspektive eines nur periphrastisch angedeuteten, dem Idyll des vorangehenden (ersten) Prooemiums (dazu im Folgenden) analogen, durchaus friedlich beginnenden Tages im „Erntemond“ (August) die historisch-

11 Schneider, *Realismus* (wie Anm. 3), S. 183–187, demnach lag kaum einem Viertel des ersten Buches eine historische Vorlage zugrunde, was die Droste wusste, wie ihr Brief an Schlüter beweist, in dem sie noch im Januar 1838 auf das „große Feld“ der Phantasie verweist, das ihr im ersten Buch/Gesang „zu Gebote“ gestanden habe; s. das Zitat mit weiterem Kontext in: HKA, Bd. III, 2 (wie Anm. 2), S. 763.

12 An Sophie von Haxthausen, 6. Februar 1838. In: HKA, Bd. VIII, 1. *Briefe 1805–1838*. Text. Hrsg. von Walter Gödden. Tübingen 1987, S. 283: „[...] ich bin hier [gemeint ist das Rüschaus, Wohnsitz der Droste, W. K.] recht fleißig gewesen, und habe ein größeres Gedicht in zwey Gesängen geschrieben, die *Schlacht im Loener Bruch*, es kömmt aber nicht viel Schlachtereiy darin vor, sondern das Ganze ist mehr ein vaterländisches Stück, Junkmann sagt ‚sie sollten es *Münsterland* nennen‘ [...]“

13 S. die Erläuterungen in: HKA, Bd. III, 2 (wie Anm. 2), S. 765.

14 Zum literarischen Nachleben Tillys s. Jost Eickmeyer: Blutsäufer oder Held? Zum kontroversen Bild Tillys in der Literatur des Dreißigjährigen Krieges. In: *Simplificiana* XXIII (2011), S. 271–206; Hermann Wiegand: Totengedenken und epische Gestaltung. Johann T'Serclaes von Tilly in jesuitischen neulateinischen Dichtungen. In: *Daphnis* 46 (2018), S. 241–263, dort weitere Literatur.

konfessionelle Situation und das Profil der blutigen Kontroverse. Dabei nimmt sie die Position eines neutralen, schmerzlich bewegten und erinnernden Beurteilers ein (das „Ach“ als Affektindikator in V. 76), spricht dabei nicht nur in der gegebenen individuellen Erzählerrolle und in einer extradiegetisch konturierten Zeitdimension der naturhaft beglaubigten aktuellen Friedensgesinnung (V. 83: „in diesen milden Tagen“), sondern auch quasi als Stimme der späteren allgemeinen Meinung (V. 85) beiden Parteien gleichermaßen ihr „Recht“ und „Unrecht“ zu (zit. V. 70–92):

Es war im Erntemond, ein Tag
Gleich diesem auf der Landschaft lag,
Wo Windes Odem, süß und reg',
Hielt mit den Zweigen Zwiegespräch,
Der letzte einer langen Reihe,
Voll Glaubenswuth und Todesweihe,
Da, ach! um Lehren, liebe reich,
Gefochten ward den Wölfen gleich.
'S war eine thränenschwere Zeit
Voll bitterer Lust und stolzem Leid,
Wo schwach es schien den Todten klagen,
Wo so verwirrt Gesetz und Recht,
So ganz verwechselt Herr und Knecht,
Daß selbst in diesen milden Tagen,
da klar und friedlich jeder Blick,
Nicht einer ist, so möchte sagen:
Der ward allein um Schuld geschlagen.
Und der allein durch Mißgeschick.
Das Recht, es stand bei jedem Hauf,
Und schweres Unrecht auch vollauf,
Wie sie sich wild entgegen ziehn,
Hier für den alten Glauben kühn,
Und dort für Luther und Calvin.

In zwei Gruppen von etwa je zehn Versen (I, V. 101–110 bzw. 111–120) werden die Protagonisten der Schlacht kurz charakterisiert. Dabei wirkt es im mentalen Milieu des damaligen münsterländischen Katholizismus erstaunlich, dass sich die Droste (durch liberale Freunde wie Levin Schücking beeinflusst?) stellenweise an die etwas abgeleierte und historisch höchst fragwürdigen Schlagworte der alten protestantischen Anti-Tilly-Propaganda mit markanter Emphase anschließt (V. 101–102, vgl. auch V. 110!), die bekanntlich vor allem gespeist wurde von der späteren Eroberung Magdeburgs (1631). Im Bild des freibeuterischen „Corsaren“ (V. 113) und mit der Erinnerung an die

von Christian ausgerechnet Elizabeth Stuart, der Gattin des verfeimten ‚Winterkönigs‘, gewidmete Kampfesdevise (V. 116) wird der ‚tolle Braunschweig‘ allerdings auch nicht als Biedermann, sondern vorab als Brandstifter und Priestermörder gekennzeichnet, dies alles in Kontrast zu einem ‚Abendfriedenhauh‘ (V. 122), welcher der Stimmung der autorbezogenen Eingangsverse des Ersten Gesanges entspricht, in dem aber nun in der Spannung eines zeitlich vorausdeutenden ‚Noch‘ (V. 125) die Bedrohungen in ‚des donnernden Geschützes Hall‘ (V. 144, so schon V. 66) aus der Ferne sinnlich fassbar gemacht sind. Zur inkriminierenden Tilly-Passage gehört ein präziöser, zum epischen Stilhabitus passender Vergleich (V. 105–109), der Tillys Unterfeldherren, den Grafen von Anholt (1582–1630), zum Pharos, d. h. zum Leuchtturm und Wegweiser der ‚Irren‘ in den Fluten todbringender Leidenschaften stilisiert (zit. hier V. 101–120):

O Tilly, deine blut'ge Hand
 Hat guter Sache Schmach gespendet!
 Wohin dein buschig Aug' sich wendet,
 Ein Kirchhof wird das weite Land,
 Ständ' nicht so mild in deiner Näh',
 Ein Pharos an ergrimmtter See,
 der fromme Anholt, dessen Wort
 So gern den Irren ruft zum Port
 Und mag den Strandenden geleiten,
 Du wärest ein Fluch für alle Zeiten!
 Doch wo der tolle Braunschweig sengt,
 Da ist die Gnade gar verdrängt,
 Wenn, des Corsaren Flagge gleich,
 Sein Banner weht im Flammenreich,
 Sein Banner, rothen Blutes helle,
 mit ‚TOUT POUR DIEU UND TOUT POUR ELLE!‘
 Die Kirchen ihres Schmuckes baar,
 Die Priester am Altar erschlagen,
 Sie können ohne Worte sagen,
 Daß hier der tolle Herzog war.

Das voranstehende dreiteilige erste Prooemium (I, 1–24; 25–54; 55–68) deutet das im Titel avisierte Schlachtensujet allenfalls vage an und darf nach alter rhetorischer Definition als *exordium extra rem* eines Gedichtes verstanden werden, das seine durchweg vierhebigen Verse mit männlicher oder weiblicher Kadenz recht locker und ganz nach Belieben in den Ordnungen des Paarreims, Kreuzreims oder Schweifreims abwechseln lässt, ansonsten die Text-

sequenzen mit ihren jeweils narrativen, beschreibenden oder auktorial reflektierenden bzw. kommentierenden Passagen samt ihren Tempuswechseln und den nicht seltenen Vorausblicken und Rückblenden nicht durch Überschriften, sondern durch typographisch markierte Absätze kenntlich macht. In diesem Prooemium wie in der abschließenden überraschenden Coda (II, V. 1218–1238), die beide die historische Erfahrungsdistanz zum epischen Geschehen und noch einmal die Eigenart des Erzählerbewusstseins, des Erzählverfahrens und der Erzählzeit bekunden, wird eben diese historische Distanz überbrückt durch die Evokation einer die Zeiten überdauernden idyllischen münsterländischen Landschaft bei einem Sonnenuntergang in „Westfalens Eichenhain“ (V. 2), also im Stile eines literarischen Nottornos („mein kleines Land / In dienem Abendfestgewand“, V. 21–22); es geht um die Apostrophe an ein Ländchen, das auch durch dieses Epos der „Vergessenheit“ (V. 53) entrissen werden soll.

Die Droste bettet das historische Geschehen in die Landschaft ein: Aus ihr steigt es empor und in sie sinkt es zurück. Nicht in die zu erzählende Zeit führt sie den Leser ein, sondern in die Landschaft, die einst Schauplatz des Geschehens war und die nun erneut zu seinem Schauplatz wird, für den Dichter wie für seinen Leser.¹⁵

Derlei regionale Huldigungen sind nicht zu denken ohne Anregungen der frühen Versdichtungen Walter Scotts, der auch ein Kleinepos *The Field of Waterloo* (Edinburgh 1815) verfasste und politisch-historische Themen mit suggestiven Landschaftsschilderungen zu verbinden wusste.¹⁶ Scotts Vorbild, vielleicht auch das der Droste, wirkte, wie ich meine, auch noch im Prooemium von Gottfried Kinkels (1815–1882) berühmtem Versepos *Otto der Schütz* (zuerst 1846) nach, das ebenfalls mit einem literarischen Nottorno beginnt, in dem Kinkel dem Leser die landschaftlichen und historisch-mythischen Reize des Rheinlandes in einer anaphorisch verketteten Reihe syntaktischer Parallelismen nahezubringen bemüht ist (zit. hier V. 1–20):¹⁷

In klarer Frühlingsabendnacht,
Wenn schon der Sterne Heer erwacht,
Wenn kühl der Mond im Ost sich hebt,

15 Schneider, *Realismus* (wie Anm. 3), S. 189.

16 Dazu in: HKA, Bd. III, 2 (wie Anm. 2), S. 760, 896 u. ö.

17 Zu Kinkel nun weiterführend Bernhard Walcher: *Vormärz im Rheinland. Nation und Geschichte in Gottfried Kinkels literarischem Werk*. Berlin, New York 2010 (Untersuchungen zur deutschen Literaturgeschichte 138), zum Epos *Otto der Schütz* S. 218–230, das Zitat hier S. 220.

Die Flur mit blauem Dunst umweht,
 Indeß im West des Abends Strahlen
 Den Himmel heiß mit Purpur malen;
 Wenn Nachtigallenschlag erschallt,
 Und drin im Nachthauch rauscht der Wald;
 Wenn aus des Wassers dumpfer Schwüle
 Der Fisch mit lust'gem Sprung sich schnellt,
 Und in der weichen Schlummerkühle,
 So still und heimlich liegt die Welt,
 Wenn in der Uferweiden Dunkel
 Der Elfen Chor den Reigen schlingt
 Und aus dem Strom ein leis Gemunkel
 Der Nixen auf zum Lichte klingt:
 Das ist die zauberhafte Stunde,
 Wo Tag und Nacht im gleichen Bunde
 Dich kränzen mit dem schönsten Schein
 Du Fürst der Ströme, trauter Rhein,
 [...]

Am Beginn von Drostes epischer Erzählung nimmt der Leser also teil an einer in der fortlaufenden Autorstimme dokumentierten Gedächtnisstiftung, beglaubigt durch die in der Überschneidung von Fiktionalität und Faktualität festgeschriebenen Identität des westfälisch-ländlichen Schauplatzes über die Zeiten hinweg (hier zit. aus dem zweiten Teil des ersten Prooemiums, V. 25–41):

Du bist nicht mächtig, bist nicht wild,
 Bist deines stillen Kindes Bild,
 Das, ach mit allen seinen Trieben
 Gelernt vor Allem dich zu lieben!
 So daß auch keines Menschen Hohn,
 Der an des Herzens Fäden reißt,
 Und keine Pracht, wie sie auch gleißt,
 Dir mag entfremden deinen Sohn.
 Wenn neben ihm der Gletscher glüht,
 Des Berges Aar sein Haupt umzieht,
 Was grübelt er? Er schaut nach Norden!
 Und wo ein Schiff die Segel bläht
 An würzereichen Meeresborden,
 Er träumerisch am Ufer steht.
 Ich meine, was so heiß geliebt,
 Es darf des Stolzes sich erkühnen.
 Ich liebe dich, ich sag es laut!
 Mein Kleinod ist dein Name traut.

Wie man sieht, gewinnt dieses sentimental kolorierte Bekenntnis eine besondere Dignität, insofern sich die Liebeserklärung an Westfalen gerade aus der Ferne, nämlich als Akt des projektiven Bewusstseins und im kühnen, durchaus unerwarteten Vergleich mit dem spektakulären Ambiente der Bodensee- und Alpenlandschaft (mit einem „glühenden“ [!] Gletscher, V. 33), in die sich der Sprecher im historischen Präsens erinnernd oder „träumerisch“ (V. 38) hineinversetzen kann (V. 31–38), besonders deutlich artikuliert. Wir stoßen hier abseits des martialischen Themas auf den im ‚Biedermeier‘ verbreiteten regionalen ‚Patriotismus‘, der sich bei der Droste, bis in wörtliche Parallelen hinein, bekanntlich in nicht wenigen Hervorbringungen kundtat: in Gedichten,¹⁸ in der *Judenbuche* wie in anderen Prosawerken (*Bei uns zu Lande auf dem Lande*, unvollendet, entstanden ca. 1840–1844; *Westphälische Schilderungen aus einer westphälischen Feder*, 1845),¹⁹ nicht zuletzt in der Mitarbeit an Freiligraths und Schückings Band *Das malerische und romantische Westphalen* (1840–1841). Trotz mancher von Unbehagen getränkter Vorbehalte in neuerer wissenschaftlicher Literatur wegen missbräuchlicher Strapazierung dieses Westfalenbewusstseins im 20. Jahrhundert,²⁰ haben wir dieses regionale, manchmal apologetische Zugehörigkeitsbekenntnis der Droste als diskursives Konstituens ihrer angenommenen literarischen Identität und ihres Schaffens vergleichend zu differenzieren und durchaus ernst zu nehmen, zumal hier in mancherlei Modifikationen auch ältere Traditionen²¹ zusammenfließen. Dass ‚Heimatliebe‘ „gelernt“ (V. 28) wird und werden muss, also als ein Produkt sozialer Kommunikation und emotionaler Empfindsamkeit im Stadium der Kindheit anzusehen ist, scheint die Droste ebenso beiläufig wie unverkennbar einfließen zu lassen.

18 So das Eingangsgedicht der *Zeitbilder*: „Ungastlich oder nicht? (In Westfalen)“.

19 Dazu weiterführend Rosmarie Zeller: Vielfalt Westfalens im Blick der Droste. Zur Komposition der „*Westphälischen Schilderungen aus einer westphälischen Feder*“. In: *Droste-Jahrbuch* 3 (1991–1996), S. 176–192.

20 Dazu Schneider, *Realismus* (wie Anm. 3), S. 224–248; vgl. den Band *Region – Literatur – Kultur. Regionalliteraturforschung heute*. Hrsg. von Martina Wagner-Egelhaaf. Bielefeld 2001 (Veröffentlichungen der Literaturkommission für Westfalen 2), hier bes. Walter Gödden: Westfälische Literaturforschung gestern und heute. Ein Überblick (S. 97–120), und Jochen Grywatsch: Annette von Droste-Hülshoff. Autorin im Spannungsfeld zwischen Regionalität und Internationalität (S. 159–188).

21 Dazu Wilhelm Kühlmann: Das humanistische Westfalen. Zur Bewusstseinsgeschichte von Regionalität in der Frühen Neuzeit. In: *Region – Literatur – Kultur* (wie Anm. 20), S. 121–140.

Es gehört zu den strukturierenden genuin rhetorischen Mitteln dieses Epos, dass die Droste manchmal mit überraschenden Apostrophen, gern auch innerhalb der typographisch abgesetzten Erzählsequenzen, operiert; so wenn hier im dritten Teil des ersten Prooemiums mit einem dreifachen „Wacht auf“ (V. 55; 58), nach der Liebeserklärung an Westfalen, zwischen den „Geistern früher Zeit“ und dem nun aktiven, eben diese Geister „rufenden“ „Sänger“ ein Dialog hergestellt wird, in dessen referierter Bilderphantasie nun Momente, Requisiten und Merkmale des Krieges visionär gehäuft werden, mit den abschließenden Versen (V. 68–69), die eine Erfüllung des magischen Imperativs signalisieren: „Ihr seyd’s, ihr bracht den langen [gemeint: historischen, W. K.] Schlaf / Der tolle Herzog! Anholts Graf!“

Wie bekanntermaßen in der *Judenbuche* gelingt es auch in diesem Werk, das Erzählverfahren und das erzählte Geschehen teils souverän als erkennbarer ‚allwissender‘ Autor zu dirigieren und zu kommentieren, teils in die begrenzte Erlebensperspektive erzählter Figuren zu rücken, so im eigentlichen Beginn der militärischen Ereignisfolge (V. 147–226). Sie wird eingeleitet mit einem epischen Rückblick („damals“, V. 148) auf eine unschuldige „Schar kleiner Mädchen“ und einer Versicherung des über die Zeiten hinweg identischen Lokals („hier an diesem Weiher“, in einem „holden Friedensreich“, V. 147 bzw. 161), um im Wechsel des Tempus zum szenisch vergegenwärtigenden Präsens den denkbar größten Kontrast herauszutreiben in einer virtuos verdichteten Kulisse vor allem akustischer Wahrnehmungen („Es stampft und knackt, es schnaubt und klirrt“, V. 166), die ausgehen von einem vorläufig nicht identifizierten Trupp martialischer Reiter („in Eisen starrend Mann und Roß“, V. 173), die sich und ihre Pferde an eben diesem Weiher erquicken möchten. Erst am Ende der markierten Erzählsequenz und Geschehensepisode wird in einem mimetisch-expressiven, durchaus ambivalenten Gedanken- und Sprachporträt, deren Sprechersubjekt von der Autorin ausgespart bleibt, die Situation in mehrfacher Hinsicht geklärt (zit. V. 222–226, wie V. 222 auch V. 711):²²

O wehe, das Panier der Not!
 O wehe! wehe! Mord und Brand!
 Und durch die Ebne, halb wie Zagen
 Und halb wie Jauchzen, geht ein Schrei:

22 Die Droste liebt die dreifache Epanalepse wie hier das dreifache „Wehe“ und in V. 55 und V. 58 das dreifache „Wacht auf!“

„Der tolle Braunschweig ist geschlagen!
Der tolle Herzog floh vorbei!“

Vorher wird durch Informationsverweigerung eine kurzfristige Spannung aufgebaut, die für den Kenner allerdings schon durch das galante Requisit jenes Handschuhs (V. 189) aufgelöst wird, der erst viel später (V. 318) als Zeichen der Huldigung an Elizabeth Stuart ausdrücklich identifiziert wird. Benutzt werden Techniken der Innenschau und des aufs Äußerste verknappten Gedankenreferats der Figur, auch des balladesken Stils, wie in V. 203 („Und nun voran! Die Heide saust [...]“), einer perspektivischen Inversion (nicht das Pferd, sondern die Landschaft „saust“) des in Bürgers *Lenore* bis zum Überdruß repetierten Verbuns „sausen“. Im übrigen verraten nur die Körpersprache, das Mienenspiel (V. 196) und der „geknickte“ Federschmuck am Helm (V. 192) den vor der drohenden Niederlage zur Flucht getriebenen Kämpfer, wobei dahingestellt sein mag, ob die Droste bei der vorbeihuschenden Zeichnung des „gierig“ Trinkenden, der im Wasser des Weihers sein eigenes Antlitz erblickt, in charakterisierender Absicht auf die mythische Figur des Narciss als Verkörperung der Selbstverliebtheit (Ovid: *Met.* 3, 341–510) anspielen will, hier freilich fatal verwandelt in ein wahres Offenbarungsporträt des Gehetzten (zit. V. 186–200; man beachte die syntaktische Ellipse in V. 197):²³

Dort einer klirrt den Rain entlang
Zur Seite abgewendet schier,
Ein Andrer hält sein schnaubend Thier,
An seinem Hut ein Handschuh steckt
Vom Reiherbusche halb verdeckt,
Die Federn hängen drüber her,
Geknickt, von rothen Tropfen schwer.
Nur baarhaupt einen Augenblick,
Die Locken schiebt er wild zurück.
Nie sah man in so jungen Zügen
So tiefen Grolles Spuren liegen;
Ja, als er ob der Welle beugt,
Wo ihm sein Bild entgegen steigt,
Man meinte diese Zweie gleich,
Sie müssten fassen sich am Teich.

23 Das in diesem Kontext lexikalisch rätselhafte Verb „fassen“ in V. 200 lässt sich denken als das alte epische Stilmittel des ‚*simplex pro composito*‘ im Sinne von ‚erfassen‘; dann wäre der Blick in den „Teich“ ein „Augenblick“ (V. 193) der desillusionierten identifikatorischen Wahrheit.

Die potentielle Narcissus-Allusion gehört, so verstanden, schon zu dem, was nun überraschenderweise statt der erzählerisch-linearen Fortführung des Handlungsgeschehens in vier ausgedehnten Textsequenzen (V. 227–277; 278–336; 337–379; 380–450) größtmöglichen Raum einnimmt: ein kommentierendes Psychogramm samt rückblickender Biographie des Braunschweigers, Sohn Herzogs Heinrich-Julius von Braunschweig, d. h. mit den fatalen Herkunftsbedingtheiten und Wendepunkten seines Lebenslaufs, wobei gerade die unmittelbar zeitlich vorangehende entscheidende Niederlage Christians bei Frankfurt-Höchst (20. 6. 1622), für einen historischen Erzähler eigentlich ein höchst spannendes und demgemäß attraktives Ereignis, und damit auch der dort errungene Sieg Tillys, gar keine Beachtung finden. Zwar wird anfangs die verderbliche Rücksichtslosigkeit des protestantischen Condottiere bildlich beim Namen genannt („schlimm. Ein Tigerthier in seinem Grimm“, V. 227–228), am Beginn des folgenden Absatzes schleicht sich mit einer Formel aus demselben Metaphernfundus allerdings schon ein anderer Ton ein („Wie schlummert noch der junge Leu?“, V. 280). Christian erscheint als Opfer einer fehlgeleiteten höfischen Zwangserziehung (V. 242, 255–256), welche die „Natur“ (V. 244, 269) des designierten Bischofs von Halberstadt vergewaltigt. Fast mit rousseauistischer Erziehungsemphase wird die Figur Christian zum Produkt einer rabiaten Straf-Pädagogik (V. 239) und der „Blindheit“ der Fürsten (V. 277). Viel Verständnis für einen großspurigen protestantischen Kirchenschänder und Raubmörder im Munde einer katholischen Adelligen des einst von Christian heimgesuchten Münsterlandes? Warum, vielleicht: Am Beispiel Christians wird offenkundig ein seelisches Trauma umkreist, wird empathisch (V. 238: „Und dann ertappt, o schnöde Pein!“) geschildert, dass und wie ein junger Mensch in einem bestimmten Milieu und unter einem bestimmten Erwartungsdruck deformiert wird und etwas werden muss, was weder seiner ‚Natur‘ noch seinem Wollen entspricht. In solchen Gefühlslagen kannte sich die Droste recht gut aus; in ihren Prosaentwürfen,²⁴ in denen

24 Auszug aus den Manuskripten, zit. nach HKA, Bd. III, 2 (wie Anm. 2), S. 799: „[...] Christians Charakter, wie ein Kirchhof den der Blitz erleuchtet, von allzu frommen Eltern ET CET – seine Lehrer meinten er bessere sich wie der Wespenstich Galläpfel hervor bringt sein Charakter edel aber Freygeist – das böse Geschwür – kein Fehler, den er nicht offen trägt [sic!], seine Fehler hatten aber nicht mehr die Liebenswürdigkeit der Jugend, Kühnheit war Trotz, Lebhaftigkeit Zerfallenseyn geworden, er ist haltlos. Keiner sah ihn mit der Wimper zucken und erschrecken von einer Granate, er wollte, wie die Kaper, in der Knospe genossen

Christian als ursprünglich „edler“, aber schließlich haltloser „Freygeist“ stichworthaft porträtiert wird, hat sie den hier zitierten Versen (teilweise wörtlich) vorgearbeitet (zit. V. 256–277):

Doch weiß die Sitte er zu stimmen,
Wie es gebeut des Hofes Ton,
Und Keiner sah den bitterm Hohn;
Die Mutter lobt den klugen Sohn,
Ob von der Wespe Stiche gleich
Galläpfel trägt der bunte Zweig.
Was will man mehr? So wächst er auf,
Und nach dem wohlbeschloßnen Lauf,
Fürwahr! Die Inful nimmt er auch.
Und keiner sah sein blitzend Aug',
Und sah, wie krampfhaft seine Hand
Des Hirtenamts Symbol umspannt'.
Gemacht zum Priester, meinte man,
Hab' ihn nicht eben die Natur,
Doch Tugend setze Alter an
Dem Geist, wie Rost dem blanken Stahl:
Kurz Jeder war vergnügt der Wahl.
Und Vaters Augen bald nachher
In Frieden auch geschlossen sind,
Sein letzter Seufzer gar nicht schwer,
Er klagte kein verlornes Kind;
Sind ewig denn die Fürsten blind?

Mit einer doppelten Interjektion des Autors, hier Exklamation und Apostrophe zugleich, wird der Ausbruch des jungen Helden aus der „Kette“ und „langen Haft“ (V. 286–287) des Hofes und des Amtes, damit aber seine Verwandlung zum heroisch-skrupellosen Kämpfer angekündigt: „O Böhmens schöne Königin!“ (V. 282) signalisiert den erotischen Umschwung, erweckt und geweckt in alt-petrarkistischer Bildlichkeit von einem „Strahl“ aus den Augen der böhmischen Königin, im epischen Übergang provoziert durch zwei rhetorische Fragen (V. 280–281), bald darauf kontrastiert von einem gegenläufigen, moralisch-disqualifizierenden Anruf (V. 289) im Munde der den Erzählgestus durchbrechenden Autorin, gerichtet in scheindialogischer Wendung an diejenige, die nun den „schlimmsten Leu'n“ (V. 291; variierte Aufnahme des Bildes von V. 280) geweckt hat. Der Wechsel der Sprecherinstanzen, Sprecher-

seyen, seine Liebe zur Königin ist die grüne Insel im wilden Strom, seine DEVISEN ihr Handschuh Friedrich ihr Mann, Kurfürst von Pfalz, zum König von Böhmen gewählt und bereits geächtet [...].“

rollen und syntaktischen Muster auf kleinstem Raum gehört zu den stilistischen Eigentümlichkeiten dieser Versdichtung und verleiht ihr eine außerordentliche innere Spannung, ähnlich wie hier auch die zeugmatische und epianaleptische Positionierung des Verbuns „dringt“ (V. 280–281). Das „zumal“ am Ende von V. 284 wirkt wie ein Füllwort um des Reimes willen, dürfte jedoch als lexikalischer Archaismus im Sinne des altdeutschen ‚zugleich‘ anzusehen sein (zit. V. 278–292):

Indessen dringt das Kriegsgeschrei,
 Und immer näher dringt's herbei:
 Wie schlummert noch der junge Leu?
 Träumt er die edlen Stunden hin?
 O Böhmens schöne Königin!
 Aus deinen Augen fällt ein Strahl,
 Da zucken seine Brau'n zumal.
 Er springt empor, die Mähne schüttelnd,
 An seiner Kette grimmig rüttelnd;
 Sie bricht, und aus der langen Haft
 Verdoppelt stürmt die wilde Kraft.
 O Frau! betört von Stolzes Trug,
 Der nicht ein Fürstenhut genug,
 Du hast geweckt den schlimmsten Leu'n,
 Der Himmel mag es dir verzeihn!

Die Droste liefert im Blick auf Elizabeth Stuart zunächst das aus der älteren katholischen Literatur bekannte Porträt einer scheinbar sanften, tatsächlich aber kühl kalkulierenden, in ihrem dynastischen Ehrgeiz über Leichen gehenden (V. 303) Frau, welche die Zuneigung des jungen und schönen Christian von Braunschweig entdeckt und sich diese, ohne die ehelichen Pflichten zu verletzen, genussvoll zunutze macht. Christian darf ihren Handschuh tragen (V. 305), eine Feststellung, an die sich übergangslos eine huldigende Beschreibung des jungen Fürsten und Heerführers anschließt, der im Mienenspiel das komplexe Innere seiner Gefühlswelt zwischen „Hohn“ und „Schwermut“ offenbart (V. 326–328), unverkennbar eine Projektion des Typus der biedermeierlichen ‚Zerrissenheit‘, welche Fürsorge und Anteilnahme stimuliert (auch in dem Schema: junger attraktiver und tüchtiger Mann wirbt um eine unerreichbare Frau) und der Droste in ihrem engeren Bekanntenkreis nicht unbekannt war. Ein spektakulärer Vers erweist sich als geradezu spontan inserierter auktorialer Kommentar der Autorin, als quasi ‚feministisch‘ motivierte rhetorische Anrede an das weibliche Publikum, dessen präsumtive Ein-

stellung die Droste demnach zu kennen und zu teilen vorgibt (V. 330): „Wird eine Frau ihn drum verdammen?“ Vor den Hintergrund des letztthin grausamen Kriegsgeschehens schiebt sich in geradezu trivialromantischen Allusionen das Bild eines ritterlichen Minnedienstes, in welchem sich der „junge“, „gewandte“, „edle“ und „adelige“ Mann (V. 320–324), der sich „zierlich“ zu bewegen weiß (V. 325), als Kämpfer im Dienste einer hohen „Herrin“ (V. 335) zu bewähren hat, die diese Bewährung gern annimmt und mit einer überkommenen zeichenhaften Geste belohnt. Der zitierte Vers (V. 330) bietet ein Indiz für die Diskussion von Möglichkeiten des ‚weiblichen Schreibens‘, an deren Diskussion, recht virulent auch innerhalb der Droste-Forschung, ich mich aber hier nicht beteilige. Aus der „süßen Flamme“ der Liebe (V. 323) wird, im ähnlichen Bildbereich, die „trübe Glut“ (V. 334) des rücksichtslosen Kampfes im Krieg (zit. V. 321–336, man beachte das kühne Enjambement V. 322–323):

Doch edel war er, das ist wahr!
Und jung, und da er liebte, auch
Verklärt von süßer Flamme Hauch.
Sein Gang war adelig, gewandt,
Vor allem zierlich Fuß und Hand:
Vom Antlitz wich der bittere Hohn
Jetzt träumerischer Schwermut Thron;
Und zuckt unheimlich es zusammen,
Sie wußte ja, es war um sie;
Wird eine Frau ihn drum verdammen?
Ich weiß es nicht und glaub' es nie.
Kurzum, er wirft die Inful fort
Und greift zum Schwert; ein Panzer hüllt
Die Brust von trüber Glut erfüllt,
So harrend auf der Herrin Wort;
Denn dienen kann ein Fürstensohn
Nur Frauen, Keinem sonst um Lohn.

Die dem Porträt und der Motivationslage Christians geltende mehrteilige Textsequenz (V. 227–450) berichtet von den psychischen und äußeren Folgen der Niederlage der protestantischen Kräfte im Reich, auch von Christians einsamer Verweigerung der kaiserlichen Amnestie (äußerst präziöser und schmeichelhafter Vergleich V. 422: „Wie Palmeninsel in der Wüste“) und endet in einer Rückwendung, mit welcher die Droste sich und die Leser fast gewaltsam zu dem vorher erzählten ersten Auftreten des Braunschweigers, des „tollen Herzogs“ (V. 443), damit aber bis auf einen (unbestimmten) Tag genau an den Beginn der Kriegserzählung zurückruft. Die Tektonik ihrer Schreibstrategie war

der Autorin sehr wohl bewusst, der implizierte Leser kann jederzeit wie in dem folgenden „Wir“ (V. 448) einbezogen werden (zit. V. 447–450):

Der Himmel mag sich deß erbarmen,
Den heut er trifft! Wir sah'n ihn fliehn,
Und schwarz ihm nach wie Flüche ziehn
Rauchsäulen aus dem Dach der Armen.

Wir können hier nicht weiter mit der nötigen Intensität die folgenden Erzähl- und Handlungseinheiten verfolgen, die das Bild des Braunschweigers weiter kolorieren und differenzieren, auch das landschaftliche regionale Beziehungsnetz immer wieder von neuem beleuchten, dies in meist eher locker aneinander gereihten als narrativ oder kausalhistorisch evident verzahnten Episoden. Der galante Handschuh der Elizabeth Stuart ist bald „blutbefleckt“ (V. 500). Nur stichworthaft seien im Durchgang durch den ersten Gesang erwähnt: die vor Angst betenden Einwohner des „Städtchens“ Ahaus (V. 463–491), wo der Obrist Spar die erbetene Erlaubnis zur Plünderung erhält, die Stimme der Dichterin vergebens um Schonung bittet (V. 538: „O stolzer Feldherr, gib nicht nach!“), die Kirche ausgeraubt, der Sakristan ermordet wird, extradiegetisch kommentiert von Klageversen der Autorin (V. 604–613), und wo einem der Unholde in einem bald zertrümmerten Silberkruzifix, das als Spiegel dient, das eigene Bild als das des Teufels anblickt (V. 627–646); die einigermaßen rätselhafte Gestalt der frommen Gertrud muss nächstens einen Militär bei sich beherbergen, wird wider Willen Zeugin eines Anschlagsplans gegen den Herzog (V. 714–722, erst später dem Herzog berichtet, V. 1032), gesponnen von einem Offizier (die Droste dazu in den Anmerkungen: „eine fingierte Person“), den die Reue über das eigene teuflische Treiben packt (V. 697–711, zuletzt: „O wehe, wehe! Mord und Brand“, wörtlich wie V. 222), Gertrud wird von zwei Soldaten fast vergewaltigt, die aber im letzten Augenblick vom Herzog gefasst und standrechtlich hingerichtet werden (V. 765–814). An szenischen Kruditäten und kolportagehaften Effekten lässt es die Droste also nicht fehlen. Der Braunschweiger wird zum Übeltäter und Retter, kann schonen und verheeren, wird weiterhin mit Bildern der etablierten Feuermetaphorik bezeichnet (V. 505–506: „der Griechen Feuer“; V. 516: „Vulkan“). Wenn sich gegen Ende des Gesangs die Zeitzeichen verändern und auf das Nahen Tillys deuten, dessen Gestalt den zweiten Gesang beherrscht, verändert sich auch die Landschaft, die so wiederum, ekphrastisch im Scheindialog mit dem „Du“ des Publikums zunächst als imaginierte Kombination des „Felsentals“ und des

sturmgepeitschten „Meeres“ mit den Drohungen der nächtlichen „Heide“, ganz aus dem erzählten Geschehen herausgenommen, zum symbolischen Bedeutungsträger wird; dies (wie auch an anderen Stellen) nicht ohne wörtliche Parallelen zu manchen bekannten Droste-Gedichten; man denke hier vor allem an *Der Knabe im Moor* (zit. V. 964–985):

'S ist schaurig, wenn im Felsenthal
 Die Kuppen bleicht des Mondes Strahl,
 Wenn Windeszug entlang der Kluft
 Mit Seufzern füllt die graue Luft,
 Und Uhu's Auge auf der Wacht
 Vom Riffe leuchtet: doch bei Nacht
 Wohl standest du am Meere je,
 Und hörtest wie der Wellenschlag
 Sich wühlend am Gestade brach?
 Ein wüstes Unthier ist die See,
 Wenn schwärzer als die Dunkelheit
 Hascht Wog' auf Woge nach dem Strand.
 Doch schauriger die Haide weit,
 Wo Lichter flattern über's Moor,
 Die Kröte unter'm Rasen schrillt.
 Bei jedem Tritt es schwankt und quillt,
 Und dampfend aus dem Grund empor
 Sich Nebelchaos wirbelnd streckt,
 Wie Geisterhüllen halb geweckt,
 Als wollten die Atome ringen
 Sich los aus Gras und Krautes Schlingen,
 Die vor der grauen Sündfluth Zeit
 Lebend'gen Odems sich gefreut.

Zum Schluss nur noch ein Blick auf die Verse am Ende des zweiten Gesangs, offenbar als eine Art von kommentierender Coda des ganzen Epos gedacht (II, V. 1218–1238), durchaus bemerkenswert. Denn ähnlich wie in der Gestalt des „Schäfers“ am Ende des Gedichts *Die Mergelgrube* weicht die Droste dem Druck der auktorialen historischen Reflexion und Bilanzierung in einem abrupten Perspektivenwechsel sichtlich aus, einem Wechsel hin zur populären, ganz unwissenschaftlichen, offenkundig naiven Einschätzung des vergangenen Geschehens, das in grausigen Relikten punktuell präsent bleibt. Markiert wird der historische Abstand, greifbar in der mittlerweile wiederum idyllisch-ländlichen Szenerie. Der „Landmann“ hat für die Grabhügel den dialektalen Begriff der „Multhäufe“ („Erdhügel“) und assoziiert, wenn sich andere Überreste finden, nicht den Dreißigjährigen Krieg, sondern den Türkenkrieg. Dass

ein gefundener Knochen von „Heiden“ stammen soll, wirkt aber letztthin nur scheinbar als Indiz absurder Unkenntnis, denn die darin implizierte Botschaft der Droste scheint auch andeuten zu wollen, dass der Kampf der christlichen Heere gegeneinander nichts Christliches an sich hatte (zit. V. 1225–1238):

Wie trübt die Zeit der Kunde Lauf!
An seiner Krieger moos'gem Grab
Beugt weidend sich das Rind herab,
Und schreiend fliegt der Kibitz auf.
Willst du nach diesen Hügeln fragen:
Nichts weiß der Landmann dir zu sagen;
„Multhäufe“ nennt er sie und meint
Stets sey Wachholderbusch ihr Freund.
Am Moore nur trifft wohl einmal
Der Gräber noch auf rost' gen Stahl,
Auf einen Schädel; und mit Graus
Ihn seitwärts rollend ruft er aus:
„Ein Heidenknochen! Schau, hier schlug
Der Türke sich im Loener Bruch!“



Abb. 1: Foto: Antonie Kühlmann.

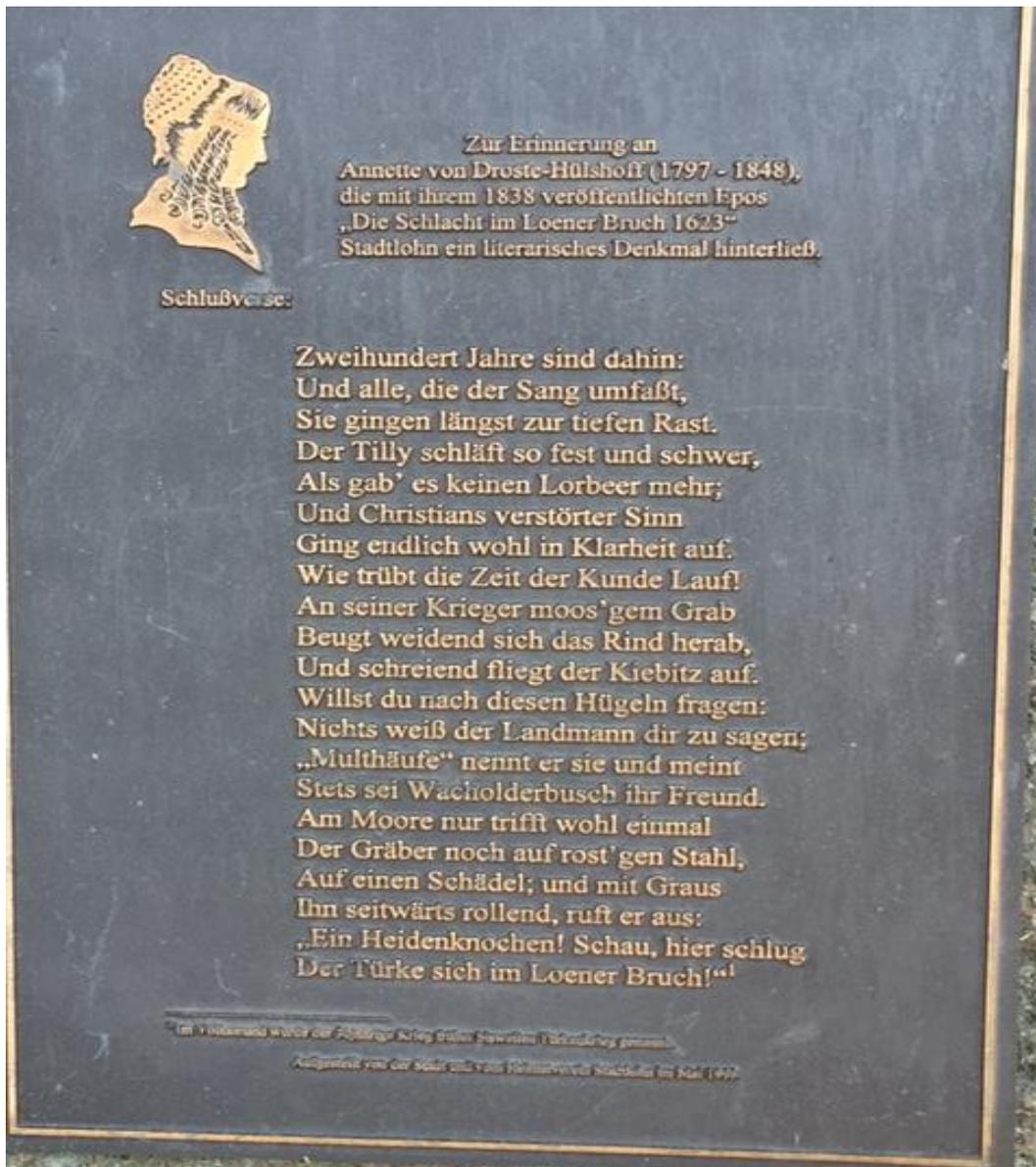


Abb. 2: Foto: Antonie Kühlmann.

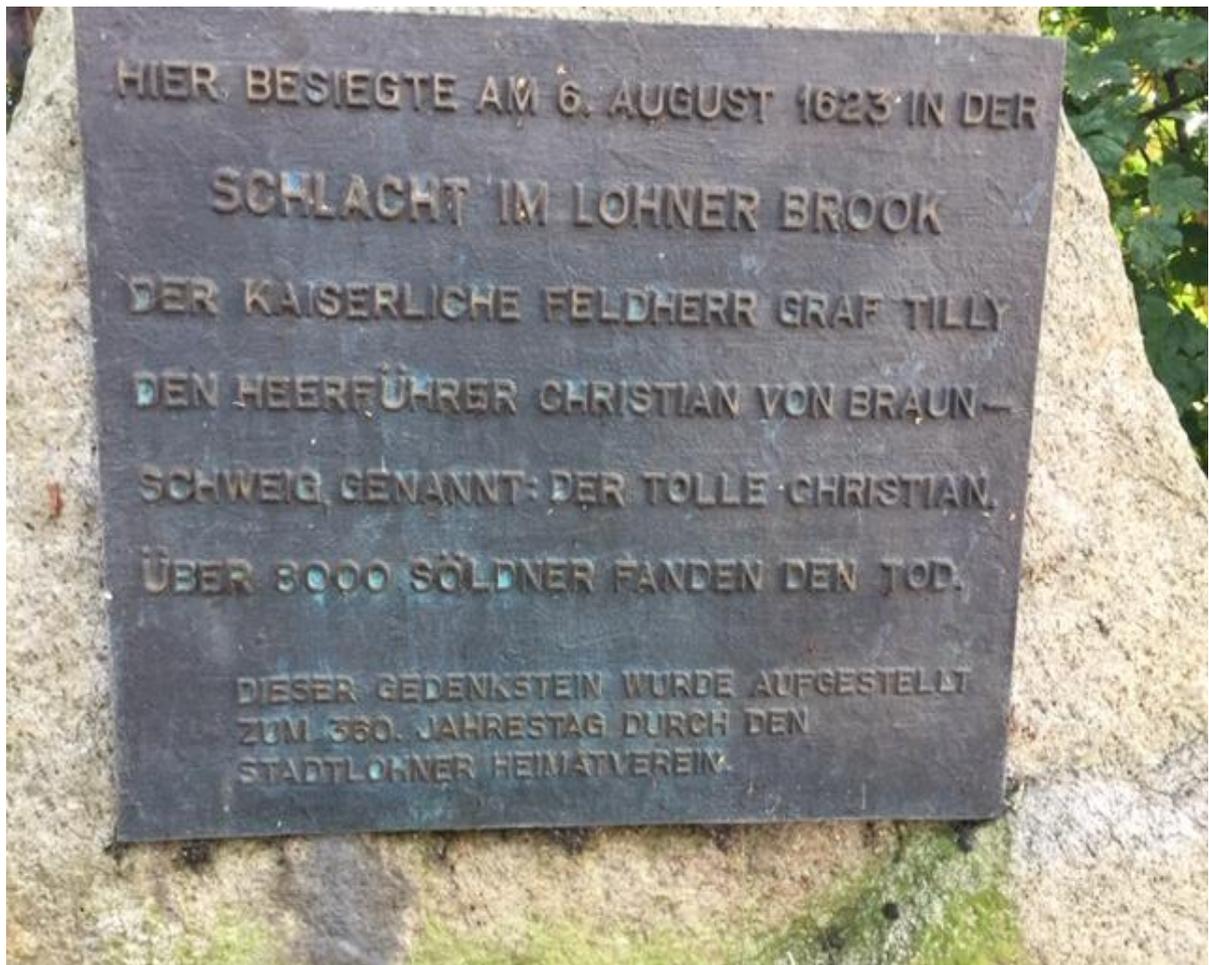


Abb. 3: Foto: Antonie Kühlmann.



Abb. 4: Foto: Antonie Kühlmann.

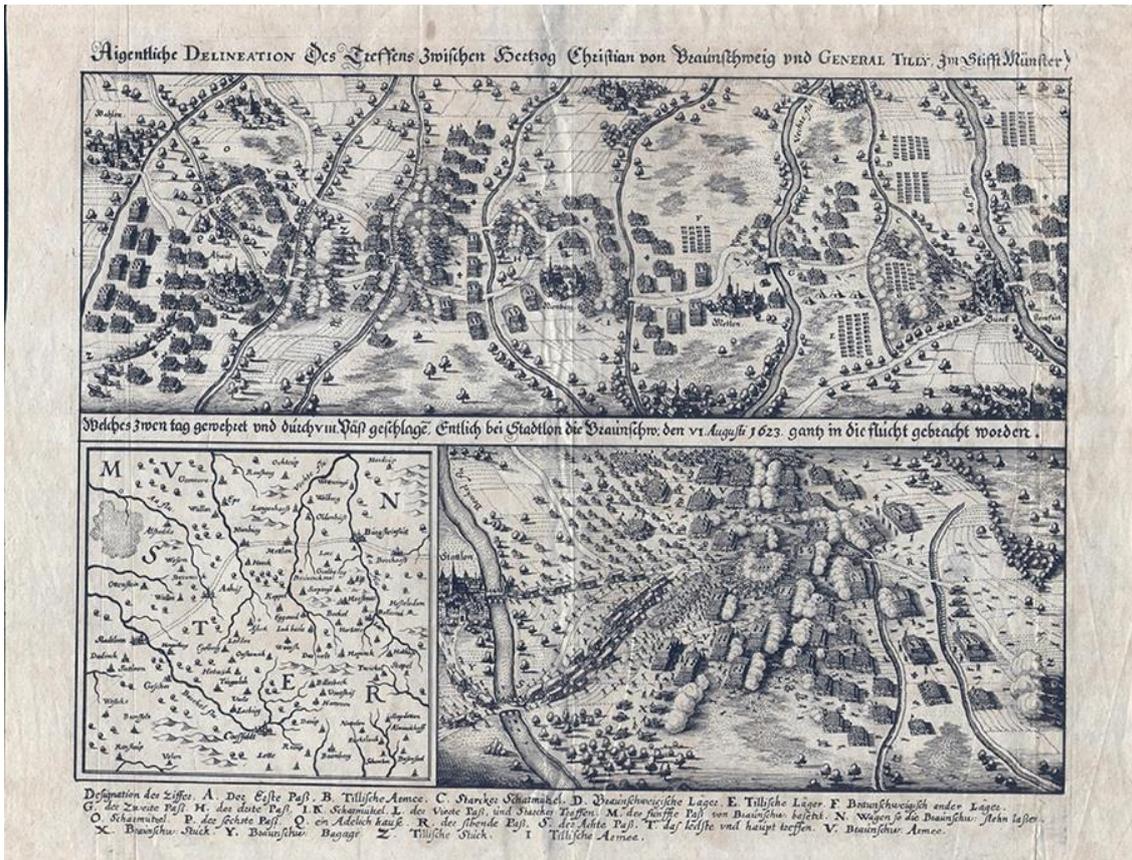


Abb. 5: Abbildungsnachweis: <https://heimatverein-stadtlohn.de/wp-content/uploads/Kupferstich-Theatrum-600x442.png>, (Abruf: 1. Oktober 2019).

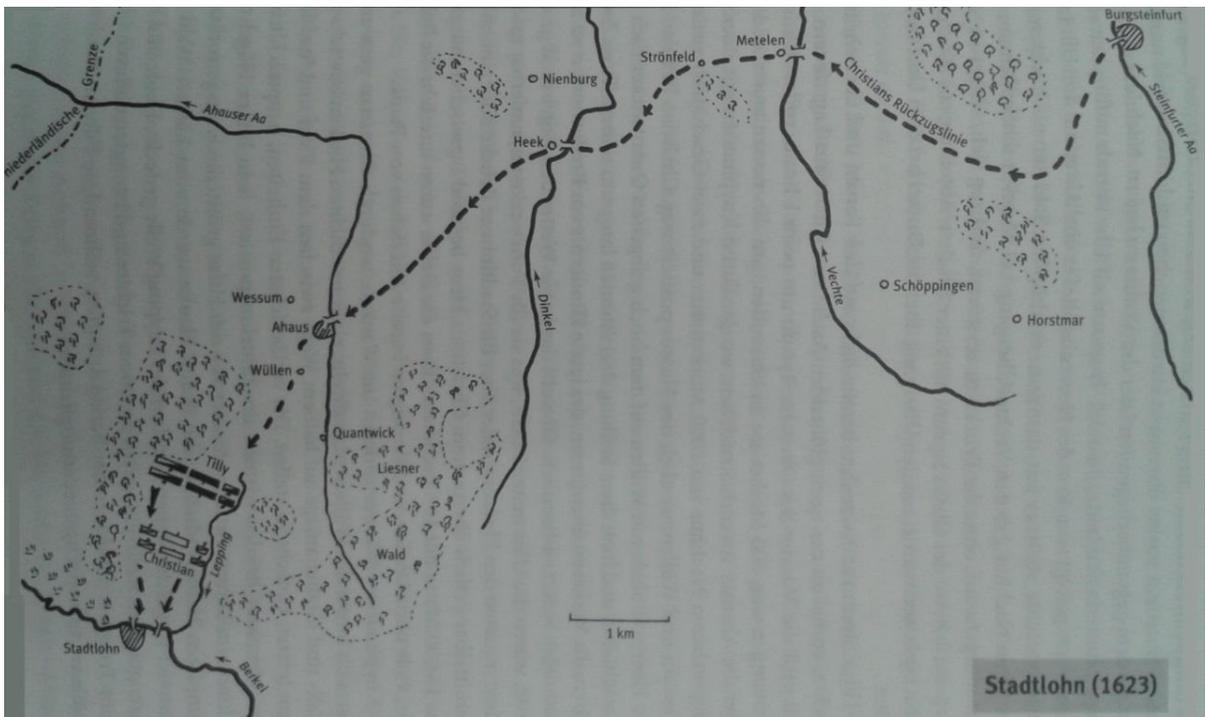


Abb. 6: Abbildungsnachweis: Peter H. Wilson: *Der Dreißigjährige Krieg. Eine europäische Tragödie*. Darmstadt 2017 (engl. 2009), S. 431.

Schriftenverzeichnis Peter Heßelmann

Monographien

- Gaukelpredigt. Simplicianische Poetologie und Didaxe. Zu allegorischen und emblematischen Strukturen in Grimmelshausens Zehn-Bücher-Zyklus.* Frankfurt a. M. [u. a.] 1988 (Europäische Hochschulschriften. Reihe I. Deutsche Sprache und Literatur 1056).
- August Freiherr von Haxthausen (1792–1866). Sammler von Märchen, Sagen und Volksliedern, Agrarhistoriker und Rußlandreisender aus Westfalen. Mit einem Beitrag von Walter Gödden. Ausstellung der Universitätsbibliothek Münster 24. Februar 1992–25. März 1992.* Münster 1992 (Schriften der Universitätsbibliothek Münster 8).
- Simplicissimus Redivivus. Eine kommentierte Dokumentation der Rezeptionsgeschichte Grimmelshausens im 17. und 18. Jahrhundert (1667–1800).* Frankfurt a. M. 1992 (Das Abendland N. F. 20).
- Gereinigtes Theater? Dramaturgie und Schaubühne im Spiegel deutschsprachiger Theaterperiodika des 18. Jahrhunderts (1750–1800).* Frankfurt a. M. 2002 (Das Abendland N. F. 31).

Herausgeberschaften

- „Das Schöne soll sein“. ‚Aisthesis‘ in der deutschen Literatur. Festschrift für Wolfgang F. Bender. Hrsg. von Peter Heßelmann, Michael Huesmann und Hans-Joachim Jakob. Bielefeld 2001.
- Johann Beer: *Sämtliche Werke*. Hrsg. von Ferdinand van Ingen und Hans-Gert Roloff. Bd. 12,2. *Musikalische Schriften. Schola-Phonologica*. Hrsg. von Michael Heinemann aufgrund von Vorarbeiten von Elisabeth Lam-Bär und Peter Heßelmann. Bern [u. a.] 2005.
- Simplicissimus in Westfalen. Begleitheft zur Tagung der Grimmelshausen-Gesellschaft 23.–26. Juni 2005 in Münster.* Hrsg. von Hans Galen, Klaus Haberkamm und Peter Heßelmann. Münster 2005.
- Grimmelshausen und Simplicissimus in Westfalen.* Hrsg. von Peter Heßelmann. Bern [u. a.] 2006 (Beihefte zu Simpliciana 2).
- Simpliciana. Schriften der Grimmelshausen-Gesellschaft* (ab 2008).

Grimmelshausen als Kalenderschriftsteller und die zeitgenössische Kalenderliteratur. Hrsg. von Peter Heßelmann. Bern [u. a.] 2011 (Beihefte zu *Simpliciana* 5).

Johann Moritz Schwager: *Sämtliche Romane und eine Reisebeschreibung*. 2 Bde. Hrsg. von Walter Gödden, Peter Heßelmann und Frank Stückemann. Bielefeld 2013 (Veröffentlichungen der Literaturkommission für Westfalen 54.1/54.2. Reihe Texte 24).

„*Er war ein Licht in Westphalen*“. *Johann Moritz Schwager (1738–1804). Ein westfälischer Aufklärer*. Hrsg. von Walter Gödden, Peter Heßelmann und Frank Stückemann. Bielefeld 2013 (Veröffentlichungen der Literaturkommission für Westfalen 55).

Claus von und zu Schauenburg: *Teutscher Friedens-Raht. Kommentierte Edition der von Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen redigierten Ausgabe von 1670*. Hrsg. von Dieter Breuer, Peter Heßelmann und Dieter Martin. Stuttgart 2014 (Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart 348).

Gábor Tüskés: *Zur Metamorphose des Schelms im modernen Roman. Jenő J. Tersánszky: „Marci Kakuk*“. Im Auftrag der Grimmelshausen-Gesellschaft Münster hrsg. von Peter Heßelmann. Münster 2015 (Wissenschaftliche Schriften der WWU Münster. Reihe XII 14).

Éva Knapp, Gábor Tüskés: *Litterae Hungariae. Transformationsprozesse im europäischen Kontext (16.–18. Jahrhundert)*. Im Auftrag der Grimmelshausen-Gesellschaft Münster hrsg. von Peter Heßelmann. Münster 2018 (Wissenschaftliche Schriften der WWU Münster. Reihe XII 20).

Karl Ebert: *Grimmelshausens Heimat am Oberrhein. Neue lokale, soziale und biografische Aspekte zur Erschließung des literarischen Werkes von Johann Jakob Christoph von Grimmelshausen*. Hrsg. von Peter Heßelmann. Bühl 2019.

Aufsätze

Zum Grimmelshausen-Bild bei Schriftstellern des 20. Jahrhunderts. In: *Simpliciana* IV/V (1983), S. 173–198.

Marcus Knackwurst und Grimmelshausen. Zu einer bisher nicht ermittelten Quelle des simplicianischen Erzählers. In: *Daphnis* 14 (1985), S. 579–599.

Grimmelshausen – „gesellschaftlich alleingelassen“? Auf den Spuren seiner Gönner und Leser im 17. Jahrhundert. In: *Simpliciana* VIII (1986), S. 51–70.

- Grimmelshausens „*Stoltzer Melcher*“ und Wassenbergs „*Frantzösische Gold-Grube*“: „...der Fridens-satten- vnd gern-kriegenden teutschen Jugend zum Meßkram verehret“. In: *Simpliciana* IX (1987), S. 79–100.
- „Entblösete Brüste“ auch in Wolfenbüttel. Grimmelshausens „*Keuscher Joseph*“ und seine Rezeption im 17. und 18. Jahrhundert. In: *Simpliciana* XI (1989), S. 17–33.
- Grimmelshausen und der „Mann-Verderber“. Zum Lektürenkanon des simplicianischen Autors. In: *Carleton Germanic Papers* 18 (1990), S. 89–102.
- Zur Rezeptionsgeschichte Grimmelshausens im Spätbarock: Das Werk Johann Christoph Etnners. In: *Simpliciana* XII (1990), S. 229–266.
- Zur Tradition der Narrensatire im 17. Jahrhundert: Text und Bild in den B- und C-Auflagen des „Narren-Spitals“ von Johann Beer. In: *Simpliciana* XIII (1991), S. 211–274.
- Zusammen mit Elisabeth Lam-Bär: Die „*Klag der Soldaten*“ – ein unveröffentlichtes Vokalwerk Johann Beers. In: *Simpliciana* XIII (1991), S. 331–362.
- Rhetorische Grundbegriffe. In: *Literaturwissenschaft. Ein Grundkurs*. Hrsg. von Helmut Brackert und Jörn Stückrath. Reinbek 1992 (rowohlts enzyklopädie 523), S. 118–129.
- August Freiherr von Haxthausen. Wissenschaftler, Literat und Sammler. Vortrag, gehalten am 16. Mai 1992 in Brakel auf der Matinee der Böckerhof-Gesellschaft anlässlich des 200. Geburtstages von August Freiherr von Haxthausen (1792–1866) In: *Jahrbuch 1993 Kreis Höxter*. Höxter 1992, S. 217–223.
- „Dessen Schwall mache Jesuiten verstummen.“ – Grimmelshausen und die Rhetorik. In: *Simpliciana* XV (1993), S. 105–122.
- Gerhard Anton von Halem (1752–1819). Ein Vermittler der Aufklärung in Nordwestdeutschland. In: *Literatur in Westfalen. Beiträge zur Forschung* 2. Hrsg. von Walter Gödden und Winfried Woesler. Paderborn [u. a.] 1994, S. 77–100.
- Unbekannte Briefe von Joseph Görres. In: *Literaturwissenschaftliches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft* N. F. 35 (1994), S. 233–252.
- Unveröffentlichte Briefe von Friedrich Schlegel. In: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* 38 (1994), S. 3–35.
- Unveröffentlichte Briefe von August Wilhelm Schlegel. In: *Athenäum* 5 (1995), S. 345–350.

- Unveröffentlichte Briefe des Publizisten, Literaturkritikers und Theaterhistorikers Christian Heinrich Schmid an Anton Mathias Sprickmann. In: *Literatur in Westfalen. Beiträge zur Forschung* 3. Hrsg. von Walter Gödden. Paderborn [u. a.] 1995, S. 7–21.
- Justus Möser und Gerhard Anton von Halem. Mit unveröffentlichten Briefen von Jenny von Voigts. In: *Möser-Forum* 2/1994. Hrsg. von Winfried Woesler. Osnabrück 1995 (Osnabrücker Geschichtsquellen und Forschungen 35), S. 177–193.
- „Divadla v kapesním vydání“. (K teorii a praxi privátních divadel v poslední čtvrtině 18. století). In: *Divadelní Revue* 8 (1997), H. 3, S. 3–17.
- Fiktion und Wahrheit. Poetologische und hermeneutische Reflexe in Grimmelshausens „Baldanders“-Episode. In: *Simpliciana* XX (1998), S. 165–188.
- „Bühnen in Taschenformat“. Zu Theorie und Praxis der Gesellschaftstheater im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts. In: *Theater im Kulturwandel des 18. Jahrhunderts. Inszenierungen und Wahrnehmung von Körper – Musik – Sprache*. Hrsg. von Erika Fischer-Lichte und Jörg Schönert. Göttingen 1999 (Das achtzehnte Jahrhundert. Supplementa 5), S. 503–520.
- Anton Matthias Sprickmann und das Theater. In: *Anton Matthias Sprickmann (1749–1833). „Dank Gott und Fürstenberg, daß sie mich auf den Weg brachten“*. Ausstellung zum 250. Geburtstag in der Universitäts- und Landesbibliothek Münster vom 5. November bis zum 23. Dezember 1999. Hrsg. von Erpho Bell. Münster 1999 (Schriften der Universitäts- und Landesbibliothek Münster 21), S. 55–75.
- Kranke Heiler. Zum ästhetischen, anthropologischen und medizinischen Diskurs über Schauspielkunst im späten 18. Jahrhundert. In: *„Das Schöne soll sein“*. ‚Aisthesis‘ in der deutschen Literatur. Festschrift für Wolfgang F. Bender. Hrsg. von Peter Heßelmann, Michael Huesmann und Hans-Joachim Jakob. Bielefeld 2001, S. 73–100.
- Ein unbekannter Brief von Clemens Brentano an Karl von Raumer. In: *Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts* 2001, S. 151–163.
- Ein „wiedergeborenes Simpel-zisch-i-muß“ – Hubert Konrad Franks Sprachexperimentierkunst im Roman „Baden-Dubel. *Simplicius neu*“ (1992). In: *Simpliciana* XXIII (2001), S. 75–85.
- Wandertheater an westfälischen Adelshöfen. Eine wiederentdeckte Sammlung von Theaterzetteln – Das Gastspiel der „Darmstädterischen Gesell-

- schaft deutscher Schauspieler“ im „Fürstlich Bentheimischen Komödienhaus“ zu Steinfurt im Jahr 1752. In: *Literatur in Westfalen. Beiträge zur Forschung* 6. Hrsg. von Walter Gödden. Bielefeld 2002, S. 47–67.
- Ein „Spiegel böser Art“? – Grimmelshausens „*Courasche*“ in den Kommentaren der posthumen Gesamtausgaben. In: *Simpliciana* XXIV (2002), S. 27–46.
- Unbekannte Briefe von Ludwig Tieck an Karl von Raumer und Agnes Tieck. In: *Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts* 2003, S. 227–234.
- „Es gung so Kurraschy her!“ – Die Literarisierung der Griesbacher und Peterstaler Sauerbrunnen bei Moscherosch und Grimmelshausen. In: *Simpliciana* XXV (2003), S. 187–220.
- Das „Bauernlied“ bei Grimmelshausen und in Johann Georg Schielens Zeitschrift „Historische Politische und Philosophische Krieg- und Friedens-Gespräch“ (1683). In: *Simpliciana* XXV (2003), S. 379–388.
- Zwischen Buchgelehrsamkeit und Erfahrungswissenschaft. Grimmelshausen und die Kräuterheilkunde im Wissensdiskurs der frühen Neuzeit. In: *Simpliciana* XXVI (2004), S. 219–243.
- Schelmenroman und Journalismus – Johann Georg Schielens „*Deß Frantzösischen Kriegs-Simplicissimi Hoch-verwunderlicher Lebens-Lauff*“ (1682/83) im mediengeschichtlichen Kontext des 17. Jahrhunderts. In: *Das Ungarnbild in der deutschen Literatur der frühen Neuzeit. Der „Ungarische oder Dacianische Simplicissimus“ im Kontext barocker Reiseerzählungen und Simpliziaden*. Hrsg. von Dieter Breuer und Gábor Tüskés. Bern [u. a.] 2005 (Beihefte zu *Simpliciana* 1), S. 161–181.
- Unbeachtete oberrheinische Bäder-Lyrik aus dem 17. Jahrhundert. Elias Schads Gedicht über Peterstal und Griesbach (1607) und Johann Matthias Schneubers „Über die Saurbrunnen mißbräuch“ (1655/56). In: *Die Ortenau. Veröffentlichungen des Historischen Vereins für Mittelbaden* 85 (2005), S. 345–360.
- Marcus Bloß – Der Drucker der Erstausgabe von Grimmelshausens „*Ewigwährendem Calender*“. In: *Simpliciana* XXVII (2005), S. 43–56.
- „diese noch der Zeit unbekante Dichtart“. Zur Poetologie des „Lehrgedichts“ in Georg Philipp Harsdörffers „*Nathan und Jotham*“. In: *Harsdörffer-Studien. Mit einer Bibliografie der Forschungsliteratur von 1847 bis 2005*. Hrsg. von Hans-Joachim Jakob und Hermann Korte. Frankfurt a. M. [u. a.] 2006 (Bibliographien zur Literatur- und Mediengeschichte 10), S. 195–211.

- Ein „Krautgarten von Wahrheit und Erfindung“ – Gerhard Menschings Kriminalnovelle „*Grimmelshausen und der Mörder von Soest*“ (1989). In: *Grimmelshausen und Simplicissimus in Westfalen*. Hrsg. von Peter Heßelmann. Bern [u. a.] 2006 (Beihefte zu *Simpliciana* 2), S. 241–254.
- Zum Judenbild bei Grimmelshausen. Christian Gersons „*Der Jüden Thalmud*“ (1607), Michael Buchenröders „*Eilende Messias Juden-Post*“ (1666) und „*Das wunderbarliche Vogel-Nest II*“ (1675). In: *Simpliciana XXVIII* (2006), S. 115–134.
- Picaro und Fortuna. Zur narrativen Technik in Hieronymus Dürers „*Lauf der Welt und Spiel des Glücks*“ und Grimmelshausens „*Simplicissimus Teutsch*“. In: *Simpliciana XXIX* (2007), S. 101–118.
- Nochmals zum Judenbild bei Grimmelshausen. John Evelyns „*Historia De tribus hujus seculi famosis Impostoribus*“ (1669) und „*Das wunderbarliche Vogel-Nest*“ (1675). In: *Simpliciana XXIX* (2007), S. 381–386.
- Auf den Spuren Springinsfelds in Westfalen. In: *Simpliciana XXIX* (2007), S. 387–392.
- Grimmelshausen – Leben und Werk. In: *Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen. Text+Kritik-Sonderband*. Hrsg. von Heinz Ludwig Arnold unter redaktioneller Mitarbeit von Hans-Joachim Jakob. München 2008, S. 7–21.
- Johann Heinrich Hadewig (1623–1671). Ein vergessener Barockautor aus Westfalen. Mit einer Bibliographie. In: *Literatur in Westfalen. Beiträge zur Forschung* 9. Hrsg. von Walter Gödden. Bielefeld 2008, S. 9–34.
- Hieronymus Dürer (1641–1704) – Ein Barockautor in Westfalen. In: *Literatur in Westfalen. Beiträge zur Forschung* 9. Hrsg. von Walter Gödden. Bielefeld 2008, S. 35–47.
- Die Theaterbibliothek Busch in der Universitäts- und Landesbibliothek Münster. In: *Literatur in Westfalen. Beiträge zur Forschung* 9. Hrsg. von Walter Gödden. Bielefeld 2008, S. 317–328.
- Das Theater des 18. Jahrhunderts in Ungarn im Spiegel deutschsprachiger Theaterperiodika. In: *Deutsches Theater im Donau-Karpatenraum. Dramatisches Schaffen, Aufführungen, Theaterzeitschriften und Kritiken*. Hrsg. von András Balogh. Cluj-Napoca 2008 (Klausenburger Beiträge zur Germanistik 4), S. 11–35.
- Die Höhle des Zerberus. Grimmelshausens „*Simplicissimus*“ im Comic. In: *Simpliciana XXX* (2008), S. 191–198.

- Narrheit und Klugheit in Christian Weises „*Die drey ärgsten Ertz-Narren*“. In: *Der Narr in der deutschen Literatur im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. Kolloquium in Nancy (13.–14. März 2008)*. Hrsg. von Jean Schillinger. Bern [u. a.] 2009 (Jahrbuch für Internationale Germanistik. Reihe A. Kongressberichte 96), S. 279–298.
- „Vnd war kein Narr“. Bartholomäus Krügers Schwankroman „*Hans Clawerts Werckliche Historien*“ (1587). In: „*Fortunatus, Melusine, Genovefa*“. *Internationale Erzählstoffe in der deutschen und ungarischen Literatur der Frühen Neuzeit*. Hrsg. von Dieter Breuer und Gábor Tüskés. Bern [u. a.] 2010 (Beihefte zu Simpliciana 6), S. 451–474.
- Der „honig der angedichteten umstände“. Zur rhetorisch-poetologischen Kontroverse um „*historia*“, „*fabula*“ und „*evidentia*“ in der Romantheorie des Barock. In: „*Spielregeln barocker Prosa*“. *Historische Konzepte und theoriefähige Texturen ‚ungebundener Rede‘ in der Literatur des 17. Jahrhunderts*. Hrsg. von Thomas Althaus und Nicola Kaminski. Bern [u. a.] 2012 (Beihefte zu Simpliciana 7), S. 91–117.
- Tomaso Garzoni: *Piazza Universale*. In: *Projektportal „Welt und Wissen auf der Bühne. Die Theatrum-Literatur der Frühen Neuzeit“*. *Repertorium*. Hrsg. von Nikola Roßbach und Thomas Stäcker unter Mitarbeit von Flemming Schock, Constanze Baum, Imke Harjes und Sabine Kalff. Wolfenbüttel: Herzog August Bibliothek 2012 (edoc/ed000171) [S. 1–8].
- Zur Theorie der *historia* in den Paratexten des „*Theatrum Europaeum*“. In: *Das „Theatrum Europaeum“*. *Wissensarchitektur einer Jahrhundertchronik*. Hrsg. von Flemming Schock, Nikola Roßbach und Constanze Baum unter Mitarbeit von Désirée Müller. Wolfenbüttel 2011 (<http://diglib.hab.de/wdb.php?dir=ebooks/ed000081>).
- Die simplicianischen Jahreskalender in der Altenburger Kalendersammlung. In: *Astronomie – Literatur – Volksaufklärung. Der Schreibkalender der Frühen Neuzeit mit seinen Text- und Bildbeigaben*. Hrsg. von Klaus-Dieter Herbst. Bremen 2012 (Acta Calendariographica. Forschungsberichte 5; Presse und Geschichte – Neue Beiträge 67), S. 115–149.
- Der Ruf nach der „*Policey*“ im Tempel der Kunst. Das Theaterpublikum des 18. Jahrhunderts zwischen Andacht und Vergnügen. In: „*Das Theater glich einem Irrenhause*“. *Das Publikum im Theater des 18. und 19. Jahrhunderts*. Hrsg. von Hermann Korte und Hans-Joachim Jakob. Heidelberg 2012 (Proszonium. Beiträge zur historischen Theaterpublikumsforschung 1), S. 77–94.

„Kleine satyrische Freuden über die Thorheiten der Menschen“. Die Romane von Johann Moritz Schwager. In: *„Er war ein Licht in Westphalen“*. Johann Moritz Schwager (1738–1804). Ein westfälischer Aufklärer. Hrsg. von Walter Gödden, Peter Heßelmann und Frank Stückemann. Bielefeld 2013 (Veröffentlichungen der Literaturkommission für Westfalen 55), S. 297–337.

Zusammen mit Walter Gödden und Frank Stückemann: Nachwort. In: Johann Moritz Schwager: *Sämtliche Romane und eine Reisebeschreibung*. Bd. 2. Hrsg. von Walter Gödden, Peter Heßelmann und Frank Stückemann. Bielefeld 2013 (Veröffentlichungen der Literaturkommission für Westfalen 54.2. Reihe Texte 24), S. 1239–1254.

Die Geburt der gereinigten Schaubühne aus dem Geist des Aischylos. Gottscheds Theaterpoetik. In: *Johann Christoph Gottsched (1700–1766). Philosophie, Poetik und Wissenschaft*. Hrsg. von Eric Achermann. Berlin 2014 (Werkprofile. Philosophen und Literaten des 17. und 18. Jahrhunderts 4), S. 203–219.

„Cronegk starb allerdings für unsere Bühne zu früh“. Lessings Auseinandersetzung mit Johann Friedrich von Cronegks Tragödien *„Olint und Sophronia“* und *„Codrus“*. In: *Lessing Yearbook XLI* (2014), S. 63–86.

Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen. „Der Abentheurliche Simplicissimus Teutsch“. In: *Literatur für die Schule. Ein Werklexikon zum Deutschunterricht*. Hrsg. von Marion Bönninghausen und Jochen Vogt. Paderborn 2014 (Uni-Taschenbücher 8522), S. 286–287.

Einleitung. In: Claus von und zu Schauenburg: *Teutscher Friedens-Raht. Kommentierte Edition der von Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen redigierten Ausgabe von 1670*. Hrsg. von Dieter Breuer, Peter Heßelmann und Dieter Martin. Stuttgart 2014 (Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart 348), S. IX–XXXV.

Zu Theorie und Praxis deutschsprachiger Theaterhistoriographie im 18. Jahrhundert. In: *Medien der Theatergeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts*. Hrsg. von Hermann Korte, Hans-Joachim Jakob und Bastian Dewenter. Heidelberg 2015 (Proszenium. Beiträge zur historischen Theaterpublikumsforschung 3), S. 29–51.

Johann Moritz Schwagers *„Die Leiden des jungen Franken, eines Genies“* (1777). Ein satirisches „Gegengift“ zu Johann Wolfgang Goethes *„Die Leiden des jungen Werthers“* (1774). In: *Amicitia. Beiträge zum 60. Geburtstag*

- von Gábor Tüskés. Hrsg. von István Rumen Csörsz [u. a.]. Budapest 2015, S. 411–422.
- Johann Friedrich Schink und das Theater in Hamburg in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts. In: *Bühne und Bürgertum. Das Hamburger Stadttheater (1770–1850)*. Hrsg. von Bernhard Jahn und Claudia Maurer Zenck. Frankfurt a. M. [u. a.] 2016 (Hamburger Beiträge zur Germanistik 56), S. 345–374.
- „die alte Welt ist hin/ es hat sich alles umgekehrt“. Zu Franz Callenbachs satirischen Komödien. In: „*was einmahl war ist, bleibt wahr.*“ *Franz Callenbach (1663–1743) und seine acht Schulkomödien in Wetzlar*. Hrsg. von Martin Robe. Petersberg 2017, S. 12–24.
- Simplicianische Reminiszenzen in Günter Grass’ „*Vonne Endlichkeit*“, in Ingo Schulzes „*Peter Holtz*“, in Daniel Kehlmanns „*Kommt, Geister*“ und „*Tyll*“. In: *Simpliciana XXXIX* (2017), S. 388–394.
- Für ein „weises theatralisches Gesetzbuch“ und „Vehmgericht der deutschen Schaubühne“. Interne Theaterreglements und nationale Theatergesetzgebung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In: *Theatergeschichte als Disziplinierungsgeschichte? Zur Theorie und Geschichte der Theatergesetze des 18. und 19. Jahrhunderts*. Hrsg. von Bastian Dewenter und Hans-Joachim Jakob. Heidelberg 2018 (Proszenium. Beiträge zur historischen Theaterpublikumsforschung 6), S. 31–65.
- Fiskalpolitik in Claus von und zu Schauenburgs „*Teutschem Friedens-Raht*“. Mit einem Blick auf Grimmelshausen. In: *Simpliciana XL* (2018), S. 109–129.
- Ein Monstrum am Straßburger Münster. Inspiration für Grimmelshausens Titelbild zum „*Simplicissimus Teutsch*“? In: *Simpliciana XL* (2018), S. 331–337.
- Johann Friedrich Schinks satirischer Roman „*Das Theater zu Abdera*“ (1787/89). In: *Johann Friedrich Schink (1755–1835). Dramaturg – Bühnendichter – Theaterkritiker*. Hrsg. von Bernhard Jahn und Alexander Košenina. Berlin [u. a.] 2019 (Hamburger Beiträge zur Germanistik 62), S. 267–289.

Lexikonartikel

- Johann Jakob Dusch. In: *Literaturlexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache*. Bd. 3. Hrsg. von Walther Killy. Gütersloh, München 1989, S. 134–135.
- Gerhard Anton von Halem. In: *Literaturlexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache*. Bd. 4. Hrsg. von Walther Killy. Gütersloh, München 1989, S. 479–480.
- Friedrich Traugott Hase. In: *Literaturlexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache*. Bd. 5. Hrsg. von Walther Killy. Gütersloh, München 1990, S. 45.
- Johann Ulrich von König. In: *Literaturlexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache*. Bd. 6. Hrsg. von Walther Killy. Gütersloh, München 1990, S. 429–431.
- Karl Arnold Kortum. In: *Literaturlexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache*. Bd. 6. Hrsg. von Walther Killy. Gütersloh, München 1990, S. 504–505.
- Christian Nikolaus Naumann. In: *Literaturlexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache*. Bd. 8. Hrsg. von Walther Killy. Gütersloh, München 1990, S. 338.
- Christian Adolf Overbeck. In: *Literaturlexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache*. Bd. 9. Hrsg. von Walther Killy. Gütersloh, München 1991, S. 58–59.
- Anton Matthias Sprickmann. In: *Literaturlexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache*. Bd. 11. Hrsg. von Walther Killy. Gütersloh, München 1991, S. 120.
- Christoph Eusebius Suppius. In: *Literaturlexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache*. Bd. 11. Hrsg. von Walther Killy. Gütersloh, München 1991, S. 291.
- Johann Jakob Dusch. In: *Literaturlexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache*. Bd. 3. Begründet von Walther Killy. Neuausgabe hrsg. von Wilhelm Kühlmann [u. a.]. Berlin, New York 2008, S. 140–142.
- Friedrich Wilhelm Grimme. In: *Literaturlexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache*. Bd. 4. Begründet von Walther Killy. Neuausgabe hrsg. von Wilhelm Kühlmann [u. a.]. Berlin, New York 2009, S. 427–428.
- Zusammen mit Volker Meid: Johann Jakob von Grimmelshausen. In: *Literaturlexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache*. Bd. 4. Begründet von Walther Killy. Neuausgabe hrsg. von Wilhelm Kühlmann [u. a.]. Berlin, New York 2009, S. 428–434.

- Gerhard Anton von Halem. In: *Literaturlexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache*. Bd. 4. Begründet von Walther Killy. Neuausgabe hrsg. von Wilhelm Kühlmann [u. a.]. Berlin, New York 2009, S. 611–613.
- Friedrich Traugott Hase. In: *Literaturlexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache*. Bd. 5. Begründet von Walther Killy. Neuausgabe hrsg. von Wilhelm Kühlmann [u. a.]. Berlin, New York 2009, S. 56–57.
- Ludwig Homann. In: *Literaturlexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache*. Bd. 5. Begründet von Walther Killy. Neuausgabe hrsg. von Wilhelm Kühlmann [u. a.]. Berlin, New York 2009, S. 570–571.
- Luise Ernestine Malvina von Humbracht. In: *Literaturlexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache*. Bd. 6. Begründet von Walther Killy. Neuausgabe hrsg. von Wilhelm Kühlmann [u. a.]. Berlin, New York 2009, S. 11–12.
- Zusammen mit Detlev Janik: Otto Jägersberg. In: *Literaturlexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache*. Bd. 6. Begründet von Walther Killy. Neuausgabe hrsg. von Wilhelm Kühlmann [u. a.]. Berlin, New York 2009, S. 85–86.
- Johann Ulrich König. In: *Literaturlexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache*. Bd. 6. Begründet von Walther Killy. Neuausgabe hrsg. von Wilhelm Kühlmann [u. a.]. Berlin, New York 2009, S. 553–555.
- Karl Arnold Kortum. *Literaturlexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache*. Bd. 6. Begründet von Walther Killy. Neuausgabe hrsg. von Wilhelm Kühlmann [u. a.]. Berlin, New York 2009, S. 657–658.
- Christian Nikolaus Naumann. In: *Literaturlexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache*. Bd. 8. Begründet von Walther Killy. Neuausgabe hrsg. von Wilhelm Kühlmann [u. a.]. Berlin, New York 2010, S. 507.
- Christian Adolf Overbeck. In: *Literaturlexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache*. Bd. 8. Begründet von Walther Killy. Neuausgabe hrsg. von Wilhelm Kühlmann [u. a.]. Berlin, New York 2010, S. 52.
- Anton Matthias Sprickmann. In: *Literaturlexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache*. Bd. 11. Begründet von Walther Killy. Neuausgabe hrsg. von Wilhelm Kühlmann [u. a.]. Berlin, New York 2011, S. 145.
- Christoph Eusebius Suppius. In: *Literaturlexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache*. Bd. 11. Begründet von Walther Killy. Neuausgabe hrsg. von Wilhelm Kühlmann [u. a.]. Berlin, New York 2011, S. 402.

Otto Weddigen. In: *Literaturlexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache*. Bd. 12. Begründet von Walther Killy. Neuausgabe hrsg. von Wilhelm Kühlmann [u. a.]. Berlin, New York 2011, S. 184.

Augustin Wibbelt. In: *Literaturlexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache*. Bd. 12. Begründet von Walther Killy. Neuausgabe hrsg. von Wilhelm Kühlmann [u. a.]. Berlin, New York 2011, S. 362–363.

Miszellen

„Die Abenteuer des Simplicius Simplicissimus“ – ein Hörspiel von Ludwig Harig. In: *Simpliciana* VI/VII (1985), S. 228.

„Simplicissimus“ im Hörfunk. In: *Simpliciana* VIII (1986), S. 111.

„Nachricht aus Grimmelshausen“ – Gedichte von Harald Gerlach. In: *Simpliciana* VIII (1986), S. 112.

„Grimmelshausen und der Mörder von Soest“ – Eine Kriminalnovelle von Gerhard Mensching. In: *Simpliciana* XI (1989), S. 261–262.

„Das Treffen in Telgte“ – Eine Oper nach der gleichnamigen Erzählung von Günter Grass. In: *Simpliciana* XXVII (2005), S. 311.

Vorwort. In: *Grimmelshausen und Simplicissimus in Westfalen*. Hrsg. von Peter Heßelmann. Bern [u. a.] 2006 (Beihefte zu *Simpliciana* 2), S. 9–10.

Grimmelshausen-Preis 2007 für Feridun Zaimoglu. In: *Simpliciana* XXIX (2007), S. 398.

„Courasche oder Gott lass nach“ von Wilhelm Genazino nach Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen. In: *Simpliciana* XXIX (2007), S. 401–410.

Grimmelshausen-Chronik. In: *Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen. Text+Kritik-Sonderband*. Hrsg. von Heinz Ludwig Arnold unter redaktioneller Mitarbeit von Hans-Joachim Jakob. München 2008, S. 275–276.

Karl Amadeus Hartmanns Oper „Simplicius Simplicissimus“ in Hannover. In: *Simpliciana* XXX (2008), S. 274.

ZDF/ORF-Film „Abenteuerlicher Simplizissimus“ auf DVD erhältlich. In: *Simpliciana* XXX (2008), S. 274.

Grimmelshausen-Gesellschaft präsentierte Ausstellung „Deutschsprachige Literaturnobelpreisträger“ in Münster. In: *Simpliciana* XXX (2008), S. 321.

Walter Ernst Schäfer zum 80. Geburtstag. In: *Simpliciana* XXX (2008), S. 323.

Simplicianisches in Gerhard Henschels „Jugendroman“ (2009). In: *Simpliciana* XXXVII (2015), S. 419–420.

- Grimmelshausen-Preis 2015 für Robert Seethaler. In: *Simpliciana* XXXVII (2015), S. 420.
- Simplicissimus im Bamberger E. T. A. Hoffmann-Theater. In: *Simpliciana* XXXVIII (2016), S. 581.
- Grimmelshausen-Gedenkstein in Bad-Peterstal-Griesbach aufgestellt. In: *Simpliciana* XXXVIII (2016), S. 589–590.
- Grimmelshausen-Literaturpreis 2017 für Christoph Hein. In: *Simpliciana* XXXIX (2017), S. 394–396.
- 2018: 400. Jahrestag des Ausbruchs des Dreißigjährigen Krieges / 350. Jahrestag der Erstveröffentlichung von Grimmelshausens „*Simplicissimus Teutsch*“. In: *Simpliciana* XL (2018), S. 421.

Rezensionen und Berichte

- Ernst Weber und Christine Mithal: *Deutsche Originalromane zwischen 1680 und 1780. Eine Bibliographie mit Besitznachweisen (Bundesrepublik Deutschland und Deutsche Demokratische Republik)*. Berlin 1983. In: *Simpliciana* VI/VII (1985), S. 226–228.
- Zusammen mit Timothy Sodmann: *An Unabridged Translation of „Simplicius Simplicissimus“*. By Johann Jakob Christoffel von Grimmelshausen. With an Introduction and Notes by Monte Adair. Lanham, New York, London 1986. In: *Simpliciana* IX (1987), S. 246–249.
- Satire in der Frühen Neuzeit*. Hrsg. von Barbara Becker-Cantarino. Amsterdam 1985 (Daphnis 14/4). In: *Leuvense Bijdragen* 78 (1989), S. 459–461.
- Dick van Stekelenburg: *Michael Albinus „Dantiscanus“ (1610–1653). Eine Fallstudie zum Danziger Literaturbarock*. Amsterdam 1988 (Amsterdamer Publikationen zur Sprache und Literatur 74). In: *Leuvense Bijdragen* 78 (1989), S. 483–484.
- Simonetta Sanna: *Lessings „Emilia Galotti“*. *Die Figuren des Dramas im Spannungsfeld von Moral und Politik*. Tübingen 1988 (Untersuchungen zur deutschen Literaturgeschichte 43). In: *Germanistik. Internationales Referatenorgan mit bibliographischen Hinweisen* 30 (1989), S. 419–420.

- Jutta Gädeke Schmidt: *Lessings „Philotas“: Ästhetisches Experiment mit satirischer Wirkungsabsicht. Ein Beitrag zur Quellenforschung, Text- und Wirkungsgeschichte.* New York [u. a.] 1988 (New York University Ottendorfer Series N. F. 27). In: *Germanistik. Internationales Referatenorgan mit bibliographischen Hinweisen* 30 (1989), S. 420.
- Der moderne deutsche Schelmenroman. Interpretationen.* Hrsg. von Gerhart Hoffmeister. Amsterdam 1986 (Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik 20). In: *Heine-Jahrbuch* 29 (1990), S. 218–220.
- Hans Georg Kemper: *Deutsche Lyrik der frühen Neuzeit.* Bd. 5/I. *Aufklärung und Pietismus.* Tübingen 1991; Bd. 5/II. *Frühaufklärung.* Tübingen 1991. In: *Leuvense Bijdragen* 81 (1992), S. 457–459.
- August Freiherr von Haxthausen (1792–1866). Eine Ausstellung der Universitätsbibliothek Münster zu seinem 200. Geburtstag. In: *Corvey-Journal* 4/1 (1992), S. 2–8.
- August von Haxthausen (1792–1866). Eine Ausstellung der Universitätsbibliothek Münster. In: *Aus dem Antiquariat. Beilage zum Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* H. 10 (1992), S. 442–445.
- Titelblätter von Notendruckern im Zeitalter Haydns und Mozarts. Eine Ausstellung der Universitätsbibliothek Münster. In: *Aus dem Antiquariat. Beilage zum Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* H. 12 (1992), S. 504–506.
- Katholische Predigtsammlungen des 17. und 18. Jahrhunderts. Eine Ausstellung der Universitätsbibliothek Münster. In: *Aus dem Antiquariat. Beilage zum Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* H. 2 (1993), S. 53–56.
- Annette von Droste-Hülshoff und ihr Kreis. Aus den Beständen der Universitätsbibliothek Münster.* Hrsg. und kommentiert von Annelise Raub. Mit einer Einführung von Wolfhard Raub. Münster²1992 (Kostbarkeiten aus westfälischen Archiven und Bibliotheken 2). In: *Germanistik. Internationales Referatenorgan mit bibliographischen Hinweisen* 34 (1993), S. 268.
- Simplicissimus heute. Ein barocker Schelm in der Kunst des 20. Jahrhunderts. Eine Ausstellung der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel und der Präsidialabteilung der Stadt Zürich.* Wolfenbüttel 1990 (Malerbuchkataloge der Herzog August Bibliothek 4). In: *Germanistik. Internationales Referatenorgan mit bibliographischen Hinweisen* 34 (1993), S. 298–299.
- Joseph Görres: *Gesammelte Schriften.* Hrsg. im Auftrag der Görres-Gesellschaft von Wilhelm Schellberg, Adolf Dyroff, Leo Just. Fortgeführt von Heribert Raab. Ergänzungsbd. 2. *Görres-Bibliographie. Verzeichnis der Schriften von*

- und über Johann Joseph Görres (1776–1848) und Görres-Ikonographie. Bearb. von Albert Portmann-Tinguely. Paderborn [u. a.] 1993. In: *Germanistik. Internationales Referatenorgan mit bibliographischen Hinweisen* 34 (1993), S. 230.
- Christian Gellinek: *Stadtkultur und Kulturstadt Münster*. Köln, Wien 1990. In: *Germanistik. Internationales Referatenorgan mit bibliographischen Hinweisen* 34 (1993), S. 159.
- Hartmut Hoffmann: *Bücher und Urkunden aus Helmarshausen und Corvey*. Hannover 1992 (Monumenta Germaniae Historica. Studien und Texte 4). In: *Germanistik. Internationales Referatenorgan mit bibliographischen Hinweisen* 34 (1993), S. 20.
- Benjamin Neukirchs *Anthologie. Herrn von Hoffmannswaldau und anderer Deutschen auserlesener und bißher ungedruckter Gedichte Siebender Theil. Nach dem Druck vom Jahre 1727 mit einer kritischen Einleitung und Lesarten sowie einem Anhang Poetischer Staar-Stecher (1730)*. Hrsg. von Erika A. Metzger und Michael M. Metzger. Tübingen 1991 (Neudrucke deutscher Literaturwerke N. F. 43). In: *Leuvense Bijdragen* 82 (1993), S. 93–94.
- Studien zum deutschen weltlichen Kunstlied des 17. und 18. Jahrhunderts*. Hrsg. von Gudrun Busch und Anthony J. Harper. Amsterdam, Atlanta 1992 (Chloe 12). In: *Leuvense Bijdragen* 82 (1993), S. 95–98.
- Walter Ernst Schäfer: *Moral und Satire. Konturen oberrheinischer Literatur des 17. Jahrhunderts*. Tübingen 1992 (Frühe Neuzeit 7). In: *Leuvense Bijdragen* 82 (1993), S. 99–100.
- Rembrandts Radierkunst. Eine Ausstellung der Kunstsammlung der Universität Göttingen. In: *Aus dem Antiquariat. Beilage zum Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* H. 8 (1993), S. 301–305.
- Lessings Italienreise 1775. Eine Ausstellung in Wolfenbüttel. In: *Aus dem Antiquariat. Beilage zum Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* H. 9 (1993), S. 350–355.
- Jörg Krämer: *Johann Beers Romane. Poetologie, immanente Poetik und Rezeption „niederer“ Texte im späten 17. Jahrhundert*. Frankfurt a. M. [u. a.] 1991 (Mikrokosmos 28). In: *Daphnis* 22 (1993), S. 543–546.
- Leben im Spannungsfeld Goethes. Johann Peter Eckermann. Eine Ausstellung in Bad Pyrmont. In: *Aus dem Antiquariat. Beilage zum Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* H. 11 (1993), S. 419–422.

- Herbert Scheuring: „*Der alten Poeten schrecklich Einfäll und Wundergedichte*“. *Grimmelshausen und die Antike*. Frankfurt a. M. [u. a.] 1991 (Europäische Hochschulschriften. Reihe I. Deutsche Sprache und Literatur 1266). In: *Germanistik. Internationales Referatenorgan mit bibliographischen Hinweisen* 34 (1993), S. 710–711.
- Ernst Fleischhack: *Bibliographie Ferdinand Freiligrath 1829–1990*. Bielefeld 1993 (Bibliographien zur deutschen Literaturgeschichte 2). In: *Germanistik. Internationales Referatenorgan mit bibliographischen Hinweisen* 34 (1993), S. 790–791.
- Reclam. 125 Jahre Universal-Bibliothek. 1867–1992. Verlags- und kulturgeschichtliche Aufsätze*. Hrsg. von Dietrich Bode. Stuttgart 1992; *Reclams Universal-Bibliothek. Stuttgart 1947–1992. Eine Bibliographie*. Bearb. von Dieter Meier. Stuttgart 1992; *Reclam. Verfasser-, Schlag- und Stichwortkatalog. Universal-Bibliothek, gebundene Ausgaben, Paperbacks*. Bearb. von Brigitte Reclam. Stuttgart 1992. In: *Aus dem Antiquariat. Beilage zum Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* H. 12 (1993), S. 472–475.
- Burkhard Spinnen: *Schriftbilder. Studien zu einer Geschichte emblematischer Kurzprosa*. Münster 1991 (Literatur als Sprache 9). In: *Germanisch-Romanische Monatsschrift* N. F. 44 (1994), S. 110–113.
- Jakob Koeman: *Die Grimmelshausen-Rezeption in der fiktionalen Literatur der deutschen Romantik*. Amsterdam, Atlanta 1993 (Amsterdamer Publikationen zur Sprache und Literatur 108). In: *Germanistik. Internationales Referatenorgan mit bibliographischen Hinweisen* 35 (1994), S. 161.
- Das Werk der Kinderbuchillustratorin Gertrud Caspari in einer Ausstellung in Bad Pyrmont. In: *Aus dem Antiquariat. Beilage zum Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* H. 1 (1994), S. 24–26.
- Geologie- und Bergbau-Bücher aus der historischen Bibliothek des Landesoberbergamtes Nordrhein-Westfalen in Dortmund. In: *Aus dem Antiquariat. Beilage zum Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* H. 4 (1994), S. 130–134.
- Buchbinden im Wandel des 19. Jahrhunderts. Eine Ausstellung in der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel. In: *Aus dem Antiquariat. Beilage zum Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* H. 5 (1994), S. 170–176.
- Georg Forster zum 200. Todestag. Eine Ausstellung in Mainz und Göttingen. In: *Aus dem Antiquariat. Beilage zum Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* H. 5 (1994), S. 181–184.

- Die Bibliothek des ehemaligen Zisterzienserinnenklosters Gravenhorst. In: *Aus dem Antiquariat. Beilage zum Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* H. 6 (1994), S. 205–209.
- Justus Möser's Badeaufenthalte 1746–1793 in Bad Pyrmont. In: *Aus dem Antiquariat. Beilage zum Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* H. 6 (1994), S. 213–215.
- Petra Kabus: *Verkehrte Welt. Zur schriftstellerischen und denkerischen Methode Grimmelshausens im „Abentheurlichen Simplicissimus Teutsch“*. Frankfurt a. M. [u. a.] 1993 (Europäische Hochschulschriften. Reihe I. Deutsche Sprache und Literatur 1416). In: *Germanistik. Internationales Referatenorgan mit bibliographischen Hinweisen* 35 (1994), S. 532–533.
- Meistereinbände des Historismus. Eine Ausstellung der Fürstlichen Bibliothek zu Corvey. In: *Aus dem Antiquariat. Beilage zum Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* H. 8 (1994), S. 295–298.
- Westfälisches Autorenlexikon 1750 bis 1800*. Im Auftrag des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe hrsg. und bearb. von Walter Gödden und Iris Nölle-Hornkamp. Unter Mitarbeit von Henrike Gundlach. Paderborn 1993 (Westfälisches Autorenlexikon 1). In: *Leuvense Bijdragen* 83 (1994), S. 363–365.
- Lexikon zur Geschichte und Gegenwart der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel*. Im Auftrage der Gesellschaft der Freunde der Herzog August Bibliothek hrsg. von Georg Ruppelt und Sabine Solf. Wiesbaden 1992 (Lexika europäischer Bibliotheken 1). In: *Leuvense Bijdragen* 83 (1994), S. 366.
- Überlieferung und Kritik. Zwanzig Jahre Barockforschung in der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel*. Wiesbaden 1993 (Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung 20). In: *Leuvense Bijdragen* 83 (1994), S. 367–370.
- Einblick in die Geschichte der Geologie. Bergbaubücher aus der historischen Bibliothek des Landesoberbergamtes Nordrhein-Westfalen in einer Ausstellung im Siegerlandmuseum. In: *Siegerland. Blätter des Siegerländer Heimat- und Geschichtsvereins* 71 (1994), S. 91–95.
- Kuno Gurtner: *„Ich hab ein Korb voll Obst beisammen“*. Studien zur Poetik der Romane Johann Beers. Bern [u. a.] 1993 (Deutsche Literatur von den Anfängen bis 1700 16). In: *Germanistik. Internationales Referatenorgan mit bibliographischen Hinweisen* 35 (1994), S. 866–867.

- Walter Gödden: *Der Schwärmer. Die verschollene Lebensgeschichte des westfälischen Sturm-und-Drang-Dichters Anton Mathias Sprickmann*. Paderborn [u. a.] 1994. In: *Germanistik. Internationales Referatenorgan mit bibliographischen Hinweisen* 35 (1994), S. 899.
- Neuruppiner Bilderbogen – Ein bildlich-literarisches Massenmedium des 19. Jahrhunderts. Eine Wanderausstellung. In: *Aus dem Antiquariat. Beilage zum Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* H. 12 (1994), S. 466–469.
- Klaus-P. Bauch und Maria-B. Schröder: *Alphabetisches Verzeichnis der Wieland-Bibliothek*. Bearb. nach dem „Verzeichniß der Bibliothek des verewigten Herrn Hofraths Wieland. 1814.“ Hannover 1993 (Schriftenreihe des Antiquariats Klaus-P. Bauch 1). In: *Aus dem Antiquariat. Beilage zum Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* H. 12 (1994), S. 488–490.
- Deutsche Bucheinbände der Renaissance um Jakob Krause, Hofbuchbinder des Kurfürsten August I. von Sachsen*. Von Konrad von Rabenau. 2 Bde. Brüssel, Schöneiche bei Berlin 1994 (Bibliotheca Wittrockiana). In: *Aus dem Antiquariat. Beilage zum Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* H. 12 (1994), S. 491–492.
- Einblick in die Geschichte der Geologie. Bergbaubücher in einer Ausstellung im Siegerlandmuseum. In: *Siegener Zeitung* vom 14.1.1995, S. 39.
- Blake Lee Spahr: *Andreas Gryphius. A Modern Perspective*. Columbia 1993 (Studies in German Literature, Linguistics, and Culture). In: *Arbitrium* (1994), S. 311–313.
- Winfried Freund: *Die Literatur Westfalens. Von ihren Anfängen bis zur Gegenwart*. Paderborn 1993. In: *Leuvense Bijdragen* 83 (1994), S. 530–534.
- Westfälisches Autorenlexikon 1800 bis 1850*. Im Auftrag des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe hrsg. und bearb. von Walter Gödden und Iris Nölle-Hornkamp. Unter Mitarbeit von Henrike Gundlach. Paderborn 1994 (Westfälisches Autorenlexikon 2). In: *Leuvense Bijdragen* 83 (1994), S. 535.
- Die theologische Bibliothek der evangelisch-reformierten Kirchengemeinde Hohenlimburg. In: *Aus dem Antiquariat. Beilage zum Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* H. 2 (1995), S. 69–71.
- Wie eine Mücke nach dem Licht*. Gedichte von Annette von Droste-Hülshoff. Schrift und Illustrationen: Andreas Raub. Münster 1993. In: *Heimatspflege in Westfalen* 8 (1995), H. 2, S. 29.

- Niederdeutsche Sachsenspiegel in der Landesbibliothek Oldenburg. In: *Aus dem Antiquariat. Beilage zum Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* H. 4 (1995), S. 141–144.
- Manuskripte und Inkunabeln aus der Lippischen Landesbibliothek Detmold und der Erzbischöflichen Akademischen Bibliothek Paderborn. In: *Aus dem Antiquariat. Beilage zum Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* H. 4 (1995), S. 146–149.
- Robert Seidel: *Späthumanismus in Schlesien. Caspar Dornau (1577–1631). Leben und Werk*. Tübingen 1994 (Frühe Neuzeit 20). In: *Arbitrium* (1995), S. 46–48.
- Die Rosenkreuzer im Zeitalter des Barock. Eine Ausstellung in Wolfenbüttel und Amsterdam. In: *Aus dem Antiquariat. Beilage zum Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* H. 6 (1995), S. 213–215.
- Deutschsprachige Drucke Moskauer und Petersburger Verlage vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Eine Ausstellung der Universitäts- und Landesbibliothek Münster. In: *Aus dem Antiquariat. Beilage zum Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* H. 7 (1995), S. 251–253.
- Bucheinbände und Buchillustrationen des 17. und 18. Jahrhunderts. Eine Ausstellung der Fürstlichen Bibliothek zu Corvey. In: *Aus dem Antiquariat. Beilage zum Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* H. 7 (1995), S. 262–264.
- Lithographische Drucke als Massenmedien. Eine Ausstellung des Westfälischen Museumsamtes. In: *Aus dem Antiquariat. Beilage zum Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* H. 9 (1995), S. 352–355.
- Susanne Eigenmann: *Zwischen ästhetischer Raserei und aufgeklärter Disziplin. Hamburger Theater im späten 18. Jahrhundert*. Stuttgart, Weimar 1994 (Metzler Studienausgabe). In: *Germanistik. Internationales Referatenorgan mit bibliographischen Hinweisen* 36 (1995), S. 659–660.
- Christian Gryphius: *Actus von den Helden-Büchern oder Romanen (1694)*. Aus der Handschrift hrsg., erläutert und mit einem Nachwort versehen von Konrad Gajek. Frankfurt a. M. [u. a.] 1994 (Regensburger Beiträge zur deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft. Reihe A. Quellen 9). In: *Leuvense Bijdragen* 84 (1995), S. 255–256.

- Gerda Baumbach: *Seiltänzer und Betrüger? Parodie und kein Ende. Ein Beitrag zu Geschichte und Theorie von Theater*. Tübingen 1995 (Mainzer Forschungen zu Drama und Theater 13). In: *Germanistik. Internationales Referatenorgan mit bibliographischen Hinweisen* 36 (1995), S. 1030–1031.
- Alexander Košenina: *Anthropologie und Schauspielkunst. Studien zur „eloquentia corporis“ im 18. Jahrhundert*. Tübingen 1995 (Theatron 11). In: *Germanistik. Internationales Referatenorgan mit bibliographischen Hinweisen* 36 (1995), S. 1033.
- Alte Geologie- und Bergbaubücher aus der Bibliothek des Landesoberbergamtes Nordrhein-Westfalen in einer Ausstellung im Museum für Naturkunde der Stadt Dortmund. In: *Heimat Dortmund. Stadtgeschichte in Bildern und Berichten. Zeitschrift des Historischen Vereins für Dortmund und die Grafschaft Mark* H. 3 (1995), S. 38–40.
- Prachtwerke der botanischen Buchillustration. Eine Ausstellung der Universitäts- und Landesbibliothek Münster. In: *Aus dem Antiquariat. Beilage zum Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* H. 1 (1996), S. 14–16.
- Kinderbuchillustrationen von Fritz Baumgarten in einer Ausstellung in Bad Pyrmont. In: *Aus dem Antiquariat. Beilage zum Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* H. 1 (1996), S. 32–33.
- Kräuterbücher und Arzneikunst. Eine Ausstellung in Münster. In: *Westfälisches Ärzteblatt* H. 2 (1996), S. 15–16.
- Stefan Trappen: *Grimmelshausen und die menippeische Satire. Eine Studie zu den historischen Voraussetzungen der Prosasatire im Barock*. Tübingen 1994 (Studien zur deutschen Literatur 132). In: *Leuvense Bijdragen* 85 (1996), S. 249–253.
- Siegfried Kessemeier: *Spur der Zeit – Landskop. Gedichte*. Mit Grafiken von Jochen Geilen und einem Nachwort von Walter Gödden. Köln 1994 (Bücher der Nyland-Stiftung. Reihe Neue Westfälische Literatur 2). In: *Heimatpflege in Westfalen* 9 (1996), H. 5, S. 37.
- Rainer Ruppert: *Labor der Seele und der Emotionen. Funktionen des Theaters im 18. und frühen 19. Jahrhundert*. Berlin 1995 (Sigma-Medienwissenschaft 20). In: *Germanistik. Internationales Referatenorgan mit bibliographischen Hinweisen* 37 (1996), S. 190.
- Ute Daniel: *Hoftheater. Zur Geschichte des Theaters und der Höfe im 18. und 19. Jahrhundert*. Stuttgart 1995. In: *Germanistik. Internationales Referatenorgan mit bibliographischen Hinweisen* 37 (1996), S. 336–337.

- Roland Dreßler: *Von der Schaubühne zur Sittenschule. Das Theaterpublikum vor der vierten Wand*. Berlin 1993. In: *Germanistik. Internationales Referatenorgan mit bibliographischen Hinweisen* 37 (1996), S. 337.
- Barockes Fürsten- und Gelehrtenlob in Westfalen. Eine Ausstellung der Universitäts- und Landesbibliothek Münster. In: *Aus dem Antiquariat. Beilage zum Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* H. 7 (1996), S. 297–300.
- Illustrierte Kräuter- und Pflanzenbücher. In: *Bücher-Markt. Das Fachmagazin für Sammler von Büchern, Graphiken und altem Papier* 5 (1996), Nr. 8, S. 4–7.
- Luther-Ausstellungen zum 450. Todestag des Reformators. In: *Aus dem Antiquariat. Beilage zum Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* H. 8 (1996), S. 330–335.
- Eine Doppelausstellung zum 250. Geburtstag von Joachim Heinrich Campe (1746–1818). In: *Aus dem Antiquariat. Beilage zum Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* H. 9 (1996), S. 386–388.
- Kostbarkeiten aus der historischen Bibliothek des Praemonstratenserklosters Clarholz. In: *Aus dem Antiquariat. Beilage zum Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* H. 12 (1996), S. 507–509.
- Predigten der Barockzeit*. Texte und Kommentar. In Zusammenarbeit mit Heinrich Kabas und Roswitha Woytek hrsg. und durch Zeugnisse zur Predigt in der deutschen Literatur vom 18. zum 20. Jahrhundert ergänzt von Werner Welzig. Wien 1995 (Österreichische Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse. Sitzungsberichte 626). In: *Daphnis* 25 (1996), S. 585–587.
- Literary Culture in the Holy Roman Empire, 1555–1720*. Hrsg. von James A. Parente, Richard E. Schade und George C. Schoolfield. Chapel Hill, London 1991 (University of North Carolina Studies in the Germanic Languages and Literatures 113). In: *Arbitrium* (1996), S. 322–324.
- Annette von Droste-Hülshoff (1797–1848) zum 200. Geburtstag. In: *Aus dem Antiquariat. Beilage zum Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* H. 5 (1997), S. 234–239.
- Westfälische und flämische Kinder- und Jugendliteratur aus drei Jahrhunderten. In: *Aus dem Antiquariat. Beilage zum Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* H. 8 (1997), S. 438–440.

- Melanchthon-Ausstellungen zum 500. Geburtstag des Humanisten und Reformators. In: *Aus dem Antiquariat. Beilage zum Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* H. 9 (1997), S. 481–487.
- Michael Rüppel: „Nur zwei Jahre Theater, und alles ist zerrüttet“. *Bremer Theatergeschichte von den Anfängen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts*. Heidelberg 1996 (Neue Bremer Beiträge 9). In: *Germanistik. Internationales Referatenorgan mit bibliographischen Hinweisen* 38 (1997), S. 661–662.
- Christian Bauer: *Geistliche Prosa im Kloster Tegernsee. Untersuchungen zu Gebrauch und Überlieferung deutschsprachiger Literatur im 15. Jahrhundert*. Tübingen 1996 (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 107). In: *Leuvense Bijdragen* 86 (1997), S. 384–385.
- Simone Hess, Christa Wachter: *Wintermärchen und Wiesenzwerge. Der Bilderbuchkünstler Ernst Kreidolf (1863–1956). Eine Bibliographie*. Bad Pyrmont 1997 (Schriftenreihe des Museums im Schloß Bad Pyrmont 33). In: *Aus dem Antiquariat. Beilage zum Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* H. 1 (1998), S. 62–63.
- Alte siebenbürgische Drucke (16. Jahrhundert)*. Hrsg. von Gedeon Borsa. Köln, Weimar, Wien 1996 (Schriften zur Landeskunde Siebenbürgens 21). In: *Aus dem Antiquariat. Beilage zum Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* H. 4 (1998), S. 305–306.
- Der „Codex Henrici“ – eine wertvolle Bibelhandschrift in der Universitäts- und Landesbibliothek Münster. In: *Aus dem Antiquariat. Beilage zum Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* H. 8 (1998), S. 579–581.
- Amalia Fürstin von Gallitzin (1748–1806) zum 250. Geburtstag. In: *Aus dem Antiquariat. Beilage zum Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* H. 9 (1998), S. 674–676.
- Stadtarzt, Autor und Friedensvermittler Rottendorff 1648 in Münster. In: *Westfälisches Ärzteblatt* H. 10 (1998), S. 67–68.
- Walter Salmen: *Der Tanzmeister. Geschichte und Profile eines Berufes vom 14. bis zum 19. Jahrhundert. Mit einem Anhang „Der Tanzmeister in der Literatur“*. Hildesheim, Zürich, New York 1997 (Terpsichore 1). In: *Germanistik. Internationales Referatenorgan mit bibliographischen Hinweisen* 39 (1998), S. 585–586.

- 1648 – Krieg und Frieden in Europa. Eine Ausstellung in Münster und Osnabrück. In: *Aus dem Antiquariat. Beilage zum Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* H. 12 (1998), S. 851–853.
- „Reineke-Fuchs“-Ausstellung im Haus der Niederlande zu Münster. In: *Aus dem Antiquariat. Beilage zum Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* H. 12 (1998), S. 854–855.
- Renate Jürgensen: *Utile cum dulci. Mit Nutzen erfreulich. Die Blütezeit des Pegnesischen Blumenordens in Nürnberg 1644 bis 1744*. Wiesbaden 1994. In: *Archiv für Kulturgeschichte* 81 (1999), S. 252–253.
- Das Breslauer Schultheater im 17. und 18. Jahrhundert. Einladungsschriften zu den Schulactus und Szenare zu den Aufführungen „förmlicher Comödien“ an den protestantischen Gymnasien*. Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Konrad Gajek. Tübingen 1994 (Rara ex Bibliothecis Sile-sis 3). In: *Archiv für Kulturgeschichte* 81 (1999), S. 254–255.
- Alan Menhennet: *Grimmelshausen the Storyteller. A Study of the „Simpli-cian“ Novels*. Columbia 1997 (Studies in German Literature, Linguistics, and Culture). In: *Arbitrium* (1999), S. 66–68.
- Möser-Bibliographie. 1730–1990*. Hrsg. von Winfried Woesler. Tübingen 1997. In: *Aus dem Antiquariat. Beilage zum Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* H. 9 (1999), S. 554–555.
- Adolf Scherl: *Berufstheater in Prag 1680–1739*. Wien 1999 (Theatergeschichte Österreichs 10. Donaumonarchie 5). In: *Germanistik. Internationales Referatenorgan mit bibliographischen Hinweisen* 40 (1999), S. 1090–1091.
- Ein Jahrhundert Akademische Bibliothek Paderborn. Zur Geschichte des Buches in der Mitteldeutschen Kirchenprovinz mit einem Verzeichnis der mittelalterlichen Handschriften in Paderborn*. Hrsg. von Karl Hengst. Paderborn 1996 (Veröffentlichungen zur Geschichte der Mitteldeutschen Kirchenprovinz 10). In: *Aus dem Antiquariat. Beilage zum Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* H. 3 (2000), S. 208–209.
- Einmaliger Einblick in das Wissen eines Landarztes im frühen 19. Jahrhundert. In: *Westfälisches Ärzteblatt* H. 5 (2000), S. 18–19.
- Britta Domke: *Anton Mathias Sprickmann als Dramatiker. Studien zur Interpretation seiner Werke und zum literarhistorischen Kontext*. Bielefeld 1999 (Veröffentlichungen der Literaturkommission für Westfalen 1). In: *Westfälische Forschungen* 50 (2000), S. 575–576.

- Kinderbuchillustrationen von Ida Bohatta in einer Wanderausstellung. In: *Aus dem Antiquariat. Beilage zum Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* H. 12 (2000), S. 770–772.
- Dieter Martin: *Barock um 1800. Bearbeitung und Aneignung deutscher Literatur des 17. Jahrhunderts von 1770 bis 1830*. Frankfurt a. M. 2000 (Das Abendland N. F. 26). In: *Germanistik. Internationales Referatenorgan mit bibliographischen Hinweisen* 41 (2000), S. 501.
- Ralph-Rainer Wuthenow: *Die gebändigte Flamme. Zur Wiederentdeckung der Leidenschaften im Zeitalter der Vernunft*. Heidelberg 2000 (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte 178). In: *Germanistik. Internationales Referatenorgan mit bibliographischen Hinweisen* 41 (2000), S. 888–889.
- Anke Sonnek: *Emanuel Schikaneder. Theaterprinzipal, Schauspieler und Stückeschreiber*. Kassel [u. a.] 1999 (Schriftenreihe der Internationalen Stiftung Mozarteum Salzburg 11). In: *Germanistik. Internationales Referatenorgan mit bibliographischen Hinweisen* 41 (2000), S. 530–531.
- Westfälisches Autorenlexikon*. Im Auftrag des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe hrsg. und bearb. von Walter Gödden und Iris Nölle-Hornkamp. 3 Bde. Paderborn 1993–1997. In: *Aus dem Antiquariat. Beilage zum Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* H. 7 (2001), S. 440–441.
- Der Mediziner und Naturwissenschaftler Samuel Thomas Soemmerring (1755–1830). In: *Aus dem Antiquariat. Beilage zum Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* H. 12 (2001), S. 703–705.
- Günther Heeg: *Das Phantasma der natürlichen Gestalt. Körper, Sprache und Bild im Theater des 18. Jahrhunderts*. Frankfurt a. M., Basel 2000 (Nexus 49). In: *Germanistik. Internationales Referatenorgan mit bibliographischen Hinweisen* 42 (2001), S. 189.
- Deutschsprachiges Theater in Prag. Begegnungen der Sprachen und Kulturen*. Hrsg. von Alena Jakubcová, Jitka Ludvová und Václav Maidl. Prag 2001. In: *Germanistik. Internationales Referatenorgan mit bibliographischen Hinweisen* 42 (2001), S. 878.
- Martina Kurzweg: *Presse zwischen Staat und Gesellschaft. Die Zeitungslandschaft in Rheinland-Westfalen (1770–1819)*. Paderborn 1999 (Forschungen zur Regionalgeschichte 32). In: *Westfälische Forschungen* 51 (2001), S. 635–637.

- Manfred Brauneck: *Die Welt als Bühne. Geschichte des europäischen Theaters*. Bd. 2. Stuttgart, Weimar 1996. In: *Archiv für Kulturgeschichte* 83 (2001), S. 501–503.
- Bibliotheca Wedinghausano-Werlensis. Die Bestände der Bibliothek des Praemonstratenserklosters Wedinghausen an Sankt Walburga in Werl*. Hrsg. von Reinhard Feldmann. Münster 1999 (Schriften der Universitäts- und Landesbibliothek Münster 20). In: *Aus dem Antiquariat. Beilage zum Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* H. 2 (2002), S. 103–105.
- Die Werler Ärztebibliothek. Katalog der Werler Ärztebibliothek Dr. med. Friedrich Heese an St. Walburga*. Hrsg. von Reinhard Feldmann. Münster 2000 (Schriften der Universitäts- und Landesbibliothek Münster 22). In: *Aus dem Antiquariat. Beilage zum Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* H. 2 (2002), S. 105–106.
- Dramenlexikon des 18. Jahrhunderts*. Hrsg. von Heide Hollmer und Albert Meier. Unter Mitarbeit von Lars Korten und Thorsten Kruse. München 2001. In: *Zeitschrift für Germanistik* N. F. 12 (2002), S. 404–405.
- Briefe der Fruchtbringenden Gesellschaft und Beilagen: Die Zeit Fürst Ludwigs von Anhalt-Köthen 1617–1650*. Unter Mitarbeit von Andreas Herz und Dieter Merzbacher hrsg. von Klaus Conermann. 2 Bde. Tübingen 1992–1998 (Die Deutsche Akademie des 17. Jahrhunderts. Fruchtbringende Gesellschaft. Reihe 1. Kritische Ausgabe der Briefe, Beilagen und Akademiarbeiten. Im Auftrag der Herzog August Bibliothek hrsg. von Martin Bircher und Klaus Conermann. Abteilung A. Köthen 1/2). In: *Archiv für Kulturgeschichte* 84 (2002), S. 491–493.
- Ansgar M. Cordie: *Raum und Zeit des Vaganten. Formen der Weltaneignung im deutschen Schelmenroman des 17. Jahrhunderts*. Berlin, New York 2001 (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 19). In: *Germanistik. Internationales Referatenorgan mit bibliographischen Hinweisen* 43 (2002), S. 788.
- Edith Parzefall: *Das Fortwirken des „Simplicissimus“ von Grimmelshausen in der deutschen Literatur*. Berlin 2001. In: *Germanistik. Internationales Referatenorgan mit bibliographischen Hinweisen* 43 (2002), S. 793.

- Joseph Görres: *Gesammelte Schriften*. Hrsg. im Auftrag der Görres-Gesellschaft von Wilhelm Schellberg [u. a.]. Fortgeführt von der Görres-Forschungsstelle an der Katholischen Universität Eichstätt. Bd. XVII. *Schriften zum Kölner Ereignis*. Tl. 1. *Athanasius*. Bearb. von Heinz Hürten. Paderborn [u. a.] 1998. In: *Germanistik. Internationales Referatenorgan mit bibliographischen Hinweisen* 43 (2002), S. 825.
- Joseph Görres: *Gesammelte Schriften*. Hrsg. im Auftrag der Görres-Gesellschaft von Wilhelm Schellberg [u. a.]. Fortgeführt von der Görres-Forschungsstelle an der Katholischen Universität Eichstätt. Bd. XVII. *Schriften zum Kölner Ereignis*. Tl. 4. *Die Wallfahrt nach Trier*. Bearb. von Irmgard Scheitler. Paderborn [u. a.] 2000. In: *Germanistik. Internationales Referatenorgan mit bibliographischen Hinweisen* 43 (2002), S. 825.
- Handschriftencensus Westfalen*. Bearb. von Ulrich Hinz. Hrsg. von der Universitäts- und Landesbibliothek Münster. Wiesbaden 1999 (Schriften der Universitäts- und Landesbibliothek Münster 18). In: *Aus dem Antiquariat. Zeitschrift für Antiquare und Büchersammler* H. 1 (2003), S. 54–55.
- Andreas Merzhäuser: *Satyrische Selbstbehauptung. Innovation und Tradition in Grimmelshausens „Abentheurlichem Simplicissimus Teutsch“*. Göttingen 2002. In: *Germanistik. Internationales Referatenorgan mit bibliographischen Hinweisen* 44 (2003), S. 280–281.
- Ausstellungen zum 200. Jahrestag der Säkularisation 1803. In: *Aus dem Antiquariat. Zeitschrift für Antiquare und Büchersammler Beilage* H. 6 (2003), S. 450–455.
- Transformationen. Texte und Kontexte zum Abschluß der Historisch-kritischen Droste-Ausgabe. Festakt und Tagung in Münster am 6. Juli und 13./14. Juli 2001*. Hrsg. von Ortrun Niethammer. Bielefeld 2002. (Veröffentlichungen der Literaturkommission für Westfalen 6). In: *Westfälische Forschungen* 53 (2003), S. 737–740.
- Werner Rolevinck: *Ein Buch zum Lobe Westfalens (1478)*. Nach der Ausgabe Hermanns Bückers von 1953 neu bearb. und hrsg. von Annelise Raub. Illustrationen von Andreas Raub. Münster 2002. In: *Westfälische Forschungen* 53 (2003), S. 741–743.
- Ruth B. Emde: *Schauspielerinnen im Europa des 18. Jahrhunderts. Ihr Leben, ihre Schriften und ihr Publikum*. Amsterdam, Atlanta 1997 (Internationale Forschungen zur Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft 26). In: *Archiv für Kulturgeschichte* 86 (2004), S. 242–243.

- Frömmigkeit und Wissen. Rheinisch-Westfälische Kapuzinerbibliotheken vor der Säkularisation – Eine Wanderausstellung in Paderborn. In: *Die Warte* 65 (2004), Nr. 122, S. 16–18.
- Christian Rother: *Siebenbürgen und der Buchdruck im 16. Jahrhundert. Mit einer Bibliographie „Siebenbürgen und der Buchdruck“*. Wiesbaden 2002 (Buchwissenschaftliche Beiträge aus dem Deutschen Bucharchiv München 71). In: *Aus dem Antiquariat. Zeitschrift für Antiquare und Büchersammler* H. 5 (2004), S. 380–381.
- Die historische Bibliothek des Regierungsbezirks Arnsberg. Geschichte und Bestandsverzeichnis*. Hrsg. von Reinhard Feldmann. Münster 1999 (Schriften der Universitäts- und Landesbibliothek Münster 19). In: *Aus dem Antiquariat. Zeitschrift für Antiquare und Büchersammler* H. 5 (2004), S. 384–385.
- Die Barockbibliothek Nünning als Mikrofiche-Edition. In: *Aus dem Antiquariat. Zeitschrift für Antiquare und Büchersammler* H. 5 (2004), S. 385–387.
- Das Museum für Westfälische Literatur. In: *Aus dem Antiquariat. Zeitschrift für Antiquare und Büchersammler* H. 6 (2004), S. 437–439.
- Westfälisches Autorenlexikon 1900 bis 1950*. Im Auftrag des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe hrsg. und bearb. von Walter Gödden und Iris Nölle-Hornkamp. Unter Mitarbeit von Annette Gebhardt, Jochen Grywatsch und Ursula Heeke. Paderborn 2002 (Westfälisches Autorenlexikon 4). In: *Aus dem Antiquariat. Zeitschrift für Antiquare und Büchersammler* H. 6 (2004), S. 460–461.
- Stephan Kraft: *Geschlossenheit und Offenheit der „Römischen Octavia“ von Herzog Anton Ulrich. „der roman macht ahn die ewigkeit gedencken, den er nimbt kein endt.“* Würzburg 2004 (Epistemata. Reihe Literaturwissenschaft 483). In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der Literatur (IASL-Online)* (2004).
- Theaterkunst & Heilkunst. Studien zu Theater und Anthropologie*. Hrsg. von Gerda Baumbach. Köln, Weimar, Wien 2002. In: *Archiv für Kulturgeschichte* 86 (2004), S. 485–488.
- Günter Beaugrand: *Kloster Paradiese. Vom Dominikanerinnenkloster zum Medizinischen Zentrum*. Soest-Paradiese 2002. In: *Simpliciana XXVI* (2004), S. 524–526.

- Gerhard Menk: *Gustav Könnecke (1845–1920). Ein Leben für das Archivwesen und die Kulturgeschichte*. Hrsg. vom Hessischen Staatsarchiv Marburg in Verbindung mit dem Verein für hessische Geschichte und Landeskunde e. V. Zweigverein Marburg. Marburg 2004 (Schriften des Hessischen Staatsarchivs Marburg 13; Hessische Forschungen zur geschichtlichen Landes- und Volkskunde 42). In: *Simpliciana XXVI* (2004), S. 527–529.
- Wolf Lammers: *Anton Matthias Sprickmann – Hofrat und Professor. Gutachten und Relationen aus dem Nachlaß*. Münster 2004. In: *Westfälische Forschungen* 55 (2005), S. 824–826.
- Große Melchior-Lechter-Ausstellung in Münster. In: *Aus dem Antiquariat. Zeitschrift für Antiquare und Büchersammler* H. 2 (2006), S. 130–134.
- Umschlossene Welt – geöffnete Bücher. Die Bibliotheken des Ratsgymnasiums Stadthagen im Zeitalter der Renaissance (1486–1648)*. Beschreibung und Analyse von Udo Jost. Bückeberg 2003 (Veröffentlichungen der Niedersächsischen Archivverwaltung. Inventare und kleinere Schriften des Staatsarchivs in Bückeberg 7). In: *Aus dem Antiquariat. Zeitschrift für Antiquare und Büchersammler* H. 2 (2006), S. 150–152.
- Die Bibliothek Konrad Peutingers. Edition der historischen Kataloge und Rekonstruktion der Bestände*. Bd. 1. *Die autographen Kataloge Peutingers. Der nicht-juristische Bibliotheksteil*. Bearb. von Hans-Jörg Künast und Helmut Zäh. Tübingen 2003 (Studia Augustana. Augsburger Forschungen zur europäischen Kulturgeschichte 11). In: *Aus dem Antiquariat. Zeitschrift für Antiquare und Büchersammler* H. 5 (2006), S. 394–395.
- Die Bibliothek Konrad Peutingers. Edition der historischen Kataloge und Rekonstruktion der Bestände*. Bd. 2. *Die autographen Kataloge Peutingers. Der juristische Bibliotheksteil*. Bearb. von Hans-Jörg Künast und Helmut Zäh. Tübingen 2005 (Studia Augustana. Augsburger Forschungen zur europäischen Kulturgeschichte 14). In: *Aus dem Antiquariat. Zeitschrift für Antiquare und Büchersammler* H. 5 (2006), S. 394–395.
- Waltraud Maierhofer: *Hexen – Huren – Heldenweiber. Bilder des Weiblichen in Erzähltexten über den Dreißigjährigen Krieg*. Köln, Weimar, Wien 2005 (Literatur, Kultur, Geschlecht. Große Reihe 35). In: *Germanistik. Internationales Referatenorgan mit bibliographischen Hinweisen* 47 (2006), S. 158–159.
- Briefe der Fruchtbringenden Gesellschaft und Beilagen: Die Zeit Fürst Ludwigs von Anhalt-Köthen 1617–1650*. Bd. 3. 1630–1636. Unter Mitarbeit von

- Gabriele Ball und Andreas Herz hrsg. von Klaus Conermann. Tübingen 2003 (Die Deutsche Akademie des 17. Jahrhunderts. Fruchtbringende Gesellschaft. Reihe 1. Kritische Ausgabe der Briefe, Beilagen und Akademiarbeiten. Im Auftrag der Herzog August Bibliothek hrsg. von Martin Bircher und Klaus Conermann. Abteilung A. Köthen 3). In: *Archiv für Kulturgeschichte* 88 (2006), S. 486–488.
- Wolf Lammers: *Anton Matthias Sprickmann. Ein Juristenleben*. Münster 2005 (Rechtsgeschichte und Rechtsgeschehen 4). In: *Westfälische Forschungen* 56 (2006), S. 691–692.
- Anton Matthias Sprickmann: *Erzählungen und autobiographische Prosa*. Hrsg. und kommentiert von Jörg Löffler. Bielefeld 2005 (Veröffentlichungen der Literaturkommission für Westfalen 14. Reihe Texte 2). In: *Westfälische Forschungen* 56 (2006), S. 701–702.
- Anton Matthias Sprickmann. Dichter und Jurist. Eulalia (Schauspiel, 1777)*. Mit einem Kommentar von Walter Gödden und Jörg Löffler. *Ueber die Eyde (Gutachten, 1787)*. Mit einem Kommentar von Thomas Vormbaum. Berlin 2006 (Juristische Zeitgeschichte. Abt. 6. Recht in der Kunst – Kunst im Recht 23). In: *Westfälische Forschungen* 56 (2006), S. 702–704.
- Misia Sophia Doms: „*Alkühmisten*“ und „*Decoctores*“. *Grimmelshausen und die Medizin seiner Zeit*. Bern [u. a.] 2006 (Beihefte zu *Simpliciana* 3). In: *Germanistik. Internationales Referatenorgan mit bibliographischen Hinweisen* 47 (2006), S. 769.
- Ralf Haekel: *Die Englischen Komödianten in Deutschland. Eine Einführung in die Ursprünge des deutschen Berufsschauspiels*. Heidelberg 2004 (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte 212). In: *Zeitschrift für Germanistik* N. F. 17 (2007), S. 450–451.
- Jutta Breyll: *Pictura loquens – Poesis tacens. Studien zu Titelbildern und Rahmenkompositionen der erzählenden Literatur des 17. Jahrhunderts von Sidneys „Arcadia“ bis Ziglers „Banise“*. Hrsg. von Hans Geulen, Wolfgang Harms und Nikola von Merveldt. Wiesbaden 2006 (Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung 44). In: *Simpliciana* XXIX (2007), S. 413–416.
- Salomo in Schlesien. Beiträge zum 400. Geburtstag Friedrich von Logaus (1605–2005)*. Hrsg. von Thomas Althaus und Sabine Seelbach. Amsterdam, New York 2006 (Chloe 39). In: *Zeitschrift für Germanistik* N. F. 18 (2008), S. 198–201.

Briefe der Fruchtbringenden Gesellschaft und Beilagen: Die Zeit Fürst Ludwigs von Anhalt-Köthen 1617–1650. Bd. 4. 1637–1638. Unter Mitarbeit von Gabriele Ball und Andreas Herz hrsg. von Klaus Conermann. Tübingen 2006 (Die Deutsche Akademie des 17. Jahrhunderts. Fruchtbringende Gesellschaft. Reihe 1. Kritische Ausgabe der Briefe, Beilagen und Akademiarbeiten. Im Auftrag der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig in Kooperation mit der Herzog August Bibliothek hrsg. von Klaus Conermann. Abteilung A. Köthen 4). In: *Archiv für Kulturgeschichte* 90 (2008), S. 226–227.

Rainer Hillenbrand: *Erzählperspektive und Autorintention in Grimmelshausens „Simplicissimus“.* Frankfurt a. M. [u. a.] 2008. In: *Germanistik. Internationales Referatenorgan mit bibliographischen Hinweisen* 49 (2008), S. 253.

Archiv der Freiherren von Schauenburg Oberkirch. Urkundenregesten 1188–1803. Bearb. von Magda Fischer. Stuttgart 2007 (Inventare der nichtstaatlichen Archive in Baden-Württemberg 33). In: *Simpliciana XXX* (2008), S. 277–278.

Gábor Tüskés, Éva Knapp: *Germania Hungaria litterata. Deutsch-ungarische Literaturverbindungen in der frühen Neuzeit.* Berlin 2008 (Studium Litterarum 15). In: *Simpliciana XXX* (2008), S. 295–297.

„... ewig in diesem Himmel die Hölle leiden“. *Anton Mathias Sprickmann – Heinrich Christian Boie. Briefwechsel 1775–1782.* Hrsg. und kommentiert von Jochen Grywatsch. Bielefeld 2008 (Veröffentlichungen der Literaturkommission für Westfalen 30. Reihe Texte 12). In: *Westfälische Forschungen* 59 (2009), S. 598–600.

Stefanie Stockhorst: *Reformpoetik. Kodifizierte Genustheorie des Barock und alternative Normenbildung in poetologischen Paratexten.* Tübingen 2008 (Frühe Neuzeit 128). In: *Simpliciana XXXI* (2009), S. 597–598.

Uta Egenhoff: *Berufsschriftstellertum und Journalismus in der Frühen Neuzeit. Eberhard Werner Happels „Relationes Curiosae“ im Medienverbund des 17. Jahrhunderts.* Bremen 2008 (Presse und Geschichte – Neue Beiträge 13). In: *Simpliciana XXXI* (2009), S. 613–615.

Frank Stückemann: *Johann Moritz Schwager (1738–1804). Ein westfälischer Landpfarrer und Aufklärer ohne Misere.* Bielefeld 2009 (Veröffentlichungen der Literaturkommission für Westfalen 36). In: *Westfälische Forschungen* 60 (2010), S. 771–773.

- Friedrich Leopold zu Stolbergs Briefe an seine Ehefrauen Agnes von Witzleben und Sophia von Redern.* Bearb. von Horst Conrad und Sabine Blickensdorf. Münster 2010 (Vereinigte Westfälische Adelsarchive e. V. Veröffentlichung 18). In: *Westfälische Forschungen* 60 (2010), S. 796–798.
- Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Der abenteuerliche Simplicissimus Deutsch.* Aus dem Deutschen des 17. Jahrhunderts von Reinhard Kaiser. Gelesen von Felix von Manteuffel. Frankfurt a. M. 2009. In: *Simpliciana* XXXII (2010), S. 511.
- Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Lebensbeschreibung der Erzbetrügerin und Landstörzerin Courage. Der seltsame Springinsfeld. Zwei simplicianische Romane.* Aus dem Deutschen des 17. Jahrhunderts und mit einem Nachwort von Reinhard Kaiser. Frankfurt a. M. 2010. In: *Simpliciana* XXXII (2010), S. 512–513.
- Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Lebensbeschreibung der Erzbetrügerin und Landstörzerin Courage.* Aus dem Deutschen des 17. Jahrhunderts von Reinhard Kaiser. Gelesen von Barbara Nüsse. Frankfurt a. M. 2010. In: *Simpliciana* XXXII (2010), S. 514.
- Christian Meierhofer: *Alles neu unter der Sonne. Das Sammelschrifttum der Frühen Neuzeit und die Entstehung der Nachricht.* Würzburg 2010 (Epistemata. Reihe Literaturwissenschaft 702). In: *Simpliciana* XXXII (2010), S. 560–562.
- Rainer Hillenbrand: *Simplicianisches Erzählen in Grimmelshausens „Wunderbarlichem Vogel-Nest“. Ein poetologischer Kommentar.* Frankfurt a. M. [u. a.] 2011. In: *Germanistik. Internationales Referatenorgan mit bibliographischen Hinweisen* 52 (2011), S. 242.
- „Im Allgemeinen und denkwürdig in historischer Beziehung“. *Georg Arnold Jacobis Lebenszeugnisse fortgesetzt und um eigene Erinnerungen ergänzt von Victor Friedrich Leopold Jacobi.* Bearb. von Cornelia Ilbrig. Düsseldorf 2010 (Veröffentlichungen des Heinrich-Heine-Instituts). In: *Westfälische Forschungen* 61 (2011), S. 658–659.
- Flemming Schock: *Die Text-Kunstkammer. Populäre Wissenssammlungen des Barock am Beispiel der „Relationes Curiosae“ von E. W. Happel.* Köln, Weimar, Wien 2011 (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte 68). In: *Simpliciana* XXXIII (2011), S. 451–454.

- Populäre Kalender im vorindustriellen Europa: Der „Hinkende Bote“ / „Messager boiteux“.* Kulturwissenschaftliche Analysen und bibliographisches Repertorium. Ein Handbuch. Hrsg. von Susanne Greilich und York-Gothart Mix. Berlin, New York 2006. In: *Arbitrium* (2012), S. 67–71.
- Poet und Praeceptor. Christian Weise (1642–1708) zum 300. Todestag. 2. Internationales Christian-Weise-Symposium 21.–24. Oktober 2008 in Zittau. Tagungsband.* Hrsg. von Peter Hesse. Dresden 2009. In: *Arbitrium* 29 (2011), S. 180–184.
- 1636. Ihre letzte Schlacht. Leben im Dreißigjährigen Krieg.* Hrsg. von Sabine Eickhoff und Franz Schopper. Stuttgart 2012. In: *Simpliciana XXXIV* (2012), S. 494–495.
- Michael Rüppel: *Gustav Friedrich Wilhelm Großmann. 1743–1796. Eine Epoche deutscher Theater- und Kulturgeschichte.* Hannover 2010. In: *Lessing Yearbook XXXIX* (2012), S. 355–356.
- Polyhistorismus und Buntschriftstellerei. Populäre Wissensformen und Wissenskultur in der Frühen Neuzeit.* Hrsg. von Flemming Schock. Berlin, Boston 2012 (Frühe Neuzeit 169). In: *Simpliciana XXXV* (2013), S. 462–465.
- Franz Callenbach (1663–1743). Acht Schulkomödien.* Hrsg. von Reinhard Roth. Edingen-Neckarhausen 2010. In: *Simpliciana XXXV* (2013), S. 483–484.
- Ulrike Wels: *Gottfried Hoffmann (1658–1712). Eine Studie zum protestantischen Schultheater im Zeitalter des Pietismus.* Würzburg 2012 (Epistemata. Reihe Literaturwissenschaft 744 – 2012). In: *Jahrbuch für Internationale Germanistik XLVI* (2013), H. 1, S. 161–164.
- Theater in Böhmen, Mähren und Schlesien. Von den Anfängen bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. Ein Lexikon. Neu bearbeitete, deutschsprachige Ausgabe.* In Zusammenarbeit mit Hubert Reitterer, Bärbel Rudin, Adolf Scherl und Andrea Sommer-Mathis hrsg. von Alena Jakubcová und Matthias J. Pernerstorfer. Wien 2013 (Theatergeschichte Österreichs X. Donaumonarchie 6). In: *Germanistik. Internationales Referatenorgan mit bibliographischen Hinweisen* 54 (2013), S. 732–733.
- Norbert Bastwöste: *Die Courasche bei Grimmelshausen.* Hamburg 2014 (Poetica 127). In: *Simpliciana XXXVII* (2015), S. 447–451.
- Das Theater des Herrn Diderot. Zweisprachige, synoptische Edition von Denis Diderots „Le Fils naturel“ (1757) und „Le Pere de famille“ (1758) sowie den „Entretiens sur Le Fils naturel“ und dem Essay „De la Poésie dramatique“ in der Übersetzung Gotthold Ephraim Lessings (1760).* Hrsg. und

- kommentiert von Nikolas Immer und Olaf Müller. St. Ingbert 2014 (Literatur im historischen Kontext 6). In: *Lessing Yearbook XLIII* (2016), S. 202–204.
- Torsten Voß: *Körper, Uniformen und Offiziere. Soldatische Männlichkeiten in der Literatur von Grimmelshausen und J. M. R. Lenz bis Ernst Jünger und Hermann Broch*. Bielefeld 2016. In: *Simpliciana XXXVIII* (2016), S. 602–603.
- Carolin Struwe: *Episteme des Pikaresken. Modellierungen von Wissen im frühen deutschen Pikaroroman*. Berlin, Boston 2016 (Frühe Neuzeit 199). In: *Simpliciana XXXVIII* (2016), S. 604–606.
- Italo Michele Battafarano, Hildegard Eilert: *Planet Grimmelshausen. Bibliographie der gedruckten Forschungsliteratur 1675–2015*. Taranto 2016 (Pegaso. Saggi e Testi di Cultura Europea 6). In: *Simpliciana XXXIX* (2017), S. 411–412.
- Dennis Roth: *Krieg in der Oper*. Freiburg i. Br., Berlin, Wien 2017 (Rombach Wissenschaften. Reihe Litterae 228) In: *Simpliciana XXXIX* (2017), S. 437–438.
- Alberto Martino: *Besitzer und Leser Simplicianischer Schriften. Vom unvergleichlichen Wert einer Grimmelshausen-Bibliographie*. Pisa, Rom 2017 (Nuovi saggi 119). In: *Simpliciana XL* (2018), S. 443–445.
- Alberto Martino: *Die Verwandlungen des „Pícaro“*. Die Rezeption der „novela picaresca“ im deutschen Sprachraum (1555/1562–1753). Hrsg. von Fausto De Michele, Andreas Kurz und Herwig Weber zum 80. Geburtstag ihres Lehrers. Baden-Baden 2017 (Saecula spiritalia 50). In: *Simpliciana XL* (2018), S. 446–450.
- Matthias Slunitschek: *Hermann Kurz und die ‚Poesie der Wirklichkeit‘. Studien zum Frühwerk, Texte aus dem Nachlass*. Berlin, Boston 2017 (Untersuchungen zur deutschen Literaturgeschichte 150). In: *Simpliciana XL* (2018), S. 462–464.

***„[...] damit sich der Leser, gleich wie ich itzt thue,
entferne der Thorheit und lebe in Rhue.“***

Eric Achermann, Klaus Haberkamm, Hans-Joachim Jakob,
Daniel Langner und Torsten Menkhaus (Hrsg.)

Die vorliegende Festschrift für Peter Heßelmann vereinigt Beiträge aus dem Kollegen-, Schüler- und Freundeskreis des Jubilars zu einem zentralen Thema seiner vielfältigen Forschungsinteressen. Die deutsche Barockliteratur bildet den Fixpunkt seiner jahrzehntelangen wissenschaftlichen Leidenschaft, namentlich das Werk Johann Jacob Christoffel von Grimmelshausens. Die Aufsätze nehmen die Schriften des simplicianischen Autors ebenso in den Blick wie seine Wirkungsgeschichte und die Rezeption des Dreißigjährigen Krieges vom frühen 19. bis zum 21. Jahrhundert. Darüber hinaus kommen diverse frühneuzeitliche Publikationsformen und Textsorten zur Sprache – Chroniken, Kompilationen, Gedichte, Romane, Abhandlungen, Komödien und Theatertraktate.

30,00 €

ISBN 978-3-8405-0224-8

